This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

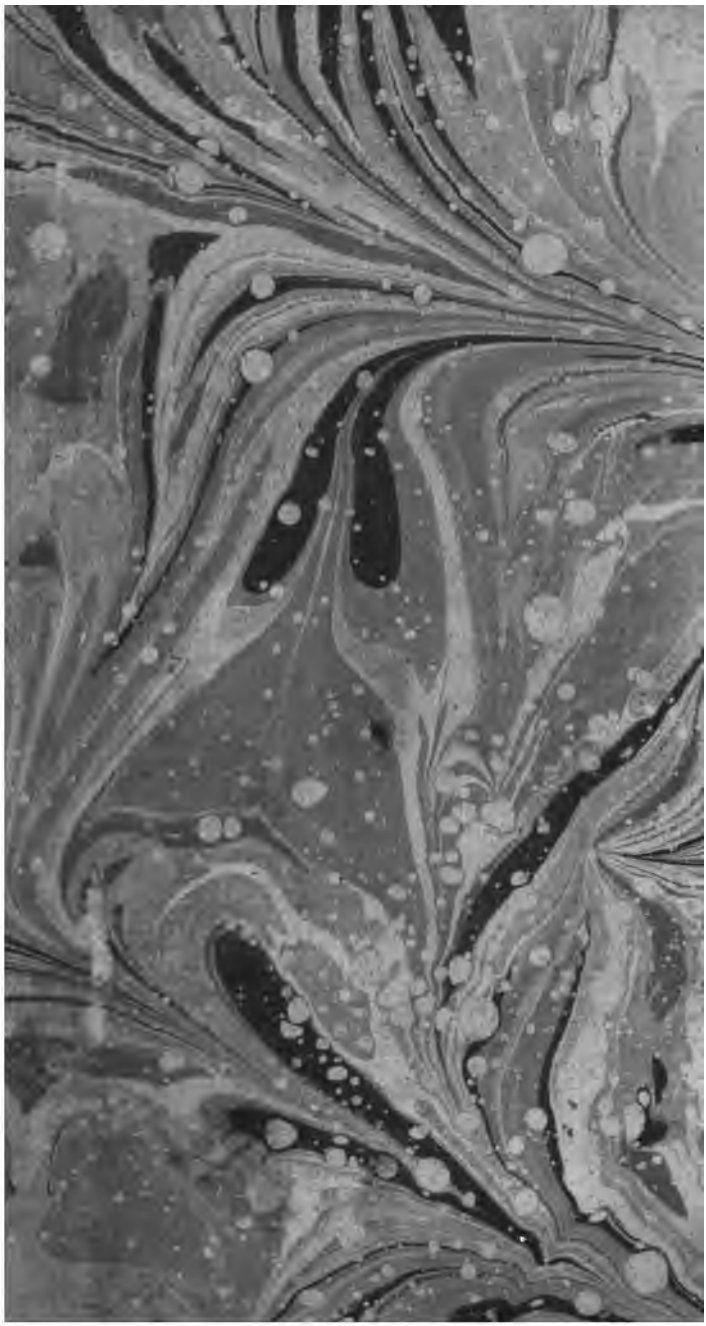
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Litt. I.
2.

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURBUM
CIRCUMSPICE



Z
1007
.A39

CHRISTOPH MEINERS

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des ein und achtzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1788.

Faculty Research Prof.
de Gruyter
2-37-81
23643

Verzeichniß

der im erſten Stücke des ein und achtzigſten Bandes recenſirten Bücher.

I. Diſſertations ſur l'univerſalite de la langue françoiſe, 3
Von den Urſachen der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache, von J. C. Schwab, J. A. Eberhard und J. G. Hüſch, ebend.
II. Correſpondance familière et amicale de *Fréderic Second*, Roi de Pruſſe, avec *U. F. de Suhm*, Tom. II. 33
Freundſchaftlicher Briefwechſel zwiſchen Friedrich dem Zweyten, König von Pr. und U. F. v. Suhm, 2 Theile, von K. H. ebend.
III. Tableau hiſtorique de la Saxe, par *I. G. Cauzler*, 43

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

a) Proteſt. Gottesgelahrheit.

An den König der Britten über die Gottheit Chriſti, 58
Vorbereitung auf die Königl. Großbrittanniſche Aufgabe von der Gottheit Chriſti, von D. J. S. Semler, ebend.
A. S. Fleiſchers Beſchreibung der drey wirkenden Grundeigenſchaften der menſchlichen Seele, 71
Sokratiſche Unterhaltungen über das Aelteſte und Neueſte aus der chriſtlichen Welt, 73
Drey Pfingſtpredigten über das 2te Kapitel der Apoſtelgeſchichte, von J. C. Lavater, 74
Prüfung der gegenwärtigen Zeit nach der Offenb. Joh. 76

b) Katholiſche Gottesgelahrheit.

Geſchichte zweyer merkwürdigen Bekehrungen zur katholiſchen Religion, 82

Faculty Research Proj.
de Gruyter
2-27-81
23643

Verzeichniß

der im erſten Stücke des ein und achtzigſten Bandes recenſirten Bücher.

I. Diſſertations ſur l'univerſalité de la langue françoiſe, 3
Von den Urſachen der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache, von J. C. Schwab, J. A. Eberhard und J. G. Hüſch, ebend.
II. Correſpondance familière et amicale de *Frédéric Second*, Roi de Pruſſe, avec *U. F. de Suhm*, Tom. II. 33
Freundſchaftlicher Briefwechſel zwiſchen Friedrich dem Zweyten, König von Pr. und U. F. v. Suhm, 2 Theile, von K. H. ebend.
III. Tableau hiſtorique de la Saxe, par *I. G. Cuntzler*, 43

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

a) Proteſt. Gottesgelahrheit.

An den König der Britten über die Gottheit Chriſti, 58
Vorbereitung auf die Königl. Großbrittanniſche Aufgabe von der Gottheit Chriſti, von D. J. S. Semler, ebend.
A. S. Fleiſchers Beſchreibung der drey wirkenden Grundeigenſchaften der menſchlichen Seele, 71
Sokratiſche Unterhaltungen über das Aelteſte und Neueſte aus der chriſtlichen Welt, 73
Drey Pfingſtpredigten über das 2te Kapitel der Apoſtelgeſchichte, von J. C. Lavater, 74
Prüfung der gegenwärtigen Zeit nach der Offenb. Joh. 76

b) Katholiſche Gottesgelahrheit.

Geſchichte zweyer merkwürdigen Bekehrungen zur katholiſchen Religion, 82

Verzeichniß

Ueber die wichtigsten Kirchenstrafen, die Excommunication, von J. C. . . . 87
Rezension über Rezension, . 88

2. Rechtsgelahrheit.

Ueber Grundherrschaft und Wahlcapitulationen der teutschen Domcapitel, von A. F. H. Posse, . . 94
Sammlung aller Conclusorum, Schreiben und andern Verhandlungen des Corporis Evangel. vom J. 1753 — 1786, von M. A. Herrich, . 100
D. J. Klaproths Einleitung in den ordentlichen Proceß, 2ter Theil, . . . 101
Versuch eines Auszugs der römischen Gesetze, 45 — 50stes Buch, ... 102
Herr Schlendrian, oder der Richter nach den neuen Gesetzen, 1ster, 2ter und 3ter Theil, . 103
Der Richter über den Herrn Schlendrian, in 3 Bänden, ebend.

3. Arzneygelahrheit.

P. Hamiltons Bemerkungen über die Mittel wider den Biß toller Hunde, . . 105
Nachricht von den Medicinalanstalten und medic. Collegiis in den preuß. Staaten, vom Hrn. Th. Ph. v. d. Hagen, 115
Abhandlung über die Natur, Beschaffenheit und Heilung des Koths oder fliegenden Brandes beym Viehe, von J. L. Bärtsch, . . . 116
Ferd. Martini Wecker. . 117

4. Schöne Wissenschaften.

I. A. Bacchii Carmina, . . 118
Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch, ein lyrisch-didaktisches Gedicht, von M. C. P. Conz, 119
Er fand und wurde wieder gefunden, ein Lustspiel. 123

5. Schöne Künste.

Sechs kleine Klaviersonaten, von D. G. Türk, 1ster H. 124

Trois

Trois Sonates pour le Clavecin, par C. B. Uber, 124
Zwanzig vierſtimmige Chöre, im philanthropiniſchen Verſaſe geſungen, 125
Roſaliens Klagen von C. Spazier, ebend.
Gedor, oder das Erwachen zum beſſern Leben, von Herroſer, 126

6. Romane.

Felix von Freudenfels, von F. T. Thilo, 2r und 3r Th. 127
Rambolt und Mariane, 1 — 4ter Theil, 128
Briefſtaſche eines Liebenden, ebend.
Herr Caſpar, ein Roman wider die Hypochondrie, 129
Friedrich Meyenthal, oder der relegirte Student, ebend.

7. Weltweisheit.

Betrachtung über das Univerſum, 130
Principes philoſophiques, par le Major Weiſs, Tom. I. II. 131
Der neue Plato, 1ſter Band, 132

8. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Entdeckungen über die Theorie des Klanges, von E. F. F. Chladni, 137
Die Theorie und Praktik des Gold- und Silberbaums, 140
Abhandlungen vom goldnen Vließ, ebend.
M. V. Weigelii himmliſch Manna, Azoth et ignis, ebend.
Chemiſche Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit ꝛc. von D. L. Crell, 141
Merkwürdige und ſehr nützliche Nachricht von den gegenwärtigen Koten und Salzpfannen in England, 157

9. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Patriotiſche Beyträge zur Kenntniß und Aufnahme des Schwediſch. Pommerns, von J. D. v. Reichenbach, 159
Articles hiſtoriques et géographiques des états de la maiſon de Brandebourg, 165
Ebendaſſelbe ins Deutſche überſetzt von A. Rode, ebend.

Ueber die wichtigsten Kirchenstrafen, die Excommunication, von J. C. . . . 87
Rezension über Rezension, . 88

2. Rechtsgelahrheit.

Ueber Grundherrschaft und Wahlcapitulationen der deutschen Domcapitel, von A. F. H. Posse, . 94
Sammlung aller Conclusorum, Schreiben und andern Verhandlungen des Corporis Evangel. vom J. 1753 — 1786, von M. A. Herrich, . 100
D. J. Klaproths Einleitung in den ordentlichen Proceß, 2ter Theil, . . . 101
Versuch eines Auszugs der römischen Gesetze, 45 — 50stes Buch, ... 102
Herr Schlendrian, oder der Richter nach den neuen Gesetzen, 1ster, 2ter und 3ter Theil, . 103
Der Richter über den Herrn Schlendrian, in 3 Bänden, ebend.

3. Arzneygelahrheit.

P. Hamiltons Bemerkungen über die Mittel wider den Biß toller Hunde, . . 105
Nachricht von den Medicinalanstalten und medic. Collegiis in den preuß. Staaten, vom Hrn. Th. Ph. v. d. Hagen, 115
Abhandlung über die Natur, Beschaffenheit und Heilung des Koths oder fliegenden Brandes beym Viehe, von J. E. Bärtsch, . . . 116
Ferd. Martini Wecker. . 117

4. Schöne Wissenschaften.

I. A. Bacchii Carmina, . . 118
Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch, ein lyrisch-didaktisches Gedicht, von M. C. P. Conz, 119
Er fand und wurde wieder gefunden, ein Lustspiel. 123

5. Schöne Künste.

Sechs kleine Klaviersonaten, von D. G. Türk, 1ster Th. 124

Trois Sonates pour le Clavecin, par C. B. Uber, 124
Zwanzig vierſtimmige Chöre, im philanthropiniſchen Verſaſ
geſungen, 125
Roſaliens Klagen von C. Spazier, ebend.
Gedor, oder das Erwachen zum beſſern Leben, von Herro
ſer, 126

6. Romane.

Felix von Freudenfels, von F. T. Thilo, 2r und 3r Th. 127
Rambolt und Mariane, 1 — 4ter Theil, 128
Briefkaſche eines Liebenden, ebend.
Herr Caſpar, ein Roman wider die Hypochondrie, 129
Friedrich Meyenthal, oder der relegirte Student, ebend.

7. Weltweisheit.

Betrachtung über das Univerſum, 130
Principes philoſophiques, par le Major Weiſs, Tom. I. II. 131
Der neue Plato, 1ſter Band, 132

8. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Entdeckungen über die Theorie des Klanges, von E. F. F.
Chladni, 137
Die Theorie und Praktik des Gold- und Silberbaums, 140
Abhandlungen vom goldnen Vließ, ebend.
M. V. Weigelii himmliſch Manna, Azoth et ignis, ebend.
Chemiſche Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzney
gelahrtheit ꝛc. von D. L. Crell, 141
Merkwürdige und ſehr nützliche Nachricht von den gegenwär
tigen Koten und Salzpfannen in England, 157

9. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Patriotiſche Beyträge zur Kenntniß und Aufnahme des
Schwediſch. Pommerns, von J. D. v. Reichenbach, 159
Articles hiſtoriques et géographiques des états de la mai
ſon de Brandebourg, 165
Ebendaſſelbe ins Deutſche überſetzt von A. Rode, ebend.

B. Mörſchels Geſchichte der Mark Brandenburg ſeit der Stiftung derſelben, 1ſten Bandes 2ter Theil, 167
wird doch noch geſchehen, oder 36 Hypotheſen über die Möglichkeit des bayriſchen Ländertauſches, 183
J. C. J. Fiſchers Abhandlung über die Baieriſche Kurwürde und die damit verbundene Untrennbarkeit der Pfalzbaieriſchen Erbländer, 184
Untrennbarkeit und Unveräußerlichkeit der Pfalzbaieriſchen Erbländer, von J. C. Fiſcher, ebend.
K. Hellenweins Staatskabinet, erſter Band, 185
g Ernſt, Herzog zu Braunſchw. u. Lüneb. — actenmäßiger Bericht von dem Verfahren gegen deſſen Per-
l ꝛc. 190
und die Athenienſer, in Vergleichung mit dem Betragen der ſogenannten Patrioten in Holland, gegen ei-
r erſten und würdigſten Staatsbeamten, 195
er Domherren, 195
erklärten Toleranzgeſchichte in vier erklärten
agen von J. A. H. Weiz, von Menge, 197
ert Reiſe am Niederrhein, 1ſter und 2ter Heft, 201
te der Regierung Kaiſer Joſephs II. von J. C. Hen-
c n hn, 1ſter Band, 203
ſe e ſiſchen Geiſtlichen durch Schweden, 208
ſe von i rlin über Breslau nach dem ſchleſiſchen Gebirge
Son 1783. von J. K. T. 210
ſie durch die Schweiz, von der Verfaſſerin
v la Br n, 218
ſti ſch l e von J. M. Schröckh, 11ter
ſ 213

10. Gelehrtengeſchichte.

i ium Hiſtoriae litterariae Theologiae, auctore
G *Meyer*, 220
wie er war, 226

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

des Horatius Flaccus, von C. F. A. Herzlieb, 1ſter
Theil, 228

Bibliothek der alten Litteratur und Kunſt, 2tes Stück, 232
Theogonia Hesiodea textu subinde recenſa, a *F. A. Wolf*, 122
L. Apuleius Aegyptiis myſteriis ter initiatus, a *I. I. Iaegle*, 237
Dionysii Halicarnaſſensis Archaeologia romana, a *D. C. Grimm*, 238
C. C. Taciti de ſitu, moribus et populis Germaniae libellus, 240
C. C. Tacitus Beſchreibung des alten Teutſchlands mit Anmerkungen, ebend.

12. Erziehungsſchriften.

Verſuch eines kurzgefaßten Lehrbuchs der nöthigſten Kenntniſſe und der Religion für deutſche Schulen, 243
Träumen zur Belehrung junger Frauenzimmer nach ihrer erſten Erziehung, 1ſter und 2ter Theil, 245
Gemeinnütziges Schulbuch von M. J. M. Schmidt, 247
Le nouveau Robinſon traduit de l'allemand de M. Campe, Tom. I. II. 249
Recueil de Voyages intéreſſans pour l'inſtruction et l'amuſement de la jeuneſſe par M. Campe, Tom. I. 256
Il nuovo Robinſon per ſervir di divertimento ed inſtruzione della gioventu, Part. I. ebend.
Der neue Kinderfreund, 4ſtes Heft, von P. A. Winkopp, 251
J. W. Klödens Vorſchläge zu einer vernünftigen und glücklichen Wahl, ebend.
Von Verbeſſerung der Landſchulen durch gute Lehrer, von M. C. A. Völker, 252

13. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

Handlungsbibliothek, herausgegeben von J. G. Büſch und C. D. Ebeling, 2ter Band 2tes Stück, 256
Plan zur beſſern Einrichtung der Armencaſſe und Vertheilung der Almoſen in Berlin, vom Herrn Th. Ph. von der Hagen, 260
Handbuch für Kaufleute, 1ſter und 2ter Theil, 262

14. Haushaltungswiſſenſchaft.

Des Geh. Raths Schubart von Kleefeld ökonomiſcher Briefwechſel, 4tes Heft, 264
D. J. G. Gleditſch Abhandlungen über eine ſeltene Art des Knochenbruches bey dem Rindvieh ꝛc. 265
Schriften der Leipziger ökonomiſchen Societät, 7ter Th. 269
M. G. Stumpfs Nachrichten und Bemerkungen über die Landwirthſchaft Böhmens, 273

15. Vermiſchte Nachrichten.

Sammlung alter bey Gelegenheit der vierten akad. Jubelfeyer zu Heidelberg gehaltenen Predigten, Reden ꝛc. 278
Berliniſche Monatſchrift, 9ter und 10ter Band, 278
Schwäbiſches Muſeum, von J. M. Armbruſter, erſtes Stück, 283
Briefe eines Hottentotten über die geſittete Welt, erſtes Pack, 284
Der oberdeutſche Freund der Wahrheit und Sittlichkeit, von F. X. Huber, 1ſtes Quartal, 286
Aufſätze verſchiednen Inhalts, von F. A. Klockenbring, 1ſter und 2ter Band, 287

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus — — — vom 27ſten Febr. 1788. 293
Beförderungen, 303
Anzeige von Virgils Landbau, überſ. von J. H. Voß, 304
— — der in der Leipziger Jubilate-Meſſe 1788 bey F. Nicolai herausgekommenen neuen Bücher, 305
Druckfehler, 308

I.

Dissertations sur l'universalité de la langue françoise, qui ont partagé le prix adjugé par l'Academie roïale de sciences et belles lettres le 3. juin 1784. à Berlin, ches Decker, 1784. zusammen 18 Bog. gr. 4.

Von den Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache, und der wahrscheinlichen Dauer ihrer Herrschaft, eine Preißschrift von Joh. Christoph Schwab, Professor der Philosophie an der Herzogl. hohen Carls-Schule zu Stuttgard, welche von der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin — gekrönt worden. Neue vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgard, bey Erhard, 1785. XXIV. und 249 Seiten, 8.

Ueber die Allgemeinheit der französischen Sprache, von Joh. August Eberhard. (in dessen vermischten Schriften erstem Theil. Halle, 1784.)

Ueber die Frage: Gewinnt ein Volk in Absicht auf seine Aufklärung, wenn seine Sprache

zur Universalsprache wird? von J. G. Büsch, Professor in Hamburg. Berlin, bey Spener, 1787. 104 Seiten, 8.

Wenn in dieser Bibliothek die Anzeige vorstehender zwo Preißschriften, davon bekanntlich die eine den Herrn Grafen von Rivarol in Paris, und die andere den Herrn Professor Schwab in Stuttgard zum Verfasser hat, etwas spät erscheint, so ist dies nicht blos Saumsal; sondern außer einem ganz unvorhergesehenen Zufalle, noch die Muthmassung, daß über ein so merkwürdiges Sujet noch mehrere unserer guten Schriftsteller ihre Gedanken äußern würden, die wir alsdenn in unsre Recension mit einschliessen, und unsern Lesern desto mehr Stimmen zu Fällung ihres Urtheils vorlegen könnten, hat gleichen Antheil an dieser Verzögerung; und schon die kleine, aber kernhafte Büschische Schrift ist halbe Rechtfertigung für uns.

Der Herr Graf von Rivarol nimmt an, daß Frankreichs politische Verfassung, seine Lage, Himmelsgegend, das Genie seiner Schriftsteller, der Charakter seiner Einwohner, die Vorliebe die es sich zu erwerben gewußt, und die Natur seiner Sprache selbst, zusammengenommen, die Letztere zur allgemeinen Sprache gemacht haben.

Hierauf folgt etwas von ihrer Geschichte. Ihre frühern Revolutionen werden übergangen. Längst herrschten in Frankreichs zweyen durch die Loire getheilten Hälften zween Hauptdialekte: der Provansalische und Pikardische. Der Erstere war angenehmer: er verband die Schönheiten der spanischen und italiänischen Sprache; aber der letztere wurde wegen

Nähe

Nähe der Hauptstadt, der Hofdialekt, und aus ihm das heutige Französische gebildet.

Diese Sprache war um das Jahr 1260. schon so vollkommen, daß Brunetto Latini ein Italiäner, der in Frankreich lebte, Grund hatte, sie seiner Muttersprache vorzuziehen. Diese Vollkommenheit läßt sich aus Denkmahlen darthun. (Die französische Sprache hatte also gleiche Schicksale mit der, fast um eben die Zeit so hoch gestiegenen — und nachher wieder gefallenen teutschen.) Aber wenn gleich der Hof und das Reich sie annahmen, so blieben doch Kirche, Universitäten und Parlamenter ihrem barbarischen Latein getreu, und sie ward erst im sechzehnten Jahrhundert, auf Franz I. Verordnung in öffentlichen Akten eingeführt.

Unterdeß bekam Europa durch Ausbreitung der Wissenschaften und Künste, und durch allgemeine Erweiterung des Commerzes eine neue Gestalt, neues Leben; der Luxus stieg, und da Jedermann besser leben wollte, nahm Thätigkeit und Betriebsamkeit zu, und eine allgemeine Sprache ward nothwendiger. —

Hier schreitet der Hr. Gr. v. R. zu einer Sprachenmusterung, um zu beweisen, daß nur die Seinige es werden konnte. Er macht in Herabwürdigung aller andern Sprachen den Anfang mit der teutschen, (vermuthlich weil die Preißaufgebende Akademie in Teutschland zu Hause war) ein ganz unerwarteter Vorzug! Erwartet, weil der Herr Graf gewiß von dieser Sprache am wenigsten verstehet, und sie also am leichtesten herabwürdigen kann. Die spanische und italiänische Sprache kommen nicht besser bey ihm weg. Unter den Argumenten gegen Jene wird vorgebracht: la majesté de sa prononciation invite à l'enflure et la simplicité de la pensée se perd dans la

longueur des mots et dans la noblesse des desinences. — Von Prosaisten ihres goldnen Zeitalters nennt er den einzigen Cervantes klassisch, und aus der großen Anzahl guter Dichter wird nur Lope de Vega aufgestellt, aber auch gleich niedergeworfen. Die reichhaltigen Dramen dieser Nation, die Corneille und Moliere so gut nutzten; (gleich den französischen Köchen, die das Fleisch auspressen und wegwerfen —) werden mit Stillschweigen übergangen, und der spanischen Litteratur bleibt das blosse Verdienst guter Sentenzen- und Gebetbücher übrig.

Nun wird dem Italiänischen das Urtheil gesprochen. Es hatte sich durch die Handlung weit nach Osten, und durch Schriftsteller voll Genie nach Westen ausgebreitet; aber zur Zeit seiner größten Ausbreitung verlangte Europa noch keine Universalsprache: weil man in einigen Ländern noch nicht las, in andern unter innerlichen Kriegen seufzte. — Weiterhin soll der schlimme oder gezierte Geschmack in den Werken des Witzes der Italiäner den Ruhm ihrer Sprache verdunkelt haben; auch ihre viele Dialekte sollen sie verunreinigen — (als ob der gleiche Umstand die griechische jemals in ihrer weiten und langen Herrschaft gestört hätte!)

Die Weitschweifigkeit wird der italiänischen Prose mit Recht vorgeworfen; (wiewohl die lateinische Sprache bey eben diesem Fehler Jahrtausende gedauert hat). Hierauf folgen einige ziemlich seichte Gedanken über das Genie der Sprachen, das von Verschiedenheit der Organen und der Volkscharaktere abhängt.

S. 15—18. Etwas von der politischen Existenz einiger europäischen Nationen; hier wird mächtig in die Lobposaune geblasen, wenn die Rede auf

das

das liebe Frankreich kömmt. Mais la France, heißt es, qui a dans son sein une subsistance assurée et des richesses *immortelles*, (wer hier, nach der Weise des Schriftstellers, um des Witzes willen ein wenig seitwärts springen wollte, könnte dies schöne Beiwort: immortelles auch mit Frankreichs Schulden verbinden —) *agit contre ses interêts et méconnoit son génie, quand elle se livre à l'esprit de conquêtes* — (eben die Thorheit begieng der Fuchs, als er nach der Traube sprang) — *tout le monde a besoin de la France*, et l'Angleterre a besoin de tout le monde. Es werden Parallelen zwischen den Engländern und Franzosen gezogen, und da folgen Gegensätze auf Gegensätze, wie Wellen im Sturme, und wo nicht immer der begünstigte Theil den Vortheil erhält, der ihm zugedacht war. Z. B. C'est pour toûjours plaire, que le François change toûjours; c'est pour ne pas trop se deplaire à lui-même, que l'Anglois est contraint de changer. Le François ne quitte la vie que lorsqu' il ne peut plus la *soutenir;* l'Anglois quand il ne peut plus la *supporter*. On nous reproche l'imprudence et la fatuité, mais nous en avons tiré plus de parti que nos ennemis de leur flegme. — La France ne pouvant se fixer elle-même, parvient pourtant à fixer tous les goûts. —

S. 19 fängt französische Sprachgeschichte wieder an, mit politischer Geschichte vermengt, und wechselt mit Geschichte der englischen Sprache bis S. 29.

Shakspear heißt S. 24. l'idole de la nation et le scandale de la litterature françoise. In der Note 23. befindet sich auch ein Recept zu einem Shakspearischen Trauerspiele: man nimmt eins von Corneille, wirft einige Dutzt Pöbelsauftritte darunter,

damit alles fein absteche, und rührt die Ordnung wohl durch einander. — Man siehet, wie treflich Hr. von Rivaroles den Charakter Shakspears kennt! — Einmal, am Ende des vorigen Jahrhunderts, war es nahe daran, daß die englische Sprache mehr Eroberungen machte, mais la place étoit prise. Was sonst der Hr. Gr. v. R. den Britten, ihrer Sprache und Litteratur vorwirft, mag er bey dieser Nation selbst verantworten. Genug er glaubt S. 29. bewiesen zu haben, que la langue Françoise a conquis l'empire, par les livres, l'humeur et l'heureuse position du peuple qui la parle; nun will er nur noch beweisen, daß sie durch ihr Genie selbst diese Herrschaft dauernd erhalten habe. Billig rühmt er ihre Ordnung und Deutlichkeit, deren doch aber andere Sprachen keinesweges ermangeln; aber warum sie unter allen andern ihrer Mitbulerinnen die meiste probité (S. 33.) haben soll, begreifen wir nicht, und noch weniger glauben wir, daß um deswillen die europäischen Mächte sie bey Friedensschlüssen brauchen; daß désormais les interêts des peuples et les volontés des Rois reposeront sur une base plus fixe, und daß on ne sémera plus la guerre dans les paroles des paix. — Dies ist vielmehr eine grobe Ungereimtheit.

So wie Aristipp, der an eine unbekannte Insel verschlagen wurde, wo er geometrische Figuren fand, daraus schloß, daß ihn der Himmel nicht zu Barbaren geführt hätte; so könne man, sagt unser Verfasser, auch glauben, wenn man irgendwo französisch reden höre, man sey unter einem geschliffenen Volke. — Reisende, die hier und da in fränkischen und schwäbischen Residenzstädtchen manchen Junker,

ker, manche Dame; (Friseurs und Schneider ungerechnet) französisch reden hörten, haben dennoch dieses Kennzeichen trüglich gefunden.

Ob (wie S. 36. geschrieben steht) die Uebertreibung der Figuren und Tropen zum Sprachverderben genug sey, bezweifeln wir auch, und wer kann entscheiden, wie weit hier die Gränze gehe, als der Nationalgeschmack? Glück für ihn, wenn er sich auf seine Führer verlassen kann! Noch ein Stück französischer Litterärgeschichte kömmt zuletzt, und die Erfindung der Luftbälle macht den Beschluß dieser Schrift; so wie überhaupt eine Menge Thatsachen darin vorkommen, die nicht auf die Sprache gehen, noch ihre Allgemeinheit erläutern, sondern blos zur Ehre der französischen Nation mit beygebracht worden; gerade als ob die Fragen der Berlinischen Akademie nur geschehen wären, um das Signal zum Lobe der Franzosen zu geben.

Wenn wir auch die Beantwortung jener Fragen entweder gar nicht, oder nur zum Theil und bey weitem nicht überzeugend genug in dieser Abhandlung finden können, so mag uns ihr Verfasser verzeihen; da es ihm nicht gefallen hat, die letztern einzeln vorzunehmen, und sich an eine gewisse Ordnung zu binden, wodurch der Leser eher findet was er sucht, und das Gefundene leicht wieder übersehen kann.

Im Anhange werden zween Köpfe von Bronze beschrieben, die französisch reden sollen, und deren Mechanism etwas orgel-ähnliches hat. Er enthält alle Töne der französischen Sprache; die schnelle Berührung einiger Klaviertasten hintereinander bringt ganze Wörter zum Vorschein, und so kann man ein französisches Buch abspielen, wie ein Notenstück. Diese Automaten befanden sich damals in der rue du

Temple zu Paris, und der Erfinder hieß Mical. Sie machten anfangs viel Lärm, eben so wie anfangs des Herrn von Kempele Sprachmaschine. Nach und nach redete man weniger davon, endlich schwiegen die Köpfe selbst, und jezt fängt man an zu vermuthen, es sey ein Taschenspielerstückchen gewesen, um Geld vom Publikum zu ziehen.

Wir gehen nun zur teutschen Preisschrift über, in der Herr Professor Schwab außer den gleichen Ursachen der allgemeinen Verbreitung des Französischen, auch Frankreichs politisches Uebergewicht angiebt, und zu allem diesen Beweise aus der Geschichte aufstellt.

Er nimmt jede Frage besonders vor, und zeigt zuerst, was die französische Sprache zur Universalsprache in Europa gemacht habe? Die Antwort wird in drey Abschnitte getheilt.

1. Wodurch wird überhaupt die Ausbreitung einer Sprache bewirkt? Durch Leichtigkeit, vorzügliche Bildung derselben; durch Cultur, Größe und überwiegende Macht der Nation. Doch wirken Bildung der Nation und Sprache am kräftigsten: denn die Römer konnten mit aller Mühe das Griechische nicht aus ihrem östlichen Reiche verdrängen, wenn gleich alle Gesetze und Verordnungen lateinisch gegeben wurden. Erst spät unter den Kaisern fieng das Lateinische, dessen Bildung aufs höchste gestiegen war, an, dem Griechischen die Herrschaft streitig zu machen. Eben so lernten die siegenden rohen Völker in Italien und Frankreich, die Gothen, Lombarden, Franken — die Sprache der eroberten Länder, so gut sie konnten, und so gut sie war: denn sie mußten sie milder, vollständiger und fester finden, als die Ihrige, wo so viel Ausdrücke fehlten, die Gegenstände des Luxus und die Produkte der Industrie zu

bezeich-

bezeichnen, die ihnen täglich vorkamen. Dazu kam nach und nach das beschämende Gefühl minderer Kultur, die Eitelkeit, sich nach dem feinen Volke bilden zu wollen — konnten sie da seiner Sprache länger entbehren?

Diese Ausbreitung einer gebildetern Sprache erfolgt beim rohern Volke das über ein verfeinertes siegt. Wenn aber letzteres das herrschende ist, wer wird dann noch an der Ausbreitung seiner Sprache zweifeln?

Doch auch außerhalb ihrem Lande muß eine gebildete Sprache mehr oder weniger Eroberungen machen, je nachdem sie den Vorzug der Leichtigkeit, der Klarheit hat, und ihr Volk durch Kultur, Litteratur, Ausbreitung und Macht in Ansehen steht. (Aber wer erklärt uns das Phänomen, daß in Persien das Türkische die Hofsprache ist, sie, die in Vergleichung mit der Persischen weder Geschliffenheit, noch Litteratur hat?) Jemehr nun eine solche Nation allenthalben durchdringt, allenthalben sich Anhang erwirbt, desto allgemeiner wird ihre Sprache. —

Ehe die Europäer sich noch einander, durch den Geist der Wissenschaften und der Handlung, genauer mittheilten, bedurften sie blos einer gemeinschaftlichen geist- und weltlichen Staatssprache, wozu ihnen die lateinische diente. Nachher erhob sich unter ihnen ein stärkerer Communicationsgeist, den die Schwärmerey der Kreuzzüge zuerst rege machte. (Wär es nicht der Untersuchung werth, ob damals in Palästina oder unterwegs eine Sprache besonders dominirt habe, und welche?) Dieser ward bey dem Adel durch die Turniere unterhalten, und in der gelehrten Welt durch die Erfindung der Druckerey befördert.

Karl der fünfte, seine weitläuftigen Besitzungen, sein größer aber unruhiger und kriegerischer Geist; die Religionstrennung; die Handlung nach den jüngstentdeckten beyden Indien — bewirkten eine allgemeine europäische Communicationsepoche, wo das Bedürfniß einer Universalsprache immer fühlbarer wurde. Beim westphälischen Friedenscongresse erschien Europa, wie eine Familie, die nach langem, blutigem Zwist, sich wieder vereinigt, und die Ueberbleibsel ihrer Mißverständnisse vollends ausgleicht. Hier hatte die französische Sprache bey den Unterhandlungen schon ein entscheidendes Uebergewicht.

2. Anwendung der vorhergehenden Grundsätze auf das Italiänische und Spanische.

Beide Sprachen stießen seit der Communicationsepoche mit der französischen zusammen und konnten ihr (wie es schien) die Herrschaft streitig machen. Aber jene, die am ersten unter allen neuen Europäischen Sprachen sich ausbildete, wurde anfangs durch verschiedene Umstände in ihrer Ausbreitung gehemmt. Ihrer klassischen Schriftsteller im vierzehnten Jahrhundert (bey der Nation das goldne genannt,) waren allzu wenig, und das Drucken war noch nicht erfunden. Die Unterhandlungen mit dem Römischen Hofe geschahen lateinisch. Man gieng zwar aus allen Ländern häufig auf italiänische Universitäten, der nach Rom wandernden Pilgrime, und derer, die nach den alten Denkmählern der Kunst reisten, mußte eine Menge seyn, und was wurden nicht von ausländischen Mächten für Kriege in Italien geführet! Alles dieses verbreitete ohnfehlbar das Italiänische auf einige Zeit im Auslande; aber im 15ten Jahrhundert fiel die Sprache wieder, so wie der Geschmack. Nach

Ankunft

Ankunft der griechischen Flüchtlinge und unter den Medicis, ward anfangs, um ihn von neuem zu heben, das Griechische und Lateinische schwärmerisch studiert, und, (weil man lateinisch dichtete, lateinische Reden und Briefe schrieb, auch mit fremden Fürsten, Prälaten und Gelehrten lateinisch sprach) die lingua volgare stark zurückgesetzt.

Erst mit dem Fortgange des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Machiavelle, Guicciardin, und nachher die Arioste und Tasso's berühmt. Die italiänische Litteratur verbreitete sich gegen Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts nicht nur wo noch ganz ungebildete Sprachen waren, sondern auch in Frankreich und Spanien. Die französischen Schriftsteller unter (Heinrich IV. und) Ludwig XIII. athmen ganz den Italianismus, und unsre teutsche Dichter von Opitz bis Hofmannswaldau und Lohenstein verstunden das Italiänische gründlich, übersetzten daraus und ahmten nach. So wie seit Ludwig des 14ten glänzender Periode die teutschen und andere europäische Fürsten französisch lernten, so lernten sie vor derselben italiänisch oder spanisch. Besonders aber ward ersteres, während der Zeit Italien fast vom ganzen Handel in Europa Meister war, die Sprache der kommerzirenden Klassen in allen Ländern. Die Kunstwörter in der Handlungswissenschaft sind noch itzt größtentheils italiänisch, und in der Levante redet man noch unter dem Namen der fränkischen Sprache, einen mit allerley fremden Wörtern vermengten italiänischen Jargon, der aus jenen Zeiten sich herschreibt.

Bey allen diesen erzählten Vortheilen, die eine von Natur angenehme, reiche und früh gebildete Sprache hatte, verfehlte sie das Glück, die allgemeine

meine Sprache zu werden, theils, wie Herr S. glaubt, weil es ihr bey ihren vielen zugleich herrschenden Dialekten an Festigkeit mangelte, theils weil Italien nicht unter einem einzigen mächtigen Regenten und seiner ton-gebenden Hauptstadt stand, und vornehmlich weil Frankreichs Kultur und das Uebergewicht seiner Macht dazwischen kam, wo Volk und Sprache sich wechselsweise einschmeichelte und zudrang.

Gleiches Schicksal mit dem Italiänischen hatte das Spanische, das, mit aller möglichen Schönheit und Vollkommenheit in seiner Anlage, zu gleicher Zeit mit jenem sich auswärts verbreitete. Es hatte überdem noch den Vortheil, daß die Nation unter Karl V. und Philipp II. als ihre Litteratur blühte, auch mächtig und respectabel war. Doch diese Blüthe war zu vorübergehend, als daß sie eine hinlängliche Menge vortreflicher Schriftsteller hervorbringen konnte; viele Fächer blieben ganz leer. Dazu kam die Entlegenheit des Landes, und daß seine Einwohner selten andre Länder bereisen; ihr Stolz, ihr Mangel an Mittheilung — und so ließ die lateinische Sprache, die auch der italiänischen im Wege stand, und immerfort Staats-, Gerichts- und gelehrte Sprache blieb, noch weniger von der spanischen ihr tausendjähriges Recht als europäische Communicationssprache sich nehmen. Doch bald kam die Stunde, wo sie einer mächtigern weichen mußte, deren Reich gränzenlos werden zu wollen scheint.

3. Anwendung ebenderselben Grundsätze auf die französische Sprache.

Dieser Abschnitt ist vorzüglich gut ausgearbeitet. Die Franzosen verlieren nichts, wenn sie solche Aus-

Ausländer, wie Herr S. ist, zu Sachwaltern bekommen; denn ihre Rechte werden sicher durch Gründe unterstützt, die alle Grazien wörtlicher Beredsamkeit aufwiegen.

Frankreichs seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts immer zunehmende Macht entschied für die Herrschaft seiner Sprache. Aber es äußerte lange vorher schon starken Einfluß auf alle europäische Staaten: überall unterhielt man Residenten, geheime Correspondenten und Gesandte, deren Anzahl und Gehalt unter Franz I. sehr vermehrt wurde, auch stunden in verschiedenen Ländern angesehene, vielgeltende Privat- oder obrigkeitliche Personen, als Auspasser, in französischem Sold. Im Westphälischen Frieden erhob sich dieser Einfluß bis zur anmaßlichen Gesetzgebung in Europa; unter Ludwigs XIV. Selbstregierung mußten fast alle große und kleine europäische Staaten Frankreichs Despotism entgegen arbeiten, und der Nimwegische Friede, wo es auf dem höchsten Gipfel stand, war gerade der Zeitpunkt, wo das Französische die Gesellschaftssprache der höhern Klassen im ganzen polizirten Europa zu werden anfieng.

Die fleißige Bildung, Festigkeit, Regelmäßigkeit und Leichtigkeit dieser Sprache, nebst ihrer natürlichen Einfalt und Sanftheit, trug vieles zu ihrem Glücke bey; weil alle diese Eigenschaften sie bey Fremden empfehlen mußten. Hier wird besonders von dem Vortheil der Fixirung einer Sprache verschiedenes beygebracht, und auf die teutsche angewandt. (Wir glauben, daß eine Sprache früher fixirt werden könne, als die andere, so wie es auch bey Menschen der Fall ist; einer muß immer länger als der andere ausbrausen: unsrer teutschen Sprache hat ihre lange Gährung weit mehr Stärke verliehen —) Selbst der geringe

Abstand der Poesie von der Prose im Französischen (obwohl er an sich keine Sprachtugend ist) trägt viel zur Leichtigkeit oder Faßlichkeit der Sprache bey. Ihr Genius oder ihr Laut muß schon lange (seit dem zehnten Jahrhundert) Beifall in andern Ländern gefunden haben.

Herr S. führt hiervon in der 28. Note merkwürdige Zeugnisse aus einigen Skribenten des Mittelalters an. Eins davon, welches aber noch zweifelhaft ist, wird aus einem Isländischen Buche des 12ten Jahrhunderts, dem Königsspiegel, genommen, wo ein Erminister seinem Sohn die welsche Sprache, (Voelsko) als ein unentbehrliches Erforderniß zu seiner Bildung empfiehlt. Wahrscheinlich wird zwar hier der nördliche Dialekt von Frankreich verstanden, es könnte aber auch der Provensalische gemeint seyn. Hieher gehört auch die interessante Stelle aus des Abts Gerbert Historia Silvae Nigrae L. VI. p. 343. wo ein Abt zu Görz im 11ten Jahrhundert sich beim Pabste über das Eindringen der französischen Moden bitterlich beklagt: (Hier fällt also das Sprüchelchen unsrer Alten zu Boden: Olim non erat sic.) denn Sprache und Moden einer Nation wandern gerne gemeinschaftlich ins Ausland. — Ja, vom Lateinischen war schon der gallische Dialekt wegen seiner Anmuth, nach Hieronym. epist. 95. und die gallische Beredsamkeit nach Juvenals Satyre v. 147. berühmt. Die gallische und nachher französische Sprache hat also einen großen Theil ihrer Vorzüge der Nation, und ihrem glücklichen Himmelsstriche zu danken.

Sie (bereicherte sich nachher durch fremde Wörter, die sie abschliff, und) hatte bey ihren Bedürfnissen

sen immer eine reiche Quelle an ihrer Stammsprache im Vorrath.

Die natürliche Geselligkeit des Volkes, das in eine äußerst verfeinerte Hauptstadt sich zusammendrängte, und eine monarchische Staatsverfassung, die nie allen Freiheitstrieb (oder wenn man lieber will, Elastizität der Seele, Lebhaftigkeit, Offenheit) ganz erstickte, (und die glückliche Stimmung eben dieses Volkes, das, wenn sein Ehrgeiz nirgend mehr einen Weg findet, Ehre im Gehorchen sucht —) mußte nothwendig eine geschmeidige, und doch dabey edle Sprache hervorbringen.

Die von den ältesten Zeiten her bekannte französische Politesse, deren Grund schon im Nationalcharakter liegt; die bittre Wahrheiten versüßt, dem Wohlthun, dem Lobe und der Herablassung das Beschämende nimmt — mußte auch in die Sprache wirken, mußte ihr jede Nüancirung schenken, die so mancher vortreflichen Sprache, besonders der Unsrigen, noch fehlen, und die unterdrückte, oder mit Behutsamkeit sich äußernde Leidenschaft am besten erfinden kann.

Auch trug der Geschmack in den Schriften dieser Nation unendlich viel bey, ihre Litteratur und Sprache allgemein zu machen, er fordert Deutlichkeit und Vermeidung alles dessen, was die Denkkraft anstrengt. Lange und versetzte Perioden, kühne Metaphern und Allegorien; ja sogar Tiefsinn, der den gewöhnlichen Denker ermüdet, und Stärke, die ihn schmerzlich erschüttert; sind außer der Sphäre des französischen Geschmacks, der nicht nur Gutes und Schönes, sondern auch Lesbares für Jedermann vorschreibt. Hierdurch ward die von jedem Fremden bewunderte Aufklärung in Frankreich unter den obern und mittlern

Klaſſen bewirkt, bey welcher Gelegenheit der Verfaſſer die richtige Anmerkung macht, daß wenn die Kultur einer Nation bewieſen werden kann, auch die Urtheile dieſer Klaſſen für oder wider ein äſthetiſches Buch, troz dem Geſchrey der Kunſtrichter entſcheidend ſind. Was er hingegen von einer gewiſſen Mittelmäßigkeit dieſes Geſchmacks ſagt, ſcheint ziemlich zweideutig, auch begreifen wir nicht, wie dieſe mit der aurea mediocritas im Horaz (äſthetiſche mit moraliſcher Tugend) verglichen werden könne. — (Die Faßlichkeit der poetiſchen und redneriſchen Bilder, das ſanftere Feuer, und der nicht zu hohe Schwung der Einbildungskraft, die, wie wir vorhin erwähnten, Foderungen des franzöſiſchen Geſchmacks ſind, würden wir lieber Popularität als Mediocrität benennen —)

Was hernach vom gegenſeitigen Geſchmacke anderer Nationen geſagt wird, gehört nicht unmittelbar zur Beantwortung der aufgeſtellten Frage. Daß aber Frankreichs Litteratur ſeit dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. durch eine Menge gut geſchriebene Geſchichte, Schauſpiele und Romane ſich auszeichnete, mußte unendlich zu ihrer Verbreitung dienen; und ſo wie die Produkte des franzöſiſchen Witzes Richtigkeit der Gedanken und Feinheit des Ausdrucks charakteriſirt: ſo verſchaffen ſich Werke dieſer Nation aus den höhern Wiſſenſchaften durch einleuchtenden und beſcheiden geſchmückten Vortrag auch außer ihrer Heimath Leſer.

Die durchgängige, gewiſſermaſſen bis auf die niedern Stände herabreichende Kultur eines ohnedem ſich gerne mittheilenden, geſchwäzigen Volks machte es überall willkommen, und ſeine vorhin ſchon geſchäzte Sprache drang mit ihm zugleich vor. Die

Auswanderung der Protestanten aus Frankreich nach Widerrufung des Edikts von Nantes gab ihr noch mehr Raum, wiewohl ihr Schicksal, die herrschende in Europa zu werden, schon vorher entschieden war; kurz, sie ist, (was die strengen Ciceronianer im sechzehnten Jahrhundert ihr nie geweißagt hätten) die Sprache fast aller teutschen und nordischen Höfe, die gesellschaftliche Sprache des Adels in großen Städten, die Correspondenzsprache zwischen fremden Nationen, die Sprache der Unterhandlungen, der Manifeste und Friedensinstrumente; und (bey Materien die ganz Europa interessiren) auch die Sprache der (Künstler und) Gelehrten.

Die zweyte Frage der Akademie: Wodurch verdiente die französische Sprache die Universalsprache in Europa zu seyn?

wird nunmehr, nachdem das meiste, zu diesem Zweck dienliche schon gesaget worden, ganz kurz beantwortet. In dem Worte verdienen liegt eine Zweideutigkeit; die Begriffe müssen also von einander abgesondert werden. Verschiedene der itzt gebildeten Sprachen haben an sich mehrere Schönheiten als das Französische; sind reicher, musikalischer, (nachdrücklicher; die Schriftsteller ihrer Nationen haben stärkere Leidenschaften erregt —) jene Sprachen verdienten also mehr gelernt zu werden: aber wenn die Frage ist, welche die bequemste zu einem Communicationswerkzeuge sey; dann muß die Antwort zum Vortheil der französischen ausfallen, weil sie Sanftheit, Leichtigkeit wegen Regularität ihrer Wortfügung, und unter allen gebildeten Sprachen in Europa den festesten Charakter hat; endlich ist sie auch die vollständigste Gesellschaftssprache; und muß es seyn; da bey einem

Volke, das den höchsten Grad der gesellschaftlichen Kultur erreicht hat, fast alle Empfindungen und Ideen die ein Mensch aus dem Umgange mit Andern schöpfen kann, entwickelt seyn, und ihre angemessene Ausdrücke und Wendungen bekommen haben müssen.

Ob aber noch itzt die französische Sprache die schicklichste zur europäischen Universalsprache unter ihren Mitbuhlerinnen sey? beantwortet der Verfasser zugleich mit der

Dritten Frage der Akademie, nämlich: ob ihr Vorzug wahrscheinlich von steter Dauer seyn werde?

oder: ob in der Natur einer andern gebildeten Sprache in Europa und den sie begleitenden Umständen ein Grund der Muthmaaßung liege, daß die französische durch sie bald oder spät aus dem Besitz ihrer Universalität vertrieben werden könne?

Hier wird besonders von der englischen und teutschen Sprache, deren Geschichte und Vorzügen gehandelt, und umständlich bewiesen, daß die französische vor einer Vertreibung durch eine dieser Sprachen, ziemlich sicher sey. Seine Gründe wollen wir nicht wiederhohlen: Leser, die darauf neugierig seyn möchten, werden sie lieber in der Preißschrift selbst lesen. Uns dünkt der Satz keines großen Beweises zu bedürfen. Der Hauptfeind, den, wie wir glauben, die französische Sprache zu bekämpfen hatte, war die lateinische; und da diese, wie der Verf. aus Burckhard. historia linguae latinae anführt, schon gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts sich zurückzog, wo man, wie die Humanisten wehklagten, mehr Sach-

als

prachkenntniſſe zu treiben anfieng; wo verſchie-
Völker in ihrer eignen Sprache wiſſenſchaftliche
her ſchrieben, und das lateiniſche immer entbehr-
r machten; ſo trat endlich die durch Natur und
k zum Herrſchen qualifizirte Sprache, an der la-
ſchen Stelle, nur mit größern Anmaaßungen,
dieſe. Die andern beiden Sprachen in dieſem
mvirate, die italiäniſche und ſpaniſche, hatten
die Eigenſchaft zum Untergange der lateiniſchen
n, als ſich ſelbſt auf den Thron zu he-

Um aber wieder aufs Thema dieſer letztern Frage
mmen, und einige Vermuthungen über das fer-
Glück der jetzt blühenden Sprache in Europa zu
n; ſo könnte wohl das Engliſche bald allgemein
en werden, und das Teutſche wegen unſrer wiſ-
ſchaftlichen Kultur in allen Fächern, in der ſo vie-
itſche Provinzen wetteifern, muß, wenn ſie be-
ter wird, immer mehr Ausländer reizen, es ver-
zu lernen, zumal wenn die Geſchichte, das
r Schauſpiele und Romane ferner, wie
r arbeitet werden; doch in der Sphäre des
ze werden beide Sprachen, jene wegen der
ierigkeiten ihrer Ausſprache, und dieſe wegen
Härte, der franzöſiſchen wenig Abbruch thun.
die italiäniſche und ſpaniſche Litteratur kann,
Jeder von beiden Ausbreitung der Denkensfrei-
und ein wohleingerichteter Buchhandel zu Stat-
imme, wieder aufleben, neue Sproſſen treiben,
nthuſiaſtiſche Bewunderung auf ſich ziehen: aber
rlich wird ſo bald wieder eine Sprache auftreten,
allgemein geleſen, geſchrieben und geredet wird,
e franzöſiſche: es wäre denn, wie Hr. S. ſagt,
letztere, oder die Kultur der Nation, die

ſie ſpricht, oder die politiſche Größe dieſer Nation abnähme; und dieſe Dinge müßten bey einer andern Nation in eben dem Maaße wachſen. — Doch wünſchen und hoffen wir mit ihm, daß ſie lange ſich in einem Beſitze der ſo bequem für ganz Europa iſt, erhalte: weil das Reich der Wiſſenſchaften allemal verliert, wenn entweder mehrere ausgebreitete Sprachen, die wir lernen müſſen, uns die Zeit hinnehmen, die wir Sachkenntniſſen widmen könnten; oder eine neue Univerſalſprache die jetzige zu bald verdrängen ſollte.

Dies wäre alſo der Inhalt der Preißſchrift des Herrn Profeſſor Schwob, die freylich vor der franzöſiſchen, in Abſicht auf Gelehrſamkeit und Gründlichkeit in unſern Augen einen fühlbaren Vorzug hat; obgleich die Hauptſätze von beiden beynahe ganz einerley ſind, welches für ihre Wahrheit kein geringer Beweis iſt. Ob indeſſen nicht manches bey einer etwanigen neuen Auflage mehr zuſammengezogen, und manches aus den Digreſſionsnoten in den Text eingerückt werden könnte, überlaſſen wir des Verfaſſers eignem Urtheile. Einigemale hat es uns zwar geſchienen, als ob ſein Geſchmack ſchwanke oder ſein Vaterland verleugnen wolle: (und edle, wenn gleich etwas herbe Deutſchheit leidet ſo wenig eine ſüßliche Beimiſchung, als Rheinweinſäure;) aber auch hierinne trauen wir unſerer Empfindung nicht genug; vielleicht hat er nur, wie es oft bey Preißſchriften geht, (ſ. die hernach anzuzeigende Büſchiſche Schrift S. 14.) ſich ein wenig nach ſeinen Richtern genirt.

Nun ſey uns erlaubt, nur noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen dieſer Schrift zu machen. Wir folgen, in Anführung der Seiten der zweyten, durch verſchiedene Digreſſionsnoten vermehrten Auflage,

sage, die dadurch um so nöthiger geworden, weil der von der Akademie veranstaltete Druck, gleichwie der von der Rivarolschen Preißschrift, äußerst inkorrekt war.

S. 19. der Vorrede scheint einen Widerspruch mit S. 66. und 67. zu enthalten. Dort wird der Schriftsteller, der für seine Ideen nicht Wörter genug in der Sprache findet, zu rasch getadelt, als verrathe er nur seine dürftige Sprachkenntniß: und hier wird zugegeben, daß er oft Gefahr laufe, einen Begrif für sich und den Leser zu verlieren, wenn er ihn nicht an ein neues Wort heftet. Daß diese Schöpfungen mit Verstand, und nach den Gesetzen der Analogie geschehen müssen, ist schon oft genug gesagt worden; daß aber unsre junge Genies ihre Sprache, und zwar von verschiedenen Jahrhunderten her, höchst fleißig studiren sollten, kann nicht genug gesagt werden.

Ebendaselbst heißt es: muß nicht eine Nation aufhören, große Redner und Dichter zu haben? In der Bedeutung, in der wir dieses muß zugeben können, muß auch jede Nation einmal sinken. Sie sinkt freilich nicht gleich, wenn dieser Mangel eintritt, aber sie wird doch in einem Geistesvermögen schwächer, wenn ihre Einbildungskraft erkaltet. Mensch und Nation können auch bey zunehmenden Jahren und bey reiferer Urtheilskraft noch Genieglut nähren. Doch wir wollen hierüber nicht mit dem Verf. streiten, noch uns bey der Vorrede verweilen, weil sonst noch viel mehreres und beträchtlicheres sich finden würde, in das wir nicht stimmen können.

S. 40 und Note 18. S. 191. kann hinzugesetzt werden, daß es zwar nicht an Schriften fehlt, die ein Denkmahler der ächten italiänischen Schreibart

aus dem 14ten oder güldenen Jahrhundert gelten; aber die zu wenig intereſſanten Inhalts, und nicht zu Verbreitung der italiäniſchen Lektür qualifizirt waren; nehmlich Chroniken, Andachtsbücher, Heiligenlegenden und Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen. Man ſehe deren Verzeichniß im Vocabolario della Cruſca.

S. 71. die geſchliffene Freiheit, die einen Einfluß hat, iſt eine fehlerhafte Allegorie: etwas geſchliffenes kann nur einſchneiden oder eindringen.

S. 76. Dieſe vier Verſe aus der Henriade beweiſen das Gegentheil von der in dieſer Schrift mehrmals berührten Antipathie der franzöſiſchen Sprache gegen Inverſionen.

Was S. 78. und folg. von einigen unſrer neuen Schauſpielen, unter andern dem Götz von Berlichingen geſagt wird, betrifft Nationalgeſchmack, worüber nicht gut diſputiren iſt. Die Sonderbarkeiten S. 81. ſind ein relativer Begriff. Der eine nennt Sonderbarkeit was der andre Neuheit nennt, die ſeinen Seelendurſt ſtillt; und ſo ſcheint uns oft etwas durch Anſtrengung (ebendaſ.) hervorgebracht, was einem glücklichen Kopfe vielleicht im unaufhaltſamen Strome der Begeiſterung entquoll.

Daß das Franzöſiſche den Organen aller Nationen angemeſſen ſeyn ſollte, wie S. 97. vorkömmt, wird ſich ſchwerlich behaupten laſſen; da es bekanntlich ganze Länder in Teutſchland giebt, (England und Italien zu geſchweigen,) wo die gute, franzöſiſche Ausſprache, wenn ſie nicht von Kindheit an erlernt wird, Eingebohrnen äußerſt ſchwer fällt.

S. 118. wird der Allgem. D. Bibl. zwar mit Lob, aber auch zugleich mit dem mißlichen Zuſatze erwähnt, daß ſie den Werth der Schriftſteller nicht

ſtets

ſtets auf die Goldwage lege — Hierauf könnten wir zwar antworten, daß man nur Gold auf der Goldwage wäge, und dieſes Metall immer ſelten genug unter den gleißenden Schriftſtellerprodukten vorkomme; doch wenn untreue Schätzung der letztern, dieſem Journal mit Recht vorgeworfen werden könnte, (wie wir doch nicht hoffen wollen) ſo blieb ihm vom erhaltenen Lobe wenig übrig.

Nach S. 119. glaubt man anfangs, der Verf. werde der teutſchen Sprache die Herrſchaft in Europa weißagen. Die vorausgeſetzten Bedingungen ſind möglich, ja ſogar wahrſcheinlich. Aber gleich im folgenden Perioden bezweifelt er dennoch ihr Glück, und S. 136. verſagt er ihr ſolches ganz. Da er zum Voraus, ehe er ſchrieb, das Reſultat ſeiner Unterſuchungen wußte; ſo hätt' er uns weniger getäuſcht, wenn er gleich geſagt hätte, „daß, ohngeachtet der „günſtigen Umſtände, unter die irgend eine Zukunft die „teutſche Sprache verſetzte, ihr die Allgemeinherr„ſchaft in Europa, ihrer Natur nach, doch nicht wer„den könnte —“

S. 130. werden verſchiedene widrig-auffallende, und einander widerſprechende Metaphern in einer gewiſſen teutſchen Schrift getadelt, z. B. Hebammengriffe u. ſ. w. da doch der Verf. ſelbſt kurz vorher S. 127. geſagt hatte: „man will überraſchen und in Er„ſtaunen ſetzen — man macht die gewaltſamſten Be„wegungen, um eine monſtröſe Geburth hervorzu„bringen —“ Eine ſchrecklich- und ſcheußliche Allegorie, die gewiß auch eine Rüge verdient! Für die Mittheilung zweer Anekdoten von Hallern aus Briefen an den Hrn. Präſident von G*** S. 128 und 213 wiſſen wir dem Verf. Dank. Jener Wiederherſteller der Würde teutſcher Dichtkunſt bemerkte

im J. 1773. daß er gegen die damaligen jungen Dichter zu kriechen scheine; und doch beim Eintritt seiner poetischen Laufbahn 1732. von Jedermann des Schwulstes bezüchtiget worden. Ein andermal beklagt er sich, daß ihm Lavater in seiner Physiognomik oft zu hoch sey! —

S. 131. fiel uns der Tadel einer Stelle in Mösers Schrift über teutsche Sprache und Litteratur, so wie die Herabwürdigung dieser Schrift überhaupt, die, nach unserm eignen Gefühle zu urtheilen, gewiß nicht aus Leichtsinn oder Schmeicheley gegen ihren berühmten Urheber, den Beyfall der Journalisten erhalten; hart auf. Wir sind überzeugt, daß jene und andere Stellen in diesem schätzbaren Fragment, im Zusammenhange gelesen und überdacht, nichts wider guten, gesunden, teutschen Geschmack enthalten; und daß solch ein Ton des Tadels, einen unsrer wenigen Originalprosaisten unwürdig behandelt, und unter die Scribler wirft.

Ob Voltäre, der oft wirklich edle Gegenstände (auch außer dem Gebiete der Religion) frivol behandelt, nie weder unter noch über seinem Sujet sey, wie S. 133. gesagt wird, lassen wir dahin gestellt seyn. —

Die Stelle Seite 186. von Berlins bisherigen und künftig möglichem Einflusse in die teutsche Sprache, ist uns nicht einleuchtend genug; und den Franzosenhassern, die zugleich Sprachverderber sind, wird immer so viel guter Geschmack in Teutschland entgegenstehen, daß er sie in Zaum halten kann. Die Widerlegung des teutschen Merkur (ebendas.) durch ein Beispiel von Montagnes Archaismen ist zu schwach. Eine Akademie der teutschen Sprache würde auch viele Opitzische Wörter verwerfen müssen.

Zu

Zu S. 191. ſey uns vergönnt eine Anekdote als
weis des 1550. in Frankreich herrſchenden, zum
l verderbten italiäniſchen Geſchmacks anzuführen.
ı einer Piece unter dem Titel: l'Entrée de la Reine
arie de Medicis, à Lion — wo die daſelbſt bey
Gelegenheit vorgegangnen Feierlichkeiten be-
eben ſind, ſteht auch eine Rede von dem Abge-
neten der dortigen Kaufmannſchaft an die Königin,
ren Anfang alſo lautet: Wenn alle Glieder mei-
s Leibes Zungen wären, und jede dieſer Zungen
viel Beredſamkeit hätte, als Ew. Majeſtät
chönheit und Grazie; ſo würden ſie doch unſre
eude nicht ausdrücken können, die u. ſ. w.

S. 223. Wer wird billigen, wenn dort ge-
t wird, „Linguet hätte die ſchauerliche Beſchrei-
ng der Baſtille erſparen können: denn ein Verbre-
r verdiene ja nicht in Lufthainen zu wandeln,
d auf Roſen zu liegen; aber erwieſen müſſe das
rbrechen ſeyn —“ Wenn nun aber einmal eine
ſtille, das ſchöne Werkzeug der Privatrache für
uſtlinge, da iſt, wer verſtattet dem Unſchuldigen
t genug zu ſchreien: Beweiſt mir's! und dürft'
was würd es ihm nützen? Iſt aber der Ein-
erkerte ſchuldig; warum ſoll ein ſchreckliches Ge-
gniß ihn mehr als menſchlich ſtrafen? Betrach-
man die Linguetſche Beſchreibung als einen cri
l'humanité! —

Dieſe gemachten Bemerkungen, die ohnedem
Nebenſachen in dieſer Schwabiſchen Preißſchrift
reffen, thun inzwiſchen ihrem Werthe nicht den
ıdeſten Eintrag. So wie ſie durch die unterhal-
ſten hiſtoriſchen und litterariſchen Anekdoten, die
Forſchungsgeiſte des Verfaſſers Ehre machen,
auszeichnet: ſo behauptet

Die

Die Eberhardiſche Abhandlung über den gleichen Gegenſtand

einen beſondern Vorzug in Präciſion der Gedanken und Ausdrücke.

Auch dieſes Schriftſtellers angegebene Urſachen der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache treffen mit den Meynungen der beiden erſteren zuſammen. Denn er nennt als Anläſſe der Ausbreitung einer Sprache 1) ihre Vortrefflichkeit, 2) die größre Kultur derſelben und der Nation die ſie redet, und 3) den politiſchen Einfluß dieſer Nation auf die, ſo die Sprache annehmen. Dieſe Uebereinſtimmung vorausgeſetzt, und da die Abhandlung nur 60 Oktavſeiten einnimmt; ſo haben wir nicht nöthig in ihr Detail zu gehen, ſondern wir führen nur einige Stellen daraus an, die vorzüglich unſre Erwartungen befriedigt haben.

Bey Gelegenheit des Vordringens der franzöſiſchen Sprache vor andern ſchon gebildeten europäiſchen, ſagt Hr. E. „Wir ſchätzen eine Sprache nicht nur, in ſo fern ſie viele Vollkommenheiten hat; ſondern in ſo fern ſie durch ihre Vollkommenheiten uns brauchbar iſt. — Nun iſt die franzöſiſche Sprache nicht blos durch Schriftſteller auf den Thron erhoben worden, ſondern auch durch Weltleute, die zu Geſchäften und zum Umgange einer gemeinſchaftlichen Sprache bedurften —“

S. 43. kömmt die Bemerkung vor, daß die franzöſiſche Sprache mehr Geſchliffenheit des Umgangs in ihren Dialogen zeige, und dieſe weniger durch rauhe Widerſprüche der Unterredenden beleidigen, als die lateiniſchen und griechiſchen Geſpräche; welches vermuthlich dem zuzuſchreiben ſey, daß bey

den

Römern und Griechen das weibliche Geschlecht
ernsthaften Conversationen ausgeschlossen gewe-
dagegen zeige sich mehr edler und männlicher
akter, in denen bis auf uns gekommenen latein-
und griechischen Dialogen. —

. 65. heißt es: „das Genie muß durch Geschmack
ldung der Leser und Zuschauer erweckt und ver-
werden. — Ist nun der Geschmack des Vol-
och roh, so kann er den Virtuosen nicht nöthi-
seine Kräfte zu Vermeidung solcher Fehler anzu-
gen, die in den Augen dieses Volkes keine Feh-
nd.“

Die Stelle S. 80. und 81. ist den teutschen
ahmern zu empfehlen: „die fremde Kultur
einer Nation zwar den ersten Anstoß geben:
n sie aber einmal diesen Anstoß erhalten hat, so
sie sich durch ihre eigne Kraft fortbewegen, ih-
Gange durch ihren eignen Lebensgeist seine Ge-
indigkeit eindrücken, und ihm die Richtung ge-
die durch ihre eigenthümliche Gefühle und Um-
e bestimmt wird.“

Zum Beschlusse thut Hr. E. noch einige Vor-
ge zu weiterer Kultur der teutschen Sprache, be-
ers, wie sie sich als Gesellschaftssprache unter den
rn Klassen, mehr ausbreiten könne. Sie wird
en besten Gesellschaften noch nicht rein (auch noch
gut und edel genug) gesprochen. Ein Schrift-
r kann auch deshalb keine Kopie von ihr in sein
h aufnehmen, ohne den Wohlstand der Schrift-
he zu beleidigen. Und wie soll man die Sprach-
ung in der guten Gesellschaft vermeiden? —
ist zwar ein gleichbedeutendes Wort im Teutschen,
es ist nur ein Bücherwort, es ist zu feierlich, zu
önend oder zu lang; das Fremde ist gewöhnli-
cher,

cher, ist durch angenehme Nebenideen beliebt; dessen Vermeidung bringt uns in den Verdacht eines pedantischen Purismus, u. s. w. (oder das teutsche Wort hat eine widrige Nebenidee —). Man muß also doch das seinige thun, damit das reine Teutsch, das noch nicht geläufig genug ist, es nach und nach werde. (Oft hat der Gebrauch schon allein die fremden Wörter verdrungen, und der teutsche Ausdruck ist edler als der fremde geworden. Z. B. mariage, sein Fortün machen, Solennität, desperat, infam, meschant, miserabel — ist bis zum Pöbel herabgesunken, und ihre ächtteutsche Synonymen sind von den höhern Volksklassen aufgenommen worden.) Wir empfehlen jedem Leser, den der Gegenstand der Schwabischen Preißschrift und der Eberhardischen Abhandlung interessirt, sie beide mit aller Aufmerksamkeit zu lesen.

Die Antwort auf die Büschische Frage: ob die Aufklärung eines Volkes dabey gewinne, wenn seine Sprache zur Universalsprache wird?

fällt, wie zu vermuthen war, negativ aus.

Herr Professor Büsch theilt die Aufklärung eines Volks in intensive und extensive ein, und versteht unter jener, wenn einzelne Männer Wahrheiten erfinden, die darum nicht immer gemein werden: extensiv ist die Aufklärung, wenn sie sich in mehreren Volksklassen verbreitet. Er bemerkt hiebey, daß die extensive Aufklärung in einem Lande abnimmt, wenn die intensive stille steht. (Hievon läßt sich auf verschiedene gebildete Nationen eine Anwendung machen.)

Beweise vom Stillstehen der intensiven Aufklärung sind die Wörterbücher über Realwissenschaft, solche nehm-

nehmlich, wo nicht blos Kunſtwörter erklärt werden, ſondern wo ganze Wiſſenſchaften nach allen Buchſtaben des Alphabets in Stücke zerſchnitten werden, (geht auch mit auf unſer liebes Vaterland) und die erſten Männer der Nation ſich eine Hauptarbeit aus dieſer Zerſtückelung machen. So beweiſen auch dieſes Stillſtehen die überflüßigen Commentare über die Werke bewunderter Vorgänger, und wiederholte Darſtellung ihrer Syſteme. —

Wenn ein Volk ſeine Sprache allgemein verbreitet ſieht, und in ihr allen Vorrath von Aufklärung, und was es zum geſellſchaftlichen Leben bedarf, zu finden glaubt; ſo glaubt es auch keiner fremden Sprache mehr zu bedürfen; die Fortſchritte andrer Nationen gehen alſo für daſſelbe verlohren. Bey uns Teutſchen iſt gerade das Gegentheil: wir werden von Jugend auf gewöhnt, fremde Sprachen zu lernen; uns bleibt daher kein Fortſchritt der Ausländer in irgend einer Wiſſenſchaft verborgen, und wir eilen (dies iſt kein Phantom ſchmeichelnder Eigenliebe) in allem was zur intenſiven Aufklärung beyträgt, jetzt andern Nationen vor. Unſere Bücherſäle können das bezeugen, hierinne iſt im nördlichen und ſüdlichen Europa ein auffallender Unterſchied. Seitdem gewiſſe Völker, die angefangen haben, ihre Sprachen zu bilden, nicht mehr lateiniſch ſchreiben, entſtehen in denjenigen Ländern, deren Sprachen allgemeiner ſind, und die ſich auf ihre einheimiſche Weisheit verlaſſen, Lücken in Bibliotheken und Wiſſenſchaften.

S. 73. wird eine fehlerhafte Allegorie des Grafen von Rivarol gerügt, und deſſen Lobpreiſung der franzöſiſchen Encyclopädie gemäßigt. Herr Büſch

vergleicht sie einer großen Kaltenschale, in der man hübsch alle Wissenschaften durch einander essen könne. Was hingegen dessen S. 77 angeführte Ausdrücke betrifft, wo er den Beyfall, den Frankreichs Moden aus Norden her allgemein erhalten, un *concert* de toutes les voix, *troublé par le silence* Anglois, nennt; die ließen sich wohl rechtfertigen. Die Engländer sollen hier nicht die Zuhörer des Concerts, sondern mitspielende Virtuosen vorstellen; und ein silence qui trouble un concert läßt sich sehr gut denken, wenn ein Theil der Spieler oder Sänger mitzuspielen oder zu singen weigert.

Am Ende der Schrift ermahnt der Verfasser noch die teutschen Gelehrten, nicht zu frühzeitig die Boccalini's gegen die Fürsten zu machen, und diese in ihrer Herablassung zu stöhren. Die ausgestreuten Verläumdungen des falschen Faustins wider den Herzog von Gotha, die schon der teutsche Merkur widerlegt hatte, werden gerügt. Und so haben mehrere unserer besten teutschen Fürsten von ihrer Zuvorkommung gegen Gelehrte, peinlichen Verdruß geerndtet.

Eine Anekdote vom berühmten Wagenseil, der ein Buch von der Erziehung eines Prinzen 1705. drucken ließ, worin er die respective, allerhöchste und hohe Gnade rühmt, die er in Wien genossen, wird den Leser ohnfehlbar belustigen. Sie steht S. 97.

Mehr wollen wir von diesem kleinen Buche nicht sagen; unser Zweck war blos die Neugier dessen, der es noch nicht gelesen hat, und dem sein Inhalt noch gleichgültig ist, rege zu machen.

Co.

Corre-

II.

Correſpondance familière et amicale de *Fréderic Second*, Roi de Pruſſe, avec *U. F. de Suhm*, Conſeiller intime de l'Electeur de Saxe, et ſon Envoyé extraordinaire aux Cours de Berlin et de Petersbourg. *Tom. I.* et *II.* A Berlin, chez Vieweg l'ainé. 495 Seiten, 8.

Freundſchaftlicher Briefwechſel zwiſchen Friedrich dem Zweyten, König von Preußen, und U. F. von Suhm. — Zwey Theile. Aus dem Franzöſiſchen von K. H. Leipzig, 1787. bey Beer. 288 Seiten, 8.

Der franzöſiſchen Urſchrift dieſes ſehr intereſſanten Briefwechſels iſt noch der allgemeine Titel: Supplément aux Oeuvres du Philoſophe de Sans-Souci. Deux Tomes, vorgeſetzt. Die Echtheit [illegible] beweiſet das auf der Rückſeite dieſes Titels [illegible]uckte Zeugniß des königlichen Cenſors, Herrn [illegible]te rath Schlüter. In der Vorrede werden von [illegible]n ſel. Herrn von Suhm einige Nachrichten gege[illegible] und zugleich deſſen Schilderung des großen Kö[illegible]igs, als Kronprinz, mitgetheilt. Ulrich Friedrich von Suhm wurde zu Dresden 1691 den 29. April gebohren. Sein Vater war Burchard von Suhm, Kurſächſiſcher geheimer Rath und Geſandter in Frankreich. Er ſtudirte in Genf, und ward nachher zu Paris von ſeinem Vater zu Staatsgeſchäften gebil-

der. Der Feldmarschall Graf von Flemming brachte ihn in das Departement der auswärtigen ng genheiten, und nahm ihn, da er 1718 als d ter nach Wien gieng, mit sich dahin. Nach se Rückkehr ward Suhm 1720 als Gesandter mit d Titel eines Geheimenraths nach Berlin geschickt, wo er mit vielem Beyfalle bis 1730 blieb, darauf aber aus Staatsursachen abgerufen wurde. Währen d ses Aufenthalts entstand seine Bekanntschaft mit dem damaligen Kronprinzen von Preußen, welche durch ihren beiderseitigen Geschmack an der Philosophie bald zur genauesten Freundschaft übergieng. Besondere Umstände ihres Umgangs sind nicht bek mt; nur weiß man, daß sie sich oft über philosop Gegenstände bis tief in die Nacht unterredeten. Ue die fernere Geschichte ihrer Freundschaft von 1730 bis 1736 weiß man nur dieses, daß Suhm sich während dieser Zeit größtentheils in Ber aufgehalten hat, und daß König Friedrich Wil m I, welcher Alles, was Gelehrsamkeit und Phil hieß, haßte, die Ursache der zweiten Trennu w de. Dieser hat man die gegenwärtige höchst atzbare Briefsammlung zu verdanken. — Die Schilderung, welche S. von dem damaligen Kronprinzen gemacht hat, ist sehr lesenswürdig. Sie ist zu lang, um sie ganz hier mitzutheilen, daher wir nur einige Züge ausheben wollen. „Ich übergehe hier eine ge„nauere Schilderung der Tugenden eines Prinzen, „der ernstlich darnach strebt, sie alle zu erwerben; „daher ich auch einmal Gelegenheit nahm, ihm zu „sagen, er habe sich ein Ziel gesetzt, das er nie errei„chen werde, nämlich die Vollkommenheit. Er ant„wortete mir: es sey damit, wie mit dem Steine der „Weisen, indem diejenigen, welche ihn suchten, für „ihre

„ihre Mühe durch viele nützliche Dinge belohnt wür„den, welche ſie auf dem Wege fänden. Und da „ich hinzuzuſetzen wagte: wenn er auch die Hälfte „ſeiner mir bekannten großen Eigenſchaften beybehiel„te, würde er dennoch ein großer König ſeyn: ſo ant„wortete er mir: er würde zwar in Verzweiflung ſeyn, „wenn ſich jemals ſeine Art zu denken änderte, aber „es ſey daraus doch noch das nicht erweislich, was „ich geſagt hätte; und dann ſchloß er beſcheiden mit „Anführung des Voltairiſchen Verſes: Tel brille au „ſecond rang, qui s'éclipſe au prémier.“ Von dem Muthe des Kronprinzen erzählt er uns folgendes: „Als der Prinz einſt, begleitet von einer großen Men„ge, die Linien von Philipsburg recognoſcirte, und „auf dem Rückwege durch ein ſehr lichtes Holz kam, „ward er von dem Kanonenfeuer der Linien unaufhör„lich begleitet. Viele Bäume neben ihm wurden da„von umgeworfen, ohne daß ſein Pferd deshalb ſei„nen Schritt änderte, und ohne daß die Hand, wel„che den Zügel führte, die geringſte außerordentliche „Bewegung verrieth. Diejenigen, welche ihn be„merkten, ſahen vielmehr, daß er nicht aufhörte, „mit einigen Generalen, welche ihn begleiteten, und „ſeine Faſſung in einer Gefahr bewunderten, womit „er vertraut zu werden noch keine Gelegenheit gehabt „hatte, ſehr ruhig zu ſprechen fortfuhr. Dieſe Anek„dote hat mir der Fürſt von Lichtenſtein erzählet.“

Der Briefwechſel fängt im März 1736 an, und endigt ſich im November 1740. Im erſten Theile betrifft er die Wolfiſche Metaphyſik, welche S. dem Prinzen, ins Franzöſiſche überſetzt, Heftweiſe ſandte, und eine Geldanleihe, welche er für den Prinzen, dem ſein Vater, wie bekannt, nicht viel gab, zu Stande

bringen sollte. Hierbey kömmt zugleich Vieles vor, welches die Urtheile des Prinzen über die Wolfische Philosophie, seine Freunde, seine damaligen Verhältnisse, u. s. w. betrifft. Im Anfange des Jahres 1737 gieng S. nach Petersburg, und der Briefwechsel geht ununterbrochen fort. Daher kommt im zweiten Theile, außer den Gegenständen, die schon angeführt sind, auch viele Nachrichten von der damaligen Verfassung Rußlands, dessen Verhältniß mit den Türken, und mancherley andern Staaten jener Zeiten, vor. Was die Geldangelegenheit, ist in Chiffern geschrieben, wozu der Schlüssel mitgetheilt wird. Nach der Thronbesteigung des Königs verlangte derselbe, daß S. die sächsischen Dienste verlassen, und sein übriges Leben bey ihm in philosophischer Ruhe zubringen sollte. Dieser nahm es an, und verließ Petersburg, kam aber schon krank nach Warschau, von da er am 3ten November seinen letzten Brief an den König schrieb.

Der Ton, welcher in diesen Briefen herrscht, ist ganz so, wie man ihn erwarten wird. Der Prinz und nachmalige König schreibt an seinen Diaphane, wie er S. gewöhnlich nennt, zärtlich, vertraut, mit vieler Achtung, S. eben so, aber zugleich mit aller der Ehrfurcht, welche ein Privatmann einem solchen Fürsten schuldig ist, dabey aber zuweilen mit einer steifen Etikette. Mit dem lebhaftesten Vergnügen liest man die Briefe des großen Königs, dessen Händen Alles einen außerordentlichen Reiz gewinnt. Wir können nur einige wenige Auszüge und Proben aus den Briefen beider Correspondenten geben, und begnügen uns um so eher damit, da gewiß Jeder begierig ist, das Ganze zu lesen, wenn er es

nicht

nicht ſchon gethan hat. Die liebenswürdige Beſcheidenheit des Prinzen mag folgende ſchöne Stelle aus dem 6ten Briefe beweiſen. „Nein, mein lieber „Suhm, es fehlt noch viel, ehe ich ganz der bin, „wofür Sie mich halten, oder der Sie mir ſagen, „daß ich ſey. Aber ich fühle wohl, daß, wenn es „auch wahr wäre, ich doch nie Leute Ihrer Art wür„de entbehren können, und daß ich immer den Vor„zug des Glanzes der größern Geſtirne vor dem Lich„te der kleinern untergeordneten Sterne anerkennen „würde.“ Es kommen noch ſehr viele ähnliche ſchöne Stellen in dieſen Briefen vor, welche wir aber übergehen müſſen. Der Prinz geſteht ein, daß Wolf ihn von der Unſterblichkeit der Seele überzeugt habe, und bezeugt häufig, wie viel er ihm ſchuldig ſey. „Glauben Sie nicht,“ ſchreibt er im 22ſten Briefe aus dem Lager bey Welau, „daß ich bey den Be„ſchwerden der Reiſe und den militäriſchen Geſchäf„ten, womit ich überhäuft bin, Wolf'en einen Au„genblick aus den Augen verliehre. Er iſt der feſte „Punkt, worauf meine ganze Aufmerkſamkeit gerich„tet iſt; und je mehr ich ihn leſe, deſto mehr befrie„digt er mich. Ich bewundere die Gründlichkeit die„ſes berühmten Weltweiſen, welcher die Natur, wie „Niemand vor ihm, ſtudirt hat, und dahin gekom„men iſt, daß er Dinge erklären kann, welche zuvor „nicht allein dunkel und verworren, ſondern ſogar „ganz unverſtändlich waren. Es ſcheint, daß ich „täglich durch ihn mehr Licht erhalte, und daß jeder „Satz, welchen ich ſtudire, eine neue Schuppe von „meinen Augen wegnimmt. Es iſt ein Buch, wel„ches alle Welt leſen ſollte, um ſchließen zu lernen, „und im Stande zu ſeyn, dem Faden oder der Ver„bindung der Begriffe bey Unterſuchung der Wahr-

„heit zu folgen.“ Als S. als Geſandter nach Rußland gehen ſoll, räth der Prinz ihm, dieſen Poſten abzulehnen. „An jenen barbariſchen Hof,“ (man bedenke, daß dieſer Brief 1736 geſchrieben!) „muß „man Männer ſchicken, welche gut trinken und tüchtig f — können. Ich zweifle, daß Sie ſich in dieſen Zügen erkennen werden. Ihr zarter Körper iſt „die Hülle einer feinen, Geiſtvollen und zarten Seele. Von dieſer Seite werden Sie immer bezahlen; „aber das iſt eine Münze, welche an dem Orte, wohin ſie geſchickt werden, keinen Cours hat. — Ich „ſchmeichle mir mit der ſüſſen Hoffnung, Sie vor Ihrer Abreiſe in Berlin zu ſehen; aber ich werde nichts „als Thränen haben, Ihnen das Geleite zu geben, „und nichts als Wünſche, Ihnen nachzuſenden. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Schwachheit geſtehe, — ich erröthe, indem ich es thue — die „Freundſchaft macht, daß ich Wünſche thue, welche „der Ehrgeiz nie erpreßt haben würde: — aber ich „mache mich Ihrer Achtung unwerth, wenn ich ſie „nicht erſticke. Folgende ſchöne Erzählung im 24ſten Briefe, wird unſere Leſer gewiß eben ſo ſehr, als uns, vergnügen. „Meine liebe Mimi,“ (der Name eines Affen, auf den der Kronprinz viel hielt,) „die getreue „Gefährtin meiner Einſamkeit, welche mich eines Tages mit vielem Eifer in Wolf's Metaphyſik, deren „liebenswürdiger Dollmetſcher Sie ſind, ſtudiren „ſah, ward ungeduldig darüber, daß ich ein ganz „Wahrheit- und Vernunftvolles Buch ihren Poſſenſpielen und der Täuſchung ihrer Beluſtigungen vorzog. Die Stunde des Abendeſſens rief mich indeſſen von dieſer lehrreichen Unterhaltung ab, um meinem Körper einige Sorge zu widmen, welche kein „denkendes Weſen vernachläßigen darf. Während

„der

„der Zeit macht ſich mein Affe, der mehr, als alle „andere Affen, Affe iſt, von ſeiner Kette los, nimmt „die Metaphyſik, zündet ſie am Lichte an, und freut „ſich, ſie brennen zu ſehen. Wie ward mir, als ich, „beim Eintritt in das Zimmer, den armen Wolf „den Flammen zur Beute und auf eine Art behandelt „ſah, welche ſich allein für Lange ſchickt. Laufen, „Waſſer ergreifen und die Flamme löſchen, war nur „Ein Geſchäfte für mich. Zum Glück war es nur „die Abſchrift, welche verbrannt war, und die Ur„ſchrift iſt noch unverletzt. Unſere witzigen Köpfe ſa„gen: der Affe hat die Metaphyſik ſtudiren wollen, „und ſie, weil er ſie nicht verſtehen konnte, verbrannt. „Andere meinen, Lange habe ihn beſtochen, und, „aus Eifer für dieſen Heiligen, habe er mir dieſen „Streich geſpielt. Noch Andere wollen endlich, daß „Mimi, aus Verdruß, weil Wolf den Menſchen zu „viel Vorzug vor den Thieren giebt, dem Vulkan „ein Buch aufgeopfert habe, das ſeine Gattung zu „ſehr herabſetzte.“ Wie lehrbegierig der Kronprinz war, beweiſet unter andern auch der 54ſte Brief, worin er ſeinem Freunde mehrere Fragen über den Zuſtand von Rußland vorlegt, welche alle mit derjenigen großen Einſicht abgefaßt ſind, die man an dieſem nachmaligen großen Könige ſo ſehr bewundert. Die Zärtlichkeit, welche in allen dieſen Briefen herrſcht, die Feinheit der Empfindungen und der Ausdrücke iſt ſo groß, daß man ſie ſelbſt dann mit Vergnügen leſen würde, wenn auch die Perſonen, von denen Sie geſchrieben ſind, ſie nicht doppelt reizend machten. Als der Tod des Königs Friedrich Wilhelm I. herannahete, ſchrieb der Kronprinz an S. folgende merkwürdige Stelle, die letzte in den Briefen, welche er als Kronprinz an ihn ſchrieb: „Sie können leicht ur-

„theilen, daß ich in der Lage, worin ich mich befinde, „sehr beschäftigt bin. Man läßt mir wenig Ruhe, „aber mein Inneres ist ruhig; und ich kann Sie ver„sichern, daß ich nie mehr Philosoph gewesen bin, als „gerade bey dieser Gelegenheit. Ich betrachte mit „gleichgültigen Augen Alles, was mich erwartet, ohne „das Glück zu wünschen, noch zu fürchten, voll von „Mitgefühl gegen diejenigen, welche leiden, voll von „Achtung gegen Rechtschaffene, und voll von Zärt„lichkeit gegen meine Freunde. Sie, den ich unter „die Zahl der letztern rechne, suchen Sie sich immer „mehr zu überzeugen, daß Sie an mir alles das fin„den werden, was Orest je am Pylades fand, und „daß Niemand mehr Hochachtung und Freundschaft „für Sie haben wird, als Ihr getreuer Friedrich.“ In dem ersten Briefe, den er darauf, als König, an ihn schrieb, lautet der Anfang so: „Mein lieber „Diaphane. Ihr Brief ist nicht an seine Addresse „abgegeben worden; denn mein Zustand hatte sich „vor seiner Ankunft verändert. Aber das Aeußere „verändert deshalb das Innere keinesweges, und der „Titel ändert in meiner Art zu denken nichts.“ Wie groß erscheint nicht Friedrich in diesen Stellen! Als S. ihm darauf nicht gleich in dem ersten Briefe schrieb, daß er seinen Gesandschaftsposten niederlegen und zu ihm kommen wolle, antwortete ihm der König: „Ich hoffte, daß ich unter den Complimenten, „welche Sie mir über die Veränderungen machen, die „in meinen Titeln vorgegangen sind, ein kleines Wort, „welches Ihre Person beträfe, finden würde; aber „ich hatte den Verdruß, nichts über ihre und meine „Angelegenheiten zu finden, welche ich wichtig nenne. „Ich bitte Sie daher, mein lieber S., mir zu schrei„ben, ob Sie Mann genug sind, der Ministerstelle

„zu

„zu entſagen, um das glänzende Leben eines Weiſen „zu führen, und ob Sie in meiner Geſellſchaft etwas „finden können, welches Sie für die Staatsklugheit „entſchädiget.“ S. nahm auch ſogleich ſeinen Abſchied, und reiſete ab, um nach Berlin zu gehen. Aber er ward zu Warſchau ſo krank, daß er von hier aus den letzten Brief an ſeinen geliebten König ſchrieb, welcher zu ſchön iſt, als daß wir der Verſuchung widerſtehen könnten, einen Theil davon hieher zu ſetzen. „Vergebens hält man mich noch mit Hoffnungen auf; „vergebens ſuchen die Liebe zum Leben, und die mächtigen Reize, welche die herrliche Ausſicht, die ſich „mir eröffnet, noch vergrößern, die Täuſchung meines Herzens durch die Heftigkeit ſeiner Wünſche zu „nähren; kurz, vergebens ſuche ich es mir ſelbſt zu „verbergen; jede Stunde, jeder Augenblick läßt mich „es tiefer fühlen, und kündigt mir es an, daß das „Ende meines Lebens herannahet. So ſehr ich auch „wünſchte, E. M. den Schmerz dieſer Nachricht zu „erſparen, wenn es möglich wäre, daß ſie nie zu Ihnen gelangte, und die Ruhe ihres großen und Gefühlvollen Herzens keinen Augenblick unterbräche: ſo „bindet mich doch eine zu wichtige und zu heilige „Pflicht, als daß ich ſie Ihnen verhelen könnte. Ja, „Sire, es iſt nur zu gewiß! Nach vielen vergeblichen Sorgen, meine Tage zu verlängern, ſehe ich „mich endlich am Rande des Grabes. Leider! ich „leide Schiffbruch vor dem Hafen. Der Himmel „verſtattet Ihnen nicht die Zeit, Ihre gütigen Abſichten zu meinem Beſten zu erreichen. Ohne Zweifel war das Glück, deſſen ich genießen ſollte, zu „vollkommen, als daß es hienieden mein Antheil werden konnte, und es geſchieht, ja das hoffe ich zuverläßig, indem ich als ein guter Chriſt und mit allge-

„der

„der Ruhe sterbe, welche mir das Zeugniß m
„Gewissens einflößt, es geschieht, damit ich d
„in einem andern Leben genießen soll, daß m
„oberste Gebieter über unsere Schicksale aus dem
„genwärtigen Leben abruft.“ Nachde er dan
seine Kinder und seine Schwester der V rge
Königs empfohlen hat, setzt er hinzu: „ n
„nichts mehr übrig, als mein Herz von
„zureißen, damit ich es auf die ewige Quel al
„Lebens und aller Glückseligkeit richten k
„in diesem Augenblicke fühle ich die ganze tärke
„sanften Bande, welche mich an den Liebens
„sten, an den Tugendhaftesten unter den S
„fesseln, welchen mich die Güte des Himme
„rend der Pilgerschaft meiner Tage auf der Er
„den ließ. Ach! in diesem Augenblicke fühle
„ganz, was es mich kostet, dieses Band zer
„sen. Allemal wird meine Standhaftigkeit n;
„denn eine große und tröstende Hoffnung unterstützt
„mich, nämlich die unerschütterliche Hoffnung, daß
„Alles, was geschaffen war zu lieben, dereinst zu der
„unerschöpflichen und ewigen Quelle aller Liebe zurück-
„kehren wird. Die Stunde nähert sich! Ich fühle
„schon, daß mich meine Kräfte verlassen. Man
„muß sich trennen. Adjeu! Noch eine Thräne; sie
„benetzt ihre Füsse! — O würdigen Sie solche, darauf
„zu blicken, großer König, als auf ein Pfand der
„zärtlichen und unwandelbaren Zuneigung, womit
„Ihr getreuer Diaphane Ihnen bis an den letzten
„Hauch seines Lebens zugethan war.“ Am Schlusse dieses Briefwechsels fügt der Herausgeber noch eine Nachricht hinzu, wie der König für die hinterlassene Familie seines Freundes gesorgt hat. Er rief die Schwester desselben nach Berlin, um die Erziehung

seiner

ſeiner Kinder zu vollenden, und gab ihr dazu einen Gehalt von 1800 Rthlr., wovon ſie 600 bis an ihren Tod behalten, die übrigen 1200 aber zur Erziehung der vier Kinder anwenden ſollte. Der König nahm ſich auch ſelbſt dieſer Erziehung mit an, und ſtellte in der Folge die drey Söhne als Fahnjunker mit einem Gehalte von 300 Rthlr. an, bis ſie Capitaine wurden. Die Tochter heirathete nachher den Oberſten von Keith, und die Schweſter lebte beynah noch 30 Jahre zu Berlin. Den älteſten Sohn, dem eine Kanonenkugel in der Schlacht bey Prag ein Bein wegnahm, machte er zum Poſtmeiſter in Deſſau, und ſorgte auch nachher noch für deſſen Söhne. Je ſeltener die Geſchichte einer ſolchen Freundſchaft iſt, deſto lebhafter iſt das Vergnügen, welches die Darſtellung derſelben gewähret.

Die vor uns liegende Ueberſetzung iſt etwas flüchtig gemacht, und daher nicht ganz ſo, wie man ſie wünſcht. Es iſt nicht erlaubt, daß unſere Ueberſetzer ſolche Meiſterwerke mit ſo vieler Eile verdeutſchen, und ſie hin und wieder gar durch Sprachfehler verunſtalten.

Tf.

III.

Tableau hiſtorique pour ſervir à la connoiſſance des affaires politiques et économiques de l'Electorat de Saxe et des provinces incorporées ou réunies, par *Jean George Canzler*, Conſeiller à la Chambre ſuprême

prême des comptes de S. A. S. E. de Saxe. à Dresden et à Leipzig, aux dépens de Breitkopf, 1786 (eigentlich 1787). 4 Alphabet 17½ Bogen, nebſt 4½ Bogen Tabellen, in 4.

Lang und ungeduldig ſah das hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Publikum der Erſcheinung dieſes Werks entgegen. Der Verfaſſer, der Ausländern, nämlich den Schweden, eine vortrefliche Statiſtik ſchenkte, dergleichen ſie vorher nicht hatten, berechtigte zu deſto größern Hoffnungen, da er eine Staatskunde ſeines Vaterlandes verſprach, da er ſelbſt in deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt lebt, da er ein anſehnliches Mitglied der kurfürſtlichen Oberrechenkammer iſt, und ihm alle benöthigte Hülfsmittel zu Gebote ſtehen. Die Erwartung wurde noch ſtärker geſpannt, als er Proben ſeiner Arbeit in der Quartalſchrift für ältere Litteratur und neue Lektüre vorlegte. Nun dieſe ſehnſuchtsvolle Erwartung iſt durch den erſten vor uns liegenden Band keineswegs getäuſcht worden. Vielmehr wünſchen wir dem teutſchen Vaterlande aufrichtigſt Glück zu der Ehre, die ihm durch dieſes Werk zuwachſen wird, und wünſchen jedem Theile deſſelben einen Canzler.

Der Zuſchnitt der ganzen Arbeit iſt auf vier Bände gemacht. Der erſte, von dem wir hernach weiter reden wollen, enthält eine geographiſche Beſchreibung aller Staaten des Kurfürſten von Sachſen, mit vielen ſich darauf beziehenden Erläuterungen. Die zwey folgenden werden die Geſchichte dieſer Staaten liefern; und der vierte eine möglichſt genaue Nachricht von dem gegenwärtigen ökonomiſchen und politiſchen

tiſchen Zuſtand oder die eigentliche Etatiſtik des Kurfürſtenthums.

Eiſerner Fleiß, bewundernswürdige Genauigkeit, ſcharfe Urtheilskraft, Vertraulichkeit mit mehrern Wiſſenſchaften und Sprachen, und Reichthum an Litteratur herrſchen durch den ganzen erſten Band. Für Korrektheit hat der Verfaſſer ängſtliche Sorge getragen; man ſtößt auf ſehr wenig Druckfehler, die in einem Werke dieſer Art unmöglich ganz zu vermeiden ſind; und ſelbſt die vorkommenden findet man gleich nach jedem Abſchnitt angezeigt; Herr C. verſpricht ſogar diejenigen, die ihm doch etwa noch entwiſcht ſind, künftig auch noch anzuzeigen. Herr Breitkopf, der Verleger, hat auch ſeiner Seits alles geleiſtet, was man von ſeiner Kunſt und vortreflichen Officin nur immer erwarten mag; ſchönes Schreibpapier, neue elegante Lettern, ausnehmend genaue Proportion zwiſchen größern und kleinern Buchſtaben, eine gewiſſe reizende Symmetrie, die durch alle Bogen hindurch ſtreng beobachtet iſt, auch einige zierliche Vignetten. Und alles dies auf fünf Alphabeten für neun Thaler Sächſiſch; gewiß ein leidlicher Preiß!

Ehe wir uns in die Beſchreibung des Buches einlaſſen, wollen wir den Verfaſſer ſelbſt hören, wie er ſich beim Schluß der Einleitung ausdrückt. Wenn, ſagt er, die Sorgfalt, nicht eher, als nach einer innigen Ueberzeugung zu ſchreiben, meinen Mémoires ſur la Suede einige Gründlichkeit (oder Kraft; énergie heißt es im Original) ertheilen konnte; ſo wird man ſie auch hier ganz antreffen. Als Freund der Wahrheit, habe ich mich ſorgfältig beſtrebt, ſie ohne Partheylichkeit zu ſagen; eine Pflicht, von der ſich

kein

kein Geſchichtſchreiber losſagen ſollte! Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein mit Urkunden voll gepfropftes Werk eine ſehr ſchiefe Kompilation ſeyn könne, und daß ſelbſt öffentliche Archive bisweilen widerſprechende und Vorſicht erfordernde Aufſätze darbieten. Deſto mehr muß ein ſcharfſinniger Geſchichtſchreiber, ſtatt ſeine Erzählung mit ſchimärſchen Schilderungen und mit Wendungen, die mehr Wohlklang als Wahrheit verrathen *), zu ſchmücken, die Sitten des Zeitalters, von dem er ſchreibt, und die weſentlichen Umſtände der angeführten Begebenheiten, ſorg-

*) Von dieſer Art iſt unſtreitig folgende Pe e:
„es gab eine Zeit, wo die Nation zwar in
„aber von auſſen ſchwach, und ohne Ehre
„ihre Kräfte nie zu einem gemeinſamen Z
„vereinigt werden, bis durch einen beſondern
„fluß von günſtigen Umſtänden dasjenige
„wir noch auf den Kaiſerthron verehren,
„Patrioten eine ewige Dauer wünſchen.
„chen Macht gelangt iſt, daß durch
„ung das gleichſam in ſich ſelbſt hine
„Deutſchland das Haupt wieder empor he
„und bey Auswärtigen wieder einiges
„wodurch die Geſchichte von Deut
„anfängt intereſſanter zu werden.“ So
„ſchichte der Deutſchen Th. 1. Vorr. S. 24.
„Stelle iſt eines jeden erfahrenen Ge
„würdig, und bey einem deutſchen
„unbegreiflich. Um mit Herrn Schmidt
„Meynung zu ſeyn, muß man die Epoche
„ſchen Kaiſer, und die Begebenheiten ſowohl
„gions- als des dreyßigjährigen Krieges
„Als genauer Geſchichtſchreiber hätte
„den jetzt regierenden Kaiſer nicht unter
„dem Hauſe Oeſtreich rechnen ſollen, ob er
„ſeiner Mutter her in den meiſten Staaten
„rigen Hauſes ſuccedirte. Anmerk. des Verf.

fältig prüfen. Ich habe deswegen, in Anſehung der verſchiedenen Materien, die ich behandle, die beſten Schriftſteller des Landes, und die gleichzeitigen Jahrbücher unſrer Nachbaren zu Rathe gezogen. Um den Leſer in den Stand zu ſetzen, meine Sätze ohne Mühe zu prüfen, habe ich nicht nur die Stellen, welche die Richtigkeit meiner Erzählungen unterſtützen, angeführt, ſondern auch die Schriftſteller, welche meine Bemerkungen zu beſtreiten ſcheinen. Dieſes Verfahren iſt gewiß ſehr mühſam, aber auch eben ſo nützlich. Es ſcheint mir ſogar unentbehrlich, vornämlich bey hiſtoriſchen Punkten, ob es gleich auf einer andern Seite zugleich jungen Kritikern, deren Kenntniſſe ſich oft blos auf keine andre, als eben dieſe Anzeigen gründen, Waffen in die Hände giebt.

Nun wollen wir das Werk ſelbſt näher beſchreiben. Voraus geht eine Zuſchrift an den Kurſächſiſ. Miniſter, Freyherrn von Gutſchmid. In der darauf folgenden Vorrede erzählt er, daß er vor dem Jahre 1781 alle vier Bände ſeines Werks ausgearbeitet gehabt habe, daß aber über den oft unterbrochenen Druck des erſten Bandes fünf Jahre verfloſſen wären, während welcher er viele ihm vorher unbekannte Dinge beygefügt habe. Daraus wären zwar verſchiedene Ungleichheiten und Widerſprüche entſprungen, die er aber durch die zweyte Tabelle und die dieſem Bande beygefügte Recapitulation zu heben geſucht habe. In dieſer letztern, ſetzt er hinzu, wird man auch die Erklärung einiger Zeichen finden, die zum Verſtändniß dieſes erſten Bandes dienen. Wir müſſen bekennen, daß wir ziemlich lang nach dieſer Erklärung ſuchen mußten; endlich fanden wir ſie S. 703 mitten in den Text eingeſchoben, und gleichſam

nur gelegentlich angebracht. Bequemer für den Gebrauch des Werks wäre es, wenn ſie gleich beym Anfange deſſelben auf eine deutlich in die Augen fallende Art hingeſtellt worden. Auch an einem Orte, wo man es nicht ſuchen ſollte, nämlich S. 473, findet man ein angenehmes Verſprechen, nämlich ein Supplement, worin alle erhebliche Fehler, die der Verfaſſer entweder ſelbſt entdecken oder durch wohlunterrichtete Perſonen erfahren wird, zu liefern; und zwar will Herr C. dies auf ſeine Koſten thun.

Sehr wohl hat Hr. C. gethan, daß er alle Namen der Perſonen, Städte und Länder genau ſo ſchrieb, wie ſie im Teutſchen geſchrieben werden, daß er ſie nicht verfranzöſirt hat. Wie vielen Fehlern und Irrungen würde vorgebeugt werden, wenn jeder Hiſtoriker und Geograph, er mag leben, wo er will, ein Gleiches thäte, und ſtreng hierüber hielte!

Franzöſiſch ſchrieb der Verfaſſer ſein Werk, um dadurch allen Liebhabern, auswärtigen und einheimiſchen, nützlich zu werden, weil doch die franzöſiſche Sprache unter allen übrigen am allgemeinſten bekannt iſt. Es ſind aber auch ſchon die erforderlichen Maasregeln getroffen, eine teutſche Ueberſetzung nachfolgen zu laſſen. Hoffentlich wird ſie, wie diejenige von der Statiſtik Schwedens, Vorzüge vor dem Original erhalten, zumal wenn der Verfaſſer ſie, wie dieſe, ſelbſt verfertigen wird; über welchen letzten Punkt er ſich nicht deutlich erklärt hat. Zuletzt macht er Hoffnung zur Bekanntmachung der beſten, durch erfahrene Männer noch mehr verbeſſerte Landkarten von den Staaten des Kurfürſten von Sachſen. Herr Breitkopf wird ſie mit Typen drucken, indem er, nach den bekannten erſten Verſuchen, dieſes Verfahren zu

einem

einem sehr beträchtlichen Grad der Vollkommenheit getrieben hat.

Es folget eine Erklärung der 28, auf dem Titelkupfer abgebildeten Wappen von den, dem Kurfürsten von Sachsen zuständigen, und in Anspruch genommenen Länder. Auch eine Erklärung der Titelpignette ist beygefügt.

Die Genauigkeit des Verfassers hat nicht unterlassen, ein alphabetisches Verzeichniß der von ihm bey Ausarbeitung des ersten Bandes gebrauchten Bücher von S. V—XX mitzutheilen. Bey den verstorbenen Schriftstellern sind ihre Sterbejahre hinzugesetzt. Es lassen sich aus diesem Verzeichniß sogar Verbesserungen und Zusätze zu Jöchern und Adelungen entlehnen; z. B. Avemanns Vornamen und Sterbejahr findet man in Adelungs ersten Supplementband nicht: hier heißt er Heinrich Friedrich † 1751. Hingegen läßt sich aus Adelungen auch Canzler hier und da berichtigen, z. B. dieser weiß das Todesjahr von Valentin Ferdinand Gudenus nicht; es war 1758.

Nun folget eine Einleitung in das ganze Werk auf 108 Seiten; von den Benennungen Meißen und Obersachsen; von der Eintheilung des Werks; von der Volkmenge (nur ein Wink; im 4ten B. vermuthlich mehr); von der vorgeblichen Abstammung des jetzt blühenden Sächsischen Hauses, mit einer genealogischen Tabelle; von Titel und Wappen; von den Ländern, woraus das Kurfürstenthum Sachsen besteht, überhaupt; von dem, was dem Kurfürsten auf dem Reichstag zu Regensburg und beym Reichskammergericht zu Wezlar zukömmt, (hierbey in der Note eine Nachricht von der Einrichtung dieses Gerichts, welche nicht allein allgemein bekannt ist, son-

dern auch nicht hierher gehört. Das Streben nach Gründlichkeit und Genauigkeit hat unsern Verfasser auch anderwärts zu dergleichen Episoden verleitet); von den Erbmarschallämtern des Kurfürsten (der Verfasser giebt hier vier an: die Grafen von Pappenheim, als Reichserbmarschälle; die Grafen von Löser, als Erbmarschälle von Sachsen; die Familie von Ebersberg wegen Thüringen; und die Barons von Ehnet wegen Bamberg. Von diesen letzten finden wir anderwärts nichts: hingegen erwähnt Herr C. der Erbmarschälle von Meißen, nämlich der Marschälle von Biberstein, nicht; nicht der Erbmarschälle von Henneberg, der Marschälle von Ostheim: obwohl diese letztern unsers Wissens vor einigen Jahren ausgestorben sind); von der kirchlichen Verfassung; von den Landständen und Landtagen; von den Steuern. Von allen diesen Materien redet der Verfasser hier nur summarisch, und verspricht sie im vierten Bande umständlicher zu behandeln. Er giebt alsdann weiter in der Einleitung kurze Nachrichten von dem Flächeninhalt (ungefähr 736 QM. Genauer wird sich dies bestimmen lassen, wenn die Feldmeßkommission ihre Arbeit wird vollendet haben); von den Flüssen; von der Eintheilung des Landes; von dem Steuerfuß, mit einer Tabelle; von der Anzahl der Städte, Flecken, Dörfer ꝛc. (wozu auch eine Tabelle gehört, auf welcher zugleich der Bevölkerungsstand angegeben ist. Der Städte und Städtchen sind nach dieser Tabelle 275, der Dörfer 6422, der Vorwerke und Freygüter 508, und der wüsten Marken oder Fluren 5373; ferner der Schriftsassen 1728, und der Amtssassen 485; der geistlichen Inspektionen 77, und der Oerter, wo Kirchen sind 2833. Die Volksmenge betrug im J. 1755 1 Mill. 686908: und zu Ende des J. 1785

2 Mill.

1 Mill. 941806. Folglich nahe an 2 Millionen. Doch iſt dieſe letzte Berechnung nur nach den Mortalitätslisten gemacht). Alles bisher Erwähnte hätte, deucht uns, in einer etwas beſſern Ordnung vorgetragen werden können. Der Reſt der Einleitung iſt der Naturgeſchichte gewidmet, wobey der Verfaſſer mit beſonderem Wohlgefallen verweilt. Die Bergwerke und Hammerwerke ſind nicht vergeſſen.

Nach allem dieſem erſt folget, mit einer neuen Seitenzahl: Deſcription géographique des Etats de l'Electeur de Saxe. Die ganze mühſame, ſehr verdienſtliche und Beyfallswürdige Arbeit iſt nach den ſieben Kreiſen des Kurfürſtenthums geordnet; worauf alsdann die Markgrafthümer Ober- und Niederlauſitz, nebſt den Beſitzungen des teutſchen und des Johanniterordens, folgen. Vor der Beſchreibung eines jeden Kreiſes geht eine kurze allgemeine Nachricht von ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, ehemaligen Bewohnern, vornehmſten Beſchäftigungen der ietzigen, Dikaſterien, Beamten und Steuern her. Hierauf folgen die Kreisämter und Aemter einzeln, ſo daß jede Seite in zwey Kolumnen abgetheilt iſt, auf deren einen die Oerter des Kreiſes, und auf der andern die vornehmſten Merkwürdigkeiten derſelben aus der bürgerlichen und natürlichen Geſchichte, wie auch aus der Statiſtik verzeichnet ſind. In den Anmerkungen unter der erſten Seite eines jeden Amtes findet man deſſen Schriftſaſſen, die jetzigen Kreishauptleute und Amtleute oder Schöſſer mit Namen, ferner die Amtſaſſen, und zuletzt eine ſummariſche Angabe der Schriftſaſſen-, Amtſaſſen- und Ritterpferde. In den Anmerkungen zu den folgenden Seiten eines jeden Amtes findet man theils andre Merkwürdigkeiten, die eben in der zweyten Kolumne nicht

dern auch nicht hierher gehört. Das Streben nach Gründlichkeit und Genauigkeit hat unſern Verfaſſer auch anderwärts zu dergleichen Epiſoden verleitet); von den Erbmarſchallämtern des Kurfürſten (der Verfaſſer giebt hier vier an: die Grafen von Pappenheim, als Reichserbmarſchälle; die Grafen von Löſer, als Erbmarſchälle von Sachſen; die Familie von Ebersberg wegen Thüringen; und die Barons von Ehnet wegen Bamberg. Von dieſen letzten finden wir anderwärts nichts: hingegen erwähnt Herr C. der Erbmarſchälle von Meißen, nämlich der Marſchälle von Biberſtein, nicht; nicht der Erbmarſchälle von Henneberg, der Marſchälle von Oſtheim: wiewohl dieſe letztern unſers Wiſſens vor einigen Jahren ausgeſtorben ſind); von der kirchlichen Verfaſſung; von den Landſtänden und Landtagen; von den Steuern. Von allen dieſen Materien redet der Verfaſſer hier nur ſummariſch, und verſpricht ſie im vierten Bande umſtändlicher zu behandeln. Er giebt alsdann weiter in der Einleitung kurze Nachrichten von dem Flächeninhalt (ungefähr 736 QM. Genauer wird ſich dies beſtimmen laſſen, wenn die Feldmeßkommiſſion ihre Arbeit wird vollendet haben); von den Flüſſen; von der Eintheilung des Landes; von dem Steuerfuß, mit einer Tabelle; von der Anzahl der Städte, Flecken, Dörfer ꝛc. (wozu auch eine Tabelle gehört, auf welcher zugleich der Bevölkerungsſtand angegeben iſt. Der Städte und Städtchen ſind nach dieſer Tabelle 275, der Dörfer 6422, der Vorwerke und Freygüter 508, und der wüſten Marken oder Fluren 5373; ferner der Schriftſaſſen 1728, und der Amtsſaſſen 485; der geiſtlichen Inſpektionen 77, und der Oerter, wo Kirchen ſind 2833. Die Volkmenge betrug im J. 1755 1 Mill. 686908: und zu Ende des J. 1785

2 Mill.

Nill. 941806. Folglich nahe an 2 Millionen. ch iſt dieſe letzte Berechnung nur nach den Mor- ätslisten gemacht). Alles bisher Erwähnte hät- deucht uns, in einer etwas beſſern Ordnung vor- agen werden können. Der Reſt der Einleitung er Naturgeſchichte gewidmet, wobey der Verfaſ- mit beſonderem Wohlgefallen verweilt. Die gwerke und Hammerwerke ſind nicht vergeſſen.

Nach allem dieſem erſt folget, mit einer neuen ltenzahl: Deſcription géographique des Etats de ecteur de Saxe. Die ganze mühſame, ſehr ver- ſtliche und Beyfallswürdige Arbeit iſt nach den n Kreiſen des Kurfürſtenthums geordnet; wor- alsdann die Markgrafthümer Ober- und Nieder- ß, nebſt den Beſitzungen des teutſchen und des anniterordens, folgen. Vor der Beſchreibung s jeden Kreiſes geht eine kurze allgemeine Nach- t von ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, ehemali- Bewohnern, vornehmſten Beſchäftigungen der en, Dikaſterien, Beamten und Steuern her. auf folgen die Kreisämter und Aemter einzeln, ß jede Seite in zwey Kolumnen abgetheilt iſt, eren einen die Oerter des Kreiſes, und auf der n die vornehmſten Merkwürdigkeiten derſelben der bürgerlichen und natürlichen Geſchichte, wie aus der Statiſtik verzeichnet ſind. In den An- ungen unter der erſten Seite eines jeden Amtes t man deſſen Schriftſaſſen, die jetzigen Kreis- tleute und Amtleute oder Schöſſer mit Namen, r die Amtſaſſen, und zuletzt eine ſummariſche ıbe der Schriftſaſſen-, Amtſaſſen- und Ritter- e. In den Anmerkungen zu den folgenden Sei- ines jeden Amtes findet man theils andre Merk- igkeiten, die eben in der zweyten Kolumne nicht

dern auch nicht hierher gehört. Das Streben nach Gründlichkeit und Genauigkeit hat unsern Verfasser auch anderwärts zu dergleichen Episoden verleitet); von den Erbmarschallämtern des Kurfürsten (der Verfasser giebt hier vier an: die Grafen von Pappenheim, als Reichserbmarschälle; die Grafen von Löser, als Erbmarschälle von Sachsen; die Familie von Ebersberg wegen Thüringen; und die Barons von Ehnet wegen Bamberg. Von diesen letzten finden wir anderwärts nichts: hingegen erwähnt Herr C. der Erbmarschälle von Meißen, nämlich der Marschälle von Biberstein, nicht; nicht der Erbmarschälle von Henneberg, der Marschälle von Ostheim: wiewohl diese letztern unsers Wissens vor einigen Jahren ausgestorben sind); von der kirchlichen Verfassung; von den Landständen und Landtagen; von den Steuern. Von allen diesen Materien redet der Verfasser hier nur summarisch, und verspricht sie im vierten Bande umständlicher zu behandeln. Er giebt alsdann weiter in der Einleitung kurze Nachrichten von dem Flächeninhalt (ungefähr 736 QM. Genauer wird sich dies bestimmen lassen, wenn die Feldmeßkommission ihre Arbeit wird vollendet haben); von den Flüssen; von der Eintheilung des Landes; von dem Steuerfuß, mit einer Tabelle; von der Anzahl der Städte, Flecken, Dörfer ꝛc. (wozu auch eine Tabelle gehört, auf welcher zugleich der Bevölkerungsstand angegeben ist. Der Städte und Städtchen sind nach dieser Tabelle 275, der Dörfer 6422, der Vorwerke und Freygüter 508, und der wüsten Marken oder Fluren 5373 ferner der Schriftsassen 1728, und der Amtssassen 485; der geistlichen Inspektionen 77, und der Oerter, wo Kirchen sind 2833. Die Volkmenge betrug im J. 1755 1 Mill. 686908: und zu Ende des J. 1785

1 Mill.

1 Mill. 941806. Folglich nahe an 2 Millionen. Doch ist diese letzte Berechnung nur nach den Mortalitätslisten gemacht). Alles bisher Erwähnte hätte, deucht uns, in einer etwas bessern Ordnung vorgetragen werden können. Der Rest der Einleitung ist der Naturgeschichte gewidmet, wobey der Verfasser mit besonderem Wohlgefallen verweilt. Die Bergwerke und Hammerwerke sind nicht vergessen.

Nach allem diesem erst folget, mit einer neuen Seitenzahl: Description géographique des Etats de l'Electeur de Saxe. Die ganze mühsame, sehr verdienstliche und Beyfallswürdige Arbeit ist nach den sieben Kreisen des Kurfürstenthums geordnet; worauf alsdann die Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz, nebst den Besitzungen des teutschen und des Johanniterordens, folgen. Vor der Beschreibung eines jeden Kreises geht eine kurze allgemeine Nachricht von seiner natürlichen Beschaffenheit, ehemaligen Bewohnern, vornehmsten Beschäftigungen der ietzigen, Dikasterien, Beamten und Steuern her. Hierauf folgen die Kreisämter und Aemter einzeln, so daß jede Seite in zwey Kolumnen abgetheilt ist, auf deren einen die Oerter des Kreises, und auf der andern die vornehmsten Merkwürdigkeiten derselben aus der bürgerlichen und natürlichen Geschichte, wie auch aus der Statistik verzeichnet sind. In den Anmerkungen unter der ersten Seite eines jeden Amtes findet man dessen Schriftsassen, die jetzigen Kreishauptleute und Amtleute oder Schöffer mit Namen, ferner die Amtsassen, und zuletzt eine summarische Angabe der Schriftsassen-, Amtsassen- und Ritterpferde. In den Anmerkungen zu den folgenden Seiten eines jeden Amtes findet man theils andre Merkwürdigkeiten, die eben in der zweyten Kolumne nicht

Platz finden konnten, theils Beweisthümer, theils Literarnotizen. Nach jedem Kreiſe findet man eine Recapitulation.

Von jenen Merkwürdigkeiten wollen wir ſolche anführen, wo uns Herr C. etwas Neues oder Eigenes zu haben ſcheint. S. 7 von der Univerſität zu Wittenberg und von Guſtaffon oder Guſtav Waſaburg, einem natürlichen Sohne des ſchwediſchen Königs Guſtav Adolf, der im Jahr 1632 in Wittenberg ſtudirte, und dem man die akademiſchen Inſignien, als Rektor, übergeben hatte. In einer Stelle aus der Univerſitätsmatrikel erhellet eben auch, daß Guſtav Adolfs Zeitgenoſſen deſſen wahre Todesart nicht wußten. Denn es heißt: *hoſtiline aut proditoris manu* incertum. S. 34 von der ehemaligen Grafſchaft Brena. S. 41 von der Menge des in den Jahren 1770, 71 und 72 verbrauchten Salzes, tabellariſch (ſeit 1773 verſieht Thüringen die Staaten des Kurfürſten von Sachſen faſt ganz mit Salz). S. 57 heißt es, Herr Galletti führe zwar in ſeiner Geſchichte von Thüringen verſchiedene Anekdoten von Ludwig dem Springer an; man könne ihnen aber nicht Glauben beymeſſen, weil er keine Gewährsmänner dabey anführe. S. 68 wird erzählt, daß die von der Regierung zu Hannover im Jahr 1750 geborgten $3\frac{1}{2}$ Mill. Thaler, wofür die Einkünfte einiger Diſtrikte verſetzt ſind, in kurzer Zeit werden abgetragen ſeyn.

Die von S. 90 an ertheilten hiſtoriſch-genealogiſchen Nachrichten von den ehemaligen Grafen von Honſtein, Schwarzburg, Stollberg, Mannsfeld, Gleichen, und der Herren von Krannichfeld, ſind zwar dem Kenner teutſcher Geſchichten größtentheils bekannt;

bekannt; allein, er wird dennoch den unsäglichen Fleiß und die genaue Kenntniß des Verfassers, womit er den Layen in der Geschichtkunde eine nette Uebersicht jener zum Theil ausgestorbenen, zum Theil noch blühenden alten teutschen Häuser, deren Glieder Vasallen von Kursachsen sind, vorgelegt, bewundern: ja, sie wird selbst ihnen brauchbar seyn. Einer und der andern dieser kurzen Geschlechtshistorien ist eine genealogische Tabelle beygefügt.

S. 154 findet man eine genealogische Tabelle über die Administratoren der Bisthümer Merseburg und Naumburg-Zeitz. S. 179 wird als etwas besonderes angeführt, daß zu Naumburg eine Federhändlerinnung ist. S. 193 u. ff. Nachricht von der Porcellanmanufaktur zu Meißen. Der blosse Gehalt der unmittelbar dabey beschäftigten Personen steigt jährlich über 30,000 Thaler. Sie genießen außerdem noch andere Vortheile. Alles, was sie außer ihrem Tagewerk (im Sommer 10 und im Winter 8 Stunden) arbeiten, wird ihnen besonders bezahlt. S. 241 von der Cochenille in Sachsen, die zwar so schön färbt, als die Mexikanische, von welcher letztern man aber nur ein Pfund braucht, wozu von jener 16 Pfund verbraucht werden. S. 265 vertheidigt Hr. C. Adelungs Vergleichung der Stadt Leipzig mit Athen. „Diejenigen, sagt er, die diese „Vergleichung bestritten haben, scheinen nicht den „Einfluß bedacht zu haben, den Meißen, und insonderheit Wittenberg und Leipzig, seit dem 16ten „Jahrhundert in die Religion, Wissenschaften und „Künste, nicht nur durch ganz Teutschland, sondern „auch durch die meisten nordischen Länder, gehabt haben. Nach meiner Empfindung sollte man gar

Platz finden konnten, theils Beweisthümer, theils Literarnotizen. Nach jedem Kreise findet man eine Recapitulation.

Von jenen Merkwürdigkeiten wollen wir solche anführen, wo uns Herr C. etwas Neues oder Eigenes zu haben scheint. S. 7 von der Universität zu Wittenberg und von Gustasson oder Gustav Wasaburg, einem natürlichen Sohne des schwedischen Königs Gustav Adolf, der im Jahr 1632 in Wittenberg studirte, und dem man die akademischen Insignien, als Rektor, übergeben hatte. In einer Stelle aus der Universitätsmatrikel erhellet eben auch, daß Gustav Adolfs Zeitgenossen dessen wahre Todesart nicht wußten. Denn es heißt: *hostilius* aut *proditoris manu* incertum. S. 34 von der ehemaligen Grafschaft Brena. S. 41 von der Menge des in den Jahren 1770, 71 und 72 verbrauchten Salzes, tabellarisch (seit 1773 versieht Thüringen die Staaten des Kurfürsten von Sachsen fast ganz mit Salz). S. 57 heißt es, Herr Galletti führe zwar in seiner Geschichte von Thüringen verschiedene Anekdoten von Ludwig dem Springer an; man könne ihnen aber nicht Glauben beymessen, weil er keine Gewährsmänner dabey anführe. S. 68 wird erzählt, daß die von der Regierung zu Hannover im Jahr 1750 geborgten $3\frac{1}{2}$ Mill. Thaler, wofür die Einkünfte einiger Distrikte versetzt sind, in kurzer Zeit werden abgetragen seyn.

Die von S. 90 an ertheilten historisch-genealogischen Nachrichten von den ehemaligen Grafen von Honstein, Schwarzburg, Stollberg, Mannsfeld, Gleichen, und der Herren von Krannichfeld, sind zwar dem Kenner teutscher Geschichten größtentheils bekannt;

bekannt; allein, er wird dennoch den unsäglichen Fleiß und die genaue Kenntniß des Verfassers, womit er den Layen in der Geschichtkunde eine nette Uebersicht jener zum Theil ausgestorbenen, zum Theil noch blühenden alten teutschen Häuser, deren Glieder Vasallen von Kursachsen sind, vorgelegt, bewundern: ja, sie wird selbst ihnen brauchbar seyn. Einer und der andern dieser kurzen Geschlechtshistorien ist eine genealogische Tabelle beygefügt.

S. 154 findet man eine genealogische Tabelle über die Administratoren der Bisthümer Merseburg und Naumburg-Zeitz. S. 179 wird als etwas besonderes angeführt, daß zu Naumburg eine Federhändlerinnung ist. S. 193 u. ff. Nachricht von der Porcellanmanufaktur zu Meißen. Der blosse Gehalt der unmittelbar dabey beschäftigten Personen steigt jährlich über 30,000 Thaler. Sie genießen außerdem noch andere Vortheile. Alles, was sie außer ihrem Tagewerk (im Sommer 10 und im Winter 8 Stunden) arbeiten, wird ihnen besonders bezahlt. S. 241 von der Cochenille in Sachsen, die zwar so schön färbt, als die Mexikanische, von welcher letztern man aber nur ein Pfund braucht, wozu von jener 16 Pfund verbraucht werden. S. 265 vertheidigt Hr. C. Adelungs Vergleichung der Stadt Leipzig mit Athen. „Diejenigen, sagt er, die diese „Vergleichung bestritten haben, scheinen nicht den „Einfluß bedacht zu haben, den Meißen, und insonderheit Wittenberg und Leipzig, seit dem 16ten „Jahrhundert in die Religion, Wissenschaften und „Künste, nicht nur durch ganz Teutschland, sondern „auch durch die meisten nordischen Länder, gehabt haben. Nach meiner Empfindung sollte man gar

„nicht an dieſen Thatſachen zweifeln, ſo bald man nur
„unterſucht hat den Fortgang, den Wiſſenſchaften
„und Künſte daſelbſt gemacht haben, ferner die Zeit,
„da er Statt fand, und die Perſonen, denen man
„ihn ſchuldig iſt. Wer ſich eine Zeit lang in den vor-
„nehmſten Provinzen Teutſchlandes aufgehalten hat,
„wird überdies gefunden haben, daß noch jetzt unter
„allen, bey den Eingebohrnen jener Provinzen übli-
„chen Dialekten der Meißniſche, den man die Meiß-
„niſche oder hochdeutſche Sprache nennet, am mei-
„ſten ſich dem nähert, was wir Schriftſprache nen-
„nen. Die gleichmäßige Ausſprache des d und t
„des b und p u. ſ. w. kann dieſe Behauptung keines
„weges ſchwächen, indem die alten deutſchen Schrift-
„ſteller ſie ganz ohne Unterſchied brauchen, und indem
„einzelne leichte Fehler nie mit Vortheil werden an-
„geführt werden, um den Meißniſchen Dialekt neben
„andre, die oft bis auf ihre Modalität und Con-
„ſtruction mangelhaft ſind, zu ſtellen.“

S. 267 u. ff. von dem Poſtweſen in Sachſen, wovon jedoch der Verf. anderwärts umſtändlicher zu handeln verſpricht. S. 272 u. ff. von den Leipziger Meſſen. S. 325—330 von der Geſchichte des Stiftes Wurzen. S. 339 erfahren wir, daß der berühmte Mineralogiſt Charpentier urſprünglich Zimmermann hieß. Denn dort wird geſagt, Karl Friedrich Zimmermann, Verfaſſer des Buches: die Oberſächſiſche Bergakademie, wäre deſſen Vater geweſen. Nach S. 339 iſt der Erzgebürgiſche Kreis unter allen Sächſiſchen Kreiſen, überhaupt zu reden der bevölkerteſte. Von deſſen jetztlebenden 405,600 Bewohnern (wobey die Schönburgiſchen Herrſchaften eingerechnet ſind) werden über 10,000 bey der unmit-

telba

telbaren Arbeit an den Berg- und Hüttenwerken gebraucht. In demſelben Kreiſe ſind 22 Hammerwerke, bey deren jedem an 100 Perſonen gebraucht werden. Ohne der andern Metalle zu gedenken, fördert man aus den dortigen Bergwerken jährlich 38,000 Mark Silber fein, und man kann mit aller Zuverläſſigkeit, welcher dergleichen Berechnungen fähig ſind, behaupten, daß die Bergwerke Kurſachſens dem Lande jährlich wenigſtens 1 Mill. und 200,000 Thaler eintragen, nach Abzug der den fremden Gewerken bezahlten Gewinnſte, und ohngefähr 50,000 Thaler für aus andern Ländern gezogene Materialien. Die Berechnungen eines Melanchthon, Glaſey u. a. erklärt Hr. C. für hyperboliſch. Er verbreitet ſich ziemlich weitläuftig über die Erzgebürgiſchen Bergwerke; welches Ausländern angenehm ſeyn wird; denn die Teutſchen ſind durch mehrere Schriften, die der Verf. auch fleißig anführt, vielfach davon unterrichtet. Doch wird auch ihnen die S. 352 vorgelegte Tabelle über alle dortigen Bergwerke im J. 1780 willkommen ſeyn.

Was S. 421 u. ff. von den Grafen von Schönburg vorgetragen wird, ſtand ſchon zum Theil, als Probe dieſes Werks, in der Quartalſchr. für ält. litt. und neuere Lekt. und zog dem Verf. Widerſpruch zu. S. 469 u. ff. von dem Perlenfang in der Elſter. S. 517 ſteht eine genaue genealogiſche Tabelle über die Markgrafen von der Lauſitz aus dem aſkaniſchen Geſchlecht. Die ganze hiſtoriſche Einleitung in die Geographie der Lauſitzen iſt leſenswürdig, beſonders in Rückſicht auf das dortige Lehenweſen. Dahin gehört auch, was S. 571 u. ff. angeführt wird. Die Nachricht von der Salzſteuer S. 615 u. ff. iſt, ſo viel der

Rec. weiß, außer Sachſen nicht recht bekannt. Zu Folge deſſen, was S. 619 c) gemeldet wird, geräth der Flachsbau in der Niederlauſitz bey Leinſaamen von Boulogne beſſer, als der Schleſiſche bey Lief- und Kurländiſchen.

Weil der Tempelherrenorden auch in Sachſen, z. B. in Droyßig, Görlitz, Leutersdorf und Rohr, Häuſer und Güter beſeſſen hat: ſo handelt Herr C. von ihm S. 674—678, für ſeinen Zweck, und da der Orden nicht mehr exiſtirt, faſt zu umſtändlich. Er gedenkt auch der neuern Streitigkeiten, und führt die darüber gewechſelten Schriften an; läßt aber unentſchieden, ob der Orden ſchuldig oder unſchuldig gelitten habe. Indeſſen tritt er der Meynung Bodins bey, daß die Regierung eines Landes die Güter ſolcher Geſellſchaften, die zum Schaden des Staats zu reich und mächtig werden, an ſich ziehen oder verringern dürfe. Bey den S. 675 angeführten Briefen, die Freymaurerey betreffend, iſt zu bemerken, daß ſie aus drey Sammlungen oder Theilen beſtehen, und daß der Verfaſſer Rektor Vogel in Nürnberg iſt. Uebrigens zeigt Hr. C. eines und das andre minder bekannte Zeugniß von den Tempelherren an, z. B. aus Harzheims Concilienſammlung. Auch bey den Nachrichten von d[illegible] teutſchen und von dem Johanniterorden zeigt Hr. C. ſeine große Beleſenheit, führt aber, wie uns dünkt, zu viel von der allgemeinen Geſchichte dieſer Orden an, das nicht hieher gehörte.

Von S. 691 bis 737 befindet ſich eine höchſt mühſame und brauchbare Ueberſicht oder Recapitulation aller Materien dieſes ganzen erſten Bandes, mit genauer Verweiſung auf die Seitenzahlen. So findet man alle ehemalige und noch vorhandene Klöſter

in

in Kurſachſen zuſammen geſtellt und klaſſificirt. So auch S. 704 ein alphabetiſches Verzeichniß der ehemaligen Gauen; weiter ein Verzeichniß der ehemaligen Burgwarten oder Schlöſſer; und ein Verzeichniß der alten Familien und Herrſchaften; überall mit Hinweiſung auf die Stellen, wo ihrer erwähnt wird. In den Anmerkungen iſt noch Manches nachgeholt. Von S. 711—716 folget noch eine tabellariſche allgemeine Recapitulation der Provinzen, Kreiſe, Aemter und Herrſchaften, woraus die Staaten des Kurfürſten von Sachſen ſeit dem Abſterben der Herzoge von Sachſen-Weißenfels, Sachſen-Merſeburg und Sachſen-Zeiß-Naumburg beſtehen. Noch folget ein Verzeichniß der verſchiedenen Lehen; und zuletzt Recapitulation in Rückſicht auf Naturgeſchichte und Staatsverfaſſung (darin auch alphabetiſche Verzeichniſſe der Wälder, Berge, Flüſſe, Metalle und Halbmetalle).

Wir melden nur noch zum Beſchluß, daß der Verdienſtvolle Verfaſſer Anfechtung über dieſes bisher in ſeiner Art einzige Werk von einem Ungenannten in der Halliſchen gel. Zeitung erfahren habe; wogegen er ſich aber ſtandhaft und gründlich in dem Anhange zum 20ſten Stück der Leipziger gel. Zeitung 1787 vertheidigt hat.

M.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. a) Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

An den König der Britten über die Gottheit Chriſti — 1786. 76 Seiten in 8.

Vorbereitung auf die königlich Großbrittanniſche Aufgabe von der Gottheit Chriſti, von D. Johann Salomo Semler. Halle, bey Gebauer, 1787. 164 Seiten in 8.

Wir nehmen hier beide Schriften zuſammen, weil beide nicht ſowohl jene merkwürdige von einem Könige von Großbrittannien anbefohlne theologiſche Preißaufgabe ſelbſt, ſondern nur vielmehr die vorläufige Beſtimmung ihres Werthes, Nutzens und Einfluſſes in das eigentliche ſeligmachende Chriſtenthum, zum Inhalt haben.

Mit der Ehrerbietung, die man Königen ſchuldig iſt, aber auch mit der Freimüthigkeit, die einem denkenden Gelehrten unbenommen bleiben muß, ſchreibt der erſte ungenannte Schriftſteller einen vortreflichen Brief, deſſen Inhalt im kurzen Auszuge dieſer iſt: Sire! kein König auf Erden ſollte Beſchützer nur eines Glaubens ſeyn, allen ihr Recht zu glauben ſchützen, nicht ſeinen Glauben gegen ſie. Die Abſicht eines Königes, der einen ſtreitigen Glaubenspunkt für ſo wichtig erklärt, daß er beſonders ausgehoben, unterſucht, und bewieſen werden müſſe, kann ſehr edel und gut ſeyn, iſt es auch in dem diesmaligen Fall wirklich, aber die Folgen davon ſind nach der Geſchichte aller Zeiten deſto trauriger. — Wenn die allerhöchſte Gottheit Chriſti in ſiebenzehnhundert Jahren nicht unumſtößlich hat bewieſen werden können, ſo

wird

wird der Beweis auch itzt nicht gelingen, itzt nicht möglich seyn, oder doch gewiß nicht allgemein faßlich, nicht für jedermann überzeugend gemacht werden können. Wenn ihn unter Tausenden etwa Einer faßt, so beten die übrigen ihn, und die durch ihn bewiesene Wahrheit, unverständig nach. Dies läßt sich doch nicht Glauben, nicht überzeugende Erkenntniß nennen — Die Vernunftmäßigkeit der höchsten Gottheit Christi kann nicht bewiesen werden, sonst hörte sie auf ein Geheimniß zu seyn — Der neue Beweis ist also für niemand. Und die zu beweisende Lehre gewinnt dadurch nichts; nicht neue exegetische Bestätigung; nicht neue Vernunftmäßigkeit; nicht größere Verallgemeinerung dieser zur Seligkeit der Menschen nöthig geachteten Lehre — Dagegen verlieren wir durch den Befehl, den ein König giebt, diese spekulative Lehre als wahr vorauszusetzen, und nur neue Beweise dafür zu suchen — Denn nun wird die Lehre für Menschenglück höchst wichtig gefunden, welches sie doch auf keine Weise ist — Spekulationen überhaupt sind nur für wenige Menschen, die Gott zum wirken, nicht zum grübeln schuf; und spekulative Philosophie und Theologie sind unter allen Spekulationen die entbehrlichsten, denn sie haben so wenig einen nothwendigen Zusammenhang mit den praktischen Kenntnissen, die auf Menschenwohl hinleiten, daß man zweifeln kann, ob sie überall damit zusammenhängen — Zur Glückseligkeit der Menschen geht der Weg durch Empfindung und Gewöhnung; durch gemeinnützige Thätigkeit und thätige Gemeinnützigkeit; durch wohlgeordnete Selbstliebe und immer reges Wohlwollen gegen andere, durch Erkenntniß und Verehrung Gottes; durch ein tugendhaftes Leben hier auf Erden, und Hoffnung einer seligen Zukunft nach diesem Leben — Mit dem allen haben philosophische und theologische Spekulationen über Gott und die menschliche Seele und deren Wesen nichts zu thun — sie führen nicht nur nicht dahin, sondern leiten vielmehr davon ab. — Theologische Spekulationen scheinen unter allen die wichtigsten, und sind gerade die schädlichsten, beides wegen ihres vermeinten Zusammenhanges mit der Religion — Das Heer der Religionsmeynungen, die nach und nach, die hier und dort entstanden, ist unzählbar — Jeder liebte seine Meynung wie sein Kind, und suchte sie geltend, geehrt, herrschend zu machen. Daher die herrschenden Religionssysteme, festgesetzte Glaubensartikel, und mit

ihnen

ihnen Glaubens- und Gewissenszwang, Intolerantz, Ketzerei, Inquisition u. s. w. — Zwar erwachte von Zeit die Vernunft. Man schämte sich der Macht zu sündigen, was nur eine Folge der Bekehrung und Ueberzeugung seyn kann; da man aber doch in dem Wahn blieb, die Ketzer sich nur nicht bekehren wollten, und man ihren Willen zwingen könne, so fieng man an zu verlangen, sollst glauben, aber aus Ueberzeugung, aus Gründen. Und diese Gründe gaben die versammelten Bekenner der herrschenden Meynungen auf Concilien, Synoden, Versammlungen an. Da wurde nach der Mehrheit der Stimmen gesetzt, was man glauben, und warum man's glauben müsse. — Wo aber die Zahl der Stimmen gilt, da ist es nicht wohl die überwiegende Macht, nicht die überwiegende Vernunft, die den Ausschlag giebt? — Hundert Menschen, oder hundert Jahre nachher setzte ein anderes Concilium eben die Art eine andere Lehre fest, die jenes vorher gegen war. Wahrheit und Vernunft haben sich nicht geändert. Wer hat nun Recht? Jeder will es haben, im Besitz der Wahrheit seyn. Und die behaupteten sind es auch für ihn, nach seiner Ueberzeugung, aber nicht für alle. — Und was sind es für Lehren, über die man sich so lange gezankt hat, und [illegible] die die unbefangene Vernunft gern annimmt, die uns und unser sittliches Leben angehen? Nein! Darüber ist Streit gewesen; nie ein Tropfen Bluts vergossen worden, ob drey Personen in der Gottheit, und in welcher Art sie sind? Ob der Vater größer sey, als der Sohn, dieser jenem völlig gleich? Ob im Abendmahl Brod und Wein in Fleisch und Blut verwandelt werden? u. s. w. Bloß theologische Speculationen. Wären sie es, so müßten sie ja der Vernunft annehmlich seyn, wie die eigentlichen Religionslehren, die für alle Menschen gehören. Sie können wenigstens nicht Fundamentalartikel der seligmachenden Religion seyn. Auch nicht einmal christliche Religionswahrheiten, denn Christus hat weder über Dreyeinigkeitslehre, noch Abendmahlslehre vorgetragen. Ob sie biblische Religionswahrheiten sind, wissen wir nicht, so lange wir noch Preise aussetzen, um sie in der Bibel zu finden. — Gesetzt nun, die allerhöchste Lehre Christi würde von der theologischen Fakultät zu Gö[illegible] so durchgehauen, daß niemand dagegen etwas

— wozu soll sie nützen? was soll sie für Einfluß auf
hl der Christenheit haben? — Haben etwa Laster,
heit, Aberglauben mit ihrem ganzen unseligen Ge-
: darum fortgedauert und geherrscht, daß man die
Christi nicht, oder nicht recht, nicht aus Ueberzeu-
geglaubt hat? — Sie ist ja allenthalben geglaubt
n. Vielleicht wird die zu krönende Preißschrift die gan-
sienheit über diesen Punkt bis zur einleuchtenden Ge-
bringen? „O du arme Christenheit hinter dem Pflu-
, auf dem Werkstuhl, im Kaufladen, in den Kasernen
raken, in den Bergwerken, auf der See, oder wo,
du sonst dein Brod suchst, wird dir mit der Preiß-
y das Talent, sie zu verstehn, gegeben werden?"
uchts ja nicht. Dafür werden die Lehrer in
und Schulen sorgen. Die werden selbst besser er-
rt, ihren Zuhörern und Kindern mehr Licht über diesen
ut mitth m können — Der Verf. sieht diesem neuen
t, das lehrern dadurch aufgehen wird, den
n, den en weisstellen, als die alten waren, daß
t Christi lehre, den neuen Vernunft-
in die alten Beweisstellen mehr Beweiskraft
n e , mit Verlangen entgegen. Nur verbittet er
(was freye mit ihm thun möchten) die Voraus-
ung zu e ifenden Wahrheit dieser Lehre aus kirchli-
und hrherrlicher Autorität, und aus dem gangbaren
logi n System; weil sie auf die Art längst bewiesen
gegen worden ist. Uebrigens beklagt er, daß der
is auf iglichen Befehl ausgesetzt worden. Die theo-
schen Facultäten bekommen dadurch neue Veranlassung zu
ben, daß sie da sind, um Schultheologie zu lehren, Sub-
täten zu ergrübeln, und als nützliche Heilswahrheiten in
hn zu erhalten. Und die zu bildenden Volkslehrer be-
n fernerhin mit erneuertem und verstärkten Schein
erbauliche dogmatische Spitzfindigkeiten, statt
ren sten Lehre Jesu, von ihnen zu hören, und
zen die denn wiederum unter dem Volke fort — Der
f. fürchtet daher mit Recht: Was bloß unter speculativen
sen verhandelt werden sollte, das wird nun immerfort
Stück des allgemeinen Schulunterrichts bleiben. Für
lchtig er an seinem Theil den Begriff von Gott und
stus hält, so glaubt er doch, es sey nicht nothwendig, sie
nem Subject vereint zu denken. Die Wohlthat seiner

Erlö-

Erlösung bliebe auch außer dem göttlich groß, wahrhaftig Gottes Werk — Die Frage: Wie und wodurch Christus das ward, was er war, müsse, da sichs der eine so, der andere anders vorstellt, jedem frey stehen, sich selbst zu beantworten; und dieser Punkt, worüber sich die Menschen trennen, zu keinem allgemeinen Glaubenssatz gemacht werden — zumal da das Leben und das Thun, nicht das Glauben, nach Christus eigner Erklärung die Seligkeit der Menschen ausmache.

Was Recens. hier in einem kurzen Auszuge aus dieser Schrift liefert, ist von dem Verf. in eine so lichtvolle Kürze gesetzt, und so gut, so faßlich für jedermann gesagt, daß es ganz im Zusammenhange gelesen zu werden verdient. Aber was will er eigentlich mit dieser ganzen Schrift? Etwa die Gottheit Christi bestreiten? Keineswegs! Oder verlangt er, daß sie fernerhin niemand untersuchen soll? Auch eben so wenig. Was will er denn? Daß Könige keinen Befehl zu dieser Untersuchung, oder gar zur Bestätigung dieser als wahr vorausgesetzten Lehre, geben sollen. Sie bleibe, wie alle übrige spekulative, theologische und philosophische Fragen eine Uebung für spekulative Köpfe, die, ohne Beytritt der Könige, damit fertig werden mögen, so gut sie können. Dies bittet er mit tiefster Verehrung den König Georg, den Menschenfreund, ihm, als einen wohlgemeinten Rath, schreiben zu dürfen.

Der würdige und gelehrte D. Semler handelt in seiner Vorbereitung auf die königl. großbrittannische Aufgabe fast das nämliche Thema ab, nur etwas anders modificirt, mit noch speciellerer Rücksicht auf die wirkliche Historie der vom Anfang an neben einander daseyenden, oder auf einander entstehenden sehr ungleichen Vorstellungen der Christen von Christi Gottheit, wenn sie gleich alle an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist einmüthig glaubten, und er wünschet sehr, daß diejenigen, welche sich an die Beantwortung jener Aufgabe machen wollen, zuvor diese wichtige Historie in ihrem ganzen Umfange kennen und durchgehen möchten. Dazu kann ihnen denn auch die Semlersche Schrift in der That sehr behülflich seyn. Rec. hat sich auch hier wieder über die edle Offenherzigkeit des freimüthigen Mannes gefreut, mit der er als ein lutherischer Lehrer der Theologie fest darauf besteht,

ſteht, „die ein für allemal gültige Erklärung der Lehre von „Chriſti Gottheit in der römiſchkatholiſchen Kirche ſey bloß „nach Concilien und ſogenannten Vätern unveränderlich feſt„geſetzt; von Proteſtanten aber dem eigenen Gewiſſen und „Glauben eines jeden ſo frey gelaſſen, daß die von Menſchen „eingeſ[illegible]en Worte: Homouſie, drey Perſonen, Trini„tät, [illegible]igung aus dem Weſen des Vaters u. ſ. w. kei[illegible]ges für unumgänglich nöthig zur Seligkeit angeſehen [illegible]orn, ſondern den Chriſten die Wahl frey ſtehet, ſie zu „[illegible]e[illegible]iten o[illegible] nicht zu brauchen — und dies könne nicht an[illegible]l[illegible]s ſi[illegible]un Proteſtanten die freie Anwendung ihres [illegible]|[illegible]ſens, oder den eigenen lebendigen Glauben „[illegible]ur[illegible]n, fremden Glauben, den die Kirche ih„r [illegible]Unterri[illegible]: anbefiehlt, vorziehen — wenn ſie keine [illegible], [illegible]vielerliche Chriſten mehr ſeyn, nichts um „[illegible]ol[illegible]op[illegible]2[illegible]ns der Kirche willen, ſondern Gotte[illegible]glaub[illegible]|[illegible]der uns durch Chriſtum, durch ſei[illegible]iſt[illegible]ap[illegible]alles hinlänglich lehre, was uns [illegible]rer[illegible]nen geiſtlichen oder inneren Wohlfahrt und [illegible]notwig ſey.“ Schon in der Einleitung kömmt [illegible]b[illegible]es vor: von der Ungleichheit der öffentlichen [illegible]r[illegible]ſti[illegible]Kirchenſprache zur Beſchreibung des [illegible]ttes, katholiſche Lehrer, arianiſche [illegible]|[illegible]ari[illegible]er, Sabellianer, und Photinianer [illegible]reveten; von den Quellen der verſchie[illegible]Meſſias oder Chriſtus, als Sohn [illegible]verſen[illegible]ch, welche zunächſt in den heiligen [illegible]Juden, und zwar in der alexandriniſchen [illegible]en alten Ueberſetzun[illegible]zu ſuchen ſind; von den [illegible]ſi[illegible]ren Abwechſelungen der Ideen vom Logos und [illegible]enen Erklärungen der Taufformel; von dem [illegible]griff, den man mit den Wörtern Gott, Klo[illegible]Gottes, Kinder Gottes, Geiſt Gottes, [illegible]), bis unter den Chriſten, die nicht an ihren [illegible]n, ſinnlichen und kleinen Begriffen vom Meſſia[illegible]hiengen, ganz neue eigene Vorſtellungen moraliſchen Sprache von dem Reiche, der [illegible]Erlöſung, dem Opfer Chriſti entſtanden. — Der Glaube Chriſtum, an den Sohn Gottes, woran die geiſtliche [illegible]fahrt der Chriſten in der und der Stuffe hängt, war [illegible]h bey Theiſten κατ' ἐνεργειαν (die ἐγρηγορσις und ψυχι[illegible]ren anders) nicht eine einförmige Bejahung der

ihm zukommenden Gottheit; sondern die Einwilligung in die neue geistliche Gesinnung, welche die große Wahrheit sich aneignet: Christus ist kommen, alle Sünder selig zu machen. — Es giebt aber viel Stüffen dieses Glaubens — und es ist eine sehr mangelhafte und ungeistliche Denkungsart, wenn Christen gar dahin gerathen, daß sie es der Ehre des Sohnes Gottes schuldig zu seyn glauben, alle andere Christen, für die er auch gelebt und gelehrt hat, für die er auch gestorben und auferstanden ist, eifrig zu verdammen und zu verurtheilen, wenn sie nicht die Gottheit Christi für sich eben so beschreiben, als sie ihres Theils es thun. — Wenn bald beim Ursprung des Christenthums fanatische, judenzende Christen von dem Wesen der neuen christlichen Religion abwichen; wenn diese, als rohe, sinnliche Menschen, nur lauter äußerliche Revolutionen von dem daseyenden und bevorstehenden Reiche Gottes erwarteten: so setzten an der andern Seite moralische, praktische Selbstchristen den höchsten Zweck der christlichen Offenbarung darin, sich nicht mehr von sinnlichen Begierden regieren zu lassen, sondern in moralischer Nachahmung Christi nach dem Geist zu leben, welches auch das Wesen derselben ausmachte — Diese Christen wandten nun, jeder für sich frey und unabhängig, ihren Verstand und Willen zu ihrer eigenen geistlichen Wohlfahrt an. Nach der subjectiven Ungleichheit aller Menschen, und der Natur der christlichen Kenntnisse, konnten sie nun aber nicht geradehin in allen ihren Vorstellungen übereinstimmen, nicht alle einerley Maas des Glaubens haben. Wenn sie gleich alle in dem Allgemeinen, in dem gleichen Endzweck, den Mitteln, und der Quelle ihrer neuen Erkenntniß übereinstimmten, so konnte doch die eigene gesammelte Erkenntniß des einen unmöglich die nämliche Erkenntniß des andern einzelnen Christen seyn. — „Christus, „Paulus konnte nicht, statt dieser einzelnen Christen, alle „ihre künftigen Vorstellungen wirklich schon ausdrücken oder „anzeigen, und zur allgemeinen, unveränderlichen Vorschrift „für alle Christen machen; oder, an ihrer Stelle, ein für „allemal denken und glauben.“ (S. 33.) Die Ungleichheit der eigenen moralischen Uebung der Christen, die Ungleichheit des Inhalts ihres eigenen Glaubens, hörte nur dann auf, als der Kirchenglaube aufkam, als die öffentliche Beschreibung und historische Anzeige dessen, was die Christen in dieser Gesellschaft, einer wie der andere, von dem

Sohn

Sohn Gottes reden, und gemeiniglich ohne eigenes Bewußtſeyn, gleichförmig glauben ſollten, eingeführt wurde. Von da an hören und lernen alle katholiſche Chriſten eine und dieſelbe Summe dieſes öffentlichen Glaubens, der alle Glieder der Geſellſchaft zuſammen hält, und von andern Kirchengeſellſchaften, die einen andern öffentlichen Glauben feſtgeſetzt haben, immerfort unterſcheidet. — So viel in der Einleitung.

In dem erſten Abſchnitt von dem Urſprunge des chriſtlichen Begriffs: Sohn Gottes, wird dies alles weitläuftiger ausgeführt. — Griechiſche Juden und griechiſche Philoſophen aus der platoniſchen Schule geben durch ihre Begriffe von Engeln und vom Logos Anlaß zur Bildung dieſes Begriffs. Man fängt an aus griechiſchen Schriften manche Vorſtellungen zu ſammeln, und ſie auf den Meſſias anzuwenden; er wird Elohim, auch Θεος genannt — wir haben hiſtoriſche Zeugniſſe genug, daß die Chriſten ſich vom Anfang an in der Bedeutung des Ausdrucks: Chriſtus iſt Gott, iſt Sohn Gottes, getheilt, und in dieſer getheilten Vorſtellung ganz moraliſch recht beharret haben; denn jeder ſollte ſeine eigene Erkenntniß wirklich vorziehen, eine fremde konnte nicht geradehin die eigene werden. Der eine nahm den Ausdruck Gott als eine Bezeichnung des Weſens, der Subſtanz; der andere als Anzeige einer Relation, einer Herrſchaft über alles nach des Vaters Willen, die er Chriſto damit beilegte. Beide Partheien glaubten den neuen Grundartikel der chriſtlichen Religion, den Juden und Heiden nie glaubten; Jeſus Chriſtus iſt mit dem Vater Gott, iſt Gottes Sohn. Beide glaubten, daß ſie Chriſtus erlöſet habe, und ſo verſchieden auch abermal ihre Vorſtellungen von dieſer Erlöſung waren, welche ſie Chriſto verdankten, ſo nutzten ſie dieſelben doch beide zum eigenen Glauben und moraliſchem Leben — Keine Parthie hätte ſich je das Vorrecht anmaaßen ſollen, aus ihrem moraliſchen Maaße des Glaubens eine allgemeine Vorſchrift für alle andere Menſchen zu machen, und ihren Verſtand und Willen nach ſich, bloß nach ſich, einmal wie allemal, zu beſtimmen, da die gewiſſenhafte einzelne Praxis der chriſtlichen Privatreligion durchaus bey ungleichen Menſchen nicht allgemeine Gleichheit und Identität haben kann, und nach Gottes Abſicht auch nicht haben ſoll. Aber dies geſchahe durch Ein-

führung einer unveränderlichen allgemeinen Einheit der Sprache für die ganze Gesellschaft, welche die Bischöfe schuſen — Diese Anmaaßung ist der Sitz, ist die Quelle der ganz unchristlichen Macht des ganz unchristlichen blos politischen Pabstthums, welche die göttliche Ordnung und Kraft der christlich freien Religion wieder aufhebt, und eine ganz ungerechte Herrschaft über die Gewissen der Christen an sich reißet — Eines jeden eigenes Gewissen und Urtheil, dem er nicht widerstreben, sondern folgen muß, bestimmt doch das für ihn Wahre. Niemand erkennt das objectivisch Wahre ein für allemal in seinem ganzen Umfange. Alle Erkenntniß davon ist abgetheilte, partikuläre nicht totale Erkenntniß des objectivisch unendlichen Wahren. Also kann sich auch niemand je herausnehmen zu urtheilen: Diese Vorstellung des und des Christen weicht von dem ab, was hier objective Wahrheit seyn muß. — Alle Christen, die gewissenhaft ihrer Erkenntniß folgen, haben Antheil an christlicher Wohlfahrt. Es ist ein ungeistliches Urtheil der Kirche: extra ecclesiam non est salus. — Es sollen nicht alle Christen ein und dasselbe Maas von christlicher Gesinnung oder eigenen Fertigkeit wirklich haben; und können es nicht haben, es ist wider den Begriff von Vielheit der Christen, als Christen — Gott selbst will nicht, daß alle Christen einerley Maaß der Vorstellung von einigen Christen annehmen und behalten sollen. Die moralische Welt würde ärmer. — Wie wenig harmonirt hiermit, daß die Kirche, oder der Lehrstand, wirklich anstatt aller andern Christen, von Vater, Sohn und Geist, von Erlösung, von — — allen sogenannten Glaubensartikeln, denkt und urtheilet. Sie macht articulos fidei und fordert von den Christen, daß sie ihren eigenen Verstand nicht anwenden sollen zur einzelnen Betrachtung und Praxis des Sachinhalts dieser Glaubensartikel. — Die Seligkeit der Christen steht also nun ganz allein bey der Kirche, bey ihren Obern, Bischöfen. Sie ist also die Gebieterin eitler Seligkeit und Verdammniß der Menschen — So sollte es nicht seyn nach den Grundsätzen der geistlichen und moralischen Religion Christi, die von jedem Menschen zu seiner eigenen Glückseligkeit und zu fortgehendem moralischem Wachsthum gewissenhaft angewendet werden soll. — Wenn die nach und nach möglichen Summen der Vorstellungen vom Sohn Gottes, von Erlösung durch Christum ꝛc. mit den Zahlen 1. 2. 3. 4. 5. 6.

§. 9. 10. angezeigt werden: so können die Christen der
i Zeit in einer Provinz, alle diese zehn Summen (wel-
inter einander, oder neben einander bey den Christen in
er Zeit, oder in andern Provinzen, wirklich einzeln
mmen) nicht schon beysammen haben; es müßte
kein Zeitraum, kein lokaler Unterschied dazwischen
der die Ungleichheit der Bewegung des Verstandes und
ns in den Christen über eben dieselben Gegenstände un-
möglich mit sich bringt. — Wenn wir nun umgekehrt
r sagen wollten: Alle spätern Christen sollten und müs-
um ihrer moralischen Wohlfahrt willen, eben dasselbe
n der Vorstellungen nun wieder haben, eben so in
i eigenen Glauben anwenden: würde dann diese Forde-
nicht aller Erfahrung von selbstthätigen, wirksamen
schen, nicht der allgemeinen Ordnung Gottes, in
er alle endliche Dinge ihre stets abgetheilte Bewegung
i, gerade zuwider laufen? würde sie nicht der immer
ern moralischen Wohlfahrt, der immer andern Men-
, ja selbst den klaren Zeugnissen der apostolischen
risten, die schon damalen moralische Kinder, und mo-
h mündige vollkommenere Christen unterschieden haben,
e entgegen seyn? — Die Geschichte lezt uns ja eine
Successive und Stufenfolge der besondern Bestim-
ten und Vorstellungen über den Inhalt der öffentlichen
lichen Lehre von Vater, Sohn und Geist, vor, wel-
ben einander und hinter einander aufgekommen sind.
Nicäa wurde dem Ausdruck, Sohn Gottes, zuerst die
nung gleiches Wesens und Seyns, Homousios, bey-
t, an eine nähere Bestimmung vom heiligen Geist wur-
ch gar nicht gedacht, da man doch schon vorher, ehe
Zeugung aus dem Wesen des Vaters öffentlich ge-
und beschrieben wurde, an den Sohn Gottes geglaubt hatte
Zeit Augustins Zeiten wurde eine absolute Prädestina-
Gottes über die Seligkeit einiger, nicht aller Menschen,
vielen großen Lehrern, bis ins vorige Jahrhundert be-
tet, uns nicht nur auf alten Concilien, sondern auch sogar
Gedrohe durch obrigkeitliche Verordnungen zur öffent-
Lehre eingeführt — „Wir würden uns aber kindisch
n, wenn wir selbst glaubten, die göttliche Kraft des
ngeliums könne geradehin sonst niemand selig machen,
wer katholisch, lutherisch von Christo — — denket und
t. Dies ist nur eine einzelne Vorstellung und Beschrei-

„dung, dieſe Kraft Gottes aber iſt viel mehr, als was dieſe „einzelne Vorſtellung ausdrückt. — Es ſind übereilte Eife„rer, oder gar Thoren träges Herzens, welche die herrliche „Kraft des unendlichen Gottes, die er in der moraliſchen „Welt unaufhörlich anwendet, mit ihrer kleinen Elle, gar „unnützer Weiſe, ausmeſſen wollen.“

Der zweite Abſchnitt hat die Beſtätigung oder die Beweiſe der katholiſchen Lehre von der weſentlichen Gottheit des Sohnes Gottes in den ſpätern Zeiten zum Inhalt. Hr. S. bedauert mit Recht die noch fortwährende Unwiſſenheit, worin ſich ſelbſt proteſtantiſche Gottesgelehrte in Anſehung der Geſchichte ihres eigenen Lehrbegriffs befinden. Er will hier zwar nicht in Tabellen die wörtliche Beſchreibungen der Väter bis auf die Scholaſtiker, und von denen bis auf die Reformation, den Leſern vor Augen legen. Aber doch erinnert er an die ſucceſſiven Veränderungen, welche in der theologiſchen Lehr- und Beweisart veranlaßt und hervorgebracht worden ſind durch Anſelmus, den freien ſelbſtdenkenden Scholaſtiker, und dann beſonders im 16ten Jahrhundert durch die Wittenberger Theologen, durch Erasmus, Luthern, der nur ſeinem Auguſtinus zu ſehr ergeben war, Melanchthon, gegen deſſen frey ſtehende Contemplation der unfreundliche Flacius ſo viel Lärm erhob, Zwingeln und Calvin — und dann ferner ſpäterhin durch Calixtus, Grotius, und die übrigen Arminianer, Richard Simon, deſſen Philoſophie und Kritik neben dem großen Schritte, welchen die Philologie that, in das itzige Jahrhundert übergieng; durch Spencers, Lardners, Whiſtons, Clarks und Whithys Schriften, Pabs des Bull und Grabe, über deren Beyſtand, welchen die Patres durch ſie der kirchlichen Lehre ſo gut leiſten ſollen, ſich viele Theologen freuten. — An dies alles erinnert Hr. S. nur, und ſammelt dann im dritten Abſchnitt, dieſer Schrift aus den hiſtoriſchen Nachrichten ein und zwanzig praktiſche Anmerkungen, welche den öffentlichen Unterricht, und deſſen eigenen Gebrauch von Zuhörern und Schülern, auf deren Ungleichheit derſelbe immer gerichtet ſeyn muß, angehen, hier aber um Weitläuftigkeit der Recenſion zu vermeiden, nicht angezeigt werden können. Sie ſind aber alle wahr und wichtig. — Alsdenn kömmt er auch auf die ſüſſen Gaukeleien und Plaudereien, die itzt angewen-

det

det werden, eine Vereinigung der Religionspartheien, als ein ſehr groſſes Glück, und als eine Quelle der allergröſten menſchlichen Wohlfahrt zu beſchreiben, und auf die beſondern Anſtalten mancher Jeſuiten und ihrer Anhänger eben in unſerer Zeit, worauf Proteſtanten aufmerkſam ſeyn ſollen. Er ſpricht darüber frey von der Leber weg, wie es ſeiner wurdig iſt. „Wer ſteckt denn eigentlich, ſagt er S. 132. 133, hinter „der neuen künſtlichen Gaukeley: Jeſus iſt der einzige „Gott der Chriſten? Wo bleibt denn die bisherige Frey„heit unſers Gewiſſens, wenn man ſich ſchon erfrecht, einen „ſolchen Schritt öffentlich zu thun? Iſt dies wohl Lehre und „Inhalt des neuen Teſtaments für uns, wenn die neue „Kirche, die ſchon unterwegens iſt, wenn das neue Jeruſa„lem, damit auch Juden gelockt werden, eine ſolche neue „Formel voranſchickt? Wir ſind ja hiermit alles Rechts „ſchon entſetzt, das wir bisher ſo frey nach unſerm Gewiſſen „gebrauchen konnten, die Gottheit Chriſti ſelbſt zu denken „und zu glauben. Dieſe heimlichen unbekannten Obern aber „machen ſchon eine Lehrformel für alle Chriſten zurecht, die „ſie einzuführen vorhaben. Wie ſo klein und unwürdig iſt „doch dieſe neue Theorie, welche ſo häufig ſchon angekündigt „wird! Lauter jüdiſche Bilderchen und abgetragene Lar„ven, welche Paulus ſo frey arme dürftige Buchſtaben, „den alten todten Buchſtaben nannte, kommen nun wieder „in die Compoſition dieſer Univerſalreligion; welche im „Grunde alle ſeine ſinnliche Begriffe wieder einführt, auf „denen das Pabſtthum eben erbauet wurde, welches die Re„ligion blos zum Staats- und Erwerbungsmittel umſchuf, „damit der ganze Stand der kirchlichen Obern, ja die ganze „Chriſtenheit immerfort ruhig beherrſchen konnte. So klug, „ſo politiſch will man die proteſtantiſchen Grundſätze um„werfen, welche allen Chriſten das unverletzliche Recht des „eigenen einzelnen Gewiſſens gewährt haben, wonach die „ganze noch ſo groſſe Gelehrſamkeit, als eine unſchätzbare Ga„be Gottes, wider alle Pfaffenſtreiche ſich unaufhörlich aus„breiten kann, und die edleſte Erkenntniß wider allen Aber„glauben und wiſſentliche Dummheit, die man gern aus al„lem Eigennutz wieder nähren und anpflanzen will, unauf„hörlich emporſteigt.“ Es iſt vortreflich, was der wackere Mann auf den folgenden Blättern über dadurch verunglimpfte Gelehrſamkeit und Kultur, daß Heuchler ſie menſchlich nennen, über Proſelytenmacherey und Be-

kehrung abgetretener Proteſtanten durch Jeſuiten, über Religionsmonarchie und eine neue große Geſammtkirche, über die unbekannten Obern geheimer Partheien, als deklarirte Gegner der allgemeinen, ganz freien, inneren Religion; über Leute, die falſche Myſtik, Erſcheinungen, Geſchichte, neue Magie und gar Alchymie zu Hülfe nehmen, um Philoſophie und Gelehrſamkeit zu verſchreien; über Proteſtanten, die ſich durch ſolche Gaukeleien verführen laſſen, und ſich einbilden, der Naturalismus ſolle und müſſe ausgerottet werden, damit bloß die chriſtliche Religion ohne alle Hinderniß ſich ferner unter uns erhalten und ausbreiten möge — aus der Fülle des Herzens mit ſo vieler Energie ſagt. — „Es iſt viel Zweydeutigkeit, ſchreibt er, wenn „man ſo dahin redet von alter reiner Lehre. In Chriſto „gilt nichts, als immerfort neue moraliſche Schöpfung. „Die kann nicht alt werden, wie manche Lehrformel und „Redensart recht alt, und weniger itzt nützlich heißen und „werden kann. Nie gab es eine reine Lehre, die ein für „allemal ſchon vollkommen und gänzlich entwickelt gewe„ſen wäre — Das ganze Geräuſch von Neologen ſchickt „ſich gar nicht für Proteſtanten; es beruht auf alten, aber „wirklich moraliſch unreinen Grundſätzen, welche ehedem „gerade zur Unterdrückung der freien geiſtlichen Religion und „der unendlichen Herrlichkeit Gottes angewendet wurden — „Iſt dies nicht eine innerliche Zerrüttung, welche aus einer „papiſtiſchen Nachahmung einer infalliblen Kirche entſtehet? „Heißt dies im Geiſt der chriſtlichen Religion einhergehen, „wenn man mit jenen Pfaffen und Mönchen zuſammentrift? „Sollten wir Proteſtanten nun Knechte oder Unterthanen „einer großen Conföderation werden, die ſogar ganz un„wiſſende Menſchen aus allerley Profeſſionen mit in dieſe „neue Jurisdiction erhebet? — Iſt Gott nur dieſer Chri„ſten Gott? Haben ſie Chriſtum getheilt und die größte „Portion behalten?“

Aus dem ganzen Inhalt dieſer in ſehr gemeinnütziger Abſicht von dem Verf. geſchriebenen Vorbereitung geht denn das Reſultat ganz klar hervor: Es ſey geradehin unrichtig und falſch geſchloſſen, wenn man ſchließt: „weil es für mich eine ganz ausgemachte Sünde wäre, von der Gottheit Chriſti weniger zu glauben, als ich gewiſſenhaft glaube: ſo begehen andere Chriſten ebenfalls eine unleugbare Verſündigung, welche keine

keine ſolche Zeugung des Sohnes Gottes, oder Ausgehung des heiligen Geiſtes vom Vater und Sohn glauben, wie ich ſolche glaube;“ für den rechten ſeligmachenden Glauben der Chriſten, der an keine beſtimmte Lehrformeln, die nur für äußerliche Geſellſchaften gehören, gebunden ſey, ſey jene Preißaufgabe von der Gottheit Chriſti gar nicht nöthig geweſen; und das innere Seelenheil der Chriſten werde auch durch die krönungswürdigſte Preisſchrift in keiner Art befördert werden, weil es von matten, unvollkommenen Worten und Formeln gar nicht abhängt. — Einmal iſt es mit den eingeſandten Preisſchriften auch ſchon mißgeglückt, und es ſteht zu fürchten, daß ſich ſolches noch öfter ereignen werde. Wir müſſen es abwarten. Gut war es in aller Abſicht, daß Hr. S. die **Vorbereitung** ſchrieb. Vielleicht hilft ſie manchen um die Krone ringenden Wettläufer daran denken, nach welchem Ziel und innerhalb was für Schranken er eigentlich zu laufen habe. Es ſchadet auch nicht, daß der Verf. in dieſer Schrift manches wiederholt, was er ſchon anderswo geſchrieben hat. Gewiſſe Wahrheiten, für die man immer noch kein Gehör hat, können nicht zu oft geſagt werden.

Zum Anhang hat Hr. S. Auszüge aus **Herrn Evlogii Schneiders in Augsburg gehaltener Predigt über die chriſtliche Toleranz** mit Zuſatzen abdrucken laſſen. Wir haben dieſe Predigt B. 76. 1, 41. angezeigt. Hr. S. lobt verdientermaſſen den duldſamen Mann, und wünſcht auf jeden Bezirk von zehen bis funfzehn Meilen nur einen ſo würdigen katholiſchen Prediger, ſtatt der politiſchen Unitiſten anzutreffen.

Br.

Adam Sigismund Fleiſchers Beſchreibung der drey wirkenden Grundeigenſchaften der menſchlichen Seele, als die Quelle der moraliſchen Tugenden und der moraliſchen Gebrechen, wie auch die Mittel, daß die moraliſche Finſterniß durch das moraliſche Licht kann erkannt, verbeſſert, überwunden und erhöhet werden, und alſo der Menſch zu einer wahren Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths gelangen

langen kann. Gedruckt im gnadenreichen J
des Herrn. 1786.

Lauter confuses, mystisches Geschwätz, so wie es s
weitschweifige Titel vermuthen läßt, voll unverständlicher
anstößiger Ausdrücke, voll groben Nonsens und
und schriftwidriger Grundsätze. Die Vorrede ist
Geist der dem Mystiker eigenen behaglichen Selbstgen
kelt, ruhigen Gleichgültigkeit gegen die Meynungen der
dersdenkenden und in sich zufriedenen Ueberzeugung
Gewißheit der vorgebrachten Behauptungen geschrieben,
das Buch selbst, das mit der Schöpfung und dem Fal
ersten Menschen anfängt, und sich mit den ewigen H
fen der Verdammten endigt, enthält so weniges, was
nigermaaßen vor der Prüfung der gesunden Ver nft
hen konnte, ist dabey mit so vielen unrichtigen An
und ärgerlichen Verdrehungen von Stellen
welche sich doch dergleichen Leute nur gar zu
angefüllt, daß Rec. sich mit gutem wissen
Anzeige seines Inhalts überheben
man indessen doch wisse, was der
kenden Grundeigenschaften der menschl
so will ich nur eine Stelle aus dem Ka
chos hiervon besonders handelt, und we
zu seiner ganzen Abhandlung nennt. „F , Licht
heißt es darin, „sind die drey herrlichen gottlichen
„ten, welche der Schöpfer nach dem Bilde seiner
„fenbarung in die menschliche Seele gelegt hatte.
„war die Werkstätte der Begierde des Men en,
„diesem Feuer ausgehende Licht sein und
„heit, und mit der von diesem
„henden Kraft sollte er in die
„darinnen nach der in sein
„lichen Lichtskraft regieren.
„schen geistigen Kräften ist
„Wille mitgetheilt worden, wovon nat
„Schatten übrig ist. Die erste die
„finstern Grunde der Natur, und he die
„oder der satanische Wille, welcher
„und der Ordnung gemäß ist, gerichtet ist. Die
„Kraft des Geistes dieser Welt, oder der

,her bald gut, bald böse ist, wie es etwa sein Nutzen oder ,Schaden erfordert. Die dritte war das Licht der Weisheit ,und des Verstandes, oder die himmlische. In dieser wohnt ,das Gewissen, und in dem Gewissen die göttliche Lichts,kraft oder das göttliche Licht und Recht, welches zwar wohl ,vom Lichte der Vernunft, und von den Eig,nschaften des ,finstern Seelengrundes kann umnebelt, aber nicht verdun,kelt werden, es streitet unaufhörlich wieder beide, und will ,nicht, daß etwas Böses geschehen soll.“ Wie wenig verständliches ist doch in allen diesen verwirrten Behauptungen, und wie sehr erniedrigt das, was sich davon verstehen läßt, die menschliche Natur! Gewiß muß es in dem Kopfe dieses Autors noch sehr finster aussehen, so viel er auch von Licht und Lichtkraft schwatzt.

Kr.

Sokratische Unterhaltungen über das Aelteste und Neueste aus der christlichen Welt. Ein Versuch. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1786. 361 Seiten, 8.

Ich wollte es das Buch ohne Plan heißen; und den Vorbericht damit anfangen, es wäre so manches Buch mit planlosem Plane geschrieben, ich dächte nun wieder einmal eins mit planmäßiger Planlosigkeit zu schreiben. Das schien mir jedoch zu anmaaßend.“ Diese Stelle, die zugleich zur Probe von der Schreibart des Verfassers dienen kann, ist eine ziemlich richtige Selbstrecension. Vierzig kleine Abhandlungen über höchst verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der Theologie, der speculativen und praktischen Philosophie, des Erziehungswesens, der Schriftstellerey, — doch wir können unmöglich alle Fächer angeben, die hier berührt sind — und diese alle bunt durch einander geworfen, müssen ja wohl ein Buch planlos machen. Sokratisch nennt der Verf. seine Unterhaltungen, weil er dem Sokrates (dessen Leben und Ende in einer kurzen Beschreibung vorangeht) vieles in den Mund legt; auch, weil er mit der Freymüthigkeit jenes Weisen, vielleicht auch mit eben derselben Gabe der Ueberredung unangenehme, obgleich heilsame Wahrheiten zu sagen glaubt. Das Letztre wäre nun freylich auch zu anmaßend. Indeß wollen

wollen wir nicht leugnen, daß dies Buch nicht manche zu gesagte Wahrheiten enthielte. Wir rechnen dahin besonders die sehr vernünftigen Aeußerungen des Verfassers in der 3 Abhandlung: Ueber geheime Gesellschaften und Orden, wo die bekannt gewordenen Thatsachen der jesuitischen Proselytenmacherey, besonders aus der Berliner Monatsschrift angeführt und in etwas geprüft werden. Vieles andere ist aber doch auch gar unbestimmt und seicht geschrieben. Mit dem zu sehr nach Sentenzen haschenden Stil des Verf. und mit seiner Grammatik sind wir nicht zufrieden. S. 10 steht „daß sie ihr (statt ihrer, der Xantippe) geschont haben." So heißt es auch durchgehends die Sache statt Fächer, dorfte statt durfte.

Tg.

Drey Pfingstpredigten über das zweyte Kapitel der Apostelgeschichte. Von Johann Casp. Lavater. Winterthur, Steiner und Comp. 1787. 104 Seiten in 8.

Lavater's Manier, Christenthum und das was er dafür hält, als ein und ebendieselbe Sache darzustellen, und auf solche, die den Ungrund und das Ueberspannte in diesem aufdecken, den Verdacht der Feindschaft gegen jenes, des Schiefsinns, der Schalkheit und der unreinen Sinnlichkeit zu wälzen, ist zu bekannt, als daß wir ihrer noch einmal Erwähnung thun sollten, aber auch für jeden gewissenhaften und sich redlicher Absichten bewußten Mann zu unwirksam, als daß er sich dadurch abhalten lassen sollte, dasjenige gerade heraus Uebertreibung, Schwärmerey und Unsinn zu nennen, was diese Namen mit Recht verdient. Unsinn ist es also, wenn S. 19 gesagt wird: „Wie unsere Versammlung hier gewiß ist, so gewiß und noch gewisser, das heißt, bezeichneter, auffallender, unläugbarer, sich beweisender ist die Begebenheit am Pfingsttage." Eine erzählte Begebenheit kann also gewisser seyn, als was gegenwärtig geschieht, was wir jetzt thun! Oder meynt er, die Ueberzeugung von der Wahrheit jener Begebenheit sey der Folgen wegen, die sie hatte, und die wir noch immer empfinden, fester gegründet, so ist es darum nicht minder ungereimt. Denn nur diese Folgen, diese

Wir

ungen ſind gewiß, jene Begebenheit aber, als die Urſa-
von, iſt es ſchon in minderm Grade. Ich zweifle nicht,
s einen Cicero gegeben hat, der der Verfaſſer der ihm
chriebenen Schriften iſt; aber ich weiß, wenn ich ſie le-
ch weit gewiſſer, daß ich ſie leſe, als ich weiß, daß er
ſchrieben hat. Es iſt nothwendig, die verwirrten Be-
eines dahinreißenden Schriftſtellers zuweilen, ſelbſt bis
Gränze des Pedantismus, zu analyſiren, um zu war-
daß man nicht leeren Wortſchall für Sinn halte. —
treibung iſt es, wenn es S. 95 von den erſten Chriſten
, daß ihr Herz immer in Bereitſchaft geweſen ſey zu be-
und wenn dieſe unauslöſchliche Luſt zum Gebet für das
eidende Kennzeichen eines Chriſten ausgegeben wird. —
ärmerey iſt es, wenn er S. 94 in die Frage ausbricht:
de ich es auch noch erleben, meine l. Gemeine, daß es dich
mehr befremdet, wenn ich will nicht ſagen, vom alltägli-
ich will nur ſagen, vom allſonntäglichen Abendmahl-
, als von der allernatürlichſten Sache, ernſthaft und
eidend geſprochen wird?“ Wo haben wir hierüber ei-
Befehl? „Keinen, aber doch das Beiſpiel der erſten
ten!“ Sehr richtig ſagt L. S. 91, daß die Gemein-
der Güter mit unſerer jetzigen bürgerlichen Verfaſſung
vereinbar ſey; er wolle auch nichts Unmögliches, nichts
r gegenwärtigen Weltbeſchaffenheit zu ſehr Streitendes
gen; es ſey nicht um die äußere Form, ſondern um
eiſt der Wahrheit zu thun; das Weſentliche, nicht das
ige müſſe in Anſchlag kommen. Und warum vergißt er
ſen goldenen Grundſatz ganz? Es lag ja auch in der
ürlichen Lage der erſten Chriſten, daß ſie täglich zuſam-
nmen, gemeinſchaftlich mit einander aſſen, und ſich ſo
Herrn erinnerten. Der Geiſt, das Weſentliche be-
in dankbarem Andenken an Jeſum: das Zufällige
iſt, daß es bey gemeinſchaftlichem Mahle geſche-
. Jenes wird ein dankbarer Chriſt oft wiederholen,
s gerade auch oft unter den zufälligen Umſtänden zu
Wir wollen gar nichts davon ſagen, daß die öftere
hohlung ſymboliſcher Gebräuche nichts anders hervor-
gen pflegt, und nach der Natur der menſchlichen Seele
anders hervorbringen kann, als Gedankenloſigkeit oder
es Spiel. — Schwärmeriſch iſt endlich S. 87 die Er-
g der Worte: in Chriſto ſeyn, nach welcher eine an-
is blos moraliſche Gemeinſchaft und Vereinigung mit
Chriſto

Chriſto darunter verſtanden werden ſoll, ein ph
matiſches Zuſammenſchmelzen, Ineinanderfli
ſeyn, wobey ſich Rec. nichts zu denken weiß. —
eine Analogie für diejenigen Prediger, welche die
Lehre chriſtlich vortragen, und dafür unſinnige
genannt werden. Sind dies etwa diejenigen,
cale und Temporelle von dem Weſentlichen tren
liche Redensarten in eigentliche auflöſen, oder die
che an jedem Bilde, Wort und Buchſtaben
und ihre Art die Bibel zu erklären, und die
zutragen, für die einzige ächtchriſtliche halt
nen übrigens auch in dieſen Predigten das Gute,
haben, nicht, und geſtehen gerne, daß ſie
de, ſogar, was ſich freylich ſeltener findet,
enthalten. Am beſten hat uns gefallen, was
der Gemeinſchaft der Güter geſagt wird. Die fr
ter Rehabilitirung, Sentenz, poſitiv, r
gitimiren u. a. m. könnte Herr L. leicht
dauſchen.

Ha.

Prüfung der gegenwärtigen Zeit nach der Offenbarung Johannis. Luc. 12, 54. 55. 56. 57. 1786. 485 Seiten in 8vo. nebſt der Vorrede von 40 Seiten.

Man muß dieſe Schrift nicht für einen neuen Abdruck zweier Werke halten, mit welchen ſchon vor ungefähr 30. Jahren unſer teutſches Publikum heimgeſucht wurde. Weder Sam. Benj. Fehrens muthmaßliche Entdeckung des Zeitpunkts, in welchem wir nach der Weißagung in der Offenbarung Johannis gegenwärtig leben. Stuttg. 1757. 8. noch Wilh. Bernh. Chriſtliebs gründliche Beurtheilung des Zeitpunkts, darinnen wir nach der Offenbarung Jeſu Chriſti gegenwärtig leben. 2 Theile. 8. Tübingen, 1758 — 1760. werden uns hier aufs neue aufgetiſcht. Doch ſcheint die Schrift aus der nehmlichen Gegend zu kommen, wo Bengels Art die Apokalypſe auszucalculiren, beſonders unter den ältern Geiſtlichen, noch viele Liebhaber findet, und iſt ganz auf Bengels Hypotheſen gebauet. Die Provinzialismen —

Bedit

, E ittigkeiten, die Töchtern u. s. w. die häus-
, sind für das Vaterland dieser Schrift chara-
— In der Vorrede giebt sich der Verfasser viele
kanonische Ansehen der Apokalypse gegen die neuern
zu retten, und zu beweisen, daß Johannes
ner sey; welches auch in Absicht auf die Zeugnisse
n Alterthums im 2ten Anhang S. 402 folgg.
er aber keine neuen Gründe vorgebracht, und
auch schwach vorgetragen hat; so wollen wir da
Aus dem Buche selbst einen völligen Aus-
Papier und Zeit mißbrauchen; doch müs-
r Leser nicht unbefriedigt lassen, son-
xenn das Resultat dieser Prüfung der
der Apokalypse sey. — Nach S.
das Ende 42. apokalyptischen Monate in das
die Todesfälle so vieler Großen zu ei-
Epoche geworden sey, und man dürfe sa-
ganz richtig ist) daß das viele Neue,
ch in den weltlichen Staaten und in der Kirche
t Jahr seinen Ursprung genommen habe.
Ludwig XIV. gesagt habe, daß er ganz Eu-
ist in t habe: so könne man es — (und
) — von Friedrich II. König von
er habe gezeigt, wie ein König durch die Ver-
legsweſens und seiner Finanzen, durch To-
ms fließende Belebung der Handlung und
g der Unterthanen mächtig werden, seine Residenz
at n umschaffen, und sich vom Aberglauben weit,
(diesen seltsamen Ausdruck mag der Verf.
ferner können — dieses alles habe zur Ex-
ms gereicht; unter Benedict XIV.
gen, in der Ausübung seiner Gewalt
n, er habe die Fehden seines Vorfahrers
durch Nachgeben beygelegt, das Generalvica-
zugelassen, keinen Bann ausgesprochen, die
der Ketzer widerrathen, die Feste auf Verlangen
vermindert, und wider die Jesuiten, diese stärk-
päpstlichen Thrones, Bullen ergehen lassen —
XIII. der geglaubt habe, durch Ausübung seiner
walt Gott einen Dienst zu thun; habe nur un-
deswegen gemacht — Clemens XIV.
in allen Stücken klug nachgegeben, und

Pius

Pius VI. müſſe es thun, ſo ungern er auch wolle — auch das Syſtem des Febronius, wenn er ihn gleich zur Re tractation gezwungen habe, realiſiren, die Toleranz einführen, die Mönche aus den Klöſtern treiben, oder den Bi ſchöfen unterwerfen laſſen — das iſt nun freylich alles hiſtoriſch wahr; und jedermann wird es dem Verf. gern zugeben. Aber die Folge daraus: wir leben alſo in der Zeit, da das Thier nicht iſt, folglich in dem Zwiſchenraum zwiſchen Off. Joh. 13, 1 — 11. und V. 11 — 18. — werden auch nicht alle von denen zugeben, die übrigens das kanoniſche Anſehen der Apokalypſe erkennen. Vielmehr wird der, welcher poetiſchen Geſchmack hat, das Abgeſchmackte in ſeiner Erklärungsart fühlen, die in einem dichteriſchen Buch alles eigentlich nehmen, und einen bilderreichen Propheten zu einem magern Zeitrechner herabwürdigen will — doch wir fahren fort, die Ideen unſers Auslegers zu erzählen — Indem das Thier Off. Joh. 17, 3. ſcharlachroth genennt, und von ihm geſagt wird, daß es voll Namen der Läſterung ſey, wird angedeutet, daß das Papſtthum im Fortgang der Zeit prächtiger worden ſey, aber auch ſeine Sündenſchuld gehäuft habe. Es iſt ſeinem Weſen nach nicht vernichtet, ſondern die Ausübung ſeiner Gewalt iſt nur gehemmet — Die ſieben Häupter des Thiers ſind ſieben Papſtkönige, auf welchen das Weib (die Stadt Rom) ſitzt — jene folgen auf einander, die ſe aber nicht — Von den ſieben Königen hat ein jeder ſeinen eigenen Charakter, und die ſechs erſte (erſten) haben gewiſſlich auch ihre ihnen ähnliche Nachfolger. Ob der ſiebente einen, oder etliche Nachfolger habe, wird die Zeit lehren — die ſechs erſte (erſten) Könige oder Häupter an dem Thier ſind Gregorius VII., Innocentius III., Bonifacius VIII, Paulus II., Paulus III. und Benedikt XIV. — Die fünf erſte (erſten) Könige des Thiers ſind im J. 1740. auf einmal gefallen — zwar ſind ſie nach einander geſtorben — allein ihre Thaten bleiben auch nach ihrem Tode zurück — das Fallen der Könige zeigt an, daß ihre Regierungskünſte nimmer praktikabel und wirkſam ſeyn — Die zehen Könige haben dem Papſt ihre Macht und Gewalt, und ihr Königreich noch nicht übergeben — Sie haben zuerſt als Könige Gewalt mit dem Thier, und dieſes iſt ihnen gleich; hernach aber unter dem Thier; (welcher Scharfſinn!) da denn dieſes ihr Oberhaupt iſt. Jener Zuſtand wird eine einige Stunde währen, und durch eine mit wunderbarer Eintracht

getroffene Convention ſchnell in einen Zuſtand der Un-
figkeit verwandelt werden. Der Verf ſtellt die Sache,
ſelbſt wunderbar vorkömmt, ſo vor. Ein großer
werde bey einer Verſammlung der Großen in der
zuerſt als König und Kollege der übrigen Könige, eine
kunde hernach aber als Papſt und Oberherr der ganzen
hriſtenheit ernennt werden Dieſem Papſt werden die zehn
önige ihr Königreich, nämlich das vierte Weltreich, das
gemeinſchaftlich beſitzen, geben. Es wird alſo alsdann
s Papſtthum und das vierte Weltreich in Eins zuſammen
ehen. — Das Thier wird die 10 Hörner, als ſeine Hör-
, an ſich haben, und nach ſeinem Willen bewegen können.
die höchſte geiſtliche und weltliche Macht in Einer
einigt ſehen; folglich wird die Coll-ſion dieſer zwey
ren (Mächte) die bisher immer im Schwang gieng,
hören. Nun, wird man meinen, ſey auf Erden, ſo weit
vierte Reich ſich erſtrecket, Friede gemacht, und eine lang
inſchte Union geſtiftet. Nun werden die zehn Könige un-
ihrem gemeinſchaftlichen Oberhaupte die ganze Erde unter
ringen wollen, und dieſe Verfaſſung wird bleiben, bis
e Reden Gott-s von dem dritten Weh durch die Vertil-
ung des Thiers und ſeines Anhangs werden vollendet wer-
— Nun wer dieſe Unmöglichkeiten ſich als wirklich den-
kann, der kann ſich auch Chimären als wirklich den-
—

Humano capiti cervicem pictor equinam,
Iungere ſi velit, et varias inducere plumas,
Vndique collatis membris, ut turpiter atrum
Deſinat in piſcem mulier formoſa ſuperne.

Zu welchem Unſinn doch apokalyptiſche Schwärmerey
n Mann verleiten kann, der doch ſonſt manche Funken
guten Kopfes hervorſchimmern läßt. Er fährt fort zu
und , Rom werde dieſen von Königen nach einer
rm geworfenen Papſt nicht erkennen wollen, und
Zorn der 10. Könige wider ſich reizen — das
mittlere Horn werde drey von dieſen Königen demüthi-
, drey den von ihm ausgerottet werden, drey werden
ihm fauen, weil ſie ſich dem Plan der andern ſieben wi-
ſetzen wollten, und deswegen durch Meuchelmord oder
A ung aus dem Wege geräumt werden. Dieſes an-
e Horn werde geiſtliche und weltliche Dinge in an-

Pius VI. müsse es thun, so ungern er auch wolle — daß das System des Febronius, wenn er ihn gleich zur Contractation gezwungen habe, realisiren, die Toleranz einführen, die Mönche aus den Klöstern treiben, oder den Bischöfen unterwerfen lassen — das ist nun freylich alles historisch wahr; und jedermann wird es dem Verf. gern zugeben. Aber die Folge daraus: wir leben also in der Zeit, da das Thier nicht ist, folglich in dem Zwischenraum zwischen Off. Joh. 13, 1 — 11. und V. 11 — 18. — werden auch nicht alle von denen zugeben, die übrigens das symbolische Ansehen der Apokalypse erkennen. Vielmehr wird der, welcher poetischen Geschmack hat, das Abgeschmackte in dieser Erklärungsart fühlen, die in einem dichterischen Buch alles eigentlich nehmen, und einen bilderreichen Propheten zu einem magern Zeitrechner herabwürdigen will — doch mit fahren fort, die Ideen unsers Auslegers zu erzählen — Indem das Thier Off. Joh. 17, 3. scharlachroth genennt, und von ihm gesagt wird, daß es voll Namen der Lästerung sey, wird angedeutet, daß das Papstthum im Fortgang der Zeit prächtiger worden sey, aber auch seine Sündenschuld gehäuft habe. Es ist seinem Wesen nach nicht vernichtet, sondern die Ausübung seiner Gewalt ist nur gehemmet — Die sieben Häupter des Thiers sind sieben Papstkönige, auf welchem das Weib (die Stadt Rom) sitzt — jene folgen auf einander, diese aber nicht — Von den sieben Königen hat ein jeder seinen eigenen Charakter, und die sechs erste (ersten) haben gewißlich auch ihre ihnen ähnliche Nachfolger. Ob der siebente einen, oder etliche Nachfolger habe, wird die Zeit lehren — die sechs erste (ersten) Könige oder Häupter an dem Thier sind Gregorius VII., Innocentius III., Bonifacius VIII., Paulus II., Paulus III. und Benedikt XIV. — Die fünf erste (ersten) Könige des Thiers sind im J. 1740. auf einmal gefallen — zwar sind sie nach einander gestorben — allein ihre Thaten bleiben auch nach ihrem Tode zurück — das Fallen der Könige zeigt an, daß ihre Regierungskünste nimmer praktikabel und wirksam seyn — Die zehen Könige haben dem Papst ihre Macht und Gewalt, und ihr Königreich noch nicht übergeben — Sie haben zuerst als Könige Gewalt mit dem Thier, und dieses ist ihnen gleich; hernach aber unter dem Thier; (welcher Scharfsinn!) da denn dieses ihr Oberhaupt ist. Jener Zustand wird eine einige Stunde währen, und durch eine mit wunderbarer Einigkeit

tracht getroffene Convention ſchnell in einen Zuſtand der Unterwürfigkeit verwandelt werden. Der Verf ſtellt die Sache, die ihm ſelbſt wunderbar vorkömmt, ſo vor. Ein großer Prinz werde bey einer Verſammlung der Großen in der Welt zuerſt als König und Kollege der übrigen Könige, eine Stunde hernach aber als Papſt und Oberherr der ganzen Chriſtenheit ernennt werden. Dieſem Papſt werden die zehn Könige ihr Königreich, nämlich das vierte Weltreich, das ſie gemeinſchaftlich beſitzen, geben. Es wird alſo alsdann das Papſtthum und das vierte Weltreich in Eins zuſammen fließen. — Das Thier wird die 10 Hörner, als ſeine Hörner, an ſich haben, und nach ſeinem Willen bewegen können. Man wird die höchſte geiſtliche und weltliche Macht in Einer Perſon vereinigt ſehen; folglich wird die Colliſion dieſer zwey Mächten (Mächte) die bisher immer im Schwang gieng, aufhören. Nun, wird man meinen, ſey auf Erden, ſo weit das vierte Reich ſich erſtrecket, Friede gemacht, und eine lang gewünſchte Union geſtiftet. Nun werden die zehn Könige unter ihrem gemeinſchaftlichen Oberhaupte die ganze Erde unter ſich bringen wollen, und dieſe Verfaſſung wird bleiben, bis die Reden Gottes von dem dritten Weh durch die Vertilgung des Thiers und ſeines Anhangs werden vollendet werden. — Nun wer dieſe Unmöglichkeiten ſich als wirklich denken kann, der kann ſich auch Chimären als wirklich denken —

Humano capiti cervicem pictor equinam,
Iungere ſi velit, et varias inducere plumas,
Vndique collatis membris, ut turpiter atrum
Deſinat in piſcem mulier formoſa ſuperne.

Zu welchem Unſinn doch apokalyptiſche Schwärmerey einen Mann verleiten kann, der doch ſonſt manche Funken eines guten Kopfes hervorſchimmern läßt. Er fährt fort zu verkündigen, Rom werde dieſen von Königen nach einer neuen Form aufgeworfenen Papſt nicht erkennen wollen, und deswegen den Zorn der 10. Könige wider ſich reizen — das antichriſtiſche Horn werde drey von dieſen Königen demüthigen, drey werden von ihm ausgerottet werden, drey werden vor ihm fallen, weil ſie ſich dem Plan der andern ſieben widerſetzen wollten, und deswegen durch Meuchelmord oder durch Abſetzung aus dem Wege geräumt werden. Dieſes antichriſtiſche Horn werde geiſtliche und weltliche Dinge in an-

here Zeiten einschränken, und weder das ganze päpstl
das alte römische Recht, weder Friedensschlüsse, no
pactaten und Reversalien gelten lassen — das ganze v
werde die Convenienz und sein Wille seyn — die Hei
werden 1280 Tage in die Hand des Antichrists gegeb
ohne daß sie jemand gegen ihn schütze u. s. w. Der P
wird Kaiser, Papst, Messias, Gott und alles seyn —
rechtmäßige Kaiser wird aus dem Wege geräumt seyn —
wird nicht nur auf eine neue päpstliche Verfassung
sehen seyn, sondern die Uebergabe des Reichs der zehn
ge an das Thier wird auch mit einer Religionsvereinig
verbunden seyn, und die Annahme des Mahlzeich
statt eines Bekenntnisses dienen, daß man einer v
Unirten sey — Wenn aber diese Vereinigung
kommen solle, so müßte auch mit dem päpstlichen Leh
eine merkliche Veränderung vorgehen — Das Ansel
vier ökumenischen Kirchenversammlungen und der Kirchen
ter müsse fallen, das Tridentinische Concilium und das G
bensbekenntniß des P. Pius IV. müsse seine Gültigkeit
lieren — überhaupt das ganze alte System werde v
und ein neues, das weit schlimmer sey, werde aufgest
den — (Und doch soll es Papstthum bleiben? W
Widerspruch!) Zu allen diesen ungeheuren Verände
scheinen ihm bereits Vorbereitungen vorhanden zu
188 folgg.). Leichtsinn, Frechheit, Vertrauen auf Verg
kräfte, Verachtung des Alten und Liebe zum Neuen, I
ferentismus, Naturalismus und Atheismus habe übe
genommen — den Hildebrandischen Prätensionen werde
vielen katholischen Gelehrten frey widersprochen, die U
lichkeit des Papstes geläugnet, und das Recht der Re
in Kirchensachen hoch erhoben — (Aber eben das,
man glauben, wäre der Erwartung einer solchen desp
und allgewaltigen Hierarchie, wie sie der Verf.
nicht günstig — und daß alle diese Erscheinungen in
tholischen Kirche den Weg zur Union nicht bahnen,
alle Vernünftige ein, ob sie wohl überzeugt sind, daß
Proselytenjäger sich dieser Dinge, so wie der Verbe
der Kirchendisciplin, der Liturgie, des Kanzelvortr
der Andachtsbücher, wie auch der Abschaffung
gläubischen Gebräuche in der katholischen Kir
vieler Lockspeisen bedienen, um leichtgläubige Protest
anzukörnen.) — Auch die Katholiken, welche noch

eit der Kirche feſt hielten, fiengen doch zum Theil
reyen und Liturgien ihrer Kirche erträglicher auszu-
— Die Mönchsorden würden nicht nur auf eine
liche Weiſe getadelt, ſondern auch unchriſtlich verhöhnet
In die Stelle des Aberglaubens trete an den meiſten Or-
der Unglaube, und zur Aufklärung oder Reformation werde
Bibel am wenigſten gebraucht — Unter den Proteſtan-
ſey Neologie eingeriſſen; ungeiſtliche Theologen ſuchten
Naturaliſmus mit der Bibel zu verbinden, nennten ih-
Lehrbegriff chriſtlichen Naturaliſmus, eine Vernunftreli-
u. ſ. w. Hier werden in einer ziemlich langen Declama-
die ſogenannten Neologen, obwohl ſehr untreu und ver-
t geſchildert und (ſi Diis placet) widerlegt. Indem der
f. dieſe Neologen mit den unchriſtlichen Naturaliſten und
iſten in einen Haufen wirft, ſo glaubt er, daß wir in
des Abfalls (2 Theſſ. 2.) leben, und daß der Menſch
n an dieſen Apoſtaten ein für ihn bereitetes Volk
) roe (S. 196.).

So viel mag genug ſeyn, um ſich eine Vorſtellung von
Träumereyen zu machen, in welche der Verf. über dem
udiren der Apokalypſe verfallen iſt. Nur von den An-
des Buchs wenige Worte! Der erſte Anhang (S.
— 401) liefert ein Verzeichniß der Päpſte von Grego-
I. an bis auf unſre Zeiten — vermuthlich zum Nutzen
gewiſſen pietiſtiſchen Parthey in Schwaben, die ſich in
Privatverſammlungen an der Apokalypſe zu erbauen
Zur Seite ſtehen die Namen der Kaiſer, die zu glei-
regiert haben. Mit dem Kaiſertitel iſt dieſes Ver-
ſehr freygebig; Berengarius und Hugo führen da-
dieſen Namen, und Leo Iſaurikus heißt Iſaurus I.
zweiten Anhang iſt ſchon oben geredet. Der dritte (S.
—468) handelt von Weiſſagungen und Propheten, ganz
, und völlig ohne Kenntniß des hebräiſchen Sprachge-
. Zum Beweis nur einige Proben. „Wenn ein
et ſehen, hören und weiſſagen ſollte, ſo mußte er,
er ſchon natürlich wachte, aufgeweckt werden, wie ei-
der aus dem Schlaf aufgeweckt wird. Zach. 4, 1. Der
des Herrn kam über ihn, oder bemächtigte ſich ſeiner.
10, 6. 10. Die Hand des Herrn fieng an, über
ihn zu ſeyn. 2 Buch der Kön. 3, 15. Ezech. 1, 3. 40, 1.
fiel auf ihn Ezech. 8, 1. Er wurde voll des h. Gei-

„ſtes Luc. 1, 67. Gott öffnete ihm ſeine Augen zum Sehen, „und ſeine Ohren zum Hören, und Gott ſelbſt oder ein Engel fieng an, mit ihm zu reden. Er bekam eine Offenbarung. Er war im Geiſt, und wurde bey dem Weiſſagen „von dem h. Geiſt getrieben.“ (S. 450ſ.) „Moſes, der „größte der menſchlichen Propheten, ſahe die Temunah“ (die eigentlichſte ſichtbare Geſtalt) „Gottes, die ein Gerechter „auch nach ſeiner Auferſtehung zu ſeiner Sättigung ſehen „wird. Pſ. 17, 15. Er kannte Gott von Angeſicht zu Angeſicht durch das Anſehen der Temunah, Deut. 34, 10. „(S. 452.)“ Der vierte Anhang (S. 468 folgg.) handelt vom Primat der römiſchen Kirche vor dem Abfall der Stadt Rom von dem morgenländiſchen Kaiſerthum, und beſteht aus Auszügen der Lorenziſchen Diſſertation über das Dekret des Kaiſers Phokas, und aus einer ältern Pfaffiſchen de Titulo Patriarchae Oecumenici pomo Eridos inter. Graec. et Lat. eccleſ. 1735.

YI.

b) Katholiſche Gottesgelahrheit.

Geſchichte zweyer merkwürdigen Bekehrungen zur katholiſchen Religion: nämlich des Herrn Tapen, eines proteſtantiſchen Miniſters in Amerika, und des Herrn Johann Joſeph Keidecks, eines Rabbiners in Deutſchland. Ohne Anzeige des Druckorts. 1787. 48 Seiten, 8.

Man wird leicht errathen, was für ein Geiſt in dieſen kleinen Schrift herrſche. Prahlſucht, und was gewöhnlich damit verbunden iſt, die größte Seichtigkeit. Keine Religionspartey, ſie heiße wie ſie wolle, hat je nur den tauſendſten Theil der Bekehrungsſucht geäußert, die man den Katholiken mit Recht vorwerfen kann, und keine hat ſich je mit ihren wahren oder eingebildeten Siegen über einzelne Glieder anderer Confeſſionen ſo groß gemacht, und ein ſolches Geſchrey darüber erhoben, als die Katholiken bey jeder ſolchen Gelegenheit zu erheben pflegen. Sie bilden ſich ein, Wunder was für einen neuen und großen Beweis für die Aechtheit und

und alleinige Wahrheit ihrer Religion bekommen zu haben, wenn sie durch List, Ränke, Vorspiegelungen und Ueberredungen aller Art, hier und da, einen gedankenlosen Schwärmer, einen verunglückten Abentheurer, einen Projektmacher und andere Personen gleichen Schlages in den Mutterschoos der Kirche, wie sie sagen, zurückgebracht haben. Was solche Bekehrungen für elende Beweise für die Wahrheit einer Religion abgeben, sieht jeder vernünftige, auch ungelehrte Mensch mit leichter Mühe ein. Die Herren würden immer noch sehr wenig Grund zu triumphiren haben, gesetzt auch, daß es ihnen gelänge, Männer, die der ganzen Welt als helle, aufgeklärte und große Geister bekannt wären, zu einem solchen Schritte zu bewegen — denn, wer kann dem Menschen ins Herz sehen? und kömmt nicht auf die Absicht und wahre Ueberzeugung des Convertiten alles an? — Doch, diese großen Männer sollen keine Nebenabsichten bey ihrer Religionsänderung haben, ihre Ueberzeugung soll die innigste seyn; kann sich nicht auch der größte Mann irren? Und kann ein dem Irrthum unterworfenes Wesen einem andern zur unbetrügten Richtschnur dienen? Ueberdies ist es von den ausgezeichnetesten Personen, die ihre Religion mit der katholischen vertauschten, z. B. von Heinrich IV., von Winkelmann u. a. historisch und moralisch gewiß, daß sie bey ihrer Religionsveränderung Absichten hatten, die mit der Religion selbst nicht in der mindesten Verbindung standen. Aufgeklärte Katholiken wissen das selbst recht gut, ja selbst ihre Prie-
ter, und diejenigen, die solche Bekehrungen der Welt mit
Posaunentön verkündigen, sind, wenigstens zum Theil, da-
[illegible] allein es gehört nun einmal in ihr System,
[illegible] ff, der Aufsehen erregen, und die gedankenlo-
[illegible] kann, ungenutzt zu lassen. Vorzüglich
[illegible] in diesen Bekehrungskünsten, so wie in al-
[illegible] Taschenspielereyen, Meister. Auch gegenwär-
[illegible] hat, wie man aus einigen Stellen sicher
[illegible], ein Jesuiten, oder wenigstens einen großen
[illegible] Verfasser. Die beyden hier erzählten
[illegible] werden als merkwürdig angegeben,
[illegible] nur in einer gewissen Bedeutung, die man in
[illegible] wird. Thayer ward 1759. zu Boston
[illegible] in der protestantischen Religion erzogen, der
[illegible] sagt der Verf.) zu der man sich in Neu-England
bekennt. (Dieses mit grober Schrift gedruckte

öffentlich ist gleich eine von den Insinuationen, die zu den gangbaren Jesuiterkniffen gehören. Sie möchte der Welt gern unter der Hand zu verstehen geben, daß die katholische Religion allenthalben verbreitet sey, und auch da, wo man sich nicht öffentlich dazu bekennen dürfe; wenigstens im Geheim viel Anhänger habe.) Vor der Erlernung der schönen Wissenschaften trug er in seinen Kinderjahren einen großen Abscheu. (Eine ähnliche Insinuation. Die Herren wissen, wie genau ächter Geschmack an vortreflichen poetischen Geisteswerken mit einer gesunden Philosophie verbunden ist, wie nothwendig er darauf leitet, und was für schlimme Folgen das für ihr System haben müsse, das auf nichts anders abzielt, als den menschlichen Verstand so viel möglich zu verfinstern.) Nach vollendeten Studien ward er Pastor einer puritanischen Gemeinde. Er bekam Lust, eine Reise nach Europa zu thun, er gieng auch wirklich nach Frankreich, und von da nach England. Hier predigte er auch, allein man war mit seinen Predigten nicht zufrieden. Seine Antwort war: „er habe aus der heil. Schrift geschöpft; allein es sey „eine bekannte Sache, daß die Protestanten diese auf eine „ganz verschiedene Art auszulegen pflegten.“ (Um so zu denken, und so sich auszudrücken, mußte Th. schon dazumal ein heimlicher Katholik seyn.) Aus England gieng er wieder nach Frankreich, und von da nach Italien, wo er allenthalben sehr gut aufgenommen wurde. „Es war ihm eben so unbegreiflich, als unvermuthet, daß er, als ein Fremder, als „ein bekannter Protestant, so liebreich behandelt werde. „Nein, sagte er zu sich selbst, die katholische Religion ist also nicht so intolerant, nicht so rauh und grausam, wie man „sie insgemein schildert.“ (Leere Vorspiegelungen! Eine Religion, die allen Menschen, welche ihr nicht anhängen, ewige Verdammniß verheißt, sollte nicht intolerant, rauh und grausam seyn? Wer, kann man fragen, wer waren die Personen, die einen Fremdling wie Th., so liebreich aufnahmen, und was waren ihre Absichten dabey? Daß alle Katholiken unversöhnliche Feinde und Verfolger aller Akatholischen wären, wird niemand behaupten, allein man weiß recht gut, aus was für Gründen sie ihnen bisweilen liebreich begegnen?) Dies machte ihm Lust, sich näher mit der katholischen Religion bekannt zu machen. „Obschon er wider die Jesuiten“ (wie der größte Theil der Protestanten) „sehr eingenommen „war, so hielt er sie doch für Leute von großer Einsicht und „Gelehr-

„Gelehrſamkeit“ Er errichtete auch wirklich mit einigen „liebreichen Jeſuiten“ Bekanntſchaft, und verlangte von ihnen „über diejenigen Materien, worin die Katholiken von „den Proteſtanten unterſchieden ſind, aufgeklärt zu werden.“ (Das nenne ich mir einen gelehrten und aufgeklärten proteſtantiſchen Gottesgelehrten, der über ſolche Materien von Jeſuiten Aufklärung verlangt!) Einer von ihnen erſtaunte über dieſen Antrag, und verſetzte: „Für heut wollen wir „noch nicht anfangen: bethen Sie zuvor mit Andacht „das Vater unſer, und dann kommen Sie an dieſem „Tag zu mir.“ Eine Religion, dachte Th., die jenen, die „davon Kenntniß erlangen wollen, das Gebeth empfiehlt, „muß auf einem guten Grunde ruhen.“ (Wie offenbar darauf angelegt, der Einfalt Sand in die Augen zu ſtreuen! Die ganze Anekdote iſt entweder eine fromme Lüge, oder Th. war der ſchwachköpfigſte Menſch unter der Sonne.) „Sonderbar auffallend und rührend war für Th. die Einförmigkeit der Glaubenslehre, welche er bey allen Katholiken, mit denen er Umgang pflog, angetroffen hat, da er „im Gegentheil bey Proteſtanten vielmehr die größte Uneinigkeit, auch in ihren Glaubensformeln gewahr wurde.“ (Verſchiedenheit in Formeln; ſehr wahr. Aber machen Formeln den Geiſt der Religion aus? Bey Katholiken freylich. Dieſe Verſchiedenheit iſt eben der deutlichſte Beweis von der Vernunftmäßigkeit des Proteſtantismus. Nur blinder Köhlerglaube, der ſich an Worte hält, nicht nach dem Sinn forſcht, kann ſich vorgeſchriebenen Formeln unterwerfen, und unabänderlich dabey verharren. Wir Proteſtanten glauben, daß der menſchliche Geiſt, auch in Religionsſachen, immer weitere Fortſchritte machen, und der Wahrheit immer näher kommen könne: die Katholiken läugnen es, müſſen es läugnen, und beweiſen ihren Satz leider in gewiſſer Rückſicht ſelbſt.) Unter andern kam ihm P. Segneri (eines Jeſuiten) Werk von dem heiligen Schutzengel in die Hände. Dieſes beſtärkte ihn in ſeinen Geſinnungen, ſo wie der Tod des ehrwürdigen Dieners Gottes Labre'. Er überzeugte ſich von den Wundern dieſes verworfenen Cynikers (braucht es mehr, als das, zu ſehen, was für ein Menſch Thayer war?) ſo daß er „ſo zu ſagen, die Falſchheit ſeiner Religion „mit Händen griff.“ Das Manifeſto d'un Cavalier Chriſtiano convertito alla Religione Catholica gab ihm, wie ſich der Verf. ausdrückt, den letzten Stoß. Bald darauf

legte er sein feyerliches Glaubensbekenntniß ab. „Zweymal „hatte er die Gnade, bey dem heiligsten Vater vorgelassen „zu werden: welcher ihn jedesmal ziemlich lang sprach, und „mit aller herablassenden Freundschaft beehrte, die nichts an„ders denn rechtschaffene Liebe des gemeinschaftlichen Vaters „aller Gläubigen einzuflößen vermögend ist, und die er ge„mäß seiner mit der Muttermilch eingesogener Vorurtheile „von dem sichtbaren Oberhaupte der katholischen Kirche nie„mals erwartet hätte.“ (Auf diesen Punkt sind wir Protestanten von unsern Vorurtheilen längst geheilt. Wir wissen nunmehr aus unzähligen Erfahrungen, daß das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche so gut als der elendeste Bettelmönch nichts verschmäht, was auch nur den armseeligsten Beytrag zu seiner sinkenden Macht und seinem Vortheil verschaffen kann.) Im Okt. 1784. kam Th. in das kleine Seminarium S. Sulpicii zu Paris, erhielt die Tonsur, und verrichtete Pfingsten 1787. sein erstes Meßopfer. Wer noch zweifeln sollte, daß dieses lächerliche Triumpfgeschrey über die Bekehrung eines elenden, gedankenlosen Schwärmers von einem Jesuiten oder Jesuitenpatron herrühre, der lese nur folgende Stelle, die Thavern in den Mund gelegt ist, und hoffentlich keines Commentars bedarf. S. 27. „Ich weiß „gar wohl, daß es in diesem Reiche (Frankreich) eine unter „dem Namen der Jansenisten bekannte Sekte gebe; auch „weiß ich, daß die Kirche fünf Propositionen aus dem Bu„che des Jansenius, wie auch hundert und eine vom Quesnel „verdammt habe. Ihr Urtheil ist genug für mich, um „zu wissen, was wahr ist, und was ich zu glauben ha„be. Dieses Urtheil der Kirche ist noch immer so ansehnlich „und untrüglich, als es zu Zeiten Luthers, Kalvins und „anderer Sektirer war, deren Lehre sie verdammt hat. — „Würde ich nicht der größte Thor seyn, wenn ich der Jan„senisten Lehre zu gefallen mich selbst ewig unglücklich ma„chen wollte. Ich verfluche nach dem Beyspiel der „Kirche die fünf Propositionen des Jansenius, und „die hundert und eine des Quesnel.“

II. Geschichte von der Bekehrung und Taufe des Herrn Joh. Jos. Reideck, eines berühmten Rabbiners in Deutschland. Von diesem Neubekehrten selbst verfertigt. Diese Geschichte ist noch weit unbedeutender und mangelhafter erzählt. Reideck, Rabbiner zu Emerich, Wo

Wesel u. s. w. schrieb eine heftige Schrift gegen das Christenthum, ward aber auf einmal auf eine besondere Veranlassung durch Jesaias 53. K. v. 5—9 in seinem Glauben irre gemacht. Er wollte diese Verse auf Moses ausdeuten, weil sie aber nicht auf ihn passen wollten, so gerieth er auf die Gedanken, daß die ganze jüdische Religion wohl nicht auf sicherm Grunde ruhen möge. (Fürwahr, ein sonderbar verdrehter Kopf, der so schließen kann!) Er nahm sich vor, andere Religionen zu prüfen, fieng mit der muhamedanischen an, entdeckte aber im Alcoran nichts, als „der gesunden Vernunft „entgegengesetzte Ungereimtheiten.“ (So? Und die Legenden der Heiligen?) Ein Kapuziner wurde das Werkzeug seiner Bekehrung: im Febr. 1783 ward er zu Cölln getauft. Wenn dieser Aufsatz wirklich von Reideck herrührt, so zeugt er von einem höchst schwachen Kopfe, auf dessen Acquisition keine Religionsparthey stolz zu seyn Ursache haben kann.

Rb.

Ueber die wichtigste Kirchenstrafe, die Excommunikation, von J** C* Prag, bey Widtmann, 1785.

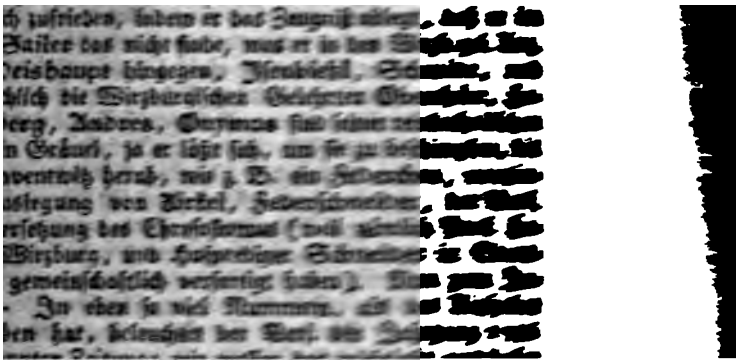
Um auf den Kirchenbann zu kommen, schickt der Verfasser einige Betrachtungen über — Glückseligkeit, des Menschen Bestimmung, über die Mittel, sie zu erreichen, über die Lehre von Erbsünde, welche von jeher die Religionsfeinde umstossen wollten, um das ganze Religionsgebäude aus ihren Angeln zu heben, und über andere Dinge, voraus, belegt dieselben mit häufigen Noten und Allegaten; z. E. daß bey Gott nur vollkommene Glückseligkeit zu finden sey, siehe *Poetium* (Boeth.) *de consol. philos.* Eben so ungeschickte und so unverständliche Citaten, daß es kaum zu errathen ist, was für Schriftsteller der Verf. meint, finden sich auch sonst; z. E. *Petri Plesen. op.* soll wohl heißen *Petri Blesensis epist.* Der Stil ist durchaus liederlich und unrein; die Abhandlung selbst aber so äußerst trivial und jämmerlich, daß sie schwerlich etwas anders seyn kann, als das Werk eines katholischen Studenten, der etwa eine Vorlesung von der Excommunication

bey einem orthodoxen Dogmatiker oder Kanonisten angehört, und dann noch etwas Collectaneen beygemischt hat.

Ut.

Rezension über Rezension, oder unpartheyische Kritik über die Rezensionen insgemein, und die Würzburger sogenannten gelehrten Anzeigen insbesondere. Von einem aufrichtigen Liebhaber der bescheidenen Gelehrsamkeit in Franken. 1787. 61 Seiten in 8.

Der Verf. hat sich nicht nur durch die Anonymität zu verbergen, sondern auch dadurch zu maskieren gesucht, daß er sich einen aufrichtigen Liebhaber der bescheidenen Gelehrsamkeit nennt, da er doch die größte Unbescheidenheit an den Tag gelegt hat, und Franken als das Land seines Aufenthalts angiebt, da er doch Mönch zu St. Emeran in Regensburg ist. Seine Schrift verdient, wegen der gränzenlosen Ungezogenheit und Bosheit, mit welcher er die meisten Mitarbeiter an den Würzb. gel. Anz. behandelt, der unverholenen Art, womit er die harten Lehren und Grundsätze der katholischen Kirche, die von den feinern Mitgliedern derselben uns Protestanten überzuckert und übertüncht vorgelegt werden, aufstellt, und des bischöfl. Würzburgischen Reskripts, wozu es Veranlassung gab, eine umständliche Anzeige. Man muß zwar bekennen, daß sich in den genannten gelehrten Anzeigen bisweilen freie Behauptungen, und billige, wenigstens gemäßigte Urtheile über die neuen Aufklärungen, welche aus der protestantischen Kirche herkommen, einfinden; es ist zugleich aber auch unverkennbar, daß vieles in denselben nur den Schein der Mäßigung und Vernunftmäßigkeit hat, und daß manche ihrer Behauptungen für den Verstand und das Herz des Protestanten, der in bestrittenen Religionslehren den milden Eingebungen der Vernunft folgen darf, und nicht den strengen Befehlen der herrschsüchtigen heiligen Kirche gehorchen muß, äußerst revoltirend sind, wie der Verf. der Schrift: Der Würzburger Rezensent, oder Luthers verderbte endlich gar alles, vortreflich gezeigt hat. Demungeachtet sind diese katholischen Gelehrten in den Augen unsers



bey einem orthodoxen Dogmatiker oder Kanonisten angehört, und dann noch etwas Collectanenn beygemischt hat.

Ut.

Rezension über Rezension, oder unpartheyische Kritik über die Rezensionen insgemein, und die Wirzburger sogenannten gelehrten Anzeigen insbesondere. Von einem aufrichtigen Liebhaber der bescheidenen Gelehrsamkeit in Franken. 1787. 61 Seiten in 8.

Der Verf. hat sich nicht nur durch die Anonymität zu verbergen, sondern auch dadurch zu maskieren gesucht, daß er sich einen aufrichtigen Liebhaber der bescheidenen Gelehrsamkeit nennt, da er doch die größte Unbescheidenheit an den Tag gelegt hat, und Franken als das Land seines Aufenthalts angiebt, da er doch Mönch zu St. Emeran in Regensburg ist. Seine Schrift verdient, wegen der gränzenlosen Ungezogenheit und Bosheit, mit welcher er die meisten Mitarbeiter an den Wirzb. gel. Anz. behandelt, der unverholenen Art, womit er die harten Lehren und Grundsätze der katholischen Kirche, die von den seinem Mitgliedern derselben uns Protestanten überzuckert und übertüncht vorgelegt werden, aufstellt, und des bischöfl. Wirzburgischen Reskripts, wozu es Veranlassung gab, eine umständliche Anzeige. Man muß zwar bekennen, daß sich in den genannten gelehrten Anzeigen bisweilen freie Behauptungen, und billige, wenigstens gemäßigte Urtheile über die neuen Aufklärungen, welche aus der protestantischen Kirche herkommen, einfinden; es ist zugleich aber auch unverkennbar, daß vieles in denselben nur den Schein der Mäßigung und Vernunftmäßigkeit hat, und daß manche ihrer Behauptungen für den Verstand und das Herz des Protestanten, der in bestrittenen Religionslehren den mildern Eingebungen der Vernunft folgen darf, und nicht den strengen Befehlen der herrschsüchtigen heiligen Kirche gehorchen muß, äußerst revoltirend sind, wie der Verf. der Schrift: Der Wirzburger Rezensent, oder Luther verderbte endlich gar alles, vortreflich gezeigt hat. Demungeachtet sind diese katholischen Gelehrten in den Augen unsers

ihre Verf. zu einer solchen Stufe protestantischer Aufklärung empor gestiegen, oder vielmehr so tief in den Unglauben hergesunken, daß, weil er von ihnen Verführung der noch gläubigen Seelen befürchtete, seine Galle erregt wurde, (der Ausdruck ist hier gewiß nicht zu hart) und er sich gedrungen fühlte, dem einbrechenden Strome der Irrgläubigkeit einen Damm entgegen zu setzen, welcher in nichts anderm, als in Schimpfen, Vorhalten von Autoritäten statt Beweisgründe, und wiederholten Ermahnungen an den Bischof von Wirzburg bestehe, solche schädliche Leute von seiner Universität wegzujagen. Mit seinen Schimpfworten wollen wir das Papier nicht besudeln, noch es mit den Anekdoten verderben, welche er von seinen Gegnern dem Leser mittheilt: beides sind Waffen des Unmächtigen. Angriffe auf die Mönche kann er gar nicht ertragen, worüber man sich eben so wenig wundern wird, als darüber, daß er die Protestanten und solche Katholiken, welche er für irrgläubig hält, mit dem Feuereifer eines Zeloten tadelt. Aloys März hat an ihm einen armen Vertheidiger. Benedikt Stattler und der Mayntzische Goldhagen einen Freund, und mit Michael Sailer ist er auch noch zufrieden, indem er das Zeugniß ablegt, daß er im ganzen Sailer das nicht finde, was er in den Wirzb. gel. Anz. lese; Weishaupt hingegen, Isenbiehl, Schmidt, und hauptsächlich die Wirzburgischen Gelehrten Oberthür, Feder, Berg, Andrea, Onymus sind seiner reinkatholischen Seele ein Gräuel, ja er läßt sich, um sie zu beschimpfen, bis zum Conventwitz herab, wie z. B. ein Federchen, verzinkelte Auslegung von Zirkel, Federschneider, der Vers. der Uebersetzung des Chrysostomus (weil nämlich Prof. Feder in Wirzburg, und Hofprediger Schneider in Stuttgart sie gemeinschaftlich verfertigt haben). Nun zum Inhalte! — In eben so viel Nummern, als das Alphabet Buchstaben hat, beleuchtet der Vers. den Jahrgang 1786 der genannten Zeitung; wir wollen das wichtigste aus dieser Beleuchtung ausheben. a) Ein Rezensent äußerte, theologische Grundsätze müßten dem Grade der Aufklärung angemessen seyn. Unser Vers. geräth über diese Behauptung in Eifer, und ruft aus: „Wie, meine besten Herren! giebt es denn in Glaubenssachen Aufklärung, oder neue Offenbarung? Ich weiß, was Sie sagen wollen, gar keine Theologie, oder nur etwan eine populäre wollen Sie; alle Kontrovers- und Polemikkrämerey soll ein Ende haben, weil Aufklärung herrscht.

herrſche. Was will das ſagen? etwan weil es gleichviel iſt, viel oder wenig, etwas oder gar nichts glauben? Ja, ja, meine Herren! Sie thun wohl, wenn Sie recht ſteif über Aufklärung halten; denn man fängt jetzt wirklich an, was uns bis daher hell geweſen, zu verdunkeln; wie Sie ſelbſt durch Ihre paradoxen Sätze thun, und vor andern ein Weishaupt in ſeinem Idealismus, und Kant in ſeiner Lehre der reinen Vernunft, gethan, wo der erſtere alle abſolute Wahrheit, der andere aber läugnen will, daß man das Daſeyn Gottes aus der ſpekulativen Vernunft apodiktiſch beweiſen könne; und wie die neueſten Proteſtanten und Sozinianer insgemein thun, da ſie lehren: Glaube, was du magſt, lebe nur ordentlich, gleichſam als wenn eine richtige Moral ohne wahre Glaubenslehre beſtehen könnte. Oder wenn es gleichviel iſt, zu glauben was man will; warum ſollte es nicht auch gleichviel ſeyn, zu thun was man mag. Die wahre chriſtliche Religion verdammt das eine wie das andere. Nur Geduld, wenn es einmal keinen Gott, keinen Himmel und keine Hölle mehr geben wird, wie man ohnehin den Teufel ſchon lange das Land verwieſen hat; ſo wird es auch bald erlaubt ſeyn, zu thun, was man mag. Und dieſes alles erfolgt aber auch zuverläßig, wenn unſere theologiſchen Grundſätze der neumodiſchen Aufklärung einmal ganz angemeſſen, oder vielmehr ganz und gar aus den Schulen verwieſen; und ſo dann vergeſſen ſeyn ſollten. Alsdenn iſt Friede; ja der Friede der Gottloſen, die ſich einem jeden Anfalle der Leidenſchaft gefangen geben, iſt gewiß. O aufgeklärtes, nicht mehr aufgeklärtes Jahrhundert! Noch Troſt für Gutdenkende, daß das Häuflein ſolcher böſedenkenden Leute unbedeutend iſt.

b) Andres hatte in einem Programm den katholiſchen Predigern Charlatanerie vorgeworfen, worüber unſer Mönch H. A. den Text lieſt. „Ich glaube es ſey abgeſchmackt, äußerliche Gaben eines Predigers für Charlatanerie angeben, die Ihnen, Herr Profeſſor, ſo ſehr zu wünſchen wären, daß man mit wenigerm Grunde behaupten könnte, Sie ſeyen ein ſo ſchlechter Prediger, als guter Belle-Letteriſt Sie ſind.“

c) Ein Rec. hatte geſagt: „Wenn auch ein geheimer Orden exiſtirt, der Proſelytenmacherey zum Endzweck hat, wofür ſich jetzt die Herren Proteſtanten ſo außerordentlich fürchten; ſo wird entweder Beutelſchneiderey, oder Fanatismus darunter verſteckt ſeyn: aufgeklärte und in ächter Religion gegründete Männer, wie Prediger ſeyn ſollen, dürfen von ſolchen

Blend-

nwerken nicht getäuſcht werden, welchen nur ſchwache
ſe und Schwärmer unterliegen. „Hingegen fragt der
iffer, ob denn Chriſtus, ſeine Jünger, und die erſten
ibensprediger, ſammt allen Miſſionarien Beutelſchneider,
wärmer und fanatiſche Leute ſeyn?“ O grauſame und
ſtliche Läſterung! Wenn Rez. von der Aechtheit ſeiner
ſtlichen Religion überzeugt iſt, ſo ſollte er den Eifer deſſen
n, der ſich auch in der Stille Mühe giebt, irrenden
len auf die Bahne der allein ſeligmachenden Religion zu
zu führen. Aber nicht wahr, es giebt keine alleinſelig-
ende Religion? So ſpricht der Indifferentiſt; denkt
auch ſo? dann iſt er ein falſcher Katholik, das iſt, gar
r.“ d) Die Rührung, womit ein Rezenſ. Fromms
riſt über Leopolds Tod anzeigt, nimmt ihm der Mönch
übel. „O andächtige Seele! du ſollteſt vielmehr über
ſelbſt weinen, weil du wahre und falſche Religion ſo un-
licherweiſe hier zu vermengen ſcheinſt. Nur die wahre
liche Religion (d. i. die katholiſche) kann wahre chriſtli-
Tugend gebären, die zum Himmel führt. Dieſes wirſt
ngeſtehen, wenn du als eine noch katholiſche Seele weißt,
ſagen willſt, was Religion, Tugend und Himmel ſeyen.
du aber porgiebſt, (abſcheulich!) daß durch die Tugend
olds, weil ſie chriſtlich war, dem Chriſtenthum eine Eh-
ule errichtet worden; ſo ſcheint es dir ein Ding zu ſeyn,
lutheriſch oder katholiſch ſey, um chriſtlich tugendhaft
yn. Heißt das nicht, wahre und falſche Religion ver-
en wollen? Du biſt mir fürwahr eine unerträglich
hte Seele! Ich weine jetzt auch ....“ e) Der Verf.
ſehr gegen die allgemeine Anpreiſung des Bibelleſens,
es im Tridentiniſchen Kirchenrath und in der Bulle Uni-
us erkannt worden ſey. Ob nicht, fragt er, ſchon das
recht alle und jede gefährliche Leſung verbiete? und
ch die Bibelleſung für manchen gefährlich ſey, inſon-
it da man lehre, daß ein jeder ſelbſt denken, ſelbſt for-
ſchen, wer nur immer Muſe und Fähigkeit habe; wo-
der ſolcher Privatgeiſt auf den Thron geſetzt, (welcher
ch der Hierarchie nicht gefallen kann) die allgemeine
ifauslegung hingegen, die dem Sinne der Kirchen-
gemäß ſeyn müſſe, herabgewürdigt werde. f) Daß
nder Luthern einige guten Eigenſchaften beilegt (und
weiß doch, wie partheiiſch und ganz gegen die Geſchich-
ihn ſchildere), tadelt der Verfaſſer, und vorzüglich, daß

er

er sage, L. habe die Religion von dem zu vielen Aussenwerke (nur Aussenwerk?) mit dem sie besonders durch die Mönche überladen worden, gesäubert. „Mit und allen wahren Katholiken ist es unbegreiflich, wie eine vorgebliche Reformation der christlichen Religion zu dulden oder gar zu belohnen sey, die nicht von Gott ist. Oder ist es etwan vernünftig zu glauben, daß jene Reformation von Gott sey, die nicht göttliches aufweisen kann? Die nur einem Privatmann, einen stolzen, schwärmerischen und geilen Mönchen zum Stifter hat, der anfangs über Mißbräuche klagte, bald aber die Dogmen selbst, die doch unveränderlich sind, über den Haufen warf?“ i) Auf eine Anpreisung der Toleranz erwidert er: „Sind wir nur zur bürgerlichen Glückseligkeit erschaffen? oder haben wir denn zur ewigen Glückseligkeit nicht die wahre alleinseligmachende Religion nöthig? und ist es denn nicht der Mühe werth, ja ist es denn nicht wahre Nothwendigkeit, die Wahrheit unsrer katholischen Lehre noch heute zu zeigen und zu vertheidigen, weil ihre Feinde noch nicht gestorben sind, und noch immer neue aus der Hölle kommen? und ist es denn nicht wahre Liebespflicht, Irrende zu bekehren, und wo möglich zu dem einzigen wahren Schaafstalle Christi zu führen? ... Hat nicht Christus die Pharisäer Nattergezücht, Kinder des Teufels u. s. w. genannt, und jetzt soll man den Protestanten kein Wörtchen mehr sagen, das sie betrüben könnte?“ k) Tadelt er die Protestantensprache eines Rez., der über die durch den allgemeinen Gebrauch der Vulgata verursachte Vernachläßigung des Grundtextes klagte; und l) den Prof. Berg, der sich nicht ganz mönchisch über lange Gebete und Fasttage ausgedrückt, und das Wirzburgische Institut für kranke Handlungsdiener gelobt hatte, weil man auf keinen Unterschied der Religion sehe. m) Weil Maynzische Scripturtheses in der gel. Anz. jämmerlich, wie er sagt, zerkreuzigt worden, giebt ihm dies Anlaß zu klagen, daß man die Göttlichkeit der heil. Schrift nicht mehr aus dem Zeugniß der Kirche, wie schon Augustin gethan habe, beweisen wolle, daß man das, was nun sonst von den 70 Dollmetschern, der Vulgata u. a. gelehrt habe, in dem neumodischen Bibelstudium weglasse, weil man jetzt selbst denken, selbst forschen müßte, da doch selbst denken, selbst forschen, und, sich selbst betrügen, sich selbst verführen, nicht weit von einander stehe. n) Man lese folgende Stelle, und sage mehr, daß die Protestanten bey veränderten Umstän-

den

nichts für ihre Glaubensfreyheit zu befürchten haben.
mer ist nach der ächtkatholischen Lehre ge-
, daß ein katholischer Fürst zwar aus dem na-
chen, und positiven göttlichen Rechte zugleich
ugherr und Beförderer der Katholiken sowohl
ihrer Religion sey; da er im Gegentheil nicht
wohl die protestantische Religion, als
die Protestanten zu schützen schuldig
nach den öffentlichen Verträgen, kraft welcher
lich er blos verhüten muß, daß keinem Prote-
ten in Rücksicht seiner irrigen Religion eine
ild oder Schaden zuwachse, oder diese aus
ihrem ange gedultete Religion aus ihrem
n angemaßten Besitzstande wider den Wil-
der Protestanten gehoben werde. Lese man
ber selbst den westphälischen Frieden nach;
t man auch die unbefangene, nicht ganz ver-
e, oder gar verbostte Vernunft, ob eine irrige
daher Gott misfällige Religion nicht vielmehr
verdrängen, als zu beschützen, oder gar zu
eitern sey? Es ist demnach grundfalsch,
ß ein gerechtes Gesez die protestanti-
, oder sonst eine irrige Religion an und für
schützen könne, so daß es wahrheitliebenden
wahren Seeleneiferern nicht erlaubt seyn sollte,
leichen Irrlehren zu bestreiten, und wo es
lich, aus ihrem blos thätischen, kei-
wegs rechtlichen Besitzstande zu vertrei-
freilich wohl nicht durch Feuer und Schwert,
rn durch überzeugende Lehrbegriffe." x) „Aech-
gmatik, wahre christliche Moral, gründliche Bibel-
Auslegungskunde kann nur allein bey der einzig wahren
katholischen Religion gesucht und gefunden werden; oder
e, welches doch nicht ist, Herr Brückner von Meklen-
(dies ist also eine Stadt? B. Predigten wurden in
Bibl. gel. Anz., mit Recht, sehr gelobt) mit derselben
einverstanden seyn, wenn er wirklich die ächte Dogma-
die wahre christliche Moral, die gründliche Bibel- und
gungskunde besitzen soll." Doch wir müssen diese An-
schließen, ungeachtet noch genug Proben der Unwissen-
des blinden Eifers und der unchristlichen Denkungsart
ers. angeführt werden könnten. — Diese Schrift ist
mit

mit einer solchen boshaften Wuth verfaßt, [illegible]
schof von Wirzburg genöthigt sah, ein Rescr[illegible]
ergehen zu lassen, worin er seinen Unwillen über [illegible]
in starken Ausdrücken zu erkennen gab, [illegible]
dem Fürsten bey allen Rechtschaffenen zur [illegible]
durch aber freilich nicht die in der Schrift [illegible]
Grundsätze der katholischen Kir[illegible]
chen Beleidigungen, deren sich [illegible]
ren verdienten Verweis erhalten haben.
Fürst in diesem Rescripte sein Mißfallen a[illegible]
gel. Anz. an den Tag, und der lärmende Asarz fa[illegible]
gegen die Verfasser derselben einen Beschützer. Der
kann wegen seiner Neigung zu einer nicht mit
sondern mit Gründen streitenden Schreibart, u
ner Billigkeit, vermöge welcher er die Wirzb. ge[illegible]
ungeachtet er mit Ton und Inhalt derselben nicht
ist, dennoch fortsetzen läßt, auf unsere Achtung den
sten Anspruch machen; nur müssen darum gutmü
standen nicht glauben, daß die römischen Lehrs
katholischen Kirche Härte gegen uns nothwendig
mit aufgegeben seyn.

2. Rechtsgelahrheit.

**Ueber Grundherrschaft und Wahlcapitulatio[illegible]
deutschen Domcapitel, von A. F. H. Pos[illegible]
R. D. in Göttingen. Hannover, im Verl[illegible]
Helwingschen Hofbuchhandlung, 1787. [illegible]
gen in 8.**

Dies ist eine gänzliche Umarbeitung eines Aufsatz[illegible]
die Rechtsbeständigkeit der Wahlcapitulationen
lisch-geistlicher Fürsten in Bezug auf die La
heit im Weltlichen. Da der Verf. die Unzulän
dieses Aufsatzes selbst einsah, so war er schon bey dess
ausgabe entschlossen, ihn weiter auszuführen, und
für Gelehrte und Ungelehrte brauchbarer zu

) vorgriffe. Glücklicher Weise ist dies nicht ge-
, uns wir erhalten hier nicht etwa eine verbesserte und
e Auflage jenes Aufsatzes, sondern ein ganz neues
einem neuen Plan, welches seinen Endzweck, Auf-
) richtige Grundsätze in dieser Materie zu verbrei-
n verfehlen wird, und seinem Verf. um desto mehr
, je sparsamer nach seinem eigenen G.ständniß die
, auf welche es hier vorzüglich ankömmt.

T :n simpeln Plan umfassen nur zwey Abthei-
von drey Abschnitten. In der ersten Abthei-
: s Grundeigenthum der Capitel an den
n der Stifter wird in zwey Abschnitten die
re oder Erz- und Bischöfe und ihrer Welt-
und die Geschichte der Domcapitel erzählt.
fand in Deutschland, das schon unter dem Hei-
der Geistlichkeit äußerst gewogen war, einen sehr
Boden. Ohne Widerspruch trat sie in die Rech-
riebenen heidnischen, fand sich auf den National-
en nahm an allem, was zu ihrem und
B beschlossen wurde, den wichtigsten An-
: Ve rdnung der Kirche mit dem Staate war der
rund zu
digen Zwistigkeiten, die sich zwischen der
und ewalt entspannen. Die Könige er-
Bu e, die anfangs unter der peinlichen Ge-
en (Lanoeshoheit) der Fürsten und Grafen, nach-
erlicher Vögte standen. Allein durch Privile-
erwie sie weit früher die Landeshoheit, und ihre Ter-
genthum, als die Herzoge und Grafen. Sie
) diese Territorien für volles Eigenthum der Kir-
ben h n, ohne sich weiter um den Kaiser etwas
ver- nn nicht der Streit über ihre Ernennung
er ,) zwischen Heinrich IV. und Hildebrand
ser auf die wahre Verbindung aufmerksam
, in der die Bischöfe in Ansehung ihrer Terri-
Reiche standen. Dadurch daß man den See-
mbilde einer Uebertragung des nutzbaren
e, suchte man noch zu retten, was man
— p der Entstehung der ältesten Bisthümer
gar nicht an Capitel, und den nachher zu-
en Stiftern entstandenen Capiteln wurden keine
beygelegt, als die jene ältern hatten; und doch

vermeinen sie nun, ihrer weit spätern Entstehung ungeachtet, ein Grundeigenthum (d. i. ein Eigenthum, das man gleich mit der Entstehung einer Sache erhalten hat) an den Stiftslanden zu haben. Diejenigen Geistlichen, welche zur Stiftskirche gehörten, deren Namen in die Matrikel derselben eingetragen waren, und von ihr unterhalten wurden, hießen Canonici. Sie lebten anfänglich außer Gemeinschaft; aber, um der Sittenverderbniß entgegen zu arbeiten, führte man nach und nach an mehrern Orten einen gemeinschaftlichen Tisch und Schlafgemach ein, in welchen Puncten sie am meisten mochten gesündigt haben. Hieraus entstand allmählich die Canonicatregel. Da aber den Canonicis erlaubt wurde, Eigenthum zu besitzen, dessen Genuß sich mit den gemeinschaftlichen Tisch und Wohnung nicht vereinbaren ließ, die Bischöfe aber, denen diese Lebensart am meisten zuwider war, mit den Canonicis abtheilten, und ihnen ihren Theil zur willkührlichen Benutzung überließen, so konnte sie keinen Bestand haben. Doch erhellet schon aus der Regel, daß nicht auf das Capitel, in Ermangelung eines Bischofs, das Grundeigenthum des Stifts fallen konnte, und daß sich die Capitularen, außer ihren geistlichen Beschäftigungen, um alles Weltgeistliche unbekümmert lassen sollten. So wie sich aber in Rom die hierarchischen Grundsätze in Absicht auf Pabstwahl und Verwaltung der Kirchenangelegenheiten zu entwickeln anfingen, so nahmen die deutschen Bischöfe sie zum Muster und ahmten sie nach. Dies trug viel dazu bey, daß die Weltlichen von ihrem Wahlrechte verdrängt wurden, und die Stiftsberathung allein in die Hände der Capitel kam. Denn nachdem die Kaiser ihr Ernennungsrecht durch das Concordat eingebüßt hatten, war die Wahl mehrentheils bey allen drey Ständen, den Geistlichen, Rittern und Städten. Allein durch übel geleitetes Mißtrauen und Eifersucht kam der Bürgerstand durch den Adel, und der Adel durch die Capitel um sein Wahlrecht. Die päbstlichen Verordnungen aber, welche die capitelschen Gerechtsame betreffen, beziehen sich augenscheinlich nur auf solche Stifter, die auf blosses Privateigenthum gegründet sind. — Im dritten Abschnitt von der Stiftsverwaltung während der Stuhlserledigung zeigt der Verfasser, daß die Kaiser, als die Stifter reich zu werden anfiengen, die Einkünfte während der Vacanz sich selbst zueigneten, und niemand weiter auf das Grundeigenthum Anspruch machte, auch das Reich selbst der unbezweifelten

Eigenthümer wär; ja die Kaiser nahmen sogar den Nachlaß der Bischöfe an bewegliche Güter an sich, weil die Geistlichkeit über den Erwerb aus ihren Pfründen nicht testiren könte, sondern ihn der Kirche lassen mußte, welche der Kaiser während der Stuhlserledigung vertrat. Die Geistlichen weigerten aber nicht eher, als bis sich die Kaiser sowohl dieser Befugnis, als auch des Rechts, bey streitigen Wahlen den Ausschlag zu geben, womit sie sich seit dem Concordat statt einmaligen Ernennung hatten begnügen müssen, begaben. Die kaiserliche Entsagung enthielt nichts über die Stiftsverwaltung während der Vacantz; es war also nicht der geringste Zweifel, daß sie nicht der ganzen Landschaft zustehe, welche der Verfassung und selbst dem päbstlichen Rechte nach das Recht zur Landesadministration hatte, und an deren Spitze die Capitel standen. Bey verlängerter Stuhlserledigung leitet entweder das Capitel, als erster immer gegenwärtiger Stand, den Auftrag, die Regierung zu besorgen, oder nimmt ihn doch für erhalten an, ohne daß man es ihm verwehrte. Uebrigens machten die Capitel keinen Anspruch auf Grundeigenthum, und konnten keinen machen, da der Kaiser Lehnsherr, folglich im Besitze des Grundeigenthums (dominii directi) blieb, ob er gleich die Verwaltung des nutzbaren Eigenthumes (dominii utilis) an einen andern überlassen hatte, der sonst niemand seyn kann, als die Landschaft. Denn gesetzt auch, es sey die Kirche, so kann man unter ihr nichts anders verstehen, als die Stiftslande, als welche gleichsam der Stamm sind, auf den die Pfründlichkeiten gepfropft sind; folglich steht dem Stiftslande, nach deutschen uralten Herkommen gemäß, auch das Verwaltungsrecht bey Vacanzen zu. Jedoch auch da, wo außer dem Capitel keine Stände vorhanden sind, oder dasselbe sich der ausschließenden Stiftsverwaltung bemächtigt hat, kann in dieser Verwaltung, die blos in Aufsammlung der Einkünfte von den Tafelgütern und Regalien, und in den allerhöchstwichtigsten Staatsgeschäften besteht, eben so wenig auf Grundeigenthum geschlossen werden, als es Landesstände thun, die sich in einem ähnlichen Falle befinden.

Die zweyte Abtheilung, über die Wahlcapitulationen der deutschen Domcapitel, enthält im ersten Abschnitt die Geschichte der Wahlcapitulationen. Die Capitel, welche jenen ausdrücklichen oder stillschweigenden Auftrag bey

Stände vergaſſen, fiengen an, für ſich allein heimliche Verträge mit den Erwählten zu errichten, wodurch ſie eine Menge Begnadigungen erhielten, die ſie ſich von Biſchof zu Biſchof eidlich beſtätigen ließen. Nun giengen ſie ſchon einen Schritt weiter, und brachten während der Stuhlserledigung das, was ſie vom künftigen Biſchof beobachtet wiſſen wollten, unter gewiſſe Capitel, deren Beobachtung er eidlich verſprechen mußte. Alles dies geſchah ohne Vorwiſſen der übrigen Stände, die endlich durch ihre Wirkungen von dem Daſeyn ſolcher Verbindungen überzeugt wurden; denn die Urkunden ſelbſt ſind noch in unſern Tagen Geheimniſſe. Die zwieſpältigen Wahlen im Reiche ſowohl als in den Stiftern ſelbſt trugen viel dazu bey, gaben aber auch den Päbſten Gelegenheit, hinter dieſe Wahlverſprechungen zu kommen, und zugleich ihre Quelle zu entdecken. Jedoch alle ihre Verordnungen gegen die Wahleide ſowohl als gegen das durch den Gedanken an Grundeigenthum veranlaßte Betragen der Capitel, waren fruchtlos, und ſind es bis auf den heutigen Tag geblieben. Schon im 14ten Jahrhundert näherten ſich die Capitulationen ihrer jetzigen Geſtalt. Man ließ den Neuerwählten verſprechen, alles in dem Stande zu laſſen, wie er es beym Antritte der Regierung finden werde, und in wichtigen Landesangelegenheiten nichts ohne Gutheißen ſeiner vermeintlichen Mitgenoſſen am Stiftseigenthume vorzunehmen. Die bisherige Gewohnheit, von den Neuerwählten die alte Landesverfaſſung beſchwören zu laſſen, ward ſeit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts dahin abgeändert, daß die Capitel, ohne Zuziehung der übrigen Stände, ihnen einſeitige Capitulationen vorlegten. Jetzt thaten ſich die Stände zuſammen, und bewirkten entweder beſtändige Capitulationen, oder Grundgeſetze, denen die Capitel fernerhin keinen Abbruch thun ſollten. Durch dieſe Mißhelligkeiten zwiſchen Capiteln und Ständen ermuntert, verſuchten es die Biſchöfe, durch Klagen beym Pabſte ſich der Feſſeln der Capitulationen zu entledigen. Allein weder die Päbſte ſelbſt, deren eigener Vortheil doch dadurch gekränkt wird, noch die Kaiſer und Reichsgerichte haben bisher dieſem Mißbrauch ſteuern können, obgleich das geiſtliche Recht mit der deutſchen Verfaſſung hierin vollkommen übereinſtimmt.

Aus dieſen Thatſachen der Geſchichte werden nun im zweyten Abſchnitt über die Rechtsbeſtändigkeit der Wahl-

Wahlcapitulationen in Bezug auf die Landeshoheit im Weltlichen, Resultate gezogen, die zu Grundsätzen bey Beurtheilung der Streitigkeiten über die Wahlcapitulationen dienen. Nach dem deutschen Staatsrecht, welches hier allein entscheidet, stehet den Capiteln nichts weiter als das blosse Verwaltungsrecht zu, und zwar dann nur ausschließlich, wenn die übrigen Stände sich dieses Mitverwaltungsrechts begeben haben; für diejenigen Stände hingegen, die ihre Rechte behauptet haben, sorgt der westphälische Friede. So wenig nun aus diesem Verhaltungsrecht auf ein Grundeigenthum geschlossen werden kann, so und noch viel weniger lassen sich, so lange der Regent lebt, Wirkungen einer Grundherrschaft von Seiten der Capitel denken. Es stehen also auch den Capiteln in Ansehung der Weltlichkeiten keine andern Rechte zu, als die aus ihrer Landesstandschaft entspringen, nämlich die Regierungsrechte einzuschränken, und die Landesherren, die ihre Gerechtsame mißbrauchen oder überschreiten, durch das oberstrichterliche Ansehen zurechtweisen zu lassen, nicht aber Theil an der Landesregierung zu nehmen. Aus der Landesstandschaft der Capitel aber folgt von selbst, daß sie keinen Staat im Staate ausmachen, sondern daß sie, wie alle übrigen Landesstände, landsäßig, und der Landeshoheit ihrer Fürsten vollkommen unterwürfig sind. Das Prädicat gebohrner Senat geht blos auf Kirchenangelegenheiten, die das canonische Recht bestimmt. Von einem so gesetzwidrigen Grunde der Wahlcapitulationen kann man nun auf die Gebäude selbst schließen. Bey dem allgemeinen Herkommen in Deutschland, daß sowohl erbliche als Wahlfürsten bey dem Antritt ihrer Regierung den Ständen die Aufrechthaltung ihrer Rechte und Freyheiten zusichern, konnten die Capitel und Stände dasselbe, nicht aber neue noch nicht gehabte Rechte verlangen, die auf eine Schmälerung der Landeshoheit hinauslaufen, wodurch des Reichs Oberlehnsherrlichkeit verlieren würde. Im Besitze der Befugniß, Wahlcapitulationen in diesem Verstande zu entwerfen, sind nun unstreitig die Capitel aller Hochstifter. Hat ein Capitel noch besondere Vorrechte, so kann es sich auch diese bestätigen lassen. Hingegen darf eine Capitulation nichts enthalten, was den geistlichen und weltlichen Gesetzen und der Landesverfassung entgegen ist; welche Regel die Capitel aber schlecht beobachten. Man suchte daher diesem Mißbrauch der Wahlcapitulationen dadurch abzuhelfen, daß man ihnen keine verbindliche Kraft beylegte,

legte, bis sie dem Pabst in Ansehung der Geistlichkeiten, und dem Kaiser in Ansehung der Weltlichkeiten wären vorgelegt worden, welches aber die Ausnahmen von der obigen Regel noch nicht seltener gemacht hat.

Dies zeigt der dritte Abschnitt, welcher eine Anwendung dieser auf die Natur der Sache, die Geschichte, das canonische Recht und die deutschen Reichsgesetze gegründeten, zur Rechtsbeständigkeit der Wahlcapitulationen nothwendig erforderlichen Grundsätze auf einige in den meisten Wahlcapitulationen eingeschränkte Hoheitsrechte enthält. Der V hat aber mit Fleiß ältere Capitulationen, und solche, deren Gebrechen durch richterlichen Ausspruch schon geheilt sind, gewählet, um daraus die ungerechten und reichsverfassungswidrigen Anmaaßungen der Capitel zu verweisen. Es haben nämlich die Capitel nicht nur die Regierung überhaupt, und die Gesetzgebung der capitelschen Concurrenz zu unterwerfen; sondern auch das landesherrliche Recht, die Landesbedienten zu ernennen, Privilegien zu ertheilen, Steuern, vorzüglich von den capitelschen Gütern, zu heben, und zum Besten des Landes zu verwenden; Krieg und Frieden zu schließen; auch die Kammer- und Oekonomieverwaltung; und sogar die Lehnsherrlichkeit, durch ihre Wahlcapitulationen einzuschränken gesucht. — Den Beschluß dieses gründlich und wohlgeschriebenen Werkchens machen fünf (sonst schon gedruckte) Urkunden, die zur Bestätigung verschiedener Sätze des Verf. dienen.

Ra.

Sammlung aller Conclusorum, Schreiben und anderer Verhandlungen des hochpreislichen Corporis Evangelicorum, vom Jahr 1753 bis 1786. als eine Fortsetzung des Schaurothischen Werks, nach Ordnung der Materien zusammengetragen und herausgegeben von Nikolaus August Herrich. Regensburg, bey Keyser, 1786. 9½ Alphabet in Folio.

Di

Die Schaurothische Sammlung, welche im Jahr 1753. herauskam, war allen Rechtsgelehrten, welche in publicistischen Religionsmaterien zu arbeiten haben, unentbehrlich, und Jeder wünschte die Fortsetzung. Diesen Wunsch befriedigt nun Herr Herrich. In dem Plan folgt er seinem Vorgänger. Die Materien, welche vom Jahr 1753 bis 1786. bey dem Corp. Evangelicorum vorgekommen sind, werden in alphabetischer Ordnung geliefert. Verschiedene Stücke gehören zwar nicht zu den eigentlichen Acten des Corp. Evangelicorum, allein wegen des genauen Zusammenhangs mit diesen hat es der Herausgeber, wie billig, mit eingeschaltet. Die beygefügten literarischen Erläuterungen sind vollständiger als in der Schaurothischen Sammlung. Der Herausgeber hat auch hier und da kurze historische Noten beygefügt. Das Register ist sehr vollständig, und mit Fleiß ausgearbeitet.

Cz.

D. Justus Klaproths — Einleitung in den ordentlichen bürgerlichen Proceß. Zum Gebrauch der practischen Vorlesungen. Zweyter Theil. Zweyte vermehrte Auflage. Göttingen, 1787. 752 Seiten, 8.

Aus der vermehrten Seitenzahl, welche bey der ersten Ausgabe 692 war, ist es zu ersehen, daß diese Ausgabe einige Vermehrungen erhalten, im übrigen ist in der Hauptsache wenig verändert, und z. B. die ganze Lehre von Klagen §. 103—112 auch hier beybehalten worden. Wir beziehen uns daher auf unsere Anzeige von der ersten Ausgabe. *) Die Lehre von der Klagschrift und ihrem Inhalt ist §. 113. wie billig, sorgfältiger auseinander gesetzt, und bey dem Anfang des §. 194 unsere Erinnerung befolgt worden.

Versuch eines Auszugs der römischen Gesetze in einer freyen Uebersetzung zum Behuf der Abfassung

*) Im 42. B. 1sten St. S. 143.

eines Volkscodex. 45stes bis 50stes Buch, Ordnung der Pandecten. Breslau, 1787. 205 Seiten, 8.

Wir hoffen in diesem Theil, welcher die libros terrib der Pandecten enthält, auch Bemerkungen des Verf. ü die Criminalgesetzgebung zu lesen, allein der Verf. l den dahin gehörigen Titeln nur die Aufschriften übers seine Leser mit dem Vorwand, daß solche in einen Cr codex gehören, abgefertigt. Eben so hat er die Lehre Appellationen ausgeschlossen. Im übrigen ist die Uebersez so frey, als wir es von den vorigen Theilen bemerkt l wovon wir einige Beyspiele geben wollen. Die l. 3d. U. de V. O. Sciendum est generaliter, quod si quis se scrip fidejussisse, videri omnia solenniter acta, übersetzt der also: Wann ich schriftlich oder sonst erweislich rung von mir gebe: ich bin für die Schuld des Aus vius Bürge, so ist die Bürgschaft auch ohne alle weitere Cer bündig; Nein, sondern die Bürgschaft muß auf eine förmliche Stipulation sich gründen, aber daß diese geschehen, wird aus dem schriftlichen Bekenntniß, Bürgschaft geleistet zu haben, vermuthet. Der Titel de stipulat. serv. welcher als unanwendbar übergangen wird, ist übersetzt: Von Zusagen, die ein Knecht gethan hat; der Titel de fidejussionibus et mandatoribus durch: von Bürgschaften und Anschaffungen. Die bekannte l. 8. §. 7. D. de fidej. nach welcher ein Bürge, welcher in causam dotem sich verbunden hat, omnino non obligatus seyn solle, wird unrichtig also gegeben: Die Römischen Gesetze haben zur Regel gemacht, daß eine Bürgschaft bey Strafe der gänzlichen Ungültigkeit niemals höher oder härter seyn soll, als die Hauptverbindlichkeit. Die l. 11. pr. D. de novat. Delegare est vice sua alium reum dare creditori vel cui jusserit, werden S. 43. §. 12. sehr unrichtig übersetzt: Anweisen heißet, seinen Gläubiger statt seiner, einen andern Schuldner, oder dem Schuldner einen andern Gläubiger stellen; letzteres heißt eine Schuld abtreten, und die Worte cui jusserit sind so zu verstehen: ei, cui creditor jusserit. Der Titel de acceptilatione ist übersetzt: Von unbestimmter Aufhebung einer Verbindlichkeit. Der Titel de stipulationibus praetoriis heißt:

Von Verbindlichkeiten und Sicherſtellungen, der Richter von Amtswegen auflegen kann; Titel judicatum ſolvi von Bürgſchaft über einen Pro- Die l. 41. §. 2. D. de furtis quamdiu vivit is, qui fecit, non perit furti actio, iſt in §. 23. ganz falſch erſetzt: Der Anſpruch wegen Diebſtahl wird nie unter den mancherley aus dem Diebſtahl entſprin- wird ganz kein Unterſchied gemacht. Per re in l. 45. D. de iniur. wird ſehr falſch und klagen überſetzt. Concuſſio heißt in liche Brennerey. Praevaricatores ger, die auf beyden Achſeln tra- aber nunmehr ab, und wünſchten nun m, wozu eine ſo unrichtige, und nur allzu- wodurch Sinn und Geiſt der Geſetze , nützen ſoll. Vielleicht belehrt uns der Verf. einer Umarbeitung, welche er am En- Anmerkungen, welche von S. 181 bis von keinem großen Werth.

Im.

) Herr Schlendrian oder der Richter nach den neuen Geſetzen. Ein komiſcher Roman. Erſter Theil. 155 Seiten. Zweyter Theil. 96 Seiten. Dritter Theil. (Mit dem veränderten Titel: nach den neuen Kriminalgeſetzen und der allgemeinen Gerichtsordnung.) 78 Seiten. Dritte Auflage. Berlin (Wien) 1787. 8.

Der Richter über den Herrn Schlendrian. Ein eben ſo komiſcher Roman, als Herr Schlendrian ſelbſt. In drey Bänden. Mit einem Kupfer. Dritte Auflage. Frankfurt und Leipzig, 1787. 17½ Bogen, 8.

Es vorauszuſehen, daß der Schwarm der Wiener Broreiber einen ſo anziehenden Gegenſtand, als die Einneuen Geſetzbuches in den kaiſerlichen Staaten

war, nicht vorbeygehen lassen würden, ohne ihren Witz und Aberwitz darüber auszukramen. Gegenwärtige beide Schriften, von denen die letztere eine Fortsetzung der erstern ist, sind auch durch jene Veränderung veranlaßt worden, gehören aber nicht unter die schlechtesten, die bey dieser Gelegenheit erschienen sind. Wahrscheinlich haben sie beyde Einen Verfasser, dem es wirklich nicht ganz an Witz und Talent zur Satyre fehlt, so roh und unbearbeitet zur Zeit auch beydes noch ist. Es ist nicht zu läugnen, daß er manche Widersprüche, Mängel und Unbequemlichkeiten des neuen Gesetzbuches ziemlich deutlich aufdeckt, und ins Licht setzt; bisweilen aber muß er sich doch selbst kützeln, um lachen zu können. Hierzu kommt im vorliegenden Falle noch, daß der Weg, den der Verf. eingeschlagen ist, nothwendig zur Ungerechtigkeit verleiten muß. Er erdichtet eine Menge Facta, die er nach dem neuen Gesetze entscheiden läßt, zeigt dann die übeln Folgen davon, und macht sich lustig darüber. Das ist ziemlich leicht, und ziemlich ungerecht. Die Frage ist nicht, ob die neuen Gesetze gar keine übeln Folgen nach sich ziehen — denn kein vernünftiger, unpartheyischer Mensch wird behaupten, daß durch irgend eine gesetzliche Entscheidung, sie sey auch die menschenmöglich vollkommenste, allen unbequemen und nachtheiligen Folgen vorgebeugt werden könne — sondern, ob die neuen Gesetze mehr nachtheilige Folgen nach sich ziehen, als die alten? Die Entscheidung dieser Frage erfordert eine ganz andere Behandlungsart, als diejenige ist, die unser Verfasser gewählt hat. Er erdichtet, wie gesagt, einzelne Fälle, die er seinem Richter Schlendrian nach dem Buchstaben der neuen Gesetze, d. h. so, wie das Gesetzbuch es selbst befiehlt, entscheiden läßt. Diese Entscheidungen geben ihm Veranlassung zu lustigen Reflexionen, die, dem Scheine nach, auf den Richter, eigentlich aber auf die Gesetze selbst fallen.

In Nr. 2. dichtet er, die vielen nachtheiligen Folgen und Beschwerden über die Entscheidungen des Hrn. S. hätten die Archonten des Landes bewogen, bekannt machen zu lassen, daß alle diejenigen, die gegründete Ursache zur Unzufriedenheit mit den Aussprüchen der Richter zu haben glaubten, an sie selbst appelliren könnten. Er läßt also die Partheyen, die sich durch Schlendrians Aussprüche gekränkt glauben, nochmals auftreten, und die Archonten selbst den Ausspruch thun. Hier wird der Spott doppelt bitter. Wir begnügen uns, ein einzi-

einziges Beyſpiel von der Manier des Verf. zu geben. Eine liederliche Weibsperſon, die ſchwanger worden war, gab einen anſehnlichen Mann, der aber ganz unſchuldig war, als den Thäter an. Er ward vor Gericht gefordert, und weil er über die unverſchämte Beſchuldigung unwillkührlich erröthete, von Hrn. Schlendrian zur Alimentation des Kindes verurtheilt, nach §. 10. IV. Hauptſt. „Die Schuldigkeit, die „Kinder zu ernähren, liegt vorzüglich dem Vater ob, für welchen derjenige zu halten iſt, der entweder während der „Schwangerſchaft, bey der Geburt, oder ſonſt durch die „kleinſte Handlung zu erkennen giebt, daß er das Kind als „das ſeinige anſehe.“ „Nun ſind Sie roth geworden, ſagte Hr. S., folglich haben Sie durch eine kleine Handlung zu erkennen gegeben, daß Sie Vater zum Kinde ſind.“ Der Verurtheilte appellirte an die Archonten, die ſich höchlich wunderten, wie Hr. S. aus einem ſolchen Beweiſe etwas habe folgern können. Er entſchuldigte ſich mit dem Buchſtaben des Geſetzes. Sollte er ihn aber, ſagte er, unrecht verſtanden haben, ſo bäte er die Archonten, ihm zu erklären, wie das durch die kleinſte Handlung zu verſtehen ſey? „Dieſer Bitte des Hrn. S. willfahrten die Archonten, und erklärten den Buchſtaben des Geſetzes alſo: Der Beklagte iſt nicht verbunden den Unterhalt des unehelichen Kindes zu zahlen. Das iſt eine gute Erklärung, ſagte Hr. S. — Das Volk pries der Archonten Weisheit, und ſchimpfte auf die Dummheit des Herrn S. — Ich bin kein Archont, um die Geſetze zu erklären, ſagte Hr. S., der Buchſtabe iſt einmal ſo.“

Kl.

3. Arzneygelahrheit.

R. Hamiltons, der Arzneywiſſenſchaft Doctors — Bemerkungen über die Mittel wider den Biß toller Hunde, und andrer wütenden Thiere, nebſt Widerlegung des Irrthums vom Wurmnehmen. Aus dem Engliſchen überſetzt, und mit einigen Anmer-

Anmerkungen begleitet, von Dr. Christian F
drich Michaelis, Arzte am Johannishospital
Leipzig. Mit einem Kupfer. Leipzig, gr
1787. bey Haugs Wittwe. 12¾ Bogen.

In der Vorrede des teutschen Herausgebers hat
zweyerley. 1) Die Hundswuth ist schlechterdings unt
Mittel zu verhüten. 2) Das sicherste, die Zahl der
zu vermindern, und die unentbehrlichen nicht frey la
lassen. — Die Veranlassung der Schrift: Anfang
Volksbelehrung in das Ipswicher Journal eingerück
von jedem Arzte nicht mit Unzufriedenheit zu lesen.
zwar nur Bemerkungen über die Mittel wider den
Hunde und anderer wütenden Thiere angegeben; auch
Meiste aus alten und neuen Aerzten zusammengetragen;
so viele gesunde und vernünftige naturhistorische, ana
und physiologische Anmerkungen eingewebt, und mit
unterhaltenden körnigen Schreibart verbunden, daß sie
blos der Arzt, sondern auch jeder andere Liebhaber dieser
teressanten Materie, mit Nutzen und Vergnügen lesen
Die Uebersetzung ist rein, fließend und getreu, und die
merkungen des Uebersetzers erheben den Werth dieser
Dergleichen Schriften enthalten öfters mehr gute
als große Folianten ganzer Systeme. Daher hat es
für Pflicht geachtet, sie durch einen genauen Auszug ge
nützliger zu machen. — Der Verf. hat insonderheit den
rühmten und gelehrten D. Hunters, dessen Verdi
der Heilkunde nicht klein sind, mitgetheilte Ann
genutzt.

— Von den frühesten Zeiten schon auf die
heit dieser Krankheit gemerkt. Zu Andry's Zeit
davon über 300 Schriftsteller. Noch immer aber
einer sichern Heilart weit entfernt. — Vorbauun
stehen doch in unserem Vermögen. — Wasserscheu
Namen Dr. Junker nicht leiden konnte, — best
krampfigen Beschaffenheit der zum Hinterschlingen
ten Theile. — Die hieher gehörige Krankheit der
schen, entsteht zwar von der Wuth mehrerer Thiere,
züglich aber der Hunde; aber weder die Wasserscheu
vielweniger die eigentliche Wuth, ist als notwendig
fall damit verbunden. — Durch frühzeitige

chene Mittel kann man ihr entgehen. — Das Buch hat ne eigentliche Unterabtheilungen. Wir wollen sie ma- n.

I. Die wahren Kennzeichen der angehenden Wuth es Hundes. — Nach Portal beschrieben. — Viele enschen sind selbst an ihrem Unglück Schuld, wenn sie dem nde, noch im höchsten Grade der Krankheit aus einer un- instigen Liebe schmeicheln. — In der Treue und Er- t des Hundes gegen den Menschen der Grund, wor- s leichtesten zu erkennen, ob er gewöhnlich oder unge- uch krank ist. Eine besondere Vorsehung zur Warn- ng! — Im Anfange doch die Wuth nicht mit so großer wie manche denken, von andern Krankhei- zu erl lden. Zeigt sich aber bald. Die Kennzei-

1) im Ablassen vom Fressen und Saufen; 2) trauriger ; 3) trüben Augen; 4) verkennt seinen Herrn und an- e bekannte Personen, springt ihnen nicht mehr lustig ent- . — Alles noch keine karakteristische Zeichen. 5) In p Tagen flieht er Fressen, Saufen und andere e, und diese ihn. Kann ihm der gesunde Hund nicht sprechen, so fällt er ihn doch nicht an, sondern sucht ihm t vieler Aengstlichkeit zu schmeicheln. Wieder Vorse- g, in der, den unvernünftigen Thieren, eigenen Kennt- zu ihrer Selbsterhaltung. In andern Krankheiten ht der gesunde Hund den kranken nicht. Zugleich Warn- ng für den Menschen. — 6) In der letzten Periode ver- t er den Ort seines Aufenthalts, und rennt wüthend fort; schnappt nach allem; was ihm vorkömmt, und ist von da in 2 bis 3 Tagen todt. —

— Vorsehung, daß er in den ersten Perioden nicht appt und beißt! Dann ists Zeit, auf seiner Hut zu seyn, die Vorsehung selbst warnt. Die Klugheit sollte gebieten, Hund anzulegen, bis die Zeit sichere Belehrung gäbe, alle örhige Furcht, die grausamste unter allen, bey en zu verhüten. Denn ziemlich binnen zehn Tagen, b kürzerer Zeit, klärt sich die Sache auf. Der Hund , oder stirbt in Wuth.

— Eine lehrreiche Exkursion S. 6. auf die weise Ein- ng l l hatischen Gefässe im thierischen Körper, ı ı ı vrnaturgeschäfte des Einsaugens nunmehro durch

durch die neuesten anatomischen Beobachtungen gründli
vollständig gezeigt worden. Ihre eingesogenen Feuchti
gehen zum Herzen. Können diese aufgehalten werd
wird manche Krankheit kurirt. — Auch das Gift wir
gehalten.

II. Ueber verschiedene Gifte, und ihre Wirk
Pockengift. Jedes will seine Zeit haben. Das Gif
Biß des tollen Hundes bey einem Kinde ein Jahr n
bey einem Kaufmann nach zwey Jahren; ja bey ande
18 bis 20 Jahren. S. 70 mehrere Beyspiele. Mie
de bezweifelt, und das Gegentheil aus der Natur der
heit und aus der Erfahrung bewiesen. Wahre Wol
den Menschen von der grausamsten ungewissen Furcht
freyen. — Bloßer Geifer eines tollen Hundes a
Haut, ohne Wunde, hat die Wuth und Wasserscheu
sucht. Ausschneiden das sicherste Mittel; nur früh
wenn das Gift noch nicht zu tief eingedrungen. Ei
ist darauf zu sehen, den Fortgang der Krankheit zu h
Gut wäre es, wenn wir erst so weit gekommen wäre
der kleinen Wunde, und deren Entzündung zu schließ
die Krankheit wirklich mitgeheilt sey. — Ob s
Gift eines tollen Hundes durch Gährung vervielfi
Ein schweres Problem! — Ein gebissenes Frauen
antwortete auf alle Fragen, bis die Raserey zu hoc
noch wenige Stunden vor ihrem Tode, bestimm
Pflicht, alle gute Mittel zu gebrauchen. Besond
les zerrissene Fleisch herauszuschneiden. Dan
sich nach den vernünftigsten Gründen, und nach de
richtung der lymphatischen Gefässe vermuthen, d
Krankheit der Wasserscheu nicht hinter her ausbreche
de. — Noch das einzige Mittel, dem Tode z
geben.

II. Ueber einige empfohlne Mittel. Das A
gen der Wunde, sagt man, könne ohne Gefahr ges
weil das Gift gleich mit dem Speichel wieder ausge
würde. — Beyspiele der Gefahrlosigkeit bey ande
eigen Thieren, als der Viper. Allein die Analogie
Viper kann nicht statt finden. Ihr Gift greift die Le
gane auf andere Art an. — Bleibt immer unsicher u
fährlich. Beym Saugen kann am Zahnfleisch und im
de zur Verbindung entstehen. Es kann etwas G

So

nde ſitzen bleiben. Wir wiſſen noch nicht, in wieſern
ſift des tollen Hundes ſchädlich werde, wenn es in Ma-
bmmt. Die Wirkungen des Viperngifts und der wü-
en Thiere ſind ſehr verſchieden. — Deſtillirtes Kirſch-
erwaſſer tödtet einen Hund in einer halben Stunde.
unliches Faktum! Ein toller Hund beißt ein Frauen-
er in die Schürze — es nicht. Es will das zerriſſene
egeiferte Stück, ehe es trocken und gewaſchen war, aus-
n, und beißt beym Nähen den Faden ab. In wenig
en erfolgt die Waſſerſcheu und der Tod. Alſo das Aus-
n immer bedenklich. Noch mehrere Beyſpiele von Per-
, die ſolche Kleidungsſtücke ausgebeſſert, und nur mit
ähnen gehalten haben. Neueſtes von 1784 im Mei-
ſchen Kalender Volksbelehrung wegen des tollen Hunds-
. — Ein Bauer wurde auf ſeine Bitte von den Ket-
sgelaſſen, küßte ſein Kind, und beyde ſtarben binnen
Tagen. — Das Oberhäutchen der Lippe iſt ſehr fein,
as Gift kann leicht in die lymphatiſchen Gefäſſe durch-
. — Schwerlich möchte der Athem des wüthenden
s anſtecken, weil dazu eine unmittelbare Berührung er-
t wird. Ein unabgewiſchtes Inſtrument aber, womit
oller Hund getödtet iſt, iſt fähig, die Krankheit mitzu-
n. Aehnlichkeit des Pockengifts an der Impfnadel.
unger Menſch ſchleift einen alten roſtigen Degen, womit
ielen Jahren ein toller Hund getödtet iſt, ſchneidet ſich
in den Finger, fällt in die Waſſerſcheu, und ſtirbt.

— Das Schröpfen thut eben die Dienſte, als das
ugen. Die Indianer ſaugen das Gift der Klapper-
nge aus; aber wie vorſichtig verwahren ſie inwendig
Mund mit Oehl? — Man ſollte mit aller Gewalt
le geſchwindeſte Anwendung des ſicherſten Mittels drin-
gleich auf friſcher That das verletzte Stück tief genug,
das friſche Fleiſch rund um die Wunde herum auszu-
iden. Zwang iſt hier Wohlthat. — Auch das
röpfen mit tief genug gemachten Einſchnitten eines der
ſten Mittel. Schmucker hat ſechs Perſonen geheilt,
ich ſtatt des Schröpfkopfs blos warmes Waſſers be-
, um das Bluten der Wunde eine Zeitlang reichlich zu
halten. Das Ausſchneiden doch ſicherer. Dabey aber
unde durch Fontanelle, ſpaniſche Fliegenſalbe, und Arz-
, wenigſtens 6 Monate in reichlicher Eiterung offen zu
hal-

halten. Dadurch dem Verf. drey Fälle geglückt; aber
ersten Viertelstunde des Bisses. Noch zwey Bey
dem Biß einer tollen Katze. — Das Gift toller
ein Lokalübel. Innerliche Mittel helfen schle
nichts. Die Hauptsache ist der äußerliche Reiz
und Aetzmittel.

Aber wie? wenn der Biß im Gesicht, in die B
Nase und Lippen geschehen? Ein Mensch war von
tollen Hunde in den Lippen durch und durch gebissen.
lieber wegzuschneiden, als sterben zu lassen. Bey dem
in der Backe ein Quentchen gemeinen Aetzstein (Lap.
in einem Pfunde Wasser aufgelöst — Die Lauge ein
und damit die Wunde ausgewaschen, auch übergeschlagen —
Auch die Wunde durch Schießpulver zu erweitern.
wird ein kleiner Theil angefeuchtet, in die Wunde geb
und angezündet. Dadurch wird man das Gift plötzl
Kann die Wunde nicht erweitert werden, muß man
Blasenpflaster so lange als möglich ist, offen erhalten.

IV. Prüfung der sogenannten spezifischen Mit
Diese, und gewisse Vorbauungsmittel täuschen. A
Laxiren, und der äußerliche Gebrauch des Camphers g
fährlich, weil durch Ausleerung der Gefässe die Resor
vermehrt, und das Gift desto geschwinder in die Blu
gebracht wird. — Gebrannte Krebse, Zinn und M
dat; Hundrose, oder die Hagenbuttenwurzel mit
an wachsenden Schwamm — bey den Sicilliern Al
in heiligen Erscheinungen offenbart — Leber des
Hundes; Pimpinellwurzel — die elendesten Spez
— Zwey weltberühmte Spezifika geprüft.
Ormskirkische Mittel S. 36. Ein Pulver aus ei
artigen Substanz. Eine halbe Unze gebrannte pu
Austerschaalen; 10 Gran Alaun; 3 Drachmen ar
Bolus; eine Drachme Alantwurzelpulver — mit 6
Aniesöl abgerieben, — das ganze Arcanum. — D
quinische Pulver aus Turkin, von den Chinese
schätzt. Nichts als Zinnober und Bliam. —
Pflanze Judasohr, oder der sogenannte Hollunderschw
Neuerlich in Deutschland die Belladonne als ein g
tel bekannt worden. Verfahren mit derselben beschr
Uebersetzer.

— Auch das Spezificum des Mayn
von einem schlesischen Bauer von dem h

erkauften Mittels — nach D. Fritzens Widerlegung — geprüft. — Ferner das Gauchheil mit der rothen Blume. Hunter hat die obigen beyden Mittel fruchtlos gebraucht. Auch Queckſilberſalbe in die Wunde gerieben, unkräftig. — Das kalte Bad bey vielen fruchtlos. Das Queckſilber mit Gründen pro und contra. Verſchiedene gebiſſene Perſonen fallen wegen der, ihnen beſondern eigenen körperlichen Beſchaffenheit nicht in die Waſſerſcheu. Zuweilen von Zwanzigen nur Einer. Das hat den Spezificis den falſchen Ruhm gebracht. — Wichtige Bemerkung, die wir ganz herſetzen müſſen. S. 70. „Die Speichelſäfte eines wüthenden Thiers ſcheinen mir in die Klaſſe der ſchwächern Gifte zu gehören, und meiſtentheils eine geraume Zeit zu erfordern, ehe ſie ihre Wirkungen zeigen; ja der Zeitraum iſt oft länger, als man ihn bey irgend einer Giftart antrifft. Aus dieſer Urſache kommt es nun, daß ſo wenige von wüthenden Hunden gebiſſene in die ſchreckliche Krankheit der Waſſerſcheu verfallen. Wir haben Urſache, dieſe weiſe Vorſorge unſerm gütigem Schöpfer deſto mehr zu verdanken, da die Folgen des einmal in Wirkſamkeit geſetzten Gifts ſo äußerſt fürchterlich ſind, und da man es zumal bisher eben ſo wenig gründlich zu beſtimmen, als zu vernichten im Stande geweſen iſt.“

— Urſachen des langen Verhaltens. Verſchiedenheit der Wirkungen dieſes Gifts. S. 70. 71. Doch nicht ſicher, wenn auch keine ſichtbare Verwundung ſtatt findet. Ein toller Hund beißt eine ſechszigjährige Frau durch zween Frießröcke. Die Stelle nur etwas gequetſcht — bekömmt doch die Waſſerſcheu. Vorſicht bey dem Biß durch Kleider und Stiefeln.

V. Wichtige Frage: wie viel Zeit nach dem Biß muß vergehen, ehe alle Furcht für den Folgen verſchwunden iſt? Die Zeit des Ausbruchs nicht ſo entfernt und unbeſtimmt, wie einige glauben. Alle Beyſpiele von 10, 18 und mehreren Jahren bezweifelt. Die Nachrichten und Fakta falſch. Die Krankheit von anderer Beſchaffenheit, und durch die Einbildung umgeſchaffen. Der längſte Fall bey dem Verf. 19 Monate, nach Hunter nur eilfe. Mit Fällen des nähern Ausbruchs bewieſen. — Sonderbare Geſchichte eines Pachters mit einem tollen Fuchſe in ſeinem Stalle. S. 77. Er findet eine Kuh in voller Wuth mit demſelben im Streit — ſucht ſich des Fuchſes zu bemächtigen, wird aber von demſelben heftig in die Hand gebiſſen. Nach drey Wo-

chen wird die Kuh, nebst einigen Schweinen, i
dern Thieren rasend. Er brauchte das Ormskirkis
tel fruchtlos. Bis zur Montagsnacht fühlt er nichts.
darauf aber einen Schmerz in der Hand, der Länge
bis in die Schulter. Noch an demselben Abend fiel er in
Wasserscheu, die ihn abwechselnd befiel, und Dou
darauf tödtete. — Aus allen Fällen erwiesen, d
43sten Tage nichts mehr zu fürchten sey. Wahre
that! das Menschengeschlecht von der schreckl
Zeitlebens marternden, Furcht zu befreyen! D
les empfehlen wir zum weitern Nachlesen. — Es
ner aus der Beschaffenheit der Krankheit erwiesen
87. Viele Fälle, daß die Patienten in kurzer Zeit
sind. Bey den Hunden das Gift wirksamer, ste
eher. Die Krankheit gehört offenbar zu den Kr
vorzüglich am hintern Theil des Schlundes
Prüfung der Mittel, diese Krämpfe zu stillen. Der
glaubt, daß noch kein einziger Fall der zur
Wasserscheu kurirt sey. S. 99. — Was die J
bey thue? Ein Gebissener wußte nicht, ob der
war — fiel in die Wasserscheu aus Schreck und Eino
Die Krankheit dauerte einige Wochen, wurde als
krankheit behandelt und kurirt.

VI. Wahnsinn nicht immer die Folge d
gewissen Todes. Aus diesem Vorurtheile die
Grausamkeit; den Kranken lieber gänzlich
im Bette mit Kissen zu ersticken. Van S
105. daß diese Grausamkeit sogar mit
der Obrigkeit sey ausgeübt worden;
ist es nicht unmenschlich, einem Kranken
nehmen, weil wir ihn nicht kuriren können?
Tulpius hat dagegen geeifert, und versichert, daß es
thig sey, einem Patienten in der wirklichen Wasser
Leben abzukürzen, indem selten einer den dritten o
ten Tag überlebe.

VII. Ob der Speichel der Kranken ansteckend sey? sey, sagt man, höchstgefährlich, wenn ein Mensch mit Wasserscheu den andern beiße. Noch kein Exempel, daß Krankheit durch Menschen fortgepflanzt sey. Es Leute dem Patienten mit der Wasserscheu den dicken, ten Speichel, der ihnen die meiste Noth macht, ob

dem Munde genommen. — Das Hunde ähnliche
der Patienten, davon ſo viel gelogen, iſt nichts an-
as ein angeſträngtes wiederholtes Beſtreben, den zä-
n und Speichel aus dem Munde los zu werden.
o i Stimme dabey durch die Krankheit in ihrem
u von verändert. Das übrige ein gewaltſames
n und Aufhuſten.

VIII. T Wurmnehmen bey den Hunden. S. 107.
d nen Mann der Tollwurm unter der Zunge.
n vor dem Plinius üblich, zu ſeiner Zeit gewöhn-
u 1782 im Sächſiſchen, und einige Jahre vorher
i n, der Befehl dazu; aber wenig befolgt. Die-
Leich gkeit öffentlich von einſichtsvollen Aerzten wi-
ſpr en, auch in England. Dem Dr. James viele
, denen der Tollwurm genommen, doch toll gewor-
(Davon neuerlich im Journal von und für Deutſch-
viele Beyſpiele.) Es iſt der Erfahrung entgegen, und
i anatomiſche und phyſiologiſche Grundſätze. Es iſt
n rm, kein Nerve, keine Drüſe, ſondern eine einfache
ber (ein Zungenband, das der Hund beym Trinken an
Zunge zum Einlecken gebraucht, weil er auf dieſe Art nur
nken kann), die ſich, ſo bald ſie trocknet, wurmförmig
mmenzieht. Bey S. 142 im Kupfer abgebildet, und die
ren erklärt.

IX. Wichtiger Abſchnitt! Auch ohne Biß eines an-
i n Hundes kann, durch beſondere Umſtände, die Krank-
i Hu en entſtehen. S. 120. Urſachen dazu! Der
nicht ſchwitzen, weil er in der Haut keine
e hat. Alle ſeine Ausdünſtungen gehen durch
Dadurch werden die Säfte leicht ſcharf. —
e enqui n Hofhunde — (Doggen, Wächter) wer-
i abgewartet. Faul Pferdefleiſch, und die
n i i ſchlachteten Hausthiere, ihre Nahrung.
i e dürften, weil ſie ſtets an der Kette liegen.
, e i Hunde gleich in der erſten Periode von al-
reſſen und Saufen ablaſſen. Deſto gefährlicher. —
falſche Methode S. 122. den verdächtigen Hund gleich
tödten. Hernach ſchwer, hinter die Wahrheit zu kom-
toll geweſen, und dem Gebiſſenen die Furcht zu
n. unſicheres Mittel, ſolches zu erfahren: ein gekoch-
ück Fleiſch an den Zähnen und Zahnfleiſch des getödte-

chen wird die Kuh, nebſt einigen Schweinen, und noch andern Thieren raſend. Er brauchte das Ormskirkiſche Mittel fruchtlos. Bis zur Montagsnacht fühlt er nichts. Tags darauf aber einen Schmerz in der Hand, der Länge nach bis in die Schulter. Noch an demſelben Abend fiel er in die Waſſerſcheu, die ihn abwechſelnd befiel, und Donnerstags darauf tödtete. — Aus allen Fällen erwieſen, daß nach dem 43ſten Tage nichts mehr zu fürchten ſey. Wahre Wohlthat! das Menſchengeſchlecht von der ſchrecklichſten, Zeitlebens marternden, Furcht zu befreyen! Dies alles empfehlen wir zum weitern Nachleſen. — Es wird ferner aus der Beſchaffenheit der Krankheit erwieſen S. 80 — 87. Viele Fälle, daß die Patienten in kurzer Zeit geſtorben ſind. Bey den Hunden das Gift wirkſamer, ſterben auch eher. Die Krankheit gehört offenbar zu den krampfhaften, vorzüglich am hintern Theil des Schlundes. Wird bewieſen. Prüfung der Mittel, dieſe Krämpfe zu ſtillen. Der Verf. glaubt, daß noch kein einziger Fall der zuverläſſigen Waſſerſcheu kurirt ſey. S. 99. — Was die Furcht dabey thue? Ein Gebiſſener wußte nicht, ob der Hund toll war — fiel in die Waſſerſcheu aus Schreck und Einbildung. Die Krankheit dauerte einige Wochen, wurde als Nervenkrankheit behandelt und kurirt.

VI. Wahnſinn nicht immer die Folge und Zeichen des gewiſſen Todes. Aus dieſem Vorurtheile die unmenſchlichſte Grauſamkeit; den Kranken lieber gänzlich zu verlaſſen, und im Bette mit Kiſſen zu erſticken. Van Swieten ſagt S. 105. daß dieſe Grauſamkeit ſogar mit Genehmigung der Obrigkeit ſey ausgeübt worden; ſetzt aber hinzu: iſt es nicht unmenſchlich, einem Kranken das Leben zu nehmen, weil wir ihn nicht kuriren können? Schon Tulpius hat dagegen geeifert, und verſichert, daß es unnöthig ſey, einem Patienten in der wirklichen Waſſerſcheu das Leben abzukürzen, indem ſelten einer den dritten oder vierten Tag überlebe.

VII. Ob der Speichel der Kranken anſteckend ſey? Es ſey, ſagt man, höchſtgefährlich, wenn ein Menſch mit der Waſſerſcheu den andern beiße. Noch kein Exempel, daß die Krankheit durch Menſchen fortgepflanzt ſey. Es haben Leute dem Patienten mit der Waſſerſcheu den dicken, klebrichten Speichel, der ihnen die meiſte Noth macht, ohne Scha-

den

…kommen. — Das Hunde ähnliche …en, davon so viel gelogen, ist nichts an… ein a…drängtes wiederholtes Bestreben, den zä… peichel aus dem Munde los zu werden. …ore Stimme dabey durch die Krankheit in ihrem … Ton verändert. Das übrige ein gewaltsames Aufhusten.

VIII. Das Wurmnehmen bey den Hunden. S. 107. …gemeinen Mann der Tollwurm unter der Zunge. …vor dem Plinius üblich, zu seiner Zeit gewöhn… …1782 im Sächsischen, und einige Jahre vorher …, der Befehl dazu; aber wenig befolgt. Die… …gkeit öffentlich von einsichtsvollen Aerzten wi… …Auch in England. Dem Dr. James viele …en der Tollwurm genommen, doch toll gewor… …erlich im Journal von und für Deutsch… …) Es ist der Erfahrung entgegen, und …sche und physiologische Grundsätze. Es ist …rm, kein Nerve, keine Drüse, sondern eine einfache …t (ein Zungenband, das der Hund beym Trinken an …Zunge zum Einlecken gebraucht, weil er auf diese Art nur …ken kann), die sich, so bald sie trocknet, wurmförmig …ammenzieht. Bey S. 142 im Kupfer abgebildet, und die …ren erklärt.

IX. Wie … Abschnitt! Auch ohne Biß eines an… …kann, durch besondere Umstände, die Krank… …entstehen. S. 120. Ursachen dazu! Der … nicht schwitzen, weil er in der Haut keine … hat. Alle seine Ausdünstungen gehen durch … Dadurch werden die Säfte leicht scharf. — …Hofhunde — (Doggen, Wächter) wer… …ersten abgewartet. Kaul Pferdefleisch, und die …der geschlachteten Hausthiere, ihre Nahrung. …lange dürsten, weil sie stets an der Kette liegen. …daß tolle Hunde gleich in der ersten Periode von al… …und Saufen ablassen. Desto gefährlicher. — …Methode S. 122. den verdächtigen Hund gleich …ten. Hernach schwer, hinter die Wahrheit zu kom… …er toll gewesen, und dem Gebissenen die Furcht zu …n. Unsicheres Mittel, solches zu erfahren: ein gekoch… …an den Zähnen und Zahnfleisch des getödte…

ten vermeynten tollen Hundes zu reiben, und
den vorzuhalten. Wäre er toll gewesen,
nicht. — Abergläubisches Mittel: ei
Brustfedern auszurupfen, und blos auf
Wäre der Hund toll, so würde der Hahn
ben, und der Patient genesen. Stürbe der Hahn
wäre auch der Hund nicht toll gewesen, S. 123. —
einigen vorgegeben, daß die Hunde auch vor
der Krankheit behafteten Menschen fliehen; aber
tig versichert. Von den Hunden unter sich ist es a
die gesunden Hunde von den kranken die stärkste
haben. —

— Auf Neu- und Vollmond bey der
rechnen. Wahn, daß die Krankheit nicht eher,
Neu- und Vollmonde ausbreche. In jedem
und Vollmond; aber der Ausbruch der Krank
einer kürzern Zeit. Beyspiel einer Dame, S. 127,
re lang an dem Tage in Todesangst war, da sie ihr
tes tolles Schooshündchen gebissen hatte. Es
Ehre, wenn er sagt: „es soll mir ein unendli
gen seyn, wenn ich im Stande bin, die aus ei
entsprungene fürchterliche Meynung vieler
schen, aus ihren Gemüthern zu vertilgen.“

X. Verschiedene Heilarten anderer erzählt S. 128.
nebst Rezepten, Mitteln und ihren Wirkungen. Kurirte
und nicht kurirte. Ein Beyspiel, daß ein Patient noch ei
nem Freunde, der ihm kurz vor seinem Tode einen Bissen
Brod reicht, schnappt, und ihm in den Daumen beißt; die
ser aber sich gleich die Stelle ausschneiden lassen, und genesen
ist — bis S. 152.

— Endlich ein Nachtrag des V. von einigen neuern
Krankheitsgeschichten dieser Art, und ihren Heilmethoden. —
Von verschiedenen Arten der Hundswuth. S. 188. —
Etwas über einige Gedanken von der Hundswuth im Jenaischer Journal. — Warnung an das Publikum mit Anmerkungen. —

In der That ein für den Arzt und Naturforscher gleich nützliches und brauchbares Buch, wobey uns die Mühe eines umständlichen Auszuges nicht gereuet.

Stu-

Nach-

Nachricht von den Medicinal-Anſtalten und medicinischen Collegiis in den preußiſchen Staaten. Aufgeſetzt von Herrn Thomas Philipp von der Hagen, Königl. Preuß. Präſidenten des Ober-Conſiſtorii, des churmärkiſchen Amts-, Kirchen-, Revenüen- und des Armen-Directorii zu Berlin, Chef des Ober-Collegii medici, und des Collegii medico chirurgici etc. Halle, bey Curts Wittwe, 1786. in 4. 3 Bogen.

ſt eine bekannte Sache, daß die vorzüglich gute Einrich-
M alten in den preußiſchen Staaten ſich
er ei n ſehr vortheilhaften und ausgebrei-
ſtandern erworben hat. Gegenwärti-
10 vortreflichen Einrichtung die be-
en allenthalben geleſen, und
nen . Dieſe Collegia beſtehen
oder ſ Lou s, welche gänzlich ver-
1) das Ober-Collegium medicum, 2)
medico-chirurgicum, und 3) das Ober-
Das Ober-Collegium medicum wur-
Friedrich Wilhelm 1685. geſtiftet.
725. verſchiedenen Provinzen mehrere Colle-
ernet, welche an das Ober-Collegium medi-
Fällen berichten mußten. Alle Expeditio-
Coll. med. geſchehen nomine Regis. Die
deſſelben da geweſenen Chefs werden hier
Ordnung aufgeſtellt. Zur Qualification ei-
on in den Preußiſchen Staaten gehört aller-
8.) und wenn dieſes alles von einem angehen-
geleiſtet wird, ſo müſſen die Preußiſchen Staaten
die gelehrteſten und geſchickteſten Aerzte haben.
Chirurgo, welcher in den Preußiſchen Staa-
üben will, wird nicht weniger gefodert —
anſtatt der Approbation blos die Conceſſion
, ſchröpfen und Aderlaſſen. Auch die Apothe-
igt einen Curſum zu machen, und muß die
gewenen Proceſſus pharmaceutico-chemicos in ſei-
ionsſtunden öffentlich elaboriren und vortragen.

(S. 17.) findet man genaue Nachricht vom C
co chirurgico und (S. 42.) vom Ober-Collegio
Wie schon oben erinnert worden, sind die in d
Bogen beschriebenen Einrichtungen, vortrefli
Nachahmung für viele Länder.

DW.

Abhandlung über die Natur, U ch n tu
lung des Koths oder fliege a l
Viehe, von Joh. Evangelista irt
in Vals u. s. w. Nebst einem Verwa n
tel gegen dieselbe Krankheit, u. s. w.
Otto, 1783.

Die Preisaufgabe der ökonomischen Ge
wer derselben das beste durch die Erfahrung b e
und Verwahrungsmittel gegen die gefäh n
Schaden verursachende Krankheit des
fliegende Brand genannt, nebst ei : beurt
von den Ursachen, dem Sitz, der schaff
schiedenheit dieses Uebels ertheilen wird, u. s.
genheit zur Erscheinung dieser Abhandlung em.
der Meynung des Verfassers ist die Kra r
zündlicher, theils von fauler Art. Die upi
unterdrückte Ausdünstung. Sie giebt sich vorzü
zu erkennen, daß das Fleisch nach dem Abdecken
gestorbenen Thiere schwarz und wie verbrannt aus
Unter den Gelegenheitsursachen giebt der
nämlich 1) ein hitziges, blutreiches, fettes
2) hitziges Futter und vieles Salzlecken, 3) eine
aber allzu delicate Auferziehung, 4) eine gählinge
lung mit einem viel kältern Himmelsstriche. Die
ist aber nicht gar strenge den neuern Grundsätzen a
Der betheerte Häring, den das Vieh verschlucken muß,
nicht von den besten Einsichten in der neuern M
dicin.

Ej.

Ferdinands Martini Wecker. In Geſtalt eines Sendſchreibens an den Herrn Friedrich Nicolai. Hadersleben, bey Luclander. 55 Seiten, 8.

welcher über die Recenſion ſeines Briefes [illegible] Tode, im 71ſten Bande der Bibliothek, [illegible] iſt, hat, um ſich zu r[illegible]n, dieſes äußerſt plumpe gegen den Herausgeber [illegible] Bi[illegible]iothek geſchrie- zu antworten, iſt un[illegible] de eines Ehrlie- es. Recen[illegible] cenſion, welche den [illegible]. e[illegible] hat, [illegible] r. [illegible] dem Verfaſſer [illegible] Unrecht a[illegible] n dav[illegible] iſt er u[illegible] zeugt, und die [illegible] elende [illegible] re beweiſt aufs Neue, was [illegible] er voll Eigendünkel, blin- [illegible], [illegible] eigenn[illegible] Zankſucht ſey, und wie [illegible] ipfe, und [illegible] auf Herrn Nicolai, der [illegible] zu Leide ge[illegible] hat. Daß er überdem [illegible] ſel[illegible] iſt, beweiſet Alles, was er ſchreibt. [illegible] ibart, welche der Klaſſe des unter- meſſen iſt, mag folgende Stelle, welche [illegible] keine der ärgſten iſt, zur Probe dienen. hriftſteller mit Kunſtrichtern zu thun hat, [illegible] oder ſtoſſe nur darauf los, unbekümmert, ob [illegible] oder geſtoſſen iſt; denn dies Köterzeug machet [illegible] ven Schriftſtellern, und ſchonet nie, als nur, [illegible] Intereſſe- oder Furcht vor Schimpf und Stöſſe [illegible] pranken hält.“ Ein Schriftſteller, welcher ſo ſchreibt, gereicht der deutſchen Litteratur zur Er geſteht dies ſelbſt S. 51, indem er ſchreibt: zur Laſt, daß ich mich anſtelle, als hielte ich den [illegible] Nicolai für den Verfaſſer der Recenſion, welches [illegible] vermuthlich nicht iſt, und ich ſchimpfe und bin [illegible] auf eine ungeſittete Art grob. In dieſen [illegible]uren iſt Wahrheit!“ Was brauchen wir alſo wei- ?

Tf.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Joannis Augusti Bacchii, Ictι quondam Lipsiensis Carmina, recensuit et praefatus est *Justus Cornelius Stockmann*. Dresdae et Li ap. Breitkopf. 1787. 8.

Die meisten lateinischen Gedichte neuerer
Gebäude ähnlich, das man aus vielerley, allem
mengefundenen Bruchstücken antiker Tempel und
so gut es nur immer hat gehen mögen, zusammenflickte;
sen einzelne Theile also an und für sich gar alt, und aus
muthmaaßlich schönen Ganzen genommen sind; aber in
Zusammensetzung wird es ihnen an Ordnung, Einh
Anmuth fehlen, und das Ganze wird in den
einen sehr sonderbaren Eindruck machen. So
den Gedichten in einer ausgestorbnen Sprache.
daß jeder Ausdruck, jede Wendung, jedes Bild
Dichter abgeborgt wäre, so daß jedes für
Geist und Sinn des Alterthums darstellte,
Ganze fast nie die Idee von Originalität und
uns erwecken können. Jede Wendung des Orig
und jedes Bild steht nur in der Verbindung von
gen an seinem Ort, in welche er es stellte; denn es
nicht von ihm gesucht, sondern durch die vorherg
entzündet, so wie es seiner Seits viel um die zu
genden Ideen erweckt. Aus dieser Lage
es dem Glied eines regelmäßigen Körpers,
getrennt, zwar nah auf das Verhältniß des gan
schließen läßt; aber wenn man versuchen wollte,
dern anzupassen, so würde sogleich sichtbar werden,
ser dem ersten vollkommen gleich würde seyn müs
wie dieses auf alle Nachahmungen paßt, so
Gedichte in ausgestorbner Sprache, wo es
laubt ist, Original zu seyn. Den gegenwärtigen
nes eleganten Rechtsgelehrten, kann man eine g
tigkeit und Anmuth nicht absprechen; aber neue
und Wendungen, tiefe Empfindungen, lebhafte

in ihnen suchen; vornehmlich aber fehlt ihnen
, das Ineinandergeschmolzne einer Empfin-
die ; und wo wäre dieses auch möglich, da
e derselben von selbst aus dem Herzen emporspringt, son-
aus den Schätzen des Gedächtnisses hervorgeholt
l. Denn alles glaubt man schon irgendwo, hier oder
, gelesen zu haben. Und wo dieses nicht ist, wo er es
aus dem Kreis der den Alten geläufigen Ideen
e herauszutreten, scheint ihn seine Muse auf
ch läppische Eingebungen zu strafen. Zum B.
LA. 10. Godofr. Koernero A. M. novo marito:

Factus es ecce novo Sophies, Koernere, Magister:
Formosae Sophies fauste Magister, ave!
Nempe satis veterum Sophien docuisse videris.
Cedat, io, Sophiae nunc prior illa novae!
Cedat, io, cedant antiqua recentibus: illud
Certamen finem coepit habere suum.
Ergo Tibi doctrina nova est, Koernere, docenda,
Fo sae Sophies fauste Magister ave! u. s. w.

: ein Leben des sel. Bach, welches aber
mthält, als jedermann, der seine Schriften
Hr. Prof. Stockmann verspricht, wenn
aufgenommen würde, einen andern
dichte von sächsischen Dichtern, zu edi-

Wp.

ses Mendelssohn, der Weise und der Mensch. lyrisch-didaktisches Gedicht, in vier Gesän- M. C. P. Conz. Stutgart, in Com- bey Mezler. 1787. 7 Bogen groß 8. Mit ndelssohns Bildnisse.

D lse und der Mensch! — fürwahr
qenius oer eines vortreflichen Dichters und
vorstr n(hts werth wäre, und wir können hin-
n, r n f. gegenwärtiger Schrift zu viel zu
, el r n Dichters, als er ist, und eines weit
, als das seinige ist. Zwar drückt er sich

selbst in der Vorrede sehr bescheiden darüber aus. „Der Tod „unsers verewigten Weisen wen hat er nicht empfindlich ge„rührt? Mich, durchdrungen, wie alle, von seinen un„sterblichen Verdiensten als Mensch und Philosoph, hat er „in eine sanfte begeisternde Wehmuth versetzt, und so gelobt „ich ihm ein geringes Denkmal. So reiste der Gedanke zu „diesem Gedicht in meiner Seele. Etwas zur Erhaltung sei„nes Gedächtnisses unter uns beytragen zu wollen, konnte „ich nicht hoffen, nicht einmal wollen; das wäre Beleidigung „für Deutschland. Einen blossen Panegyrikus wollte ich „Mendelssohn nicht schreiben. Ich faßte also den Entschluß, „den Lehrdichter mit dem Lobredner zu vereinigen, einige der „vornehmsten philosophischen Wahrheiten von Unsterblichkeit, „Gott, Schönheit, Tugend und Gewissensfreyheit, zu deren „Auseinandersetzung und Empfehlung er hauptsächlich seine „Kräfte, und seinen nach Wahrheit über alles forschenden „Geist angewandt hat, vorzüglich nach seinen Ideen dichte„risch darzustellen.“ So viel sich auch gegen diesen Plan immer noch einwenden ließe, so ist es doch gewiß, daß sich auch auf diesem Wege ein sehr gutes Gedicht hätte machen lassen: Hr. C. aber ist sehr unglücklich auf diesem Wege gewesen. Sein Gedicht ist nichts, als eine sehr übel verbundene Reihe von Bildern und einzelnen philosophischen Gedanken, die in seinem Vortrag Schärfe und Bündigkeit verloren haben, ohne durch den poetischen Schmuck, mit denen er sie überladen hat, an Licht und Wärme zu gewinnen. Gleich der Hauptzweck des Ganzen ist verfehlt, weil aus diesen Bogen niemand den vortreflichen Mendelssohn auch nur im geringsten genauer kennen lernen kann. Wer blos seine Schriften mit Bedacht gelesen hat, der wird ihn auch als Menschen genauer daraus haben kennen lernen, als Hr. C. ihn hier geschildert hat. Nicht einmal vom Mendelssohn dem Philosophen ist das Gemälde charakteristisch. Die Resultate seiner Philosophie, die er mit mehrern gemein hat, bekömmt man hier wohl zum Theil zu hören, aber nichts von der eigenthümlichen Wendung seines Geistes, nichts von der ihm eigenen Kraft, Deutlichkeit und Eleganz, nichts von seinem musterhaften populären Vortrag philosophischer Wahrheiten und Untersuchungen, durch den er sie der allgemeinen Fassungskraft angemessener machte, ohne der Bestimmtheit und Genauigkeit etwas zu vergeben, und wodurch er unter uns in diesem Fache der Litteratur das erste und gröste Muster wor-

den

den ist. Das Gedicht unsers Verf. ist gröstentheils ein Cento aus andern Dichtern: Gedanken, Ausdrücke, Bilder sind meistens geborgt, und die Veränderungen, die hie und da angebracht sind, sind selten Verbesserungen. Die sklavischen Nachahmungen von Kretschmann sind schon von andern gerügt worden. Nachahmungen überhaupt genommen sind dem Dichter nicht verboten; verboten aber ist ihm das augenscheinliche Kopiren neuerer, und gar einheimischer Dichter. Und noch mehr Tadel verdient er, wenn er die entlehnten Ideen sich nicht wenigstens durch neue Wendungen, Ausdrücke und Zusätze eigen zu machen weiß. Die Eintheilung in vier Gesänge ist fast ganz willkührlich, da die verschiedenen Gesänge sich wenig oder gar nicht durch den Inhalt oder die Behandlungsart von einander unterscheiden. Die Versart wechselt gleichfalls auf vierfache Art ab: odaisches Sylbenmaas, reimlose, gereimte Jamben und Hexameter. Allen aber fehlt es so sehr an Wohlklang und Geschmeidigkeit als den Ideen an Bestimmtheit und Klarheit. Die gemeinsten Gedanken sind in einen brausenden schwülstigen Wortschwall gehüllt, aber auch dieser Ton erhält sich nicht durchaus. Zwischen den hochtrabendsten Versen laufen Zeilen hindurch, die die platteste, kriechendste Prosa sind. Hier ist der Anfang des Gedichts!

Du aller Zeiten Räthsel, erhabenes
Und ernstes Wesen, Seele! die himmelan
Sich schwingt bis in die sonnenlichte
Halle der ewigen Schöpfung Gottes.
Die an der Wesen Ringe sich wieder dann
Hinabsenkt, Selbstbeschauerinn einsam da
Die tiefsten Tiefen ihrer Urkraft
Keckeren Auges ergründend durchgräbt.

Wie schwerfällig! welch ein Reichthum an Worten, und welch eine Armuth an Gedanken! Und falsche Gedanken überdies! Wie kann man sagen, daß die Seele die tiefsten Tiefen ihrer Urkraft ergründend durchgrabe? Was ist die sonnenlichte Halle der ewigen Schöpfung? Was ist der Ring der Wesen? Eine Kette der Wesen kennen wir wohl, aber keinen Ring der Wesen.

Doch wer erforschte noch genau sein eigen Haus?
Ergründete die ewigen Gesetze,
Durchspähte sie die dünngewebten Netze,

Die Geist an Körper knüpfen, aus?
Ja, wer entwirrte nur
Das wunderbare Etwas der Natur?
— Ihr Fremdlinge im eigenen Gebiete —
Enträthselte den Herrn? wer bannete den Geist,
Der wahrnimmt, urtheilt, schleußt,
Das Ich in mir (mich) Ist es ein Wesen eigner Art,
Nur räthselhaft uns mit geformten Staub gepaart?
Ist es im Raume? dicht? zertrennbar? Eine Miete
Die Einfachheit beym Menschen? Ist
Der Fortdaur Hoffnung nur der Fantasey Gerüst?
— Ein schöner Dunst, der aufsteigt und zerfließt —
Vielleicht zum Denken Er etwa mit reinem Feuer
Durchläuterter, hinaufverfeinter Staub
u. s. w.

Ist es nur möglich, alltäglichere Ideen in einer preziösern, nonsenſikalischern Phraseologie zu Markte zu bringen?

Aber, die du, den Flor vor dem Gesichte, dort
Stehst, und weineſt am Grab deines Erkohrenen,
Schönheit, höre, was du ihn
Selbst belehrt und begeistre mich!
Singe, wie Er in sich selbst der Empfindungen
Proteus band, und das Spiel tönender Nerven und
Jede leisere Bebung
Jede zärtere Harmonie,
Wenn sie näher und wann ferner ertönt und schwebt
Zitternd über dem Nerf, selbst die geschaffene
Von dem Mislaut, mit scharfem
Sinn behorchend zerliederte.

Das nenn' ich mir doch eine künstliche Amplification des Satzes! Mendelssohn schrieb Briefe über die Empfindungen. Unser Verf. ist ein wahrer poetischer Dädalus. Er setzt aus Wörtern Irrgänge zusammen, in denen der Verstand der Leser im Dunkeln umhertappt, nirgend einen Ausgang, und höchstens hier und da ein paar Lichtstrahlen, aber mehr irre leitende, als zurechtweisende Lichtstrahlen entdeckt. Die Anrufung

rufung an die Schönheit iſt ſehr luſtig. „Komm, begeiſtre „mich, und ſinge! nicht mir oder andern, ſondern dir, (höre) „damit du etwas zu hören bekömmſt, was du ſelbſt am beſten weißt.“ (was du ihn ſelbſt belehrt.) Nur noch eine kleine Probe von der poetiſchen Metaphyſik des Verfaſſers.

— — — Was iſt Daſeyn? Worte
Verhüllen nur hier, wo der innere Sinn
So hell ſpricht . . Daſeyn iſt (es ſey! —)
Nicht Eigenſchaft, ein unerklärbares
Alleingeſehen Etwas . . Alles, was
Zufällig iſt, bleibt ohne Daſeyn doch
Noch denkbar, kann Begriff, dem Sache nicht
Entſprechе, bleiben — als Ideen ſind
Zufällige Weſen mit dem Nichtſeyn immer
Im Widerſpruch — Abänderungen nur
Von mir — doch denke das Nothwendige,
Und trenne vom Begriff die Sache, du
Zernichteſt den Begriff. Die Summe der
Bejahenden Merkmale ja vereint
Das ewige nothwendige Ding, vereints
Im höchſten Grad: wie iſt mir möglich es
Zu denken, ohne wirklich Daſeyn, und
Iſt wirklich Daſeyn ein verneinend Merkmal? u. ſ. w.

Rh.

Er fand und wurde wieder gefunden. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. Breslau, 1787. bey Korn dem ältern, 7 Bogen, 8.

Dieſe höchſt elende Schülerarbeit darf wohl auf keine ausführliche Recenſion Anſpruch machen, wird auch ſchwerlich je auf das Theater gebracht werden. Herrliches Deutſch ſchreibt der Verfaſſer, z. B. jemand freuen; (ſoll vermuthlich ſo viel als füttern heißen) die Wahrheit geigen; deren habe ich heute ein Beyſpiel (ſtatt davon) jemand übel mitfahren u. ſ. f.

Yr.

5. Schöne

5. Schöne Künste.

Sechs kleine Klaviersonaten ꝛc. von Daniel Gottlob Türk, Universitäts-Musikdirektor in Halle. Erster Theil. Zweyte Auflage. Leipzig und Halle, bey dem Verfasser; desgleichen in der Schwickert- und Hemmerdeschen Buchhandlung. 1787. klein Querfolio. 26 Seiten.

Daß von diesen Sonaten, worauf gegen dritthalb tausend Liebhaber subscribirt hatten, schon eine zwote Auflage nöthig war, ist ein auffallender Beweis von der großen Achtung, in welcher der Verf. bey dem musikalischen Publiko steht. Veränderungen haben wir bey dieser Ausgabe nicht bemerkt.

Trois Sonates pour le Clavecin, avec l'accompagnement d'un Violon et Violoncelle obligés, et de deux Cors de Chasse ad libitum, de même d'un Flute pour la derniere Sonate, Collection seconde etc. composées par *Chrétien Benjamin Uber*, le Cadet, Commissaire de la Justice du Departement de l'Oberamt à Breslau. Folio.

Herr Uber gleicht einem Schwätzer, welcher immer noch etwas Unwichtiges, oft ohnedem schon Bekanntes, zu erzählen hat, wenn man sich nach Ruhe sehnt, und nichts mehr hören mag. — Gut in die Finger fallen diese Sonaten; auch ist die Harmonie für einen Dilettanten ziemlich korrekt: aber die Modulation, welche zur Unterhaltung so viel beytragen kann, ist so mager, daß der Verf. nach dem Schlusse des ersten Theils in der Dominante, auch im zweyten, mit untermischtem Moll, sein Wesen noch 64 Takte darin treibt, (S. 9. 10.) bis er alsdenn gerades Weges wieder nach Hause geht. Ob das Thema zu den Variationen ein Rondo, eine Roman-

Romanze, ein Marſch u. ſ. w. ſeyn ſoll, haben wir nicht herausbringen können; der Verf. muß es am beſten wiſſen. Auch der Symphonie — die allenfalls, laut der Ueberſchrift, auch Sonate ſeyn ſoll — gebricht es an Schwung und Neuheit. Wenn doch Herr U. bey ſeiner Juſtiz bleiben wollte! Wir haben ja der ſeichten Komponiſten ohnedies ſchon genug.

Rt.

Zwanzig vierſtimmige Chöre, im philantropiniſchen Berſale geſungen. In Muſik geſetzt und in Partitur mit untergelegtem Klavierauszuge, herausgegeben von Karl Spazier, Lehrer und Aufſeher am Deſſauiſchen Erziehungs-Inſtitute. Leipzig, bey Cruſius, 1785. Folio; ohne Titel und Vorrede 62 Seiten.

Dieſe Chöre ſind bereits im zweyten Jahrgange des Cramerſchen Magazins, wahrſcheinlich von einem gutherzigen Freunde des Verfaſſers, ſo gelobt worden, daß wir hier blos jene Recenſion — widerlegen, oder in einem Supplemente die überſehenen Fehler nachtragen müßten.

Yy.

Roſaliens Klagen. Eine Kantate ſeinem Freunde Mathiſſon zugeeignet von Carl Spazier. Hamburg und Leipzig, bey Hoffmann, 1785. Die ganze Partitur ohne Titel und Vorrede, in klein Querfolio 20 Seiten.

Eine ſehr kurze, aber fehlervolle Kantate. Der Verf. beſtrebt ſich gelehrt zu ſchreiben, verdunkelt dadurch den Geſang, und hat zu wenig Inſtrumentalkenntniſſe, ſo daß das Ganze keine Wirkung thun kann. Wenn doch Herr S., welcher übrigens viel Gelehrſamkeit beſitzen ſoll, weniger für das muſikaliſche Publikum ſchreiben wollte!

Zz.

Gedor

Gedor, oder das Erwachen zum beſſern Leben, von Herroſer, Prediger in Berlin; in Muſik geſetzt von Johann Heinrich Rolle, ehemaligen Muſikdirektor zu Magdeburg, in Clavierauszug gebracht von Zachariä, Muſikdirektor in Magdeburg. Leipzig und Magdeburg, auf Koſten der Wittwe des Autors, und in Commiſſion bey Schwickert. 1787. Querfolio, 47 Seiten.

Der Sage nach, Rollens , n i
eins ſeiner beſſern Singſtücke. n es
Meiſterſtück ſeyn ſollte, ſo fi : doch, er i nur
gearbeiteten Chören, auch einige mit Wärme der
Recitative, z. B. das erſte ꝛc. Die Arien ſind gr n
ganz Rolliſch. Einige Stellen würde der Verf. vi
wenn ihn nicht der Tod abgerufen hätte, vor der
machung noch verbeſſert haben. Hierunter rechn
S. 7. den unerwarteten Uebergang in B moll, bey dem
te Tod, welches hier keine ſchreckhafte Idee erregen
Auch die Arie S. 8. würde weit mehr Wirkung thun, w
der Verf. die vorhergehende Frage: und wie, ich lebe
der nicht ins B ſelbſt, ſondern ſo: g f? eingeleitet hätte.
Am meiſten hätten wir in der Arie S. 20. eine Verbeſſerung
gewünſcht. Der zu fühlbare Einſchnitt in dem viert Takte,
welcher ſehr oft vorkömmt, iſt nicht nur, in der Ve
mit dem Folgenden, dem Ohre widrig, ſondern a
Sinne der Worte gerade entgegen; denn hier n
Trennung ſtatt. S. 32. T. 5. hat der Verf. auf
Flehen, beſonders im Alt und Diskante, zu ſehr v
genommen, da doch der Ausdruck bey den Worten: „
iſt erhört ſein heißes Flehen“ mehr tröſtend und
ſollte. S. 41. will uns die Declamation des Wortes
berung nicht ganz gefallen; auch hätte Rec. zur S a
nicht Viertel und Achtel, ſondern blos, wie in l
men, langſamere Noten gewählt. Die Recit ve,
Gedor ſingt, ſcheinen uns, im Ganzen genomm
geſetzt zu ſeyn. Wenn nicht ein beſonderer Affekt eine
nahme erfordert, ſind die mittlern Töne zum Erz
beſten.

Den Klavierauszug hat des Verf. Nachfolger, Hr. Zacharia besorgt. Da wir die Partitur nicht damit vergleichen können, läßt sich der Werth derselben nicht genau bestimmen; indeß scheint Hr. Z. musikalische Kenntnisse zu haben. Hin und wieder ist der Auszug etwas voll, z. B. S. 19. und unschmackhaft S. 25. ausgefallen. Dann und wann wird die Begleitung da unterbrochen, wo das Ohr noch nicht befriedigt ist, z. B. 10. T. 11 — 12, und 13 — 14; S. 15. T. 1 — 2 ꝛc. auch möchten wohl einige andere Nachläßigkeiten, wie S. 41. T. 10 — 11 nicht auf des Verf. Rechnung zu schreiben seyn. Das ganze Drama schließt mit einer kleinen, aber sehr brav gearbeiteten Fuge über das Wort Halleluja in Händels Manier.

Recensent kann nicht unterlassen, dem bereits verewigten Rolle für manche frohe Stunden, die ihm seine Arbeiten [illegible] n, den wärmsten Dank noch öffentlich zu zollen; [illegible] er gleich nicht zu denen gehört, welche die Arbeiten desselben ohne alle Einschränkung schön und meisterhaft finden. Aber die Pflicht erforderts, das Andenken eines Mannes in Ehren zu halten, welcher sich um das geistliche Drama so große, ausgebreitete und wahre Verdienste gemacht hat.

Xw.

---

6. Romanen.

Felix von Freudenfels, eine Geschichte menschlicher Freuden und Leiden. Von Friedrich Theophilus Thilo. Zweyter Theil. 336 Seiten, und dritter Theil. 304 Seiten in 8. Leipzig, bey Schneider, 1787 und 1788.

Diese beide Bände sind wieder wie alle Schriften des Verf., äußerst seicht und abgeschmackt. Unbegreiflich ist es, wie der Autor seine Romane noch weiter dem Publikum aufdringen mag, da er doch wohl sehen könnte, daß sie keinen Nutzen in der Welt stiften werden, und ihm dies schon von allen Seiten deutlich gezeigt ist. Sein schiefer Gesichtspunkt, woraus

er alle Dinge ſieht, zeigt ſich auch wieder in dieſen beyden Bänden auf jeder Seite. Das traurigſte iſt bey der Sache, daß er gewiß noch mehr ſchreiben wird, und daß er geneigt ſcheint, auch dieſen Roman noch in die Länge zu ziehen.

Rambolt und Mariane. Eine Geſchichte in Briefen, herausgegeben von dem Verfaſſer Adolf Sellwarte. Erſter bis vierter Theil. Gera, 1787. 8.

Recenſent kennet den Adolf Sellwart nicht, und kann daher auch nicht beſtimmen, in wie ferne dieſes Product zum Aushängeſchild dienen könne. Iſt es indeſſen nicht beſſer, als der vorliegende Roman, ſo gehört es ſicher mit unter die vielen ſeichten Handarbeiten, die in dieſem Fache der ſchönen Litteratur nur gar zu häufig zum Vorſchein kommen. Nicht eine von den Forderungen, die man mit Recht an die Verfaſſer eines Romans thut, wird man in dem gegenwärtigen befriedigt finden. Die Sprache iſt nicht einmal grammatiſch richtig, und die Verſe, die darin vorkommen, ſind unter aller Kritik. — Wann wird doch endlich der gute Geſchmack ſo allgemein werden, daß dergleichen Schriftſteller es nicht mehr wagen dürfen, ſich mit ihren Geiſtesgebuhrten, dem leſenden Publikum aufzudrängen!

Briefſtaſche eines Liebenden. Ein Beytrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit, nebſt einer Vorrede vom Herausgeber. Ohne Druckort, 1787. 8.

Ein junger Mann, der ſeiner Ausſage nach, nahe Ausſichten zur Beförderung in ein Amt hat, verliebt ſich in ein Mädchen, ſeufzt und ſchmachtet erſt in der Stille, faſelt alsdann in Briefen, philoſophiret auch zwiſchen durch, entdeckt endlich ſeine Leidenſchaft und — erhält einen Korb. Dies iſt der Inhalt dieſer Briefe, die der beleidigte Liebhaber zur Beluſtigung anderer, und auch wohl ſeine Rache gegen die ſpröde Schöne zu befriedigen, hat drucken laſſen. Beſſer würde er wahrſcheinlich gethan haben, wenn er ſie dem Vulkan zum Opfer gebracht hätte, denn des Nutzen und Frommen möchten ſie nicht viel haben.

Aph.

Herr

Herr Caſpar, ein Roman wider die Hypochondrie, vom Verfaſſer der Frau Liſel, 1787. Wien, bey Wucherer, 17½ Bogen, 8.

Friedrich Meyenthal, oder der relegirte Student. Eine wahre Geſchichte. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitſchke, 1787. 11 Bogen, 8.

Herr Kaſpar kann für eine gewiſſe Volksklaſſe, beſonders in Wien, luſtig und angenehm zu leſen ſeyn, aber wahrlich nicht für Leute von Geſchmack und Erziehung. Das ganze Mährchen iſt äußerſt unbedeutend, der Witz, welcher darin herrſcht, ziemlich plump, auch nicht ſelten ſchmutzig. Nur auf einige wenige launigte Stellen ſtößt man hie und da, dagegen aber auf deſto mehr Sprachfehler und Provinzialismen, z. B. aufgezunden, ſtatt: angezündet; auf etwas vergeſſen; ſtatt: etwas vergeſſen; erſehen, ſtatt: verſehen; Tabakier; gieb mir ein Geld u. dergl. m.

In der Vorrede vor Friedrich Meyenthal bittet der Herr Autor um Verzeihung, daß er ſo ſchlecht ſchriebe, und führt zur Urſache an: er habe das Wenige, ſo er gelernt, wieder vergeſſen. Das glauben wir wohl, denken aber, dann hätte er auch mit ſeinem höchſt elenden Büchelchen zu Hauſe bleiben können. Die erſte Hälfte deſſelben kann freylich wohl auf einen wahren Geſchichte beruhen (doch iſt das Werbermährchen, wovon Herr M. die Scene nach Frankfurt in den römiſchen Kaiſer verlegt, mit großer Unverſchämtheit aus Stephani's Luſtſpiele: die beſtrafte Neugier entlehnt). Man findet da nichts, als höchſt gemeine Begebenheiten, wie ſie einem böſen Buben auf Schulen, in dem Hauſe eines Cantors und auf Univerſitäten begegnen, ekelhaft umſtändlich, und nicht ſelten ſchmutzig erzählt, dabey die Namen bekannter Perſonen angedeutet, z. B. des Arztes, Herrn Hofrath F....z in Halberſtadt, und des Hofraths B....s in Helmſtädt, gelegentlich eine bübiſche Schmähung des verſtorbenen würdigen Domdechants von S....l — So geht das Ding fort, bis Hr. M. auf einmal eine Seereiſe vornimmt; da hat er dann einige Kunſtwörter aus Reiſebeſchreibungen entlehnt. Der Sturm treibt ihn allein auf eine wüſte Inſel; bald nachher wird auch ein Frauenzimmer dahin

verſchlagen; mit dieſer ſchönen Helene geht er ein Jahr lang, obgleich ſolus cum ſola, ſo ſchüchtern ehrerbietig um, er, der doch ſonſt ein loſer Vogel iſt, daß die unterdrückte Liebeserklärung ihn tödtlich krank macht — Doch, genug!

Yr.

7. Weltweisheit.

Betrachtungen über das Univerſum. Dritte Auflage. Manheim, in der neuen Hof- und academiſchen Buchhandlung. 8. 140 Seiten.

Die erſte Auflage dieſer merkwürdigen Schrift iſt zu ihrer Zeit von einem andern Recenſenten (im Anhang zu 24—34ſten Bande d. A. D. B. Zweite Abtheil. S. 921 u. f.) angezeigt worden, der dem philoſophiſchen Scharfſinn ihres Verfaſſers und ſeiner edeln und menſchenliebenden Denkungsart die ſchuldige Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ob er gleich zum Beweiſe der Aufmerkſamkeit, womit er ſie geleſen, und um zu ſeinem Theile der Aufforderung des wahrheitſuchenden Verf. an die Denker und Forſcher, ſeine Schrift zu prüfen, nachzukommen, einige Erinnerungen in Anſehung einiger Stellen beyzufügen für nöthig gefunden. Da die vor uns liegende dritte Auflage, ein unveränderter und unvermehrter Abdruck der erſten iſt, ſo hat der gegenwärtige Recenſent nichts den Inhalt betreffendes hinzuzuſetzen, nur konnte er ſich nicht erwehren, beym abermaligen Durchleſen dieſes vortrefflichen Aufſatzes, inſonderheit der Stellen, wo der erlauchte Verf. die Regenten anredet, und über Verbeſſerung der Schul- und Erziehungsanſtalten ſich äußert, unſerm deutſchen Vaterlande, das nun durch einen ſeiner vorzüglichſten philoſophiſchen Schriftſteller bald einen ſeiner erhabenſten Fürſtenſtühle wird beſetzt ſehen, zu einem ſolchen Regenten Glück zu wünſchen, und diejenigen unſrer deutſchen Mitbürger, denen der erhabne Verfaſſer dereinſt die Stelle einer ihres bisherigen ſo vortreflichen Fürſten erſetzen wird, um ſo mehr glücklich zu preiſen, da Er ſich gegen ſie und das ganze Publikum durch dieſe und ſeine andern meiſterhaften Schrif-

ten

en gleichſam verbindlich und anheiſchig gemacht, ſelbſt der-
inſt ein ſolcher Regent und Vater ſeiner Unterthanen zu wer-
en, als Er ihn ſo vortreflich geſchildert hat.

Sg.

Principes philoſophiques, politiques et moraux, par le Major *Weiſs*, de diverſes Académies. En Suiſſe. *Tome premier.* 419 Seiten. *Tome ſecond.* 424 Seiten. 8.

Dieſes Werk enthält kein eigentliches Lehrgebäude der Mo-
al und Politik, ſondern einzelne Abhandlungen, worin der
faſſer die vorzüglichſten Materien beſonders bearbeitet
ohne ſich an eine wiſſenſchaftliche Folge derſelben, oder
n den gewöhnlichen Gang der Syſteme zu binden. Neue
Ná findet man hier zwar nicht; aber durch die Art
und der Behandlung kann das Buch vorzüglich
n [illegible], deren Beſtimmung es nicht iſt, die Grund-
ral und Politik wiſſenſchaftlich zu ſtudiren, aller-
lich werden. Es herrſcht in demſelben durchge-
populärer Vortrag, und der Verf. ſucht überall
: morum Grundſätze von einer ſolchen Seite, welche
Eindruck erwarten läßt, zu behandeln, ſie auf
rige Selbſtliebe, als das wirkſamſte Mittel, ſie
zu machen, zurückzuführen, und die Beobachtung
durch Folgen, welche die Erfahrung in der
täglich beſtätiget, einem Jeden deſto ange-
zu chen. Nachdem er aus dieſem Geſichts-
heile die vorzüglichſten Pflichten einzelner
die Regeln des geſellſchaftlichen Verhaltens
ndelt, und im zweiten Theile eine nähere
davon auf den bürgerlichen Zuſtand gemacht hat:
er ſich zu den höhern Bewegungsgründen, welche
ch aus der Religion erhält, damit er gut und ge-
le. Auch der eigentliche Gelehrte wird in dieſem
s überall auf Erfahrung gegründet iſt, manche
antreffen, welche ihm zum weitern Nachden-
wohl hin und wieder zur Berichtigung ſeiner bis-
Begriffe und Grundſätze Veranlaſſungen geben kön-
Denn ohne deſſen einmal zu gedenken, daß in den Lehr-

gebäuden der Moral, die theologiſche nicht ausgeſch
oſt Sachen, als ausgemacht, angenommen werden, w
ſich beim erſten Blicke in den gewöhnlichen Lauf der Welt
ſelbſt widerlegen: ſo giebt es doch hin und wieder Gele
ten, die Gegenſtände einer Wiſſenſchaft genauer und fre
thiger zu prüfen, wenn ſie nicht in der Form des Leb
bes, woran wir gewöhnt ſind, ſondern in ei
nigſtens uns ungewöhnlichen, Gewande erſch
gentlicher Auszug würde hier zu viel Raum einnehmen.
indeſſen doch einige Proben von der Methode des Verf
ſeine Gegenſtände abzuhandeln, und zugleich von
Schreibart zu geben, ſetzen wir folgende Stellen her.
der Vorrede erklärt ſich der Verfaſſer über ſeine
hin: „Je n'ai point la fatuité de pretendre, av été
„jours neuf ſur des objets, qui exercerent la pu
„plus grands hommes de tous les tems; mais trou
„l'avoir été quelques fois. Heureuſement pour le
„humain, que nombre des ces principes ſont auſſi
„que lui; et qui'l ne reſte ſouvent à un Aute
„que le mérite du choix, de l'ordre et de la pr
„On devroit en général plus s'attacher à perfectior
„créer.“ Ueber den Umgang mit andern heißt es: „
„claſſes, qu'on fréquente devroient ſe varier. Un
„merce continuel avec des ſuperieurs avilit à la lon
„lorſque l'autorité, la dépendance, l'air de protection, ou
„pire encore, l'air de dedain de tout ce qui nous envi-
„ronne, concourt à nous abaiſſer: on devient poli, ſou-
„ple et agréable; mais foible, rampant, flatteur et am-
„bitieux. — Le commerce avec nos égaux n'eſt pas aſ-
„ſez ſoutenu par le deſir de plaire, il faut tomber facile-
„ment dans la froideur, l'indolence et l'envie; et celui
„avec nos inferieurs rend tranchant, déciſif, haut, impé-
„rieux; leur flatterie nous perd, l'orgueil nous égare,
„et l'habitude de dominer rend toute autre ſocieté dif-
„ficile.“

Tf.

Der neue Plato, oder Geſpräche, worin verſchiedene der wichtigſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß entwickelt, genauer beſtimmt, oder wei-

ter

ter ausgeführt werden. Erster Band. Athen, 1787. in 8. 446 Seiten.

dem, was der Titel über den Zweck dieses Werkes sa-
, wird in der Vorrede noch folgendes hinzugefügt: der
rfasser hat lange schon eine Revision der Theologie ge-
sucht, weil manche Lehrsätze nicht genau geprüft, oder
: genug bestätigt, oder nicht sorgfältig entwickelt, oder
deutlich gelehrt, oder nicht hinlänglich gegen Mißdeu-
en, Zweifel und Bestreitungen gesichert sind. Gegen-
tiger Band beschäftigt sich blos mit der natürlichen Theo-
, und zwar nur mit den Untersuchungen über Gottes
ajeon und Einzigkeit. Der Verfasser nimmt einen Mittel-
g chen skeptischer Bestreitung und dogmatischer Behau-
, lchen vor ihm in der Philosophie sich mehrere schon
ohne, so daß er auf strenge Demonstrationen Ver-
l r, wahrscheinlichen und glaubhaften Gründen
beschränkt. In der Philosophie scheint diese Mittelstraße
ihrer Natur nach blos zum Mittelmäßigen zu führen, der
h n Gründe sind eine große Anzahl schon erfun-
mi bleibt fast nichts als Auswahl und Stellung
, s v den Vorgängern zu unterscheiden, und bey-
es ist kein vorzügliches Verdienst. Wer nicht die Beweise
klich schärft, und auf unumstößlichere Gründe zurück-
t, nicht gegen fast täglich jetzt sich erhebende neue Ein-
fe sie befestigt, also sich zum Ziel setzt, Strenge der De-
ation möglichst zu erreichen, darf schwerlich auf vor-
Wichtigkeit rechnen, falls er sich zur dogmatischen
e neigt. Daher ist uns gegenwärtiger Band auch nicht
erheblich vorgekommen, als ihn der Verfasser zu glauben
:, wir wenigstens wüsten nicht, was wir darin als
an der Philosophie ansehen könnten. Dazu kömmt,
s der Verfasser sich gewissermaaßen selbst entgegen arbei-
, und der Eindruck, den seine Gründe machen sollen, vor-
geflissentlich entkräftet. Er treibt nämlich alles mögli-
auf die mancherley Beweisgründe für seine Sätze zu
: sten, zu zeigen, daß sie nicht demonstrativ sind,
ohne sich auf Beantwortung dieser Zweifel einzu-
, nimmt er zuletzt die meisten der bestrittenen Be-
ne als wahrscheinlich, zur Erzeugung vernünftigen Glau-
reichend, an. Der Leser muß natürlich denken, Be-

weise, denen unbeantwortliche, und unbeantwortete Schwierigkeiten entgegen stehen, seyn so gut als keine.

Das erste Gespräch, Euthyphron, enthält von dem, was die Ueberschrift ankündigt, vom Ursprunge und der Ausbreitung der Gotteserkenntniß, wenig, der erste Punkt vornehmlich, wie die Menschen zur Erkenntniß einer Gottheit gelangt sind, wird gar nicht berührt. Das meiste geht darauf hinaus, daß die Klage über Verfall der Religon nicht gegründet ist, weil theils diese Klage entspringt aus einem nicht erfüllten Ideal, und theils das Menschengeschlecht nie auf einer größern Höhe gestanden hat. Diese Klage hat aber noch einen andern Sinn, daß nämlich jetzt Freygeisterey in Reden und Schriften so sehr überhand nimmt, und da hätte gezeigt werden müssen, daß auch dies nicht Verfall der Erkenntniß selbst, im Gegentheil eifrige Bearbeitung anzeigt, und höhere Vollkommenheit verkündigt. Nie werden Wissenschaften mehr und schneller vervollkommnet, als wenn die Sätze von vielen und scharf angegriffen und bezweifelt werden; so ist es allen Sätzen ergangen, und so muß es allen Sätzen ergehen, die nicht ihre Evidenz sehr nahe bey sich führen; in Zeiten, wo Köhlermäßig geglaubt, und auf das System der Lehrer geschworen wird, haben die Wissenschaften nie Fortschritte gemacht.

Das andre Gespräch, Philo, handelt vom Daseyn Gottes, und macht anfangs alle bisher dafür aufgestellten Beweise wankend; ohne jedoch der zu allerletzt vom Hrn. Kant erregten Zweifel zu gedenken. Gegen den ontologischen Beweis vom nothwendigen Daseyn eines allervollkommensten Wesens wird erinnert, was schon andre gesagt haben, er enthalte eine Erschleichung, die zu beweisende Existenz werde stillschweigend vorausgesetzt; es sey als ob man schlösse; wenn ich mir ein perpetuum mobile denke, so gehört zum Begriff dieser Maschine nothwendig die Existenz, denn was wäre eine Maschine ohne Existenz? also existirt ein perpetuum mobile. Ist es nicht wahre Thorheit, den Begriff von einem absolut nothwendigen, oder allervollkommensten Wesen willkührlich anzunehmen, und daraus die wahre Existenz zu folgern? Metaphysische Begriffe oder Grillen sind doch nie physisch wirkliche Wesen Dies alles trifft das Ziel nicht; es ist doch allgemein angenommener, und bisher stets wahr befundener Grundsatz, daß wenn wir einen von Widerspruch

freyen

Begriff bilden, nothwendig sein Gegenstand, so bald der Erfahrung vorkömmt, die Eigenschaften haben welche aus diesem Begriffe richtig folgen. Gilt dieser nicht: so dürfen wir nie aus allgemeinen und abstrakten fen schließen, so ist unsre ganze Vernunft nichts, alles auf blosse Erfahrung zurück, Diesem Grundsatze zuchließen wir so: wenn in einem widerspruchlosen Bedie Existenz nothwendig liegt; also in der Region der chkeit es ein Wesen giebt, das ohne Daseyn nicht kann : werden: so muß auch in der Region der Wirklichn Wesen seyn, von dem Daseyn unzertrennlich ist, ai ein solches Wesen existiren. Wie sich die Dinge in reinen Verstandesbegriffen verhalten, wenn diese nicht Widerspruch haben, so müssen sich auch die Gegenständer Empfindung verhalten; ist hierin Erschleichung, Voraussetzung des Daseyns? Im Begriffe eines uum mobile liegt nicht, daß es durchaus muß existim als perpetuum mobile gedacht werden zu können, ißt Beyspiel nicht im mindesten. Metaphysische fe freylich nie physischwirkliche Wesen, aber falls its rsprechendes enthalten, stellen sie doch physisch- vor, und lehren uns, wie die physischwirkli- muſsen beschaffen seyn; erlauben also von sich auf klichen Wesen Schlüsse zu machen. Gegen den von Zufälligkeit der Welt wird anfangs erinnert, der das Daseyn eines zufälligen und in sich nicht nothwenDinges, setzt das Daseyn eines nothwendigen Wesens , sey ein Heischesatz, dessen Wahrheit ohne Beweis inleuchte; und dennoch legt gleich darauf Philo, welm Beweis führt, etwa ihn als ausgemacht zum Grundier war vorzüglich zu erwägen, was Herr Kant gegen s Grundsatz a priori erinnert hat, wie nicht minder, dem Satze, jede successive Reihe von Ursachen und en müsse einen Anfang haben, entgegenstellt, welder Folge der Verfasser gebraucht. Man sieht, der : diese Untersuchungen noch nicht genug durchgedacht, wenn auch sein Beweis a posteriori nicht einmal so viel gkeit hat, als bey Reimarus. Neues kömmt daher in ganzen Untersuchung nichts vor, obgleich schärfere Prüauf verschiedenes würde geführt haben. Zu Untersun dieser Art scheint überdem dialogische Form nicht die ste, sie führt auf zu mancherley Nebenwege, und un-

terbricht den Gang des Raiſonnements zu oft. Wo es auf Strenge und Schärfe im Beweiſen ankömmt, da muß alles Unterbrechende nach Möglichkeit vermieden werden, vorzüglich wenn die Gegenſtände ſehr abſtrakt und verwickelt ſind.

Das dritte Geſpräch, überſchrieben Demeas, unterſucht die Beweiſe für die Einzigkeit Gottes; und hebt gleich dem vorigen damit an, alle bisher gegebenen unſicher zu machen; darunter auch ſolche, die bey näherer Betrachtung ſich rechtfertigen laſſen. So wird gegen den aus der Allmacht entlehnten Beweis Töllners Einwendung beygebracht, mehrere allmächtige Weſen müſſen nicht durchaus einander entgegenarbeiten, und das folge aus der Vorausſetzung mehrerer Gottheiten nicht. Am Ende iſt auch dies wohl bloſſe Ausflucht, Allmacht ſetzt voraus alles in ſich mögliche, vom innern Widerſpruch freye, wirklich machen können, dazu hinlängliche Kraft in ſich beſitzen. Wo aber mehrere Allmächtige ſind, da kann keiner ſolche Kraft haben, weil jeder andere durch Widerſetzung ſeine Kraft zu hemmen, zurückzuhalten Macht hat, alſo kann keiner im wahren Sinne allmächtig ſeyn. Ob ſolche Hinderung wirklich erfolgt, thut zur Sache nichts, genug der Widerſpruch iſt ohne das da, und beruht nicht auf wirklicher Hinderung. Der kann doch nicht allmächtig ſeyn, deſſen Kraft durch eine andere gleiche kann gehemmt werden, wenn ſie auch wirklich es nicht wird. Eben ſo wird auch der Beweis verworfen, daß, falls mehrere Götter angenommen werden, die Frage bliebe, warum gerade ſo viel, und weder mehr noch weniger? der freylich in dieſer Form nicht viel ſagt, aber auch bey näherer Betrachtung mehreres in Rückhalt hat. Eigentlich lautet er ſo: unendliche Zahl von Göttern kann nicht ſeyn, weil keine Zahl unendlich iſt; alſo eine beſtimmte Zahl muß ſeyn, falls mehrere exiſtiren. Nun aber nimmt man mehr als einen an: ſo zwingt der natürliche Grund unendlich viele anzunehmen, weil nichts eine beſtimmte Zahl feſtſetzt. Die Entſtehung des Glaubens an einen Gott wird ſo erklärt: der rohe Menſch dachte ſich eher die Natur als ein Ganzes, als daß er die einzelnen Erfahrungen, Theile und Kräfte der Natur unterſchied, daher dachte er noch eher einen Wirker als viele. Dies iſt gerade gegen alle Geſchichte, Homer, Heſiod, die heutigen Wilden wiſſen von der Natur als einem Ganzen nichts, obgleich ſie einzel-

Kräfte Theile sehr wohl kennen. In spätern
n erst fieng an die Welt als ein Thier zu betrachten,
somit G als dessen Seele anzunehmen. Dies ist auch
ui e D art selbst, in unsern Gegenständen nehmen
ein (..ges an, wo wir keine Continuität, keinen
finden, was der Raum trennet, ist uns alle-
m eres. Jene erste Einheit Gottes gründet sich vor-
(türliche Voraussetzung eines Regenten, eines
M s, weil wir erfahren, daß viele gleiche Befehls-
n r beysammen bestehen. Daher sagt Homer οὐκ ἀγαθὸν
πολυκοιρανίη; hernach kömmt bey mehr Ueberlegung als Grund
die t der Welt, als ein Thier hinzu, wovon frühere
wissen. Zu Gunsten seiner Voraussetzung be-
f. sich auf Orphische und andere alte Verse, ohne
daß diese alle in spätern Zeiten untergeschoben
ch nichts als ächt und alt sich erweisen lassen.

Wr.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Entdeckungen über die Theorie des Klanges, von Ernst Florens Friedrich Chladni. Mit 11 Kupfertafeln. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787. 4. 11 Bogen.

Die elastischen Schwingungen der Saiten und Stäbe, bey welchen nur auf einzelne krumme Linien Rücksicht zu nehmen ist, sind bereits so bestimmt, daß sich hier wenig noch darzusetzen läßt; dahingegen die wahre Beschaffenheit des Klanges solcher Körper, bey welchen elastische Schwingungen ganzer Flächen zugleich in Betrachtung kommen, noch in die tiefste Dunkelheit eingehüllet sind. Dem Verf. ist es gelungen, ein Mittel zu entdecken, um jede mögliche Art des Klanges solcher Körper ohne Beymischung anderer, nicht nur hörbar, sondern auch sichtbar darzustellen; so unmöglich als letztres scheint, so möglich ist es aber, und jedem Leser wird in der Folge, wenn er hier noch zweifelhaft ist, das Ey des Colum-

bus

bus beyfallen. Jeder klingende Körper kann verschiedene Töne geben, und nimmt in jedem Falle, eine andere Art von schwingender Bewegung an; so wird, beym Grundton einer Saite, durch die schwingende Bewegung, die Axe derselben nie durchschnitten, bey den übrigen Tönen aber 1, 2, 3 und mehr malen, und jeder Ton läßt sich hervorbringen, wenn man eine Stelle, wo ein Schwingungsknoten befindlich berührt, und zugleich die Mitte eines schwingenden Theils in Bewegung setzet. An elastischen Stäben und Blechstreifen, wie auch an Ringen, Scheiben, Glocken und dergleichen klingenden Körpern, sind sowohl die Verhältnisse der verschiedenen Töne des nehmlichen Körpers, als auch die gleichartigen Töne an verschiedenen Körpern sehr von denen unterschieden, die an Saiten Statt finden. Nicht alle Töne lassen sich hier durch das Anschlagen hervorbringen; deshalb stellet der Verf. diese Untersuchung mit den Violinbogen an, und zeiget hölzerne Stäbe, Schaalen, Ringe und Breter, die hiedurch genöthiget werden, einen fortdaurenden Klang zu geben. Sind nun dieser Körper Oberflächen gerade, und liegen in horizontaler Lage, so werden solche mit zartem Sande bestreuet; wenn nun ein solcher Körper mit dem Bogen gestrichen wird: so entstehen in dem Körper Schwingungen; an demjenigen Orte nun, wo sich diese befinden, wird der Sand mit Gewalt abgeworfen, und an demjenigen Orte, wo sich keine befinden, bleibt er liegen; dieses bildet auf der Oberfläche irgend eine Figur vom Sande, wodurch der Klang sichtbar gemacht wird. Jeder Klang hat nach der Gestalt der Fläche eine besondere Figur, und bey einerley Fläche kömmt jederzeit bey ebendemselben Tone auch ebendieselbe Figur zum Vorschein. Zuerst untersucht der Verf. die Gestalt der Töne elastischer Stäbe und Blechstreifen, und setzt 6 Fälle fest, in welchen (jeden besonders genommen) sich eine bestimmte Folge von Tönen hören läßt, nehmlich nachdem die beyden Ende befestiget werden, oder sich in Freyheit befinden, und nachdem solche mit den Fingern berührt, indem sie gestrichen werden. Die Figuren von 147 bis 156 bilden diese Töne ab, und die möglichen sind angezeiget, derer numerischer Werth auch bestimmt ist. Aus diesen Erfahrungen schließt der Verfasser, daß wenn m die jeder Art des Klanges zukommende Zahl, D der Durchmesser, r die Steifigkeit der Materie, L die Länge, und g die spezifische Schwere bedeutet, so ist eines Stabes

des Klang $= s = \frac{m^2 D}{L^2} \sqrt{(r:g)}$ eben dieſen Werth hat auch der Graf von Riccati herausgebracht. Hingegen iſt der Euleriſche $\frac{m^2}{L^2} \sqrt{(Dr:g)}$. Da dieſer, wenn B die Breite, D die Dicke und r die Steifigkeit iſt; die abſolute Elaſtizität $= rBD^2$ ſetzet, die aber, nach des Grafens Riccati Beweiſe rBD^3 ſeyn muß. Hierauf wendet ſich der V. zu dem verſchiedenen Klange der Ringe, und ſetzet, daß die gleichartigen Klänge an zween aus der nämlichen Materie verfertigten Ringen ſich verhielten wie derer Dicke, und umgekehrt, wie die Quadrate der Durchmeſſer (der äußern oder innern?). Bis hierher kam es nur auf die elaſtiſchen Krümmungen einzelner Linien an, weit mehrern Schwierigkeiten aber iſt die Beurtheilung ſolcher Klänge unterworfen, bey denen ganze Flächen, nach mehrern Dimenſionen zugleich elaſtiſche Krümmungen annehmen. Der V. unterſucht alſo dieſen Gegenſtand an Recktangelſcheiben, Runden- und Quadratſcheiben, die mit Sand beſtreuet, den Klang ſichtbar machen; hingegen mit Glocken und andern holen Gefäſſen macht er durch das hineingeſchüttete Waſſer den Klang ſichtbar. Die hierdurch entſtandenen Zeichnungen ſind auf 150 an der Zahl, und von ſo mancherley artigem Anſehn, daß ſelbſt nach der Meynung des Verf. S. 53. die Tapeten- und Kattunfabriken zur Bereicherung ihrer Muſterkarten ſich ihrer bedienen können. Hier findet der Verf. eben das Verhältniß der gleichartigen Töne, wie bey den Ringen, woraus folget, daß bey einer größern Decke einer Glocke, Scheibe, Gefäſſes oder Stabes, wenn die übrigen Umſtände dieſelbigen ſind, der Ton höher, und bey einer geringern Dicke, tiefer werde, welches ganz das Gegentheil der bisher angenommenen Theorie iſt. Der Verfaſſer beweißt gegen den Herrn Hofrath Karſten, daß, obgleich wahr, daß von 2 Saiten, die gleich lang und gleich geſpannt ſind, die ſchwächere höher als die ſtärkere klingt, ſich dieſes doch nicht auf die Glocken anwenden ließe, und bringet nicht übelgegründete Einwendungen gegen den bekannten Verſuch des Pythagoras mit den drey Hämmern vor. Die bekannte Frage: hört man bey jedem Klange nur einen Ton, oder hört man allzeit mehrere zugleich? wovon das letztere überhaupt angenommen wird, aber neuerlich vom Herrn Buſſe beſtritten worden, entſcheidet der Verfaſſer zum

Vor-

Vortheil der gewöhnlichen Meynung, aber auf eine ganz neue Art, wozu ihm die Betrachtungen der sichtbaren Theile, die von der ungleichen Erschütterung der Theile, die Gründe zu geben scheinen. Die hier aufgestellten Versuche haben so viel Neues an sich, daß ohne Zweifel dieselben bald nachgemacht werden möchten, und gewißlich ganz neue Aufschlüsse zur Belohnung geben werden.

Rg.

Die Theorie und Praktik des Gold- und Silber-Baums, von einem ungenannten Philosophen. Neue von Sprach- und Druckfehlern gesäuberte Auflage. Frankfurt und Leipzig, 1785. in 8vo. 5 Bogen.

Abhandlung vom goldenen Vließ, oder Möglichkeit der Verwandlung der Metalle. Aus dem Lateinischen des Herrn J. C. Creiling übersetzt. Tübingen, bey Heerbrandt, 1787. 8. 11 Bogen.

M. Valentin Weigelii Himmlisch Manna, Azoth et Ignis, das ist, güldnes Kleinod, handelnd von dem köstlichen Eckstein der Natur ꝛc. Nebst einem Anhang von einem Anonymo. Neue Auflage. Amsterdam, Frankfurt und Leipzig, 1787. 8. 4 Bogen.

Alle drey Traktätlein sind von gleicher Würde, und von gleichem Schlage, wie alle alchemistische Schriften. Sie versprechen goldne Berge, und führen die Leichtgläubigen ins Elend. Ob nicht endlich die so oft wiederholten wohlgemeynten Warnungen, und die steten unglücklichen Erfolge die goldgierigen Menschen zum Besinnen und zur vernünftigen Beurtheilung führen werden, daß ihre Einbildung grundlos, und alle dergleichen Schriften nichts als Lügen enthalten?

AW.

Chemi-

Chemiſche Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunſt und Manufacturen; von D. Lorenz Crell, Br. Lüneb. Bergrath und Profeſſor zu Helmſtädt. Erſter Band. 567 Seiten. Zweyter Band. 547 Seiten, 8. Helmſtädt, 1786.

Mit Vergnügen zeigen wir die beyden neuen Bände dieſes Journals an, das zur Aufnahme deutſcher Chemie, und zu ihrer Ehre bey Ausländern ſo viel beyträgt, und jetzt jedem aufgeklärten Scheidekünſtler unentbehrlich iſt. Den Anfang machen, im erſten Stücke, des leider! viel zu früh verſtorbenen, immer unvergeßlichen Scheel'ns neue Beweiſe der Eigenthümlichkeit der Flußſpathſäure. Zuerſt ſtreitet er gegen Hrn. Achard's flüchtige Flußſpatherde. Er erhielt bey der Deſtillation von Flußſpath und Vitriolöl aus einer zinnernen Retorte, in der Vorlage, die inwendig mit geſchmolzenem weißen Wachſe überzogen war, eine ſehr ſaure Feuchtigkeit ohne alle Haut und Kieſelerde, aus welcher Weinſteinalcali nichts fällete. Hier war alſo Flußſpathſäure ohne ſolche Erde; ſetzte man aber zu obiger Miſchung etwas gepulverten Bergcryſtall; ſo war die Vorlage vom flüchtig gemachten Kieſel ganz dick; auch fällte das Alcali aus der durchgeſeiheten Säure ſehr viel. — Die ſogenannte flüchtige Flußſpatherde entſpringt alſo aus den gläſernen Gefäſſen: ſie hat, gegen Hrn. A., viel Saliniſches bey ſich: und iſt ein dreyfaches Salz, und beſteht aus Flußſpathſäure, Kieſel und freyem Alcali. Um ohne eine zugemiſchte freye Säure die obgedachte Säure zu ſcheiden, ſchmelzt man 2 Unzen Flußſpath mit 4 U. Weinſteinalcali, gießt die geſchmolzene Maſſe aus, und ſcheidet das Salz von der Kalkerde durch Auslaugen. Von dieſer, (vom überflüßigen Alcali befreyten) Lauge, tröpfelte er ſo viel in Bleyeſſig, bis nichts mehr niederfiel. Das flußſpathſaure Bley wird nicht durch bloſſe Hitze zerlegt; ſetzt man aber Kohlenſtaub hinzu, ſo wird, ſobald das Feuer die Reduction bewirkt, die Säure übergehen — (durch dieſe meiſterhafte Verſuche ſcheint aller Streit über dieſe Säure beendigt!) 2) Unterſuchung des berühmten ſogenannten philoſophiſchen Goldſalzes; vom Herrn Hofapoth. Meyer. Dieſe von unſerm aufgeklärten, leicht-

leichtgläubigen Decennium so geliebte Arzney, ist nichts, als mit Vitriolsäure übersättigter, vitriolisirter Weinstein. 3) **Gedanken über die Bestandtheile des Wassers, und der dephlogistisirten Luft; vom Herrn J. Wall** (aus dem Englischen; hievon gleich mehreres bey dem folgenden Stücke). 4) **Nachtrag zur kurzesten Bereitungsart der Salpeternaphthe; vom Herrn Tielebein.** Er wiederholte seine Methode, unter denselben (gefährlich gemachten) Umständen, ohne alle Beschwerden, im Beysein mehrerer glaubhafter Zeugen; auch das beygemischte Vitriolöl hat keine Schuld; auch nicht die frischdestillirte Säure. 5) **Chymische Versuche und Beobachtungen über die Umwandlung der Zucker- und Weinsteinsäure in Essig, und die Ursach derselben; vom Herrn Hermbstädt.** Er versuchte die Zerlegung des Zuckers durch dephlogistisirte Salzsäure; aber vergeblich. Ließ er aber jene, als Luft, in Weingeist gehen, so behielt er, bey nachfolgender Destillation, nach übergegangenem Salzäther, eine Säure, die mit Alcali gesättigt, eine Salzmasse gab, welche mit Weingeist übergossen, das geblätterte Essigsalz gab, das abgeraucht, und mit Vitriolöl destillirt, reine Essigsäure darstellte. Diese war also im Weingeist vorhanden, aber nicht, den angestellten Versuchen zu Folge, als Essig, sondern als Weinsteinsäure, die durch Entziehung des Brennbaren, in jenen übergeht. 6) **Ueber die Säure der Galläpfel, als einen Bestandtheil der Dinte, vom Hrn. Piepbring.** 2 Unzen Galläpfelpulver, ganz ausgekocht, erforderten 3 Quent Pflanzenalcali, um alle Säure darin zu sättigen, und damit niederzuschlagen, welches durch das Durchseihen ein Pulver, als weiße Trippelerde gab, im Trocknen dunkelgrau ward, und 1 Unze wog. Es gab mit Eisenvitriol wenig Schwärze, dagegen erfolgte sie durch die vom Pulver abgelaufene Flüßigkeit. Jenes vor sich destillirt, gab eine Säure, die sogleich den Eisenvitriol schwärzte. (Vermuthlich war in der Flüßigkeit noch etwas unverbundene Galläpfelsäure; im Pulver aber war dieselbe zu fest mit dem Alcali verbunden. 7) **Kurze Bemerkung über den Goldschwefel, und die sogenannte Cultur des Spiesglases; von H**.** Man schmelze das Spiesglas mit 2 Theilen Laugensalz, und koche es mit Wasser, nebst 1 Theil Schwefel stark aus, koche nach dem Durchseihen es wieder mit 2 Theil Alcali, und wiederhole dies so oft, bis sich aus der Flüßigkeit nichts mehr durch

verdünnte Vitriolsäure niederschlagen läßt. Bey dem ungleichen Antheil des Schwefels frage es sich, ob man zum schon bereiteten Goldschwefel nicht so viel Schwefel, mittelst Reibens, zumischte, als nöthig sey. 8) Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen an den Herausgeber: als vom Hrn. Grafen von Razoumowsky (er habe zuerst den Essig, als das beste Mittel, den Eisengehalt mineralischer Wasser genau zu bestimmen, angewandt) vom Hrn. von Trebra, (über das Saussürische Hygrometer, und dessen richtiger Anwendung in einer Harzer Grube) Hr. D. Blagden (daß Hr. Cavendisch, nicht Hr. Lavoisier, zuerst Wasser aus brennbarer, und Lebensluft gemacht habe) Hr. R. Landriani (über einige andere Versuche.) Herr Bergm. Beyer (über seltene Hornsteinkrystallisationen). Hr. Westrumb (Essig lasse sich nicht wieder in Zuckersäure verkehren) Herr Weddercop (über den Goldschwefel) Herr Mühle (ein verkäufliches Sauerkleesalz habe aus Vitriolsäure und mineralischem Laugensalze bestanden.) Die Auszüge aus den Schriften d. K. Gesellsch. d. Aerzte zu Paris enthalten de Lassonne's und Cornotten's Zerlegung der Amerikanischen Brechwurzel, und Caille über die verschiedene Bereitung des Brechweinsteins. Die Anzeigen chemischer Schriften betreffen Hrn. v. Trebra Erfahrungen vom Innern der Gebirge, Hrn. Achard's Sammlung phys. und chem. Abh. B. I., Crell's und Hempel's Diss. de Sale olei vitrioli volatili, Eschenbach de quibusdam auri calcibus et salibus mercurialibus. Die Vorschläge betreffen die Zerlegung des phosphorsauren Laugensalzes, in Rücksicht auf Phosphorsäure; vom Hrn. Crell. Hr. C. schlägt vor, es durch Zinkvitriol, Hornbley, Sublimat zu versuchen, den metallischen Niederschlägen, Kohlenstaub zuzusetzen, u. s. w. auch räth er den Salmiak dazu an. Die Vorschläge zeugen von der Uebersicht der chemischen Verwandschaften, und deren scharfsinnigen Anwendung. Die chemischen Neuigkeiten, und eine Preisaufgabe auf die Wolle machen den Beschluß.

Zweytes Stück. 1) Ueber die Zerlegung der phlogistischen Luft, vom Hrn. Cavendisch. Aus 5 Theilen phlogist. und 7 Th. dephlogist. Luft, durch welche er den electrischen Funken oft schlagen ließ, erhielt er Salpetersäure; eine sehr wichtige Entdeckung! 2) Chemische Untersuchung des Sächsischen Topases, vom Hrn. Wieg-

leb: er enthält in der Unze 4 Qu. 11 Gr. Kieselerde, 3 Qu. 34 Gr. Alaunerde, 12 Gr. Kalkerde, 1½ Gr. Eisen. 5) Hr. Westrumb über die Frage, läßt sich ein leichter, auf dem Wasser schwimmender Salzäther bereiten? Durch 38 Versuche zeigt dieser scharfsinnige Scheidekünstler, jener sey bis itzt noch ein Problem. 4) Herrn Hermbstädts Fortsetzung von Nr. 5. des vorigen Stücks. Braunstein, Vitriolsäure und wesentliche Weinsteinsäure gaben reinen Essig: auf gleiche Weise erfolgte er aus Zuckersäure. Auch die zuletzt folgende Schwefelsäure nach Bereitung des Vitriolæthers enthält Essig. Wird die Mischung zum Salpeteräther in Verbindung mit einem Luftapparat angestellt; so erfolgen ohngefähr 150 Th. einer Luftgattung, die aus Salpeter-, fixer, und ½ essigsaurer Luft besteht. Auch die Säfte der Tamarinden, Pflaumen, Aepfel, Birn, Johannisbeeren, Berberitzen, Sauerampfer, der Most, lassen sich nach Willkühr, bald in Weinstein-, bald in Zuckersäure, bald in Essig verwandeln. 5) Hrn. Walls Fortsetzung von Nr. 3. des vorigen St. Das Wasser bestehe aus brennbarer und Lebensluft. Vorzüglich erhelle dies, wenn man Salpeter für sich destillire: man erhalte sehr viele Lebensluft, die Salpetersäure werde sehr phlogistisirt, und da beynahe eben so viele Säure übergegangen sey, als eine gleiche Menge von Salpeter sonst enthält; so sey jene nicht in dephlogistisirte Luft verwandelt. Sie habe also das Wasser zerlegt, die Lebensluft desselben entbunden, und sich durch die brennbare phlogistisirt. Wall von einer neuen Probebeständigkeit für Säuren und Alcalien. Es sey der Aufguß von gebranntem Kohl, der alle übrige Proben an Genauigkeit übertreffe. 6) Gesammlete Bemerkungen mehrerer Scheidekünstler über den guten Erfolg von Hrn. Tieleheins Naphthebereitung. Die angeführten Chemisten sind Hr. Dr. Hannemann, Gronow, Niedt, Chr. Hasse, Gebet, Tiede, Hermbstädt. Der Grund der Zersprengung sey die häufige Entbindung von Salpeterluft; kann diese sich nicht in zu großer Menge sammlen, findet sie auch keinen Ausgang, so kann sie die Gefässe nicht sprengen (auf gleiche Weise gehts bey Gefässen mit gährenden Mischungen). 7) Auszüge aus Briefen; als vom Hrn. de Morveau (über die granatartige Figur des phosphorsauren Bleys; die Art, kalkartige Blutlauge zu machen; über Tigel aus Platina); R. Landriani (von seinen Versuchen über Feuer und Wärme); von

Trebra

(über den Ingermanländiſchen Schüllerſpath,); ...ter (über den Brechweinſtein aus Retzius Saure; über ...lichen Weinſteincremor,); Dr. Blagden (über die ...e Schwere durch Kälte,); R. Kirwan (über die ...tät der Entdeckung vulkaniſcher Producte); Haw... (über Wall's Feuermaſchine); Meyer (über das ...en von Arſenikſaurem Eiſen; über roſenrothes Vitri... ...orn (über das eiſenartige Vitriolöl). In den Aus... ...aus den Schriften der Pariſer Aerzte findet ſich die ... von Caille, über den Brechweinſtein. Die An... ...m ...r Schriften handeln von Leske's Reiſe ...n. Wulfe vom Kärnthniſchen Bleyſpathe, ...eu's ... ...eträge zu den chemiſchen Annalen. Der Vor... ...t eine zu verabredende Zuſammenkunft freundſchaft... ...hemiſten (deren Bewirkung ſehr zu wünſchen ware). ...ſte A. S. Marggrafs, vom Hrn Crell. Sie ... ...Mannes werth. Die in die Kürze zuſam... ...Al...ige ſeiner vielfachen Verdienſte übertraſcht ...; die gute, oft gefühlvolle Art in Materie ...eicht Hrn. C's Verſtande und Herzen zur

Viertes Stück. 1) Vorläufige Anzeige einiger ...r... ...Blutlauge und den ſauren Beſtandtheil ...ſau... ...Weſens betreffend; vom Hrn We... ...Dieſe Hrn. W. ſo viele Ehre machende Entde... ...auf einer Reihe ſcharfſinniger Verſuche. Die ...gedickte Blutlauge wird mit gleichen Theilen ...ſſer... und 8 Theilen Waſſer deſtillirt, wobey Schee... ...ſi... ...e (d. i. Phosphorſäure, flüchtiges Alcali und ...rgehen. Der ausgelaugte Rückſtand giebt ...ſali... ...liches Pulver, das in Salzſäure aufgelöſt, ...de... ...durch Waſſer geſchieden wird, indem dieſes ...auflöſt, das Waſſereiſen zurückläßt Oder ...der Blutlauge alles Brennbare durch Salpeter... ...ne Auflöſung in vitriol- oder ſalzſaures Eiſen, ſo ...eiſen. Wir übergehen noch 8 andere Verſuche ...n folge. Da alle Kohlen mit Alkali und Sal... ...ſalpeter, Blutlauge geben, ſo erſtaunt man über die ...un... ...t der Phosphorſäure, die gewiß bey Feuer, Licht ...ſä... ...ung eine ſehr wichtige Rolle ſpielt. (So eine ...tſchem Entdeckungsgeiſte abermals große

Ehre!) 2) Ueber die abgeleugn[ete] E[ntz]
brennbaren Luft, aus Waſſer[n] [mit] apfen [u.]
vom Hrn. Klaproth. Jenes beya[ch]teten Hr. [N]
und Cioni. Hr. K. zeigt, ſie hätten die [Lu]ft
genug erhitzt: ſonſt erfolge die brennbare L[uft] [al]s [m]
nicht aus Waſſer. 3) Chemiſche Unterſuch[un]gen
frams, vom Hrn. Wiegleb. 4) Neue [Me]thode
die weſentliche Weinſteinſäure vollkomn[en]
und ſchön cryſtalliſirt zu erhalten, vom [Hrn.]
Die Scheidung geſchieht, nach Scheele, du[rch]
Weil die anzuſchießenden Cryſtallen ſo leicht braun[en]
ſo muß man das brandigte Weſen, durch ſtägiges
ſich abſetzen laſſen, ſo erhält man mit Beo[b]
ten angegebenen Handgriffe große weiße Cr[y]
einer neuen Breſche, und andern Sc[hö]
Gebirgsarten, vom Hrn. Dr. Höpfner.
Breſche am Faulenhorn ſind Horn-, Feuer-
Hornwaken, Granit und Gneiß durch einen [Ka]
geſintertem Quarz, zu einer ſehr harten Felsa[rt]
6) Verſuche mit dem Berberisbeerenſaft, [ſeine]
auf ſeine Säure, und Abſcheidung eines Ae[th]
Hrn. Hofmann. Der Berberisſaft wurde mit [Kr]
ſättigt, womit ein auflösliches Salz erfolgte. [Er]
dampft, mit Vitriolſäure vermiſcht, durchge[ſe]ihet,
blaßröthliches, dem Weinſtein ähnliches Salz, [das]
bels Waſſer verſetzt und deſtillirt, etwas Naph[tha]
Auszüge aus Briefen, vom Hrn. D. Bl[umen]
Georgi, BR. Bucholz, D. Weſtendorf, [Hrn.]
R**, Weſtrumb.. (So wichtig auch die n[euen]
theilten Nachrichten ſind, ſo müſſe wir ſie, der [Kürze]
bey ſo vielen andern wichtigen Sachen [ü]. 5) Au[s]
züge aus den Schwed. Akad. Abhandlu[ngen] em[pfeh]
feldts zerſtreute mineralogiſche [Aufſätze]
mers neuen Grundprüfer, [Lamb]erts
Lampentochte, und Gadolin[s] die [Eigen]
Die Anzeigen betreffen Kinmanns [Unterſ.] des
Andria Tr. delle acque minerali, Fourcroy
Chymie. — — Chemiſche Neuigkeiten.

Viertes Stück. 1) Neuentdecktes phosphorſaures Spiesglas; vom Hrn. Gr. Razoumowsky. Es iſt in kleinen Nadeln, wie der Bleyſpath, und wird in [Sauer-]

Taucigni gefunden. 2) Entdeckung des brandigt- und braunwerden der wesentlichen Weinsteinsäure, und der geblätterten Weinsteinerde zu verhüten, vom Hrn. Lowitz. Man setze zu den Laugen etwas Kohlenstaub, und einige ganze Kohlen zu, und dampfe sie so, selbst bey starker Hitze, ab, so bekömmt man nach Durchgießen der Flüßigkeit durch Leinwand, aus ihr, große und schöne Weinsteinerystallen, und eine sehr weiße Blättererde. Der Vortheil der Methode ist eine große Abkürzung der Operation, und eine schöne Weiße des Products. (Wieder eine sehr merkwürdige und dabey einfache Entdeckung, die auf der Verwandtschaft der Kohle zum Brennbaren beruht!) 3) Herr Wieglеb über den Wolfram (S. Nr. 3. von St. 3.). Er enthält in 400 Granen, an Tungsteinsäure 143 Granen, Braunsteinerde 128, Eisen 44. 4) Ueber einen neuerzeugten Glimmer; vom Hrn. Pauwerk. Er wurde in einer verstoffenen Harzer Grube, die wieder bearbeitet werden sollte, nach Gewältigung der Wässer, entdeckt. 5) Vom Braunstein, als der reichsten und besten Quelle der zubereitenden Lebensluft, vom Hrn. Hermbstädt. 1 Loth lieferte in einer irdenen Retorte 80 Unzenmaaß der schönsten Luft, demohnerachtet wurde von ebendemselben die darüber abgezogene Salzsäure, dephlogistisirt. 9) Chemische Untersuchung des Weinberger Mineralwassers; vom Hrn. Westrumb. 10 Pf. enthalten 3½ Gr. Eisen, 15½ Gr. vitr. Bittersalz, 18½ Bitterkochsalz, 6 Wunderſalz, 36 Kochsalz, 5 Selenit, 57 Kalkerde, 3½ Bittersalzerde, 3 Extractivstoff, 60 Gran Luftsäure. 7) Ueber die Electricität der Chocolade, und einige verwandte Gegenstände; vom Hrn. Liphard. Sie erfolge blos vom starken Schlagen der ersten in Formen. Siegellack, Copal, Schwefel, Glas, wurde durch das Niederfallen auf einen Tisch, oder durch Stoßen auf demselben, electrisch. 8) Auszüge aus Briefen vom Hrn. de la Metherie, Murray, Scheele, Blagden, de Morveau, Klaproth, Heyer, Gren. Die Auszüge sind aus den Schwed. Acad. Schriften: Hadolni über die unbedingte Wärme; Bjerkander vom Zucker auf der Tanne; Geiser vom Schmelzen der Metalle durch Lebensluft. Die Anzeigen betreffen Rinmann über das Eisen, Retzius Arzneyen des Pflanzenreichs, Fourcroy Mem. de Chymie. — — Chemische Neuigkeiten.

Fünftes Stück.

ge, welchen im Kochen die
ner Salze annehmen; v
Diese Abhandlung ist voller n
nes Auszuges fänig. 2) Ueber den
Hrn. Ilsemann Er erfolgt, wenn n
dünnte) salzsaure Zinnsolution, eine glatte
3) Chemische Untersuchung des Verdner
sers zu Uhlmühle; vom Hrn. Westrumb.
enthalten 2 Gran luftsaures Eisen, 2 Gr. Kochsalz, 1
Wundersalz, 3½ Kalk- und Bitterkochsalz, 17 Gr
Kalkerde, 7 Selenit, 2 Kieselerde, 1 Extract
Luftsäure. 4) Ueber die kürzeste Verfah
der Salpeternaphthe, vom Hrn. E
mischte starken Salpetergeist mit Alcohol in einen Kolben,
der einen Helm mit eingeschliffenem Stöpsel hatte, band um
die Verbindung des Schnabels mit der gläsernen Kühlröhre,
und wo diese in den Ballon paßte, gute Schweinsblasen, und
erhielt so, ohne alle Gefahr, bald viele übergehende Naphthe.
5) Etwas über die Berberitzsäure; vom Hrn. Hof-
mann in Leer. Der gegohrne Saft gab Weingeist; das
Rückbleibsel gab kleine Berberitzkrystallen. Der Saft, mit
Kreide und Vitriolsäure behandelt, wollte für sich keine gute
Krystallen geben; mit Alcali erfolgten aber prismatische.
Aus dem Safte wurde mit Salpetersäure, Zuckersäure er-
halten. 6) Ueber die Bestandtheile des Papiers; vom
Hrn Piepenbring. Er destillirte Schreib- und Holländi-
disches Briefpapier für sich, und erhielt Wasser, Säure, em-
pyreumatisches Oel, Alaunerde, vegetabilisches Laugensalz,
erdigt-sandigtes Wesen, Luft; vom ersten noch etwas Harz,
und ein wenig Kieselerde; vom letztern etwas Kobolderde.
7) Auszüge aus Briefen, vom Hrn. Blagden, Delius,
Bruckmann, Ehrmann, Scheele, Forn, Heyer, Hermb-
städt. Die Auszüge sind aus den Schriften der Academie
zu Brüssel: Du Rondeau über einen Stein aus einem Ge-
schwüre, Bochaute von Anbauung des Gänsefusses und
Traubenkrautes zu Salpetergruben, und über das Ungarische
Kupfer. Aus Rozier's Beobachtungen sind: de Machy
über gewisse Modificationen der Luft, Macquer über das
Rückbleibsel nach der Phosphorbereitung, Monnet über die
Grunderde des Bittersalzes — Art, Metall zu versilbern,
und die Farbe zu erhalten, Bordenave über die Natur des

Feuers.

Journ. Unter den Anzeigen finden sich Mem. chim. de D'Isjonval, D'Elhujar Zergliederung des Wolframs von Horus, Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen, Carl er sur l'huile de saine, Mauvin supplement et ses Experiences etc. — — Chemische Neuigkeiten.

Sechstes Stück. Berichtigende Bemerkungen über den Luftzünder; vom Hrn. Scheele. Er bereitet ihn aus vitriolisirtem Weinstein, und Kohlenstaub, die er 2 — 3 Stunden calcinirt. — Er gerathe durchaus nie aus Alaun, wenn dieser nicht einiges Alcali enthalte. Durch dieses nehme die Vitriolsäure mehr Phlogiston in sich, als nöthig ist, um Schwefel zu werden. — Erklärung der Entzündung. — 2) Noch etwas von der Phosphorsäure, als Bestandtheil des Berliner Blaus; vom Hrn. Westrumb. Man übergieße 1 Th. Blau mit 4 Th. Vitriolöl; es erfolgt große Erhitzung und Dämpfe. Hernach verjage man die überflüßige Säure, so wird sich fast die ganze Masse in wenigem destill. Wasser auflösen. Wird sehr viel Wasser darauf zugesetzt, so fällt weißes Siederum nieder. — — 2 Loth verbranntes Blau löst sich in 2 Qu. Vitriolöl, mit 2 Th. Wasser vermischt, auf; auch dies zeigt in vielem Wasser Siderum. — Mancherley Farben aus Berlinerblausäure und aufgelöstem Eisen — Versetzt man dieselbe mit Mineralalcali, zieht darüber Salpetersäure ab, und fügt alsdenn salpetriges Quecksilber hinzu, so giebt der Niederschlag mit Kohlen Phosphor. 3) Seltene Porphyrarten; vom Herrn Brückmann. Sie sind vom Schneekopf, und zeigen theils schwarze und röthliche Sternchen im braunrothen Porphyr; theils parallel laufende weiße Fäden, nebst getropftem Chalcedon. 4) Chemische Untersuchung des Smirgels; vom Hrn. Wiegleb. Die Unze enthält 7 Qu. 39 Gran Kieselerde, 21 Gr. Eisen (die einzige Steinart von solcher Beschaffenheit). 5) Hranhard über den Grad der Hitze der Salze (Fortsetzung von Nr. 1 des vorigen Stücks). 6) Ueber Hrn. Pelletiers Anwendung der Electricität zur Erkennung mineralischer Körper; vom Hrn. Prof. Lichtenberg. Es lassen sich so wenig die vulkanische Producte von den gegenseitigen, als die Zinnerze von den Wolframen unterscheiden; wie eine Reihe Versuche unläugbar zeigen. 7) Auszüge aus Briefen vom Hrn. de la Metherie, Klaproth, Schönwald, Girtanner, We-

Methode bereitet, nur das Queckſilber kalt aufgelöſt, noch einmal ſo viel Salmiak, und ½ Weinſteinſalz genommen wurden. 6) Auszüge aus Briefen, vom Hrn. de Morveau, Blagden, R. Landriani, R. Kirwan, Meyer, Helwig, Weſtrumb, Heyer, Gren, Hermbſtädt. Die Auszüge aus den Schwed. Acad. Schriften enthalten de Morveau über die natürlichen Auflöſungsmittel des Quarzes; aus den Schriften d. Ac. v. Dijon: de Morveau über die Vervollkommung der Mahlerfarben. Die Anzeigen betreffen Cancrin's Beſchreibung eines Cupulofens, Bariſoni über das Gaſteiner Wildbad, Semler von ächter hermetiſcher Arzney, Abhandl. der Böhmiſchen Geſ. der Wiſſenſch.: Eſſay ſur differentes eſpeces d'air fixe, ou de gas, par M. *Sigaud de la Fond*; ſulla formazione del molibdeno, da *G. Candida*; Obſerv. for inveſtigating the repidſprings of Buxhon etc. by *G. Pearſon*. — — Chemiſche Neuigkeiten.

Neuntes Stück. 1) Verſuche um ſich zu verſichern, ob der Grad der Hitze des reinen kochenden Waſſer ein fixer, unveränderlicher, und von allen andern Umſtänden, als dem Drucke der Atmoſphäre unabhängiger, Grad ſey; vom Hrn. Achard. 2) Chemiſche Unterſuchung einer Feuchtigkeit, ſo einer waſſerſüchtigen Frau abgezapft worden; vom Herrn Bucholz. Die zähe ſchwarzbraune Flüßigkeit dampfte nicht mit Salpeterſäure, braußte weder mit Säuren noch Alcalien; die Salpeterſäure ändert die Farbe in eine leberbraune um; die Alcalien verbanden ſich gut damit, auch der Weingeiſt verdünnte ſie; ſie gab, mit Alcali behandelt, eine Blutlauge. 3) Verſuche über die aus dem Schwefel entbundene Vitriolſäure, in Rückſicht der darin enthaltenen Salpeterſäure; vom Hrn. Dollfuß. Bey der Dephlegmation erfolgten nicht die geringſten Salpeterdämpfe. Eiſen darin aufgelöſt, gab keine Salpeterluft. Salpeterſauren Kalk damit vermiſcht, gab kein Königswaſſer. 4) Ueber das cauſtiſche Alcali, ſeine Cryſtalliſation, und ſeine Wirkung auf Weingeiſt; vom Hrn. Bertholet. Vermiſcht man das cauſtiſche Alcali mit Weingeiſt, und zieht wieder etwas davon ab, ſo erhält man zuletzt durchſichtige Cryſtallen eines reinen cauſtiſchen Alcali's. Hr. C. merkt mit Recht an, daß lange vor Hrn. Bertholet, Hr. D. Dehne

ein

ein ſolches kryſtalliſirtes cauſtiſches Salz entdeckt habe. 5) Auflösbarkeit der Holzkohlen; vom Hrn. Lichtenſtein. Deſtillirt man 7— 8mal dieſelbe Salpeterſäure über eben die Kohlen, ſo verlieren dieſe ihre Unauflösbarkeit, bleiben aber doch brennbar; ſie ſehen rußartig aus, ſchmecken bitterlich, und zergehen ganz im Waſſer. Die vorher ſehr ſtarke Säure ſchmeckt, nach der 6ten Deſtillation, nicht ſo ſtark, als Eſſig. Wo blieb hier die Säure? ſie verflog nicht, dazu war die Vorlage zu wohl verwahrt; ſie konnte ſich nicht an das Laugenſalz und Erde binden. Sollten die Kohlen wohl die Salpeterſäure zerſetzen? vielleicht daher die Auflösbarkeit der Kohle; deſtillirt man ſie, ſo erfolgt blos etwas Nußgeiſt; die Kohle aber iſt wieder ganz unauflöslich geworden; läßt ſich aber durch friſche Säure wieder auflöslich machen u. ſ. w. Mit einem Worte, der ſehr wohlgeſchriebene Aufſatz verdient ganz geleſen zu werden, und iſt reich an unerwarteten Bemerkungen. 6) Auszüge aus Briefen vom Herrn Achard, Blagden, Sennebier, Weſtrumb, Ilſemann — Auszüge aus den Abh. der Ac. zu Dijon. Maret, über Reinigkeit der Luft in Krankenhäuſern, de Morveau über das Geſtrieren concentrirter Vitriolſäure, und Unterſuchung des Kupfergrüns und Kupferblaus, Maret über die Luft aus dem Kalkrahm, und aus der Mennige, de Morveau über die Art, den Schwerſpath zu zerlegen, Durande über ein Auflöſungsmittel der Gallenſteine. Die Anzeigen erſtrecken ſich über Chr. G. Gmelin examen fontium muriaticorum Sulzenſium, Jugels vollkommene Bergwerkskunſt; Catalogue raiſonné des ouvrages ſur les eaux minerales, par *Carere*, Pickel vom Nutzen der Chemie auf das Wohl eines Staats, Mém. ſur differentes parties des Sciences, par *Guettard*, der Liqueurfabrikant, aus dem Franz. des Demachy und Dubuiſon, überſ. von Hahnemann — Kurze Anweiſung für einen Anfänger der Apothekerkunſt und Chemie, von J. A. Weber. — — Lebensnachrichten von Gr. Fr. Tielebein, vom Hrn. Niedt. (Schade um den ſo hoffnungsvollen jungen Mann, dem ſein älterer Freund ein rühmliches Denkmahl ſetzt!)

Zehntes Stück. 1) Hr. Achard über den Grad der Hitze des kochenden Waſſers (S. St. 9. Nr. 1.). Aus den erzählten Verſuchen ergiebt ſich, daß der Grad des kochenden Waſſers kein feſter Punct ſey, ſondern daß

Methode bereitet, nur das Queckſilber kalt aufgelöſt, noch einmal ſo viel Salmiak, und ½ Weinſteinſalz genommen wurden. 6) Auszüge aus Briefen, vom Hrn. de Morveau, Blagden, R. Landriani, R. Kirwan, Meyer, Helwig, Weſtrumb, Heyer, Grau, Hermbſtädt. Die Auszüge aus den Schwed. Acad. Schriften enthalten de Morveau über die natürlichen Auflöſungsmittel des Quarzes; aus den Schriften d. Ac. v. Dijon: de Morveau über die Vervollkommnung der Mahlerfarben. Die Anzeigen betreffen Cancrin's Beſchreibung eines Tupulosſus, Bariſot über das Gaſteiner Wildbad, Semler von ächter hermetiſcher Arzney, Abhandl. der Böhmiſchen Geſ. der Wiſſenſch. Eſſay ſur differentes eſpeces d'air fixe, ou de gas, par M. *Sigaud de la Fond*; ſulla formazione del molibdena da *G. Candida*; Obſerv. for inveſtigating the repidſprings of Buxton etc. by *G. Pearſon*. — — Chemiſche Neuigkeiten.

Neuntes Stück. 1) Verſuche um ſich zu verſichern, ob der Grad der Hitze des reinen Waſſer ein fixer, unveränderlicher, in andern Umſtänden, als dem Drucke der unabhängiger, Grad ſey; vom Hrn. Achard. 2) Chemiſche Unterſuchung einer Feuchtigkeit, welche einer waſſerſüchtigen Frau abgezapft worden; vom Hrn. Buchholz. Die zähe ſchleimige Feuchtigkeit nicht mit Salpeterſäure, braun mit Alcalien; die Salpeterſäure änderte die Farbe in Gelb um; die Alcalien verbanden ſich gut damit, der Geiſt verdünnte ſie; ſie gab, mit Alcalilauge. 3) Verſuche über die aus Schwefelſäure bundene Vitriolſäure, in Rückſicht der darin tenen Salpeterſäure; vom Hrn. Dollfuß. Dephlegmation erfolgten nicht die geringſten Salpeterdämpfe. Eiſen darin aufgelöſt, gab keine Salpeterluft. ſauren Kalk damit vermiſcht, gab kein Königswaſſer. Ueber das cauſtiſche Alcali, ſeine Cryſtalliſation, ſeine Wirkung auf Weingeiſt; vom Hrn. Ber Vermiſcht man das cauſtiſche Alcali mit Weingeiſt, d wieder etwas davon ab, ſo erhält man zuletzt di Cryſtallen eines reinen cauſtiſchen Alcali's. Hr. C. merkt Recht an, daß lange vor Hrn. Bertholet, Hr. D.

ein ſolches kryſtalliſirtes cauſtiſches Salz entdeckt habe. 5) Auflösbarkeit der Holzkohlen; vom Hrn. Lichtenſtein. Deſtillirt man 7— 8mal dieſelbe Salpeterſäure über eben die Kohlen, ſo verlieren dieſe ihre Unauflösbarkeit, bleiben aber doch brennbar; ſie ſehen rußartig aus, ſchmecken bitterlich, und zergehen ganz im Waſſer. Die vorher ſehr ſtarke Säure ſchmeckt, nach der 8ten Deſtillation, nicht ſo ſtark, als Eſſig. Wo blieb hier die Säure? ſie verflog nicht, dazu war die Vorlage zu wohl verwahrt; ſie konnte ſich nicht an das Laugenſalz und Erde binden. Sollten die Kohlen wohl die Salpeterſäure zerſetzen? vielleicht daher die Auflösbarkeit der Kohle; deſtillirt man ſie, ſo erfolgt blos etwas Nußgeiſt; die Kohle aber iſt wieder ganz unauflöslich geworden; läßt ſich aber durch friſche Säure wieder auflöslich machen u. ſ. w. Mit einem Worte, der ſehr wohlgeſchriebene Aufſatz verdient ganz geleſen zu werden, und iſt reich an unerwarteten Bemerkungen. 6) Auszüge aus Briefen vom Herrn Achard, Blagden, Sennebier, Weſtrumb, Ilſemann — Auszüge aus den Abh. der Ac. zu Dijon. Maret, über Reinigkeit der Luft in Krankenhäuſern, de Morveau über das Oeffnen concentrirter Vitriolſäure, und Unterſuchung des Kupfergrüns und Kupferblau's, Maret über die Luft aus dem Kalkrahm, und aus der Mennige, de Morveau über die Art, den Schwerſpath zu zerlegen, Durande über ein Auflöſungsmittel der Gallenſteine. Die Anzeigen erſtrecken ſich über Chr. G. Gmelin examen fontium muriaticorum Sulzenſium, Jugels vollkommene Bergwerkskunſt; Catalogue raiſonné des ouvrages ſur les eaux minerales, par *Carere*, Pickel vom Nutzen der Chemie auf das Wohl eines Staats, Mém. ſur differentes parties des Sciençes, par *Guettard*, der Liqueurfabrikant, aus dem Franz. des Demachy und Dubuiſon, überſ. von Hahnemann — Kurze Anweiſung für einen Anfänger der Apothekerkunſt und Chemie, von J. A. Weber. — — Lebensnachrichten von Gr. Fr. Tielebein, vom Hrn. Niedt. (Schade um den ſo hoffnungsvollen jungen Mann, dem ſein älterer Freund ein rühmliches Denkmahl ſetzt!)

Zehntes Stück. 1) Hr. Achard über den Grad der Hitze des kochenden Waſſers (S. St. 9. Nr. 1.). Aus den erzählten Verſuchen ergiebt ſich, daß der Grad des kochenden Waſſers kein feſter Punct ſey, ſondern daß

daß verſchiedene Umſtände ihn verändern; daß er in metallenen Gefäſſen unbeſtändiger, als in gläſernen iſt, und daß die wahre, oder minder unmittelbare Wirkung der äußerſten Luft ziemlich beträchtliche Veränderungen in dem Grade der Hitze des kochenden Waſſers hervorbringe. 2) Ueber das Waſſereiſen; vom Hrn. M* Um es vom Eiſen zu ſcheiden, dephlogiſtiſire man es durch Kochen mit Salperterſäure, und gieße neue Salpeterſäure darauf, ſo löſt ſich blos das Waſſereiſen auf, das Eiſen iſt unauflöslich. 3) Ueber den natürlichen Braunſteinkönig; vom Hrn. de la Peyrouſe. Er hat die gewöhnliche Farbe, ſchmutzt auch an den Fingern ab, der Bruch iſt blättrig, u. ſ. w. er findet ſich in den Eiſengruben von Sem, im Thale Niederſps. 4) Ueber den Saturnit; vom Hrn. Monnet. 5) Ueber die metalliſchen Säuren; von Haſſenfratz. Zieht man Salpeterſäure über Zinn oder Eiſen ſo lange ab, bis ſie keine Salpeterluft mehr geben, und kocht ſie mit Waſſer, ſo wird dies ſäuerlich. Wird dies mit Alcali geſättigt, ſo erfolgt kein Niederſchlag, und verpuft es nicht auf Kohlen. 6) Bereitung des Alcohols vom Kornbrandtewein, vom Hrn. Lichtenſtein. Zieht man dieſen über ungelöſchtem Kalk ab, ſo zündet er nicht nur ſogleich, wenn er es auch vorher ſonſt nicht thun wollte; er läßt ſich bey viel ſtärkerer Wärme übertreiben, es giebt mehreren Weingeiſt, es erfolgt kein trübes, ſäuerliches Phlegma. 7) Ueber das gediegene Bitterſalz zu Wieſchitz; vom Hrn. D. F. A. Reuß. Ein Pfund des rohen giebt rothe Thonerde 4 Qu. 30 Gr., Selenit 1 Unze 28 Gr., reines Bitterſalz 12 U. 4 Qu. 9½, überflüßige Vitriolſäure 12½ Gr. 8) Ueber den Eſſigäther, und ein beſonders, den vegetabiliſchen weſentlichen Salzen ähnliches, Salz; vom Hrn. Pellolier. Aus dem Rückbleibſel vom Eſſigäther erhält man durch Abdampfen ein cryſtalliniſches, mehrentheils würflichtes, ſaures Salz, das weder Weinſtein- noch Zuckerſäure iſt. Der bloſſe Grünſpaneſſig giebt mit Alcohol Aether, wenn man die erhaltene Flüßigkeit über das Ueberbleibſel 3mal cohobirt, denn die Hälfte abdeſtillirt, hierauf die überſchüßige Säure ſättigt, ſo erhält man zuerſt, durch die Deſtillation, die Hälfte davon an Aether, und noch ½ verſüßten Geiſt, der Aether enthält. Auszüge aus Briefen; vom Hrn. von Trebra, de la Metherie, Bucholz, Weſtrumb, Weddercop, Dollfuß, Muhle. Die Auszüge aus der Batavſchen Geſell-

ſchaft

ſchaft Schriften enthälten: G. von Haaff, über den ſalzigen Anflug der Torfkohlen, und Ingenhouß über die dephlogiſt. Luft, wie ſie zu bekommen, und zum Athmen anzuwenden ſey. In den Anzeigen findet ſich Hiſtoire des mineraux, par M. L. C. *de Büffon*, über die gemeine, und durch Auflöſung aus Körpern entwickelte Luft, von J. Weber, Brügmanns Diſſ. de puogenia. — — Zum Andenken Herrn J. A. Cramer, vom Hrn. Oberfact. Claus. (Hr. Cl., einer der wenigen dankbaren Schüler von C., giebt uns hier Nachrichten von einem ſehr großen, von Ausländern verehrten, von Landsleuten oft verkannten, gedrückten Mannes, die uns, weil wenig davon bekannt war, an ſich, und wegen der Wärme des Vortrags, worin ſie abgefaßt ſind, ſehr angenehm waren! Nun genießt er gewiß der Ruhe, die ihm der Neid über ſeine hervorſtechende Verdienſte zuzog. Sein Andenken dauert durch Jahrhunderte, ſeine Feinde ſind längſt vergeſſen!)

Eilftes Stück. 1) Ueber eine ſeltene antike Moſaike; vom Hrn. Brückmann. Die Figur war ägyptiſch, wie vom Oſiris; eine glasartige Säule, von der man ſo viel Scheiben, als man will, abſchneiden kann, von der doch jede dieſelbe Figur vorſtellt. Hrn. B's ſcharfſinnige Angabe, wie dergleichen zu bewirken ſey. 2) Chemiſche Unterſuchung des (Herteſeldiſchen) Torfs; vom Herrn Achard. Es waren drey Arten. 38 Verſuche erwieſen, daß alle aus einerley Grundſtoff beſtünden, und nur in der Abſicht der Menge eines jeden verſchieden ſey. Die erſte enthielt viel brennbare Luft, $\frac{1}{8}$ brenzlichtes Oel, $\frac{1}{7}$ brenzlichten alcaliſchen Phlegma's $\frac{1}{12}$ kohlichtes Rückbleibſel, das $5\frac{1}{2}$ Aſche gab, die größtentheils aus Kalk- und etwas Kieſelerde beſtand, u. ſ. w. 3) Ueber die Urſachen der geiſtigen Gährung, und ihre Vervollkommung; vom Hrn. M. v. Bullion. Ohne den im Moſt enthaltenen Weinſtein erfolgt ſie nicht; ſelbſt nicht, wenn man ſtatt deſſelben Sauerkleeſalz zuſetzt; dagegen erfolgte durch Zuſatz von noch mehr, als der natürlichen Portion Weinſtein, mehr Weingeiſt als ſonſt — Eben dies gilt auch vom Kirſchſaft. — Ohne alle extractartige harzigte Materie erfolgte keine Gährung, ſelbſt bey einer Miſchung aus Zucker und Weinſtein. 4) Unterſuchung eines Blaſenſteins; vom Hrn. Tychſen. Er enthielt die Hälfte Kalkerde, Brennbares, flüchtiges

ges Laugensalz, Wasser, fixe Luft. Das beste Auflösungsmittel solcher Steine (denn andre, wie die von Scheele, Bergmann u. a. untersuchten, haben andre Bestandtheile) sind die Säuren. 5) Ueber die Beeren des Bittersüsses; vom Hrn. Fuchs. Eine dem Essig nahe kommende Säure, und ein talgähnliches Wesen scheinen die nächsten Bestandtheile derselben. Zu schwarzer Asche gebrannt, und auf dem Stubenofen getrocknet, entzündet sich von selbst. 6) Auszüge aus Briefen; vom Hrn. d'Arcet, Kirwan, de Morveau, Succow, de la Metherie, Kemler, Pitiscus, Piepenbring. Die Auszüge aus den Pariser Acad. Schriften enthalten: Cornette über die Wirkung der Vitriol- und der Salpetersäure auf die Oele, de Lassonne über eine von selbst erfolgte Entzündung des Phosphors (durch zugegossenes kaltes Wasser,) und über dessen Säure. Die Anzeigen beziehen sich auf Hrn. H. B. Weigel's Diss. sistens experimenta chemica, Karsten's physischchemische Abhandlungen, Ebendesselben Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Natur, und endlich dessen kurzer Entwurf der Naturwissenschaft, Succows Anfangsgründe der ökonomischen und technischen Chemie, Hermbstädts physikalisch-chemische Versuche und Beobachtungen — — Chemische Neuigkeiten.

Zwölftes Stück. Bemerkungen über die Hornsteinkrystallen; vom Hrn. Brückmann. Der Hornstein habe keine besondere Krystallisation, sondern er nehme bloß die Figur andrer vorheriger Crystallisationen (größtentheils Kalkspathiger) an, deren Stoff durch allmählige Auflösung verlohren gegangen sey: daher sind viele Hornsteinkrystallen hohl, oder doch löcherigt. — Beschreibung 6 solcher verschiedenen Arten von Crystallisationen. 2) Ueber einen Rohstein der Oefen zu Poullaouen; vom Herrn Brolemann. Der sogenannte Saturnit des Hrn. Monnet, sey durchaus nichts anders, als ein wahrer Rohstein. 3) Ueber das Verfahren, Zeichnungen in Glas zu ätzen; vom Hrn. Gr. v. G. — — Eine Platte von Spiegelglas wird mit geschmolzenem Wachse, Kupferstechermastix, u. dergl. überzogen; auf diesem zeichnet man mit der Radiernadel, und schüttet eine, eben eingerührte Mischung von Flußspath und Vitriolöl darüber. Nach 1 — 2 Tagen, wenn alles von der Glasplatte weggenommen ist, erscheinen die Züge darin eingeätzt. 4) Ueber den Ursprung des mine-

ral-

mallischen gediegenen Laugensalzes; vom Hrn. R. Lorgna. Das Ascali sey ein Product der Meerthiere, es könne nicht durch Zersetzung des Kochsalzes entstanden seyn, da sie so wenig davon enthalten; hieraus lasse sich auch die gewöhnliche Vergesellschaftung des flüchtigen Laugensalzes mit dem mineralischen erklären. 5) Untersuchung des angeblichen Tungsteines, und des Wolfram's aus Cornwall, vom Hrn. Klaproth. Der erste war nichts anders, als ein Braunsteinhaltiges Eisen; der andre war wirklich Wolfram, enthielt die Tungsteinsäure, mit denen von Scheele beschriebenen Eigenschaften; die weiße enthielt noch Arsenik; die gelbe nicht, die dem Glase eine schöne sapphirblaue Farbe geben kann. Noch nie habe Hr. K., auf alle mögliche Art, jene Säure zu Metall reduciren können. 6) Chemische Untersuchung des Holzzinnes; vom Hrn. Klaproth. Es ist ein klaskopf ähnliches, fast crystallartiges, rothes Zinnerz, das 63½ Metall im Hundert giebt, nur einen geringen Eisengehalt, und äußerst wenig Arsenik hält. 7) Auszüge aus Briefen; vom Hrn. de la Metherie, Sobel, Hermbstädt, Gren, Westrumb, Heyer, Harßleben, Wittekop. Aus der Pariser Acad. Schriften ist Lavoisier über einige Flüßigkeiten, welche man bey einer Wärme, die wenig über die mittlere Temperatur der Erde geht, in einem luftartigen Zustande erhalten kann, genommen. Die Anzeigen betreffen Gerhards Grundriß des Mineralsystems, Westrumbs kleine physikalisch-chemische Abhandlungen, Ehrmann's Versuch einer Schmelzkunst, mit Beyhülfe der Feuerluft, Fuchs Geschichte des Spießglases, dessen chemischer Zerlegung, arzneylichem und ökonomischem Gebrauchs, Wiegleb's Magie; zweyter Theil. — — Chemische Neuigkeiten.

Dies ist also der Inhalt des letzten Jahrgangs der Annalen, dessen Reichhaltigkeit, mehr, als alles andre, unsre günstige Meynung von demselben bekräftigen wird.

Zw.

Merkwürdige und sehr nützliche Nachrichten von den gegenwärtigen Koten und Salzpfannen in England, und wie mit dem wenigsten Feuer und Stein-

ges Langensalz, Wasser, fixe Luft. Das beste Auflösungsmittel solcher Steine (denn andre, wie die von Scheele, Bergmann u. a. untersuchten, haben andre Bestandtheile) sind die Säuren. 5) Ueber die Beeren des Bittersüsses; vom Hrn. Fuchs. Eine dem Essig nahe kommende Säure, und ein talgähnliches Wesen scheinen die nächsten Bestandtheile derselben. Zu schwarzer Asche gebrannt, und auf dem Stubenofen getrocknet, entzündet sich von selbst. 6) Auszüge aus Briefen; vom Hrn. d'Arcet, Kirwan, de Morveau, Succow, de la Metherie, Kemler, Pitiscus, Piepenbring. Die Auszüge aus den Pariser Acad. Schriften enthalten: Cornette über die Wirkung der Vitriol- und der Salpetersäure auf die Oele, de Lassonne über eine von selbst erfolgte Entzündung des Phosphors (durch zugegossenes kaltes Wasser,) und über dessen Säure. Die Anzeigen beziehen sich auf Hrn. H. B. Weigel's Diss. sistens experimenta chemica, Karsten's physikschemische Abhandlungen, Ebendesselben Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Natur, und endlich dessen kurzer Entwurf der Naturwissenschaft, Succows Anfangsgründe der ökonomischen und technischen Chemie, Hermbstädts physikalisch-chemische Versuche und Beobachtungen — — Chemische Neuigkeiten.

Zwölftes Stück. Bemerkungen über die Hornsteinkrystallen; vom Hrn. Brückmann. Der Hornstein habe keine besondere Krystallisation, sondern er nehme bloß die Figur andrer vorheriger Crystallisationen (größtentheils Kalkspathiger) an, deren Stoff durch allmählige Auflösung verlohren gegangen sey: daher sind viele Hornsteinkrystallen hohl, oder doch löcherigt. — Beschreibung 8 solcher verschiedenen Arten von Crystallisationen. 2) Ueber einen Rohstein der Oefen zu Poullaouen; vom Herrn Brolemann. Der sogenannte Saturnit des Hrn. Monnet, sey durchaus nichts anders, als ein wahrer Rohstein. 3) Ueber das Verfahren, Zeichnungen in Glas zu ätzen; vom Hrn. Gr. v. G. — — Eine Platte von Spiegelglas wird mit geschmolzenem Wachse, Kupferstechermastix, u. dergl. überzogen; auf diesem zeichnet man mit der Radiernadel, und schüttet eine, eben eingerührte Mischung von Flußspath und Vitriolöl darüber. Nach 1—2 Tagen, wenn alles von der Glasplatte weggenommen ist, erscheinen die Züge darin eingeätzt. 4) Ueber den Ursprung des mine-

ral-

nalischen gediegenen Laugensalzes; vom Hrn. K. Lorgna. Das Ascali sey ein Product der Meerthiere, es könne nicht durch Zersetzung des Kochsalzes entstanden seyn, da sie so wenig davon enthalten; hieraus lasse sich auch die gewöhnliche Vergesellschaftung des flüchtigen Laugensalzes mit dem mineralischen erklären. 5) Untersuchung des angeblichen Tungsteines, und des Wolfram's aus Cornwall, vom Hrn. Klaproth. Der erste war nichts anders, als ein Braunsteinhaltiges Eisen; der andre war wirklich Wolfram, enthielt die Tungsteinsäure, mit denen von Scheele beschriebenen Eigenschaften; die weiße enthielt noch Arsenik; die gelbe nicht, die dem Glase eine schöne sapphirblaue Farbe geben kann. Noch nie habe Hr. K., auf alle mögliche Art, jene Säure zu Metall reduciren können. 6) Chemische Untersuchung des Holzzinnes; vom Hrn. Klaproth. Es ist ein klaskopf ähnliches, fast crystallartiges, weißes Zinnerz, das 63¾ Metall im Hundert giebt, nur einen geringen Eisengehalt, und äußerst wenig Arsenik hält. 7) Auszüge aus Briefen; vom Hrn. de la Metherie, Sobel, Hermbstädt, Gren, Westrumb, Heyer, Harßleben, Wittekop. Aus der Pariser Acad. Schriften ist Lavoisier über einige Flüßigkeiten, welche man bey einer Wärme, die wenig über die mittlere Temperatur der Erde geht, in einem luftartigen Zustande erhalten kann, genommen. Die Anzeigen betreffen Gerhards Grundriß des Mineralsystems, Westrumbs kleine physikalisch-chemische Abhandlungen, Ehrmann's Versuch einer Schmelzkunst, ist Beyhülfe der Feuerluft, Fuchs Geschichte des Spießglases, dessen chemischer Zerlegung, arzneylichem und ökonomischem Gebrauchs, Wiegleb's Magie; zweyter Theil. — — Chemische Neuigkeiten.

Dies ist also der Inhalt des letzten Jahrgangs der Annalen, dessen Reichhaltigkeit, mehr, als alles andre, unsre günstige Meynung von demselben bekräftigen wird.

Zw.

Merkwürdige und sehr nützliche Nachrichten von den gegenwärtigen Koten und Salzpfannen in England, und wie mit dem wenigsten Feuer und Stein-

Steinkohlen das meiste Salz gemacht, und eben dadurch der größte Profit erhalten werde ꝛc. von Christoph Chrysel. Leipzig, 1787. 8vo. 2½ Bogen.

Der Verf. hat in diesen Nachrichten durch Zeugniß bewiesen, daß der Feuerheerd bey den Salzpfannen in England sehr fehlerhaft eingerichtet sey, und daß durch eine andere Anhauung eine beträchtliche Ersparung an Feuerungskosten gemacht werden könne. Eine Pfanne, 24 Fuß lang, 15 Fuß breit und 1 Fuß tief, nach alter Weise gesetzt, hat zu jeder Tonne ausgebrachtes Salz 14¼ Centner Steinkohlen erfordert; dahingegen, als solche nach des Verf. Methode umgesetzt worden, sind auf eine Tonne Salz nur 8½ Centner Steinkohlen verbraucht worden. Eine Beschreibung seiner neuen Einrichtung findet man hier nicht; nur giebt er zu verstehen, daß gemeiniglich durch allzugroße Züge zuviel Hitze ungenutzt aus den Ofen entweiche, daß die vornehmste Wissenschaft, die mathematische Proportion zwischen der verschiedenen Größe der Pfannen, der Feuerplätze und des Feuers, und zwischen der Oeffnung und dem Ausgange in die Röhren und Feuereßen auszurechnen und anzubringen, sey.

Den zweyten Vortheil setzt der Verfasser in die großen Pfannen. Wenn z B. 5 Feuerplätze unter kleinern Pfannen, in ihrer Zusammensetzung und Vereinigung zu einer einzigen großen Pfanne, in zwey Feuerplätze reduziret würden, daß gemeiniglich mehr als die Hälfte des Feuers erspart werde. Er versichert, daß man in England Pfannen habe, bis zu 40 Fuß lang, 27 Fuß breit und 13 Zoll tief, welche auf einmal 1170 Kubikfuß Soole faßten, und 3 Feuerheerde hätten. Demohngeachtet räth er an, die Pfannen nur 26 Fuß lang, 18 Fuß breit und 12 Fuß tief zu machen, und mit 2. Feuerplätzen zu versehen.

Am Schlusse führt der Verf. an, wenn die gegebenen Nachrichten zu kurz seyn sollten, und man von ihm mehrere Umstände zu wissen verlange, so könne man sich deswegen an ihm selbst, unter Addresse des Intelligenz-Comtoirs zu Leipzig, verwenden.

Aw.

9. Ge-

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Patriotische Beyträge zur Kenntniß und Aufnahme des Schwedischen Pommerns von J. D. von Reichenbach, Königl. Schwedischen Kammerrath. Greifswald. 1787. in 8. 7tes und 8tes Stück.

Ein nicht allein für Pommern sondern für ganz Deutschland höchst wichtiges Werk. Reichhaltigkeit von Materialien, tiefe theoretische Kenntnisse mit praktischer Erfahrung verbunden, Feinheit und Scharfblick, eine helle und kurze Darstellung, dabey eine Wärme des Patriotismus, die für den Leser so hinreißend ist, daß man ihm in allen Recht geben möchte, selbst da, wo man bey kälterm Blute nicht mehr seiner Meynung ist; und vor allen eine Freymüthigkeit, der der Britte eine Ehrensäule errichten, die wir kalte Deutsche selbst an den Britten staunend bewundern würden, ungeachtet für ihn bey weitem nicht so viel männlicher Muth dazu erfordert wird, wie bey dem Deutschen. Möchten doch deutsche Fürsten es lesen, nur um durch die That selbst zu sehen, daß gerade sie es sind, die bey der Publicität das mehrste Interesse haben, sie, die von einer Menge Leute, die mancherley Connexionen, Interesse, Furcht, Vorurtheil in eine Ligue verbindet, in ihrem eigenen Lande mit verbundenen Augen herumgeführt werden! wie sehr selbst ihr Kammerbeutel eines so treuen Wahrheitliebenden Freundes als die Publicität ist, bedürfe! Wie würde mancher Fürst hoch aufhören, wenn man ihm sagte, daß diese oder jene Administration von der er großen Vortheil zu haben glaubt, jährlichen Verlust für ihn enthalte, nachdem Einnahme und Ausgabe auf ihren wahren innern Gehalt reducirt worden, daß manches einträgliche Kammeramt durch eine unförmliche Einrichtung noch Zuschuß erfodere; daß viele hundert wüste Höfe ohne Bebauer erhalten werden, weil die Verwaltung und Verpachtung der Ländereyen einige Sporteln für die Beamte trägt, indessen ein Geschrey erhaben wird, wenn hie oder da ein neuer Anbauer angesetzt ist; daß für Landgerichte, die nur Bruchsachen

Steinkohlen das meiſte Salz gemacht, und eben dadurch der größte Profit erhalten werde ꝛc. von Chriſtoph Chryſel. Leipzig, 1787. 8vo. 2½ Bogen.

Der Verf. hat in dieſen Nachrichten durch Zeugniß bewieſen, daß der Feuerheerd bey den Salzpfannen in England ſehr fehlerhaft eingerichtet ſey, und daß durch eine andere Aufhauung eine beträchtliche Erſparung an Feuerungskoſten gemacht werden könne. Eine Pfanne, 24 Fuß lang, 15 Fuß breit und 1 Fuß tief, nach alter Weiſe geſetzt, hat zu jeder Tonne ausgebrachtes Salz 14½ Centner Steinkohlen erfordert; dahingegen, als ſolche nach des Verf. Methode umgeſetzt worden, ſind auf eine Tonne Salz nur 8½ Centner Steinkohlen verbraucht worden. Eine Beſchreibung ſeiner neuen Einrichtung findet man hier nicht; nur giebt er zu verſtehen, daß gemeiniglich durch allzugroße Züge zuviel Hitze ungenutzt aus den Oefen entweiche, daß die vornehmſte Wiſſenſchaft, die mathematiſche Proportion zwiſchen der verſchiedenen Größe der Pfannen, der Feuerplätze und des Feuers, und zwiſchen der Oeffnung und dem Ausgange in die Röhren und Feuergänge auszurechnen und anzubringen, ſey.

Den zweyten Vortheil ſetzt der Verfaſſer in die großen Pfannen. Wenn z B. 5 Feuerplätze unter kleinern Pfannen, in ihrer Zuſammenſetzung und Vereinigung zu einer einzigen großen Pfanne, in zwey Feuerplätze reduziret würden, daß gemeiniglich mehr als die Hälfte des Feuers erſparet werde. Er verſichert, daß man in England Pfannen habe, bis zu 40 Fuß lang, 27 Fuß breit und 13 Zoll tief, welche auf einmal 1170 Kubikfuß Soole faßten, und 3 Feuerheerde hätten. Demohngeachtet räth er an, die Pfannen nur 26 Fuß lang, 18 Fuß breit und 12 Fuß tief zu machen, und mit 2. Feuerplätzen zu verſehen.

Am Schluſſe führt der Verf. an, wenn die gegebnen Nachrichten zu kurz ſeyn ſollten, und man von ihm mehrere Umſtände zu wiſſen verlange, ſo könne man ſich deswegen an ihm ſelbſt, unter Addreſſe des Intelligenz-Comtoirs zu Leipzig, verwenden.

Aw.

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Patriotische Beyträge zur Kenntniß und Aufnahme des Schwedischen Pommerns von J. D. von Reichenbach, Königl. Schwedischen Kammerrath. Greifswald. 1787. in 8. 7tes und 8tes Stück.

Ein nicht allein für Pommern sondern für ganz Deutschland höchst wichtiges Werk. Reichhaltigkeit von Materialien, diese theoretische Kenntnisse mit praktischer Erfahrung verbunden, Feinheit und Scharfblick, eine helle und kurze Darstellung, dabey eine Wärme des Patriotismus, die für den Leser so hinreißend ist, daß man ihm in allen Recht geben möchte, selbst da, wo man bey kälterm Blute nicht mehr seiner Meynung ist; und vor allen eine Freymüthigkeit, der der Britte eine Ehrensäule errichten, die wir kalte Deutsche selbst an den Britten staunend bewundern würden, ungeachtet für ihn bey weitem nicht so viel männlicher Muth dazu erfordert wird, wie bey dem Deutschen. Möchten doch deutsche Fürsten es lesen, nur um durch die That selbst zu sehen, daß gerade sie es sind, die bey der Publicität das mehrste Interesse haben, sie, die von einer Menge Leute, die mancherley Connexionen, Interesse, Furcht, Vorurtheil in eine Ligue verbindet, in ihrem eigenen Lande mit verbundenen Augen herumgeführt werden! wie sehr selbst ihr Kammerbeutel eines so treuen Wahrheitliebenden Freundes als die Publicität ist, bedürfe! Wie würde mancher Fürst hoch aufhören, wenn man ihm sagte, daß diese oder jene Administration von der er großen Vortheil zu haben glaubt, jährlichen Verlust für ihn enthalte, nachdem Einnahme und Ausgabe auf ihren wahren innern Gehalt reducirt worden, daß manches einträgliche Kammeramt durch eine unförmliche Einrichtung noch Zuschuß erfodere; daß viele hundert wüste Höfe ohne Bebauer erhalten werden, weil die Verwaltung und Verpachtung der Ländereyen einige Sporteln für die Beamte trägt, indessen ein Geschrey erhaben wird, wenn hie oder da ein neuer Anbauer angesetzt ist; daß für Landgerichte, die nur Bruchsachen

zum Gegenstande haben, und nicht so viel werth sind, daß ein Amtsunterbedienter sich mit ihnen einen Morgen beschäfftige, jährlich vielleicht eine halbe Tonne Goldes verreiset und verschmauset wird, indessen man auf ein hundert Thaler Bedienungszulage kargt, indessen der Officiant um ein Rescriptum ratificatorium ansuchen muß, wenn er für sein Departement — eine neue Goldwaage anschaffen will; indessen man auf solchen armseeligen Schlendrian noch obendrein stolz ist, und den Ruf einer exacten Haushaltungskunst darauf begründet. Und gleichwohl ist man noch zur Zeit mit nichts geheimnißvoller als mit den Kammeretats, ungeachtet sich hier keine einzige Ursache dazu denken läßt, deren die Adepten sich nicht schämen müßten; denn auf die Balanz von Europa wird es wahrlich keinen Einfluß haben, ob man diesen oder jenen Fürsten für 100000 Rthlr. jährlich reicher oder ärmer hält, und dem Credit der Kammer kann es nur da nachtheilig seyn, wo der Fürst selbst ein übler Haushälter ist; nicht zu gedenken, daß der Schuldenzustand in einem solchen schlimmen Falle füglich könnte ausgelassen werden. Selbst in Ländern, wo man mit Publicität prahlt, zittert doch der furchtsame Cameralist, (der Mann, der, wie Hr. von R. sagt, nichts als Patente auf Befehl zu schreiben gewohnt ist,) wenn man von einem solchen Etat mit Freymüthigkeit spricht; wie denn überhaupt oft in den Ländern, deren Schriftsteller in Ansehung fremder Staaten die freymüthigsten sind, in solchen Gegenständen die wenigste Publicität herrscht. Einheimische wagen nicht zu schreiben, und Auswärtige können nicht, weil es ihnen an Materialien fehlt, und weil sie sich auch oft fürchten, es mit einer solchen gewaffneten Schaar berühmter Publicitätsmänner aufzunehmen, die natürlich für die ihnen gegen andere Staatsverwaltungen verliehene Marquebriefe zur Vertheidigung der eigenen Regierung verbunden sind. In solchen Ländern kann man oft, wie Figaro von Spanien sagt, alles schreiben, was man will, wenn man nur nichts vom Staate und dessen Finanzen, von der Gesetzgebung, der Justizverfassung, von der Geistlichkeit, vom Civil und Militär u. s. w. kurz von nichts schreibt, was dem einheimischen Publikum am Herzen liegt.

Der Leser wird uns diese Digression verzeihen; sie war bey dem Hrn. von R. zu natürlich, bey einem Manne der so schreibt wie er, und doch einer der ersten Landesbedienten, selbst

selbst das erste Mitglied der Kammer ist, in deren Verfassung er so manche Mängel rügt. Dafür hat aber auch der Mann von dieser Thätigkeit, diesem Kopf und Herzen — 600 Thaler jährlicher Einnahme — hat, obwohl er einige 20 Jahr in seinem Posten steht, noch nie eine Zulage erhalten, freylich, weil er, wie er selbst sagt, nie demüthigst darum supplicirt hat.

Im 7ten Stücke finden wir eine Abhandlung von Pommerns Staatswirthschaft, Finanzwesen und Cameralverfassung — die Ausgaben für den Civiletat (worin jedoch der Städtische, desgleichen die Universität nicht eingerechnet sind) trugen im Jahr 1786. — 43,154 Rthlr. Für das Militär und die Festung — 138,966 Rthlr. Von den Garnisonregimentern kostet das Leibregiment der Königin a 1140 Gemeine mit Einschluß des Staabs in allem 55,487 Rthlr. und das Pfuelschielmische Regiment a 1152 Gemeine 55,224 Rthlr. An Extraausgabe als Pension, Magazin, Korn, Erstattungen 38,319 Rthlr. und das Total — 210,899 Rthlr. alles in Pommerschen Courant oder dem Leipziger Fuß. Die Einnahme betrug 230,342 Thlr. also Ueberschuß 19342 Rthlr. Vormals hatte der Staat beständig Defecten, welche aus Schweden zugeschossen wurden, und nach und nach die Summe von 2½ Millionen Rthlr. betrugen, und dennoch konnte sogar der gemeine Soldat nicht einmal seinen Lohn prompt erhalten. Jetzt hingegen, nachdem die Nachwehen des Krieges verschwunden sind, und eine bessere Oekonomie eingeführt ist, trägt sich der Staat nicht nur selbst, sondern hat auch noch einen Ueberschuß im Durchschnitt von 25,000 Rthlr. welche mit der Zeit noch über 40,000 Rthlr. gehen möchten. Dieser Ueberschuß soll nach einer Königl. Resolution zum Festungsbau angewandt werden, wofür sonst bis jetzt nach dem ordinairen Staat nur 5000 Rthlr. bestimmt gewesen. — Der Verf. klagt über die zu große Menge von Staatsbedienten, womit nun freylich, zumal solche Länder, wie Schwedisch Pommern ist, gesegnet zu seyn pflegen. — Vom Nationalvermögen behauptet der Verf. daß dieß in sofern so ziemlich sey, daß Pommern dem Ausländer wenig oder nichts schuldig sey, und öffentliche Anleiher nicht zu verzinsen habe. Die meisten Stiftungen haben ansehnliche Capitalien bis auf die Universität Greifswald, die sich aus ihren Verwickelungen noch nicht herauszureißen vermöge. Die Finanzen der

Stadt Stralsund seyn zwar nicht die besten; die von der Stadt Greifswald aber desto besser. Die Umstände des Adels der Landeigenthümer und Pächter sind fast durchgängig gut. Die hohen Getraidepreise und der Seekrieg hätten Häuser von 2 bis 10,000 Rthlr. jährlicher Revenüen hervorgebracht. Minder vortheilhaft sehe es mit den Stadtbewohnern, zumal dem Kaufmann in Stralsund aus. Nicht ein einziges Haus von 80 — 100,000 Rthlr. Wer 10 bis 16000 Rthlr. habe, gelte für vermögend, und mit 3 — 4000 Rthlr. spiele man schon den Kornhändler und Großirer. In Greifswald sey ungeachtet des zeitherigen Gewinns einzelner Handelshäuser die Totalität doch arm, weil man vormals 120 bis 150 Studenten gezählt hätte, jetzt aber etwa nur 40, größtentheils Stadtkinder. Unter den Landstädten komme Grimmen noch am besten fort; den übrigen sehe man ihr Unvermögen mit halbem Blicke an. Wismar habe jetzt etwa 6000 Einwohner. Jährlich werden etwa 2000 Lasten Getraide verschifft. Die Importen sind Eisen, Holzwerk, Theer, Hering, Steinkohlen und Bley. Für das Tribunal kommen jährlich aus Pommern 5431 Rthlr. und an Gerichtsgebühren, Proceßkosten und Sold, der zwar nur 100 Mann starken Garnison, etwa doppelt so viel. Die Krone habe von der Stadt Wismar und der dazu gehörigen Herrschaft, etwa 5 — 6000 Rthlr. reinen Ueberschuß, der auf 16000 Rthlr. steigen würde, wenn der Stadt erst die Kriegsschäden vergütet sind. Nichts desto weniger habe Pommern keinen würklichen Nutzen davon. Die Stadt würde ein anders Ansehn gewinnen, wenn man sie zum Freyhafen machte.

Den baaren Geldstock des Landes rechnet der Verf. auf 3 — 400,000 Rthlr. und die Zahl der Einwohner auf 100,000. — Creditanstalten, Leihhäuser u. dgl. habe man gar nicht, daher ein unleidlicher Wucher herrsche. Auf Gold und Silber nicht unter 5 — 6 pro Cent Zinsen, außer Deugeurgeldern, auf Kleider u. s. w. 25 — 50 p. C. — S. 144. bezeugt der Verf. seine Verwunderung darüber, daß man im Preußischen, wo die Finanzkunst so hoch gestiegen ist, nicht längst darauf verfallen sey, die großen Aemterpachtungen abzuschaffen, jedwedes Gut nach dessen Localumständen für sich auszuthun, und die Bauren möglichst vom Dienste zu befreyen. Rec. hat längst die nämlichen Gedanken gehabt, inson-

sonderheit da er wußte, daß schon im 16ten Jahrhundert der Staatsminister von Arnim solches im Brandenburgischen vorschlug, aber keinen Beyfall fand, aus Verdruß in Sächsische Dienste gieng, und dort sein Project mit dem glücklichsten Erfolge zur Ausführung brachte. Um so mehr freut er sich mit dem Verf. über die Zeitungsnachricht von dem Vorhaben des jetzigen großen Königs, und wünscht die nämliche Einrichtung insonderheit denjenigen Ländern, wo die Pachtung mit dem Justizamtmann als der größte Theil seines Salairs verbunden ist. — Noch eine höchst merkwürdige Anekdote. Ein Pommerscher Beamter hatte im Jahr 1775. einen Cameralauftrag, den das Hofgericht zu Greifswald untersagte. Als der Beamte sich nicht daran kehrte, ließ das Hofgericht ein militairisches Commando anrücken; die Kammer hingegen sandte aus Stralsund annoch ein stärkeres Commando, und so würden Gustavs Truppen auf seine mittelbare Ordre mit einander sich herumgeschlagen haben, wenn nicht das schwächere Commando gewichen wäre. Der Auftrag kam nun zur Vollziehung, allein der Beamte mußte in der Oberinstanz mit 250 Rthlr. Strafe dafür büßen, und das, wie wir gegen die Meynung des Hrn. Verf. dafür halten — von Rechtswegen; denn dem Schwerdte der Gerechtigkeit, das der König führt, muß auch sein Kammerbeutel unterthan seyn. Uebrigens kann sich freylich ein solcher Vorfall nur in einem aristokratisch-monarchischen Lande zutragen, wo nämlich der Fürst nicht im Lande ist.

Im 8ten Stück befindet sich 1) eine Abhandlung über das Pommersche Münzwesen, zuerst eine kurze helle Darstellung der ältern Pommerschen Münzgeschichte, insonderheit der Sundischen Währung. Die ältesten noch vorhandenen Slavischen Pommerschen Münzen sind aus dem 13ten Jahrhundert, die man vor etwa 20 Jahren in einem Acker gefunden hat. Hiernächst die gewöhnliche Folge des Cölnischen, Zinnischen und Leipziger Fußes, sodann von Graumannischen und endlich dem während des letzten 7jährigen Kriegs, der besonders interessant ist. 1758. wurden 236,858 Rthlr. ausgeprägt in 8 Gr. Stücken zu 16 Rthlr. 24 ß. und 4 Gr. zu 16 Rthlr. 30 ß. die Mark fein; 1759. 8 Gr. zu 19 Rthlr. 16 ß. 4 Gr. zu 16 Rthlr. 32 ß. 28 Rthlr. und 19 Rthlr. 32 ß; Groschen zu 21 Rthlr. 32 ß. An Silber wurden ver-

münzt 1,381,959 Rthlr. die 76,519 Mk. 5 Loth fein enthielten. Im Jahr 1760. prägte man von 21 Rthlr. 16 ß. bis zu 34 Rthlr. auf die Mark fein und das Total war 4.592.950 Rthlr. 1761. stieg man bis zu 40 Rthlr. die Mark fein; ja man praate Tympfe auf Polnischen und 8 Gr. auf Suerinschen Stempel zu 44 Rthlr. 1762. bis zu 41 Rthlr. 12 ß. das non plus ultra. Vom Septbr. 1758. bis in den November 1760. also in 26 Monaten lieferte die Münze theils im Golde, theils in Silber 6,347,207 Rthlr. und in den übrigen 15 Kriegsmonaten lief der Belauf sicher im Ganzen bis zu 10 Millionen Rthlr. Nach dem Kriege prägte man etwa 1300,000 Rthlr. nach dem Leipziger Fuß, die jedoch bald außer Landes gebracht wurden. Jetzt ist gar keine Münze vorhanden. der Louisd'or steht etwa zu 4 Rthlr. 20 Gr gegen zwey 99stücke. Currente Silber-Münzen sind: Brandenb. Sächs. Hannöversche zwey und Ein Drittel, Schwedische Zehn- und Fünföhrstücke, Pommersche 2 g. Groschen und Schillinge, Stralsunder Sechslinge und Witte nach dem Torgauer Fuß. — Die Münze der Stadt Stralsund muß stille stehen, so lange die Königl. Münze nicht prägt. — Der König gewann während des 7jährigen Krieges in den ersten 21 Monaten an Münzpacht 59,355 Rthlr. und nachmals an Schlageschatz 700,000 Rthlr. die in die Feldcassen flossen. — Endlich handelt der Verf. von der Schädlichkeit des Leipziger Fußes für Pommern, wobey ihm doch die Abhandlung des Syndicus Guden über diese Materie nicht scheint bekannt gewesen zu seyn.

Auf diese Abhandlung folgt ein Aufsatz über etliche auf Rügen gefundene Angelsächsische und Ungarische Münzen. Ferner eine Abhandlung über die ehemalige Einrichtungscommission. Sie bestand gutentheils aus Männern, die das Land und die Sprache nicht kannten, und schied ohne viel ausgerichtet zu haben, von dannen, nachdem sie über 60,000 Rthlr. gekostet hatte. — Noch liest man Gedanken über die Greifswaldsche Akademie in Anleitung der Patriotischen Beytr. V. St. S. 172 bis 200. von einem Unbekannten mit Noten eines Unpartheyischen. Uns scheint doch der Unbekannte in einzelnen Punkten der Academie zu nahe zu treten, wenn gleich im Ganzen es wahr genug seyn mag, daß der dazu ausgesetzte Fond weit nützlicher fürs Land verwandt werden könnte.

Endlich

Endlich findet man noch einige Tabellen als Beylagen der vorherigen Abhandlungen: Verzeichniß sämmtlicher Domanialgüter und Partikeln ausweisend, was solche Anno 1721. getragen haben, und wie hoch die Krone selbige jetzt nutzet. Generalbalance über die Einnahme und Ausgabe des pro 1786. regulirten Pommerschen Staatsextract aus dem Pommerschen Staate, vom Jahr 1721 — 1786. Ueberschuß oder Defect ausweisend. Summarischer Auszug, welcher ausweiset, was die Licentaccise, Consumtions- und Zollintraden von 1721 — 1786. getragen haben. Betrag sowohl der Marken fein Silber, die die Münze verbrauchte, als auch der daraus geprägten Geldsummen von 1758 — 1760. Veränderungen, welche sich mit dem Münzfuß der Königl. Münze zu Stralsund von 1758 — 1763. zugetragen haben, Wechselcours von Stralsund auf Hamburg für Briefe 2 Monat nach Data zahlbar gegen Zweygroschenstücke nach dem Leipziger Fuß von 1763 — 1786.

Pe.

Articles historiques et géographiques des états de la maison de Brandebourg, tirés de la nouvelle Encyclopédie de Paris. Berlin, chez Mylius. 1787. 8 Bog. gr. 8.

Historische und geographische Artikel die Staaten des Hauses Brandenburg betreffend, aus der neuen Pariſiſchen Encyclopädie gezogen, und ins Deutſche überſetzt, von Aug. Rode. — Berlin, bey Mylius. 8 Bog. gr. 8.

Der Professor und Geograph zu Paris, Hr. Robert, hat vor einigen Jahren in einem Schreiben an den Oberhofmeister des Königs von Pr. denselben, um einige historische und geographische Erläuterungen über die Preußischen Staaten, deren er sich zur Berichtigung der diese Monarchie betreffenden Artikel in der neuen Ausgabe der Encyklopädie bedienen könnte. Der damalige Oberhofmeister der Königin Graf von Wartensleben übergab des Hrn. Roberts Brief dem Staatsminister Grafen von Herzberg, welcher auch in Eil

und bloß aus dem Gedächtnisse einem Sekretär das Hauptsächlichste der folgenden Artikel diktirte, und es Hrn. Robert zuschickte. Dieser hat davon bey der neuen Ausgabe der Encyklopädie Gebrauch gemacht, und diese die Staaten des Hauses Brandenburg betreffende Artikel in einer kleinen Ausgabe besonders abdrucken lassen. Diese kleine Sammlung ist in Berlin wieder aufgelegt, und von Hrn. Rode richtig und gut übersetzt worden.

Der Hr. Graf von Herzberg hat bloß den Hauptinhalt der großen Artikel geliefert, aber keinen Antheil an den die Städte und Neufchatel betreffenden Artikeln; auch hat der französische Herausgeber darin eigene Aenderungen vorgenommen und Zusätze gemacht — welche er wohl hätte unterlassen könn.n.

Diese Sammlung, welche eine historische und geographische Beschreibung der einzelnen Staaten des Brandenburgischen Hauses und der wichtigsten Städte in denselben in einer zweckmäßigen Kürze in sich begreift, ist für jeden Liebhaber der Br. Geschichte, der hier das wichtigste derselben beysammen findet, sehr brauchbar; nur möchten die öftern Wiederholungen mancher Begebenheiten, welche theils die encyclopädische Einrichtung nothwendig machte, theils aber auch vom Herausgeber ohne Noth beliebt wurden, beym hintereinander Fortlesen unangenehm seyn. Der Artikel von Preußen enthält besonders die Geschichte der Könige von Preußen weitläuftiger, vorzüglich ist mit vielem Fleiße Friedrichs des II. Regierungsgeschichte bearbeitet worden. Hier erhebt sich auch des großen Gegenstandes würdig die Sprache des Verf. aber kein Wunder, da hier der Verf. die vortrefflichen memoires des Hrn. Grafen von Herzberg nutzen konnte. Der Artikel von Neufchatel ist gegen andere noch wichtigere viel zu weitläuftig gerathen, und geht sehr ins Einzelne hinab. Obgleich bey dieser Ausgabe einige Irrthümer, die man in der Pariser Ausgabe angetroffen hat, berichtigt worden sind, und der Uebersetzer auch in der Stille manche Verbesserungen, auch kleine Zusätze gemacht hat; so sind doch noch mehrere Fehler stehen geblieben. Zum Beweise dieser Behauptung mag folgendes dienen. S. 31. der Uebers. wird das Jahr, in welchem der Kaiser Friedrich I. die Fürsten von Pommern auf dem Reichstage zu Lübeck zu Mitgliedern des deutschen Reichs mit Herzoglichem Titel gemacht

gemacht habe, falſch angegeben. Es war nicht das J. 1186, wie in beyden Ausgaben ſteht, ſondern 1181, in welchem der K. in dem kaiſerlichen Lager vor Lübeck den Pommerſchen Fürſten Bogislaus mittelſt Ueberreichung der Fahnen zu einem Reichsfürſten und erſten Herzog von Pommern erklärte. S. 36 heißt es: in der Gegend von Stargard findet man ſehr gute Eiſenſteine. — Dieß iſt unrichtig, das Sumpf- und Modererz, welches auf der Eiſenhütte zu Torgelow bearbeitet wird, findet man theils in Vorpommern, theils auch nicht weit von der Oder in Hinterpommern in großer Menge. Auch iſt auf eben dieſer Seite unrichtig angezeigt worden, daß ſich zu Treptow Salzquellen finden ſollten. Ferner ſind in dieſem Herzogthume zu viele Städte angegeben worden, nicht 68, ſondern 55 St. und zwar 16 in dem Pr. Vorpommern, und 39 in Hinterpommern. S. 24 der d. Ueberſetzung: die Stadt Cammin liegt von Stettin 30 Meilen; ſie iſt nur 10 Meilen davon entfernt, die Poſtſtraße über Naugard 13 Meilen. S. 119 wird geſagt, daß Carl der Große Vergnügen daran fand, die Stadt Magdeburg zu verſchönern — Den Urſprung dieſer Stadt hat er vielleicht veranlaßt, da ſich neben dem Schloß, das eine Beſatzung unter einem Königl. Grafen hatte, immer mehr benachbarte Einwohner anbauten. Von dem Kayſer Otto dem Großen, welcher ſich am liebſten hier aufhielt, durch Gebäude die Stadt verſchönerte, und durch Stiftung eines Erzbisthums daſelbſt ihr nicht geringe Vortheile zuwandte, läßt ſich dieß mit mehrerer Wahrheit behaupten.

Bf.

D. E. Mörſchels (Feldpredigers des Preußiſchen Infanterieregiments von Pfuhl) Geſchichte der Mark Brandenburg ſeit der Stiftung derſelben. Erſten Bandes Zweyter Theil, welcher die politiſche Geſchichte unter den Bayerſchen und Luxenburgiſchen Regenten, nebſt der Staatskenntniß vom ganzen abgehandelten Zeitraum begreift. Berlin, bey Unger, 1768. 8.

Herr Mörſchel hat wohl gethan, daß er ſich bey der Bearbeitung des II. Theils nicht übereilet hat. Es ſcheinet auch,

daß die Recenſion des peregrinirenden Gelehrten von 15 Seiten voll Ungezogenheit und Albernheit (denn ſo nennet er in der Vorrede eine ſcharfe, aber gründliche Kritik,) gute Wirkung auf ihn gehabt hat; indem wir dieſen II. Theil wirklich in aller Abſicht etwas beſſer wenigſtens ausgeführet finden, auch in der Schreibart und dem Ausdruck nicht ſo ſehr gekünſtelt. Man ſieht alſo daraus, daß eine Sache, die Herr Mörſchel Ungezogenheit und Albernheit nennt, zuweilen auch nicht ohne Nutzen iſt. Wir können ihm aber nicht bergen, daß es vielmehr ungezogen und albern iſt, wenn ein Schriftſteller überhaupt; beſonders aber ein angehender Schriftſteller die gründlichen Bemerkungen und Anzeigen der Fehler blos mit Schimpfen widerlegen will. Auch die hier abermal wiederholte Anzeige — wo ich mich auf neuere Geſchichtſchreiber, z. B. Möhſen und Gerken berief, da durfte ich mich auf ſie, wie auf Urkunden, verlaſſen — müſſen wir nochmals tadeln. Beyde ſind zwar gründliche Schriftſteller, und Herr M. iſt beſonders in dieſem Bande von Möhſens Buch ſehr unterſtützt worden; aber ihre Nachrichten und Angaben ſind doch ächten Urkunden nicht gleich zu ſtellen. Ohne Prüfung und eigene Unterſuchung muß man niemand folgen und ihn ausſchreiben.

Der II. Theil begreift zuerſt die Regierungen der Markgrafen aus dem Bayerſchen und Luxenburgiſchen Hauſe, und hernach die Verfaſſung des Landes in Abſicht der Gerichtspflege, Religion, Einwohner ꝛc. unter eben dieſen Regenten, und den vorigen aus dem Anhaltiſchen Hauſe. Der Plan iſt gut gewählt, und auch ziemlich gut im Ganzen bearbeitet. Der I. Abſchnitt ſchildert die Mark ohne Regenten, und zeigt die Begierde der Nachbarn, die verwaiſete Provinz zu zerſplittern, und einzelne Stücke davon an ſich zu reißen. Wenn aber S. 2 angegeben iſt, daß der Markgraf Waldemar die Grafſchaft Lüchow durch Erbſchaft bekommen, ſo ſieht man gleich, daß der Verf. die Abhandlung des Gerken von den Grafen von Lüchow, die er doch dabey anführt, flüchtig und nicht mit Bedacht geleſen hat. Derſelbe hat vielmehr den Umſtand dunkel angegeben; aber wahrſcheinlich gemacht, daß ſie *per pacta* erworben iſt. Was S. 5 von dem Herzoge Heinrich I. von Jauer an den König Johann von Böhmen für gewiſſe von einer Lehnsverbindung mit dem deutſchen Reiche, und auch von Geburt hergeleitete

leitete Rechte auf die Niederlauſnitz, die Markgrafſchaft Bautzen, das Land Lebus und die Stadt Frankfurt an der Oder, überlaſſen ſind, iſt hier ſo dunkel beſchrieben, daß man faſt nichts dabey denken kann. Rec. hat ſich die Mühe gegeben, die Urkunde des Herzogs bey dem von Ludwig im V. Th. der Relig. S. 536 nachzuſehen; allein dieſe giebt keine Auskunft, wohl aber hat man geſehen, daß der Verf. die dunklen Ausdrücke aus der Lehnsauflaſſung des Herzogs an den Kaiſer vom J. 1319 S. 537 genommen hat — Cum — Iohanni Boemie Regi — dedimus omnia et ſingula iura, quę ſiue *ex noſtre natiuitatis proximitate et ſanguinis* quorumcunque progenitorum noſtrorum, vel ex legitima quacunque ſucceſſione *ſiue feodali titulo* a nobis vel a quocunque alio Domino dependentia — veſtre maieſtati *reſignamus*. — Da dieſer Punkt nirgend aufgeklärt iſt, auf welche Art der Herzog von Jauer Lehnrechte an das Land Lebus und an die Stadt Frankfurt erlangt hat, die er dem Kaiſer aufläßt, ſo war es des Verf. Schuldigkeit, weil er den Umſtand anführet, in einer Note den Grund der Sache anzugeben. Aber hier iſt ihm nicht vorgearbeitet. Dieſes iſt erheblicher, als in einer kurzen Geſchichte Mährchen anzuführen, wie z. B. S. 18 aus dem Dlugoß die von einer jungen Nonne ꝛc. Von dem muß er überzeugt ſeyn, weil er S. 23 in der Note ſchreibt, er erzähle nie gern etwas, als wovon er nicht überzeugt ſey. —

Der II. Abſchnitt liefert die Regierungsgeſchichte M. Ludewigs des Aeltern. Von der Margaretha Maulaſche, Gemahlin des Markgrafen, S. 29 ꝛc. von welcher Gercken in verm. Abhandl. *II.* Th. *No. IX.* eine eigene Abhandlung geſchrieben; die aber nicht angeführt iſt, ohngeachtet alles daraus genommen iſt, auch ſeine Fehler. Daß der Verf. S. 56 als ein Brandenburger die böſen, hinterliſtigen Handlungen des K. Karls *IV.* gegen den Markgrafen Ludewig den Aeltern rechtfertigen will, iſt ſonderbar. Beyde ſind auswärtige Herren und Brandenburgiſche Regenten geweſen, wir wiſſen nicht, warum der erſte mehr Verzeihung verdient. Die Mittel, die K. Karl angewandt hat, ſeinen Gegner zu unterdrücken, ſind und bleiben allemal gehäſſig und ſchwarz, und verdienen keine Rechtfertigung, zumal ſie hier ſo ſchlecht ausgefallen iſt. Markgraf Ludewig der Aeltere war allezeit ein großer Herr; nur war er von allen

allen Seiten mit Feinden umgeben, die sowohl durch ihre Ländersucht, als durch Aufhetzung des Kaisers gegen ihn gereizt waren, dennoch erhielt er sich, und trat endlich mit Ehren vom Schauplatz, auf dem er gewiß eine große Rolle gespielet hat. Er verdienet den besten Biographen.

II. Abschnitt, die Regierung des M. Ludewigs des Römers S. 57 ꝛc. Die angeführte Stelle aus der Gundlingischen Lebensbeschr. S. 57. 58 hätte sicher wegbleiben können, indem sie wenig und zum Theil falsches Licht über den damaligen Zustand des Landes verbreitet; ganz falsch aber ist der S. 63 aufgestellte Satz, daß die Markgrafen von Brandenburg erst seit Errichtung der güldnen Bulle eigentlich mit Bestand Churfürsten zu nennen sind. Es lehret ja die Geschichte, daß die Markgrafen schon seit dem XII. Jahrhundert unter dem K. Friedrich *I.* das Churrecht und das Erzamt gehabt haben. Nachher schreibt *ad A.* 1240. *Albertus Stadenſis* — Electio ad iſtos dignoſcitur pertinere — eligunt imperatorem Treuirenſis — Palatinus quia dapifer eſt, Dux Saxoniae quia Marſialius, et *Margrauius de Brandeburg quia Camerarius* — Wer wird denn wohl zweifeln, daß damals die Markgrafen, wo sie schon ein Churrecht und auch ein Erzamt hatten, worin ja eigentlich die wahren Hauptvorzüge bestehen, nicht schon mit Bestand Churfürsten zu nennen sind? Aber so geht es, wenn ein Geistlicher sich zum Geschichtschreiber drängt, der so wenig vom Staats-, Lehn- und deutschen Rechte versteht, als es ihm an genugsamer Kenntniß der mittlern Zeit fehlt, ꝛc. welches alles doch ein solider Geschichtschreiber verstehen muß, wenn er nicht einen schlechten Kompilator und Stoppler machen will. Dieses sieht man abermal gleich auf der folgenden Seite 66, wo er sich, wie er in der Note selbst gesteht, nicht zu finden weiß, ob der beyden Markgrafen ihr Bruder Stephan mit der Mark zur gesammten Hand auch beliehen worden, oder nicht, wozu ihn die Note S. 143 in Gerkens *Diplomat. Vet. March.* verleitet, wo die Mitbelehnung geleugnet ist. Doch führt er die Urkunden vom Jahr 1354 an, worin seine beyden Brüder gestehen, daß er damit zur gesammten Hand beliehen sey, so er S. 67 wieder leugnet. Aus diesem Zweifel konnte er sich helfen, wenn er die Urkunden des Herzogs Friedrichs von Bayern bey der wirklichen Abtretung der Mark 1373 an den Kayser Karl bey dem *Lu-*

nig

wig in Cod. dipl. Germ. Tom. I. p. 1356 et 1361, die er doch nachher anführt, recht nachgeſehen hätte. S. 77 iſt angegeben, daß der Markgraf Otto bey ſeiner Abreiſe aus der Mark noch eine Steuer von den Hunden eingehoben hätte; allein es iſt nicht angezeiget, woher dieſe Nachricht genommen iſt. Rec., dem die Geſchichte dieſes Zeitraums ſehr genau bekannt iſt, hat niemals von dieſer ſonderbaren Steuer etwas gefunden, und möchte doch wohl den Beweiß ſehen. Ob Markgraf Otto 1379 auf dem Schloſſe Wolfſtein in Bayern geſtorben, wie hier S. 78 angegeben, iſt noch ſehr ungewiß, indem die angeführten Schriftſteller nicht gleichzeitig ſind, und derſelbe noch in dieſem 1379. Jahre am St. Gorgiitage dem Kloſter Fürſtenfelde eine Urkunde ausgeſtellet hat, worinnen er ſich ſchreibt: — Wir Ott Ertzkamerer des heil. Rom. Reichs Churfürſt — *in Tom. IX. Monumentor. Boicorum p. 214.* In dem Kloſter Seligenthal in der Vorſtadt von Landshut liegt er begraben. S. *Excerpta ex Wig. Hundii Genealog. in Buderi Obſervat. iur. publ. Part. II. p. 173 ex Necrologio Seligenthalenſi.*

III. Abſchnitt, Geſchichte der Mark unter ihren Luxenburgiſchen Regenten, S. 79. Die Regierung des Kayſers in der Mark iſt gut, und aus dem rechten Geſichtspunkt geſchildert. Wenn ſeine Regierung länger gedauret hätte, würde er allerdings das Land in Flor und Aufnehmen gebracht haben. Aber unter der Regierung ſeiner Söhne gieng alles wieder rückwärts, weil dieſe die Mark nur zum Verpfänden brauchten ꝛc. Wenzel trat die Regierung 1378 ſchon an ſeinen Bruder Sigismund ab, und die neue Mark erhielt der Herzog Johann von Görlitz. Dieſes geſchahe nach der Verordnung des Kayſers, wodurch er unſtreitig nicht allein die Macht ſeiner Staaten ſchwächte, ſondern auch gegen ſein Verſprechen, die Mark nie von Böhmen zu trennen, und auch ſelbſt ſehr ſtark gegen die güldene Bulle handelte. Sigismund war damals 10 Jahre alt, wie er zur Regierung kam, und hat kaum zweymal die Mark geſehen. Wie er durch den Tod des Königs Ludewigs von Ungarn, der ihm ſeine Tochter Maria zur Gemahlin, und die Succeſſion in Ungarn verſprochen hatte, bey der Widerſetzlichkeit der Landſtände in ſehr große Weitläuftigkeit gerieth, ſo verpfändete er ſie in der Folge an die Markgrafen von Mähren Jobſt und Prokop, die ſeit dem J. 1388 die ſchlechteſte Regierung

führten.

führten. Die Pfandsumme ist unbekannt, und was hier aus dem Kranz von 40,000 Schock Böhmischer Groschen in der Note angeführt ist, bleibt unsicher, weil es bekannt ist, daß derselbe viele Unrichtigkeiten schreibt, und auch zu weit von dem Zeitpunkt entfernt ist. S. 90. 91.

IV. Abschnitt, Jobstens Zwischenregierung S. 92 ꝛc. ist aus Gerkens Entwurf der Geschichte des Markgrafen Jobstes in seinen *Fragment. March. Part. III.* richtig und genau beschrieben. Aus Geldmangel überließ er die Mark 1395 für 40,000 Schock Böhmischer Groschen an seinen Schwager, den Markgrafen Wilhelm von Meißen. Wenn die vorher angeführte Angabe aus dem Kranz über die Pfandsumme richtig ist, so sieht man, daß hier eigentlich keine neue Verpfändung vorgegangen, sondern der Markgraf Wilhelm ist nur in des Jobstes seinen Pfandkontrakt eingetreten, wie auch sehr wahrscheinlich ist. Auch dieser neue Regent gieng schon am Ende des 1398. Jahrs wieder ab, und Jobst plünderte weiter dieses unglückliche Land. Was er nicht that, solches thaten die Nachbarn, und der eingesessne mächtige Adel noch mehr, so daß die Städte durch Vereinigungen und Bündnisse sich selbst schützen, und bey den benachbarten Fürsten Schutz suchen mußten. ꝛc. Doch zogen sie große Vortheile in der Lage, und kamen empor.

Im V. Abschnitt folgt die Regierung des Herzogs Johanns von Görlitz in der neuen Mark, die eben so schlecht für das Land war, wie des Jobsten seine in der Churmark, S. 105 ꝛc. Auch hiervon findet man die ausführlichste und documentirte Nachricht in Gerkens vermischt. Abhandlung *III.* Theile X. Abhandl. von der neuen Mark ꝛc. die der Verf. aber nicht angeführt hat, obgleich fast alles daraus genommen ist. Hiermit endiget sich die Geschichte der Mark unter den Regenten des Luxenburgischen Hauses.

Nun folgen noch 7 Abschnitte von der Rechtspflege in der Mark, von Religion, Kirchenverfassung ꝛc. unter den Anhaltischen, Bayerschen und Luxenburgischen Regenten, S. 108 u. f. w. die wir einzeln anzeigen wollen:

I. Abschnitt, Geschichte der Rechtspflege ꝛc. Von diesem Objekt läßt sich zwar in dem ersten Zeitpunkt der Anhaltischen Regenten nicht viel sagen; doch scheint es, daß der V. sich nicht Mühe genug gegeben habe, die ältesten Urkunden

des

des XII. und XIII. Jahrhunderts nachzusehen, sonst würde er doch von der damaligen Gerichtsverfassung mehr gesagt haben, wie er wirklich gethan hat. Ueberhaupt sind die 5 ersten Seiten sehr undeutlich geschrieben, und die Nachrichten durch einander geworfen. Eigentlich mußte der Verf. dieses Objekt unter jeder Regierung besonders abhandeln, erstlich unter der Regierung des Anhaltischen Hauses, und hierunächst der 2 folgenden, so konnte man übersehen, wie die Gerichtsverfassung sich zuerst gebildet, nach und nach verändert, und sich gebessert oder verschlimmert hat. Aber nach dieser Ausführung erhält man nur dunkle und unordentliche, durch einander geworfene Begriffe. Einige Unrichtigkeiten wollen wir anzeigen: S. 108 fängt der Verf. mit M. Albrecht dem Bären an, und ohne weiter von der übrigen Askanischen Regierung etwas zu gedenken, sagt er gleich von der Bayerschen und Luxenburgischen Regierung, daß die Markgrafen aus beyden Häusern die Gerichtseinkünfte oder Sporteln selbst eingehoben, und die Gerichte veräußert, verpfändet und verschenket hätten. Sie machten, schreibt er S. 109, jeden zum Gerichtsherrn, der ihnen Geld geben, oder zu ihrer Erhaltung bey Ehren und Würden beförderlich seyn konnte. Hätte der Verf. die Urkundensammlungen von andern deutschen Ländern auch nachgesehen, und gewußt, daß alle alte Städte die Gerichte auf solche Art erlangt haben, so würde ihm dieses bey den Bayerischen Regenten in der Mark nicht so sehr auffallend gewesen seyn. S. 111 ist die Gerichtsverfassung unter dem Kayser Karl *IV.* in der Mark sehr gepriesen, und Hr. Mörschel steht in den Gedanken, daß das kleine Rücksiegel, das häufig seinen großen Majest. Siegeln auf der Rückseite eingedruckt ist, mit der Umschrift: — Iustè iudicate filii hominum — bloß für die Mark Brandenburg von ihm gebraucht sey, da er doch aus vielen andern Urkundensammlungen, wo Siegel von ihm abgestochen sind, lernen konnte, daß er solches in allen andern Fällen außer der Mark auch gebraucht, und sein gewöhnlich Rücksiegel am wenigsten für die Richter in der Mark gestochen war; überdem hat das nämliche Rücksiegel mit selbiger Umschrift schon Kayser Ludewig von Bayern gebraucht, wie viele Abstiche beweisen. Er war auch nicht der erste, der dem Adel das Verbot auflegte, neue Schlösser anzulegen. ꝛc. Die Markgrafen aus dem Bayerischen Hause sind ihm lange hierinn vorgekommen. Von den beyden Landgerichten unter dem

Namen

Namen Lodding und Bodding, die eigentlich in der alten Mark und zu Havelberg gehalten ſind, hat der Verf. auch nicht den richtigſten Begriff S. 112 und 113 geäußert. Beyde Landgerichte ſind eigentlich nicht deutſchen Urſprungs, ſondern ſie ſind für die Niederländer, die in der ſogenannten Wiſche, einem Strich Landes in der alten Mark an der Elbe, der einen ſehr niedrigen, fetten und ſchweren Boden hat, und vorher nicht kultiviret war, M. Albrecht der Bär angeſetzet hat, und die fremde Rechte gewohnt waren, angeordnet, und wurden in den zwo Altmärkiſchen Städten Seehauſen und Werben, die in der Wiſche liegen, und zu Havelberg, das gleich nahe daran über der Elbe liegt, jährlich zu gewiſſen Zeiten für die Einwohner dieſer Diſtrikte gehalten. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhunderte aufgehoben. Die Burggrafen in den Städten ſind ſo alt, wie die Vögte, S. 115; überdem hätte man hier auch die Unterbediente derſelben nennen ſollen. Dieſe hießen *Villici*, *Nuncii*, *Bedelli etc.* Der letzte brachte die Befehle der Vögte ꝛc. zur Exekution, trieb die landesherrliche Einkünfte ein, und machte den Dienſt desjenigen, den man ſchon ſeit Karls *IV.* Regierung (wie aus ſeinem Landbuche klar iſt, worinn ſogar die alte Mark in Landreuthereyen — *Equitaturae* — eingetheilet iſt,) in dieſer Provinz den Landreuther nennt. In den Concordatis, ſo die Markgrafen Johann, Otto und Conrad im Jahr 1281 mit den Altmärkiſchen Vaſallen wegen der landesherrlichen Auflagen errichtet haben, (*ap. Gerken Tom. I. Diplomat. Vet. March. p.* 15.) ſteht S. 22 — Dominus vero bonorum debet hunc cenſum preſentare *Nuncio noſtro*, et ſi Dominus ibidem non fuerit., ex tunc *Scultetus* ſive *Villicus* dictum cenſum tenebitur preſentare terminis preſcriptis. Quod ſi nec per Dominum bonorum *Scultetum* ſeu *Villicum* factum fuerit, *Bedellus noſter licite intrare bona eorum poterit ad requirendum et extorquendum predictum cenſum per pignorum captionem.* — S. 118 ſagt der Verf., daß die mehreſten Städte ſchon im XIII. und XIV. Jahrh. ihre eigene Gerichtsbarkeit gehabt hätten; dieſes iſt irrig. Im XIII. Jahrhunderte hatten ſehr wenig Städte die Gerichtsbarkeit, und nur die Polizey, und im XIV. erhielten ſie erſt Kaufs- oder Pfandesweiſe, öfters auch nur 1 oder ½ von der Gerichtsbarkeit, wie ſolches aus den Urkunden der Städte erhellet, wie er auch ſelbſt S. 119 ſchreibt, daß die Magiſtrate bloß die Polizey verwaltet,

weiter, und erſtlich nach und nach die Gerichtsbarkeit erlangt hätten, welches aber im XIIIten Jahrhunderte nicht, ſondern ſpäter geſchehen iſt.

IIter Abſchnitt, Religion, Kirchenverfaſſung u. ſ. w. Die Bekehrungsart, die man bey der Unterdrückung der Slaviſchen Völker gebrauchte, iſt S. 24. ff. gut geſchildert, und der ganze Abſchnitt richtig.

IIIter Abſchnitt, innerer Zuſtand, Adel, Städte, Bauern und Landſtände u. ſ. w. S. 141. ff. Bey aller Gelegenheit ſetzt der Verf. wie auch hier S. 142. den Markgrafen Ludewig den Aeltern zu weit herunter. Sein widriges Schickſal, und der böſe Zeitpunkt worin er regierte, bedrängt vom Pabſt, Kaiſer, und allen ſeinen benachbarten Fürſten, deren Habſucht keine Gränzen hatte, dieſes alles zuſammengenommen, drückte ihn ſo ſtark, daß, wenn derſelbe nicht ein großer und entſchloßener Fürſt geweſen wäre, er gewiß völlig untergelegen hätte, u. um ſeine Länder gekommen wäre. Bey allen dieſen gefährlichen Umſtänden hat er ſich durchgeholfen, eine große Rolle geſpielet, und ſeine Länder ohne Abgang bey ſeinem Hauſe erhalten. Auch der innere Zuſtand für die Einwohner, war noch lange ſo ſchlecht nicht, wie er unter ſeinen Nachfolgern und beſonders aus dem Luxenburgiſchen Hauſe geworden iſt. Wer die Brandenburgiſche Geſchichte dieſer Zeit ſo genau kennet, wie der Rec. der wird ihm Recht geben. Der Adel hatte unter ſeiner Regierung bey den vielen Kriegen, die er führen mußte, Gelegenheit genug, ſich in den Waffen zu üben, und es iſt falſch, daß durch deren Nichtgebrauch, die Befehdungen in der Mark damals überhand genommen, (S. 144.) dieſe verbreiteten ſich erſt unter ſeinen Nachfolgern, und auch zu gleicher Zeit eben ſo ſtark in andern deutſchen Provinzen. Hierzu hat er am wenigſten durch Unthätigkeit Gelegenheit gegeben u. ſ. w. S. 144 und 145. iſt von dem Unterſchied des hohen und niedern Adels ein ſehr unrichtiger Begriff vorhanden, der nicht in dem mächtigen und armen Edelmann beſteht, ſondern in der Würde des Adels, weil es ja bekannt iſt, daß zum hohen Adel die Fürſten, Grafen und Dynaſten, zum niedern Adel aber alle übrige Edelleute, ſie mögen mächtig und reich, oder arm ſeyn, gehören. Wenn auch gleich die Hrn. von Wedel 12 Städte beſaßen, und kleine Armeen ins Feld führen konnten, Diederich von Anizow ein ſehr

Namen Lodding und Bodding, die eigentlich in der alten Mark und zu Havelberg gehalten ſind, hat der Verf. auch nicht den richtigſten Begriff S. 112 und 113 geäußert. Beyde Landgerichte ſind eigentlich nicht deutſchen Urſprungs, ſondern ſie ſind für die Niederländer, die in der ſogenannten Wiſche, einem Strich Landes in der alten Mark an der Elbe, der einen ſehr niedrigen, fetten und ſchweren Boden hat, und vorher nicht kultiviret war, M. Albrecht der Bär angeſetzet hat, und die fremde Rechte gewohnt waren, angeordnet, und wurden in den zwo Altmärkiſchen Städten Seehauſen und Werben, die in der Wiſche liegen, und zu Havelberg, das gleich nahe daran über der Elbe liegt, jährlich zu gewiſſen Zeiten für die Einwohner dieſer Diſtrikte gehalten. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhunderte aufgehoben. Die Burggrafen in den Städten ſind ſo alt, wie die Vögte, S. 115; überdem hätte man hier auch die Unterbediente derſelben nennen ſollen. Dieſe hießen *Villici*, *Nuncii*, *Bedelli etc.* Der letzte brachte die Befehle der Vögte ꝛc. zur Exekution, trieb die landesherrliche Einkünfte ein, und machte den Dienſt desjenigen, den man ſchon ſeit Karls *IV.* Regierung (wie aus ſeinem Landbuche klar iſt, worinn ſogar die alte Mark in Landreuthereyen — *Equitaturae* — eingetheilet iſt,) in dieſer Provinz den Landreuther nennt. In den Concordatis, ſo die Markgrafen Johann, Otto und Conrad im Jahr 1281 mit den Altmärkiſchen Vaſallen wegen der landesherrlichen Auflagen errichtet haben, (*ap. Gerken Tom. I. Diplomat. Vet. March. p.* 15.) ſteht S. 22 — Dominus vero bonorum debet hunc cenſum preſentare *Nuncio noſtro*, et ſi Dominus ibidem non fuerit, ex tunc *Scultetus* ſive *Villicus* dictum cenſum tenebitur preſentare terminis preſcriptis. Quod ſi nec per Dominum bonorum *Scultetum* ſeu *Villicum* factum fuerit, *Bedellus noſter licite intrare bona eorum poterit ad requirendum et extorquendum predictum cenſum per pignorum captionem.* — S. 118 ſagt der Verf., daß die mehreſten Städte ſchon im XIII. und XIV. Jahrh. ihre eigene Gerichtsbarkeit gehabt hätten; dieſes iſt irrig. Im XIII. Jahrhunderte hatten ſehr wenig Städte die Gerichtsbarkeit, und nur die Polizey, und im XIV. erhielten ſie erſt Kaufs- oder Pfandesweiſe, öfters auch nur 1 oder ½ von der Gerichtsbarkeit, wie ſolches aus den Urkunden der Städte erhellet, wie er auch ſelbſt S. 119 ſchreibt, daß die Magiſtrate bloß die Polizey verwaltet,

gesetzt, und erstlich nach und nach die Gerichtsbarkeit erlangt hätten, welches aber im XIIIten Jahrhunderte nicht, sondern später geschehen ist.

IIter Abschnitt, Religion, Kirchenverfassung u. s. w. Die Bekehrungsart, die man bey der Unterdrückung der Slavischen Völker gebrauchte, ist S. 24. ff. gut geschildert, und der ganze Abschnitt richtig.

IIIter Abschnitt, innerer Zustand, Adel, Städte, Bauern und Landstände u. s. w. S. 141. ff. Bey aller Gelegenheit setzt der Verf. wie auch hier S. 142. den Markgrafen Ludewig den Aeltern zu weit herunter. Sein widriges Schicksal, und der böse Zeitpunkt worin er regierte, bedrängt vom Pabst, Kaiser, und allen seinen benachbarten Fürsten, deren Habsucht keine Gränzen hatte, dieses alles zusammengenommen, drückte ihn so stark, daß, wenn derselbe nicht ein großer und entschloßener Fürst gewesen wäre, er gewiß völlig untergelegen hätte, u. um seine Länder gekommen wäre. Bey allen diesen gefährlichen Umständen hat er sich durchgeholfen, eine große Rolle gespielet, und seine Länder ohne Abgang bey seinem Hause erhalten. Auch der innere Zustand für die Einwohner, war noch lange so schlecht nicht, wie er unter seinen Nachfolgern und besonders aus dem Luxenburgischen Hause geworden ist. Wer die Brandenburgische Geschichte dieser Zeit so genau kennet, wie der Rec. der wird ihm Recht geben. Der Adel hatte unter seiner Regierung bey den vielen Kriegen, die er führen mußte, Gelegenheit genug, sich in den Waffen zu üben, und es ist falsch, daß durch deren Nichtgebrauch, die Befehdungen in der Mark damals überhand genommen, (S. 144.) diese verbreiteten sich erst unter seinen Nachfolgern, und auch zu gleicher Zeit eben so stark in andern deutschen Provinzen. Hierzu hat er am wenigsten durch Unthätigkeit Gelegenheit gegeben u. s. w. S. 144 und 145. ist von dem Unterschied des hohen und niedern Adels ein sehr unrichtiger Begriff vorhanden, der nicht in dem mächtigen und armen Edelmann bestehet, sondern in der Würde des Adels, weil es ja bekannt ist, daß zum hohen Adel die Fürsten, Grafen und Dynasten, zum niedern Adel aber alle übrige Edelleute, sie mögen mächtig und reich, oder arm seyn, gehören. Wenn auch gleich die Hrn. von Wedel 12 Städte besaßen, und kleine Armeen ins Feld führen konnten, Diederich von Anitzow ein sehr

mächtiger und furchtbarer Edelmann war, so gehörte er doch deswegen im geringsten nicht zum hohen Adel u. s. w. So geht es, wenn ein Geschichtschreiber nicht Kenntniß der mittlern Zeit hat, und das Staatsrecht selbiger Zeit nebst der ganzen Verfassung nicht genau kennt. Auch S. 149. sieht man, daß der Verf. von den Rechten der Landstände nicht genugsam unterrichtet ist. Sie waren allerdings wichtig, und im Grunde konnte der Landesherr eigentlich ohne ihre Einwilligung nichts neues fürnehmen. Schlimm genug, daß der eingeführte stehende Soldat alle Rechte der Landstände unterdrücket hat u. s. w.

IVter Abschnitt, Abgaben und Landesherrliche Einkünfte. u. s. w. Schwerlich wird der Verf. (S. 151.) aus Urkunden erweisen, daß die Auflage der Städte unter der Benennung Orbede schon im XIIten Jahrhunderte vorkömmt. Rec. hat wenigstens keine Urkunde dieses Jahrhunderts gelesen, worin der Ausdruck Orbede oder Urbura vorkömmt. Von den Freyhufen des Adels in der Mark hat er sich S. 154. zu dunkel ausgedrückt. Es soll heißen, der Ritter (miles) hatte zu seinem Rittersitz (curia) nur 6 Hufen frey, und der Edelknecht (famulus) zu seinem Edelhof nur 4 Hufen, von den übrigen mußte jeder so gut, wie der Bauer steuren. Auf der letzten Seite dieses Abschnitts 156. steht, daß der Bauer dem Gutsherrn ein bestimmtes Maaß an Getraide (in der Alten Mark gewöhnlich von jeder Hufe 1 Ml. Berlinische Maaß oder 12 Malter, wenn die Hufe nicht zu klein ist, weil sie sehr unterschieden sind) unter dem Namen Pacht, einen Zinß an Gelde (Gold ist ein Druckfehler,) und den Zehnten vom Zuwachs der Früchte und des Viehes jährlich zu liefern schuldig war. Allein der weltliche Gutsherr hat darin sehr selten einen Fruchtzehend, und wenn er ihn auch hat, so ist er nur von einzelnen Ackerstücken, niemals vom ganzen Felde, es sey denn, daß das ganze Feld vorher einem Kloster oder einer andern geistlichen Stiftung gehöret, und nachmals bey der Secularisation zu Lehn gemacht und in weltliche Hände gekommen ist. Sonst ist dieser Abschnitt ziemlich ausgeführt.

Vter Abschnitt, von dem Münzwesen S. 157. u. s. w. Unter Münzstadt und Münzyfer ist ein Unterschied. Jenes ist der Ort, wo die Münze gepräget ward, und dieses ist der ganze District Landes, in welchem die Münze galt, wie

wie auch S. 158. die Diſtricte und Städte angeführt werden, die zu jedem Münzyfer gehört haben; daher iſt es ſehr undeutlich ausgedrückt, wenn S. 157. ſteht, die Markgrafen von Brandenburg Anhalt. Geſchlechts hätten in der Mark mehrere Münzſtädte, oder wie die Urkunden es ausdrücken, Münzyfer angelegt. Die zwey vornehmſten Münzſtädte in der Mark waren Stendal und Brandenburg, denn von dieſen findet man nur die Marke benannt und gerechnet, nämlich nach Stendalſchen oder Brandenburgiſchen Marken. Die übrigen hier angeführten Münzſtädte ſind lange nicht ſo wichtig. Von dem Worte *Fruſtum* und deſſen Bedeutung in Brandenburgiſchen Urkunden hat der Verf. auch unrichtige Begriffe, ohngeachtet die XIIte Abhandlung in Gerckens Vermiſchr. Abhandlung I. Th. von der Bedeutung dieſes Worts genugſamen Unterricht giebt. Derſelbe ſchreibt S. 231.: Sobald die Steuern auf einen gewiſſen Fuß alljährlich abzugeben, eingerichtet waren, ſo erforderte die Natur der Sache, daß ſolches nach einem gewiſſen principio regulativo angelegt werden mußte. Dieſe Anlage geſchahe nach *Fruſtis*, wie anjetzo die Landeskataſtra nach den Hufen und deren Güte an Acker u. ſ. w. — Daher ſteht in dem Hauptlandesvergleich der Markgrafen mit den damaligen Landſtänden vom Jahre 1281. (in *Gerken Diplomatar. Vet. Marchiae Tom. I. p.* 22.) — quod vaſalli noſtri — nobis dederunt de manſo qui chorum duri frumenti ſoluebat, de duobus choris auenae equipollentibus choro duri frumenti, et de talento *fertonem*. Das heißt, ſie gaben nach einem gewiſſen Anſchlage der Einkünfte und des Ertrages, nämlich von einer Hufe, die einen Wiſpel Rocken Pacht gab, und alſo zu einem *Fruſto* angeſchlagen war, einen Vierding oder den vierten Theil der Marck (fertonem) Steuer, eben ſo viel von 2 Wiſpel Hafer, und von einem Pfund-Pfennige, die beyde jedes jenem gleich an Werth waren. Man zahlte alſo nicht in *Fruſtis*, ſondern nach ſelbigen als einen angeſchlagenen Ertrag der Einkünfte. Der Verf. aber ſchließt S. 166. alſo: So hatten 1 Talent, 1 Wiſpel Rocken oder Hartkorn, und 2 Wiſpel Hafer gleichen Werth, und jedermann durfte eines ſtatt des andern, als ein Fruſtum zahlen. Er zahlte aber nicht in Fruſtis, ſondern nach ſolchen, als einem gewiſſen Anſchlage des Ertrags der Einkünfte, welches ein großer Unterſchied iſt, und zeigt, daß Hr. Wörſchel den

Sinn und die Bedeutung des Worts *Fruſtum* nicht gefaßt hat.

Vierter Abſchnitt, Geſchichte des Handels in der Mark u. ſ. w. S. 167. ff. Hierin finden wir viele Unrichtigkeiten, und er iſt überhaupt nicht recht deutlich, auch ſind die Sachen nicht wohl auseinander geſetzt. Vorzüglich mußte der Verf. die Waaren und Producte die aus dem Lande nach Hamburg und Lübeck giengen, von jenen die eingeführt wurden, beſonders unterſcheiden, wenn er zur Ueberſicht den Märkiſchen Handel beſchreiben wollte. Auf der erſten Seite ſagt er, die Niederländer hätten zuerſt die Alte Mark angebauet. Dieſes iſt allgemein genommen ganz falſch. Dieſe Provinz war am ſtärkſten unter allen übrigen Marken angebauet, und hatte die wenigſten Slaviſchen Einwohner, wenigſtens machten ſie darin nicht, wie in den übrigen Marken jenſeits der Elbe die herrſchende Nation darin. Nur allein der Strich Landes, der an der Elbe liegt, worin 2 Städte und ohngefähr 60 Dörfer ſind, welche man die Wiſche nennet, weil er einen niedrigen ſchweren Boden hat, den die Slaven nicht cultivirten, (weil ſie nur Haken und keine Pflüge zum Zackern gebrauchten,) iſt damals von Niederländern, Holländern und Seeländern angebauet worden, die M. Albrecht der Bär nach der Anzeige des Helmolds aufgenommen, und dahin verſetzt hat, welche auch die hohen ſtarken Elbteiche daſelbſt angelegt haben, um dieſe niedrige Gegend gegen die Ueberſchwemmung der Elbe zu ſchützen. Dieſe *Hollandenſes advenae*, wie ſie Helmold nennet, waren dergleichen Anſtalten kundig, und in ihren vorigen Wohnſitzen gewohnt. Sie haben aber nur einen kleinen Strich, und alſo nicht die ganze Alte Marck angebauet. Die Stadt Salzwedel hatte ihrer nahen Lage wegen, und weil der daſige Fluß die Jenze damals ſchiffbar war, den Haupthandel in dieſer Provinz. In dem Zollreglement des Herzogs Albrechts von Sachſen vom Jahr 1248. (bey dem Lenz, Brandenburg. Urk. I. Th. S. 46.) ſteht — ut *ſtrata inter Saltwedele et Hamborch, et inter Lubeke et Saltwedele aſſiduo mercatorum tranſitu uſitetur.* — Und von der Stadt Lübeck erhielten die Salzwedelſchen Kaufleute im J. 1263. ein wichtiges Privilegium, worin ſie in die Sedilia et Conſortia zu Wysby aufgenommen wurden — quod utilitati *amicorum noſtrorum de Saltwedele* intendentes

dentes fideliter ad petitionem et affectionem eorundem *in Sedilia et Conſortia noſtra in civitate Wisbui recepimus ipſos*, ipſis eam libertatem, juſtitiam et leges frui concedentes, que noſtrates ibidem habent -- (bey vorgedachtem Lenz S. 53.) woraus man ſieht, daß ſie auch zur See einen ſtarken Handel getrieben haben, indem ſie gleich den Lübeckſchen Kaufleuten zu Wyßby bey dem daſigen See- und Handelsgerichte (Sedilia et Conſortia) alle Freyheiten genießen, und wie die Lübecker ſelbſt, darin behandelt werden ſollten. Daß dieſer Handel auch noch unter den Baierſchen u. ſ. w. Regenten fortgedauert, beweiſen die Urkunden dieſer Stadt. Von dem Grafen Adolff von Holſtein findet man ſchon vorher im J. 1236. (bey dem Lenz S. 50. in dem *Tom. VII. Codic. Dipl. Brand.* ſind dieſe Urkunden nach den Orig. abgedruckt, indem ſie bey dem Lenz ſehr fehlerhaft ſind) einen Vergleich wegen der Zölle auf der Elbe in Abſicht des Altmärkiſchen Handels. Aus dieſen hier angeführten Urkunden kann man ohngefähr ſehen, welche Waaren und Producte ausgefahren, und welche fremde herein gebracht ſind, die der Verf. S. 169. durch einander geworfen hat. Die erſten beſtanden in Getraide, Honig, Wachs, Speck, Schmeer, Bier, Holz, Bretter, Eichne Dielen, Hopfen, (der häufig in der Alten Marck bey dem Städtchen Kalve und in der Gegend der Stadt Gardelegen gebauet wird,) Waid, Wolle, Garn, Häuthe und Felle, beſonders grobe wollne Tücher, (die beſonders zu Stendal, Salzwedel und Gardelegen fabrizirt wurden, wo man ſchon in Urkunden des XIIIten Jahrhunderts Gewandſchneidergilden und deutliche Beweiſe der wollenen Tuchmanufakturen ins Große findet,) Leinewand, leinen Garn u. ſ. w. Was von Kupfer, Zinn u. ſ. w. in dieſen Zolltariffen vorkömmt, muß nicht als einländiſch (weil die Mark damals gar keine Bergwerke hatte) angeſehen werden, ſondern iſt wahrſcheinlich von dem nahen Harz und nicht aus Böhmen (wie der Verf. glaubt) nach Salzwedel gebracht, und ſo verfahren worden. Die andern fremden eingebrachten Waaren ſind nur wenig hier angegeben, weil nach der Urkunde des Grafen Adolffs a. a. O. alle die Waaren ſo zu Hamburg von den Salzwedelſchen Kaufleuten eingekauft und zurück gefahren ſind, Zollfrey waren. — Si vero aliquis res ſuas *Hamborch* vendiderit, et *alias res ſibi ibidem comparaverit, cum quibus ad propria redire*

valuerit, pro eis rebus *Ungeldum* non dabit, et de *panno* scilicet *Want*, *qui de Hamborch ducitur* Ungeldum non dabitur. Woraus wir zugleich sehen, daß feine wollne Tücher damals in der Mark nicht gemacht worden, weil man solche von Hamburg hineinführte. Indessen sind hier doch außer den erwähnten feinen Tüchern angegeben, und sonst bekannt, Heringe, Seesalz, süße französische Weine, Feigen, Kastanien, Seefische, besonders Stockfische u. s. w. Weil der Luxus damals nur klein, Amerika noch nicht entdeckt, Kaffee, Zucker, Taback und viele andere jetzige Delicatessen noch ganz unbekannt waren, so brauchten die Einwohner dergleichen wenig, und genossen nur dasjenige, was ihr Land selbst hervorbrachte, mithin war der Exportationshandel damals der stärkste. Daß auch derselbe, wie hier S. 172. angegeben wird, unter der Baierschen u. s. w. Regierung so stark heruntergesunken seyn soll, ist ganz falsch, und die Gründe, worauf wegen der schlechten Regenten, und ihrer Abwesenheit, der Verf. seinen Satz bauet, beweisen gerade das Gegentheil. Urkunden und Geschichte lagen klar vor Augen, daß eben durch die schlechten Regenten, und durch ihre Abwesenheit, die Städte und ihr Handel, nebst dem Adel recht empor gekommen sind, durch die Schwäche und Abwesenheit ihres Lehnherren, durch viele Privilegien, und durch die Domaingüter, die sie von den schlechten Regenten, die immer Geldbürftig waren, ankauften, wozu auch die Gerichte gehörten, und sonst durch viele andere Wege. Vielmehr giebt die Geschichte einer jeden Märkischen Stadt, daß ihr Handel und Gewerbe sich bey diesen schwachen Regierungen, wie es auch ganz natürlich ist, vermehret und zugenommen hat, welches selbst spätere Urkunden des XIVten Jahrhunderts bestätigen, und die Geldnoth war nicht sowohl in den Städten, wie der Verf. S. 172. meynt, sondern allein bey den Regenten, welche sie eben nöthigte, die Gerichte den Städten zu verkaufen und zu verpfänden, auch ihnen sonst viele Freyheitsbriefe zu ertheilen, wie die Märkischen Urkundensammlungen dieses Zeitraums hinreichend erweisen. Die Nachricht von dem elenden Zustande des Landes S. 173. ist übertrieben, und mit nichts erwiesen u. s. w.

VIIter Abschnitt, Gelehrsamkeit, Aufklärung, Sitten u. s. w. S. 175. ff. Hierin sind, so viel die magern und wenigen Nachrichten zureichen, die Objecte richtiger beschrie-

schreiben. Ganz recht sagt der Verf.: Bey Abfassung der Geschichte der Wissenschaften und Gelehrsamkeit eines Volks muß weniger auf einzelne hervorragende Gelehrte, als auf das ganzen Volks Weisheit und Aufklärung gesehen werden; denn sonst kennet man Gelehrtengeschichte, ohne Nationalgelehrsamkeit kennen zu lernen. — Ganz unbezweifelt war in den spätern Jahrhunderten ein Schatten von Gelehrsamkeit, denn mehr darf man sie nicht nennen, Scholastische Grillen blos allein bey den Geistlichen, und weil in einem Lande, worin bisher nur Slavische Völker (die Alte Mark ausgenommen) wohneten, die christliche Religion später, wie anderwärts, eingeführt ist, und die Klöster erstlich gegen Ende des XIIten, ja die mehresten im XIIIten Jahrhunderte erstlich fundiret sind, so ist es kein Wunder, daß daselbst Barbarey und Dunkelheit lange regieret hat. Zumal wenn man betrachtet, daß das Volk sowohl, wie die Großen selbst in einer gewissen Dummheit zu erhalten, das Staatsinteresse der Geistlichen erforderte. An wirkliche Gelehrsamkeit ist hier nicht zu denken. Markgraf Otto IV. mit dem Beynamen Otto mit dem Pfeil, war zu seiner Zeit ein gelehrter Herr, wenn man ihn so nennen darf; seine Gedichte zeigen wenigstens einige Züge von Kenntnissen, und sie sind auch vielleicht die einzigen Denkmale in diesem Fache aus der damaligen Zeit. Denn der Verf. des *Chronici Brandenburg.* welches Mader herausgegeben, ist eine neuere Geburt, und woher Pulkava seine Brandenb. Nachrichten genommen, ist ungewiß, beyde zeigen auch nicht die geringsten historischen Kenntnisse.

Auf Zucht und Ehrbarkeit haben die Märker beständig gehalten. Diesen Zug hat schon Möhsen bemerket, und der Verf. ist ihm, wie in allen übrigen, bey diesem Object gefolget, würde auch ohne ihn hier so gut nicht sich haben fortheifen können, auch Muth und Tapferkeit hat ihnen nie gefehlt, welches die alte, mittlere, und neueste Geschichte unleugbar bestätiget. Den Beschluß macht eine kurze geographische Beschreibung der Mark Brandenburg aus des K. Karls IV. Landbuche, die zweckmäßig angebracht ist, ob aber das darauf folgende Gedicht des Markgrafen Otten mit dem Pfeile aus der Maneßischen Sammlung bey einer so kurzgefaßten Brandenburgischen Geschichte den Platz verdienet, steht dahin. Hierbey sind 4 genealogische Tafeln, welche die

Arcanische, Baierſche und Luxenburgiſche Regenten betreffen, und zur Ueberſicht dienen.

Wir haben mit Fleiß alle Nachrichten und Angaben genau geprüfet, weil uns die Brandenburgiſche Geſchichte und alte Verfaſſung des Landes ſehr genau bekannt iſt. Wenn Hr Mörſchel vernünftig denkt, und nicht ſtolz auf die Göttingiſche und Nürnbergiſche Recenſion (worin die Verf. nur auf der Oberfläche geblieben ſind) iſt, wie es aus ſeiner Vorrede ſcheint, ſo wird er unſere gründliche Bemerkungen wohl aufnehmen und anwenden, und ſie nicht, wie des peregrinirenden Gelehrten ſeine Erinnerungen, für Ungezogenheit und Albernheit halten. Ein junger Schriftſteller, der zuerſt auftritt, und in ſeine erſte Geburt, wie eine Mutter in ihr erſtes Kind, verliebt iſt, muß billig Lehren von einem Veteran annehmen, wenn ſie auch zuweilen etwas beißend ſind, deſto mehr Nutzen ſchaffen ſie. Weil er auch von Sprachſchnitzern in der Vorrede ſpricht, ſo wird er uns nicht übel nehmen, daß wir auch von ſeiner Schreibart und gezwungenen Ausdrücken etliche Proben anzeigen, indem er ſeine Erzählung mit Gewalt in einem glänzenden Gewand aufſtellen will, ohngeachtet, er ſelbſt in der Vorrede ſolches tadelt, und ſagt: Wer Begebenheiten in einem glänzenden Gewande aufſtellt, der ſtellt ſie mehr aus ſeinem, als ihrem Geſichtspuncte vor. S. 36. ſteht — Ein Haufen Pöbels ſtürzte, Pöbelgewohnheit gemäß in ungeſteuerter Raſerey, ohne Schranken zu kennen, in des Probſtes Wohnung. Weit ungezwungner und fließender ſollte es heißen: Ein Haufen Pöbels ſtürzte nach ſeiner Gewohnheit in voller Raſerey ohne Schranken in des Probſtes Wohnung. S. 83. ſchreibt er: Der Greiß fachte mit Erzählung aus Waldemars Regierung in des Enkels Bruſt den Wunſch nach jenen frohen Tagen bis zur Flamme an. Alſo kann der Wunſch auch in Flammen gerathen? S. 144. ſteht: Als hierauf einige Adliche von andern befehdet wurden; und der Markgraf die Treuen nicht zu ſchützen vermochte, bekamen dieſe von ihm Erlaubniß, die Unbild zu rächen. — Die Unbild, ein ſchlechter Ausdruck, wobey ſich nichts denken läßt, der bisher auch nur von Oeſterreichiſchen Schriftſtellern gebraucht iſt, die mehr ſchlechte Ausdrücke haben. S. 177.: Sie (die Geiſtlichen) übten, wo die Rechte der Vernunft durch eigne Kraft empor zu kommen drohten, ſorgfältig Auflauerer-

pflicht

pflicht bey verbotner Waare. S. 183.: die wir in der Beſchreibung der Kirchen- und Religionsverfaſſung bemitleideten u. ſ. w.

Vielleicht wird auch dieſe Recenſion dem Verf. wieder zu weitläuftig ſeyn, wie jene erſte des peregrinirenden Gelehrten von 15 Seiten. Da es ihm doch lieb ſeyn ſollte, daß man auf ſeine Arbeit ſo viele Attention hat, und ſie aus guter Abſicht von Fehlern zu reinigen ſucht, weil, wie wir ſchon vorher geſagt haben, das Werk, als ein Handbuch der Brandenburgiſchen Geſchichte brauchbar iſt. Wenn nicht Eigenliebe den Hrn. Verf. blendet, ſo wird er hoffentlich die Erinnerungen und Verbeſſerungen gut aufnehmen, und auf den IIten Band anwenden. Thut ers nicht, ſo wird er am meiſten dabey verlieren.

Hk.

Es wird doch noch geſchehen, oder 36 Hypotheſen über die Möglichkeit des bayriſchen Ländertauſches. Frankfurt und Leipzig. 1786. 2½ Bog. in 8.

Die Aufſchrift dieſer Bogen ſteht mit ſich im Widerſpruch. Die Worte: Es wird doch noch geſchehen, nämlich, daß der Kaiſer Bayern gegen die Niederlande vertauſche, geben zu verſtehen, daß der Verf. dies zuverläßig wiſſe: und doch will er nur zeigen, daß jener Tauſch möglich ſey; indem er nur Hypotheſen aufſtellet. Genauer hätte er alſo ſchreiben ſollen: Es kann doch noch geſchehen! Und dann freylich iſt in der Welt viel möglich, noch weit mehr, als die Realiſirung jenes Tauſchprojektes. Uebrigens merkt man bald, daß der Verf. keine gemeinen Staatskenntniſſe beſitze, daß er ſich gut und verführeriſch auszudrücken wiſſe. Er iſt jenem Tauſche günſtig, und ſucht die Bayern dafür zu ſtimmen, indem er ihnen vormalt, wie weit glücklicher ſie unter Joſephs des 2ten Regierung leben würden. Er glaubt, das Project hätte gleich Anfangs gelingen müſſen, wenn der Petersburgiſche Hof einen erfahrnern und feinern Unterhändler, als den jungen Gr. v. R.... nach Zweybrücken geſchickt hätte. Als er ſeine Möglichkeiten niederſchrieb, lebte Friedrich der Einzige noch: und doch glaubte er, hätte der

Tausch ausgeführt werden können. Ja wohl, können! Wer wird daran zweifeln?

Of.

D. Friedrich Christoph Jonathan Fischers, Professors des Staats- und Lehnrechts zu Halle, Abhandlung über die Baierische Kurwürde und die damit verknüpfte Untrennbarkeit der Pfalzbaierischen Erbländer. Berlin, bey Decker. 1785. 2 Bog. in gr. 8.

Die Untrennbarkeit und Unveräußerlichkeit der Pfalzbaierischen Erbländer, sowohl aus ihrer Stamms- und Kureigenschaft, als aus den Haus- und Reichsgesetzen erwiesen von F. C. J. Fischer u. s. w. Berlin, bey Decker. 1786. 8¼ Bogen in gr. 8.

Sein Hauptthema, daß die Kurpfalzbaierischen Länder unzertrennbar und unveräußerlich seyen, hat der Verf. aus historischen und juristischen Gründen gut erörtert und bewiesen, obgleich auch dabey sein unerträglicher Hang zu Hypothesen und Paradoxen durchscheinet. In Ansehung seiner mit eingewebten Behauptung, daß die heutige Pfalzbaierische Kurwürde ursprünglich auf Baiern allein gehaftet habe, u. s. w. ist er tüchtig widerlegt und in seiner ganzen historischen Sündhaftigkeit dargestellt worden, von einem Ungenannten, dessen Schrift ein andrer Mitarbeiter an dieser Bibliothek, im 73sten Bande S. 215. u. ff. mit Beyfall angezeigt hat.

Johann August Schlettweins Staatskabinet, oder Sammlung von gründlichen Ausführungen, Bedenken, Rathschlägen und Reflexionen über die wichtigsten Staatsangelegenheiten Europens überhaupt, und des deutschen Reichs insbesondere, aus Urkun-

Urkunden, Geschichte, Staatsgesetzen, Politik, Menschen- und Völkerrecht. Erster Band. Leipzig, bey Weygand 1787. 22½ B. in gr. 8.

Hr. S. hat nun neben seinem Archiv auch ein Kabinet angelegt. Darum will er nicht Staatsneuigkeiten oder Staatssakta erzählen, sondern sie, so weit es immer möglich ist, bis auf ihre ersten Stamina erforschen, sie in ihren wahren Verhältnissen gegen die Gerechtigkeit und gegen das Interesse der Europäischen Staaten überzeugend darstellen, und dann, zur Beförderung des Friedens und der Glückseligkeit in Europa, heilsame Bedenken, Rathschläge und Plane ertheilen, zu welchen in der Verfassung und den Verhältnissen der Europäischen Staaten die festesten Gründe liegen.

Dem zufolge liefert er in diesem ersten Bande vier Aufsätze über Materien, die in der neuern Zeit alle Staatskundige beschäfftiget haben, und zum Theil noch beschäfftigen. Der erste ist betitelt: **das Recht des chur- und fürstlichen Hauses Pfalz auf ganz Niederbayern, aus einer unwiderleglichen, unzertrennten Gemeinschaft der Länder Niederbayerns und der Pfalz, nebst gründlichem Beweise, daß das hohe Erzhaus Oestreich niemals vom Kayser Sigismund wirklich belehnt worden ist,** S. 3—74. Diese Sache ist zwar, wie bekannt, durch eine ganze Legion von Schriften, die wir zu ihrer Zeit auch in dieser Bibliothek angezeigt haben, untersucht und ins Klare gesetzt worden; aber demohngeachtet sind dem scharfsichtigen Prüfungsgeiste unsers Politikers noch Gelegenheiten zu beträchtlichen Bemerkungen übrig geblieben, bey deren Betrachtung man sich wundern muß, daß sie bey der Streitigkeit über die bayerische Erbfolgesache weder öffentlichen, noch Privatschriftstellern aufgestoßen sind. Eine der wichtigsten ist, daß Kayser Sigismund seinen Schwiegersohn, Albrechten von Oestreich, nicht mit dem Herzogthum Niederbayern belehnt habe, sondern nur mit seinem Rechte, das er daran hatte oder haben sollte. Es war also nur eine Belehnung ad effectum agendi. Es bekam folglich das Haus Oestreich durch den Siegmundischen sogenannten Lehnbrief keine wirkliche Realbelehnung mit dem Herzogthum Niederbayern, durch welche es berechtiget worden wäre, diese Lande vor den

damals

damals lebenden Herzogen von Oberbayern in Beſitz zu nehmen, oder dereinſt, wenn dieſe ganz ausſterben würden, vor den Pfalzgrafen bey Rhein, die mit der herzoglichbayerſchen Linie in völliger Gemeinſchaft der Länder ſtanden, ſich in den Beſitz der niederbayeriſchen Länder zu ſetzen. Hr. S. glaubt, daß kein Krieg zwiſchen Oeſtreich und Preußen im J. 1778 entſtanden wäre, und daß das Pfälziſche Haus von Niederbayern nicht einen Fuß breit Land würde verloren haben, wenn die Lage der Sache aus ihrem wahren Geſichtspunkte dargeſtellt worden wäre. Uns deucht aber doch, daß es daran nicht gefehlt habe, wenn man auch jene Bemerkung dabey nicht benutzt hatte. Damals würde auch der Gebrauch derſelben bey der Gegenparthey eben ſo wenig Eindruck gemacht haben, als alle übrige, in den Preußiſchen Staatsſchriften ſo bündig aus einandergeſetzten Beweggründe.

II. Ueber die Vertauſchung der Bayeriſchen Lande an das Erzhaus Oeſtreich, S. 75—134. Der Verf. behauptet, daß, wenn auch das Chur- und fürſtliche Haus Pfalz freywillig eine ſolche Vertauſchung vornehmen wollte, ſo könnte dieß doch in Rückſicht auf die Reichslehnqualität, ohne Einwilligung des Kayſers, und ohne Vorwiſſen und Beytritt des churfürſtlichen und fürſtlichen Kollegiums, nicht rechtskräftig geſchehen. Es dürfte ferner das Pfälziſche Haus, wenn es auch wollte, die Verbindungen, die es in Anſehung der Bayeriſchen Lande von Alters her als Kreisſtand des Bayeriſchen Kreiſes gehabt hat, nicht aufheben, und der Kayſer, als Kayſer, dürfe ſie nicht aufheben laſſen. Ueberdieß habe Bayern Landſtände, die um ihre Einwilligung befragt werden müſſen, wenn eine Vertauſchung des Landes mit Recht vorgenommen werden ſoll. Oeſtreich müſſe alsdann in Anſehung aller ſeiner höchſten und hohen Familienglieder und der niederländiſchen Stände eben daſſelbe beobachten, um die niederl. Provinzen an das Haus Pfalz gegen Bayern überlaſſen zu können. Hierauf würde Oeſtreich auch erſt mit England und Holland Verhandlungen pflegen, um nicht durch den Barrieretraktat von 1715 in dieſem Tauſche zurückgehalten zu werden. Nach dieſen politiſchen und rechtlichen Unterſuchungen wirft der Verf. die Frage auf: Iſt dieſer Ländertauſch der Politik oder dem Intereſſe Deutſchlands und des Europäiſchen Staatenſyſtems gemäß oder zuwider? und kann ein redlicher deutſcher Patriot wünſchen, oder, wenn ers vermag,

mag, gar den Rath geben, daß alle die höchsten und hohen Interessenten, deren Einwilligung zur Vollziehung dieses Tausches nach Gerechtigkeit erfordert wird, wirklich zu dem Tausche ihren Willen geben, oder daß sie, durch Versagung ihres Beytrittes, den Tausch hindern, und überhaupt einem solchen Tauschprojekte nach Möglichkeit entgegen arbeiten? Zuförderst behauptet er, (besonders gegen den Hrn. geh. Rath von Dohm,) daß ein Gleichgewicht der Macht der Europäischen Staaten, und vornehmlich im deutschen Reiche, nie statt gefunden habe, noch jemals praktisch möglich sey. Hiernach untersucht er die Verhältnisse, die Oestreich jetzt gegen das deutsche Reich hat, und welche es haben wird, wenn es statt seiner Niederlande Bayern bekommt, und dann, ob diese letztern Verhältnisse auf die Verfassung des Reichs, auf die Rechte seiner Glieder und auf den Wohlstand der deutschen Länder schädlichere Einflüsse haben werden, als jene erstern Verhältnisse. Er getrauet sich zu behaupten, daß Oestreich durch jenen Tausch zuverlässig nicht mächtiger werden könne, als es bisher war. Hr. S. dünkt sich also klüger zu seyn, als Friedrich der Einzige! Eben derselbe widerlegte durch die That, im siebenjährigen Krieg, eine andere Behauptung des Verfassers, nach welcher Oestreich schon jetzt, ohne jenen Tausch, eine Uebermacht über den ganzen deutschen Reichskörper besitze, welcher Deutschland allein die Wage zu halten nicht im Stande sey. Uebrigens überlassen wir es dem Hrn. von Dohm, einige hier angegriffene Sätze und Meynungen, die er in seiner Staatsschrift über den deutschen Fürstenbund äußerte, zu vertheidigen; z. B. daß der Satz, allen Mächten Europens müsse daran gelegen seyn, daß Oestreich seine schwache Seite durch den Besitz der Niederlande nicht verliere, unerweislich sey. Uns deucht, er werde schon durch die jetzigen Unruhen in jenen Niederlanden bestätigt. Aller dieser Verdrießlichkeiten wäre der Wiener Hof überhoben, und er könnte anderwärts wirksam seyn, wenn K. Friedrich den oftbesagten Tausch nicht hintertrieben hätte, und Hr. Schlettwein hätte denn sein unmaßgebliches Mißfallen nicht bezeugen dürfen.

III. Ueber den deutschen Fürstenbund, S. 135—187. Ganz gegen die Dohmische Schrift, folglich auch gegen den Fürstenbund; der aber wohl, ungeachtet des Mißfallens des Hrn. Schlettweins, bestehen wird. Es geht ja so viele

vieles nicht in der Welt so, wie es Hr. S. haben will. Unserm Verf. zufolge, ist er gegen die Reichsgesetze geschlossen; es gehören reichstägige Berathschlagungen dazu: er sey der Ehre und Würde des deutschen Oberhauptes zuwider. Wie nun aber, wenn dieses bedenkliche Schritte thut? wenn die Reichsverfassung bedrohet wird? wenn folglich das Oberhaupt selbst den Reichsgesetzen entgegen zu handeln scheint? Doch auch den in diesem Aufsatze vorkommenden Widersprüchen wird Hr. v. D. selbst zu begegnen wissen, wenn er nicht, wie wir glauben, einen solchen Gegner allzu unwichtig hält. Der Rec., der kein Preußischer Unterthan ist, findet das ganze Schlettweinische Verhalten sehr parteyisch und rechthaberisch. Es genüget dem Verf. nicht, in einem und dem andern Punkt Recht zu haben — wie wir ihm denn z. B. in dem, was er S. 149 von den Wahlkapitulationen sagt, beypflichten — er will es auch da, wo ihm historische und politische Gründe offenbar zuwider sind. Er sucht alsdann diese durch Räsonnements und Sophismen zu entkräften. Man sehe z. B., was er S. 150 zur Entschuldigung des Verfahrens des Wiener Hofes in Ansehung der niederländischen Barriereplätze vorbringt. Bey dem Betragen desselben Hofes gegen das Hochstift Passau giebt er doch (S. 161) zu, daß es sich mit der Gerechtigkeit und dem Westphälischen Frieden nicht vereinbaren lasse. Er wünscht dabey, daß Passau seine Angelegenheit mit ungekünstelter Simplicität dem gesammten deutschen Reich möchte vorgelegt, und dessen Fürsprache bey dem Wiener Hof gesucht haben. Das deutsche Reich, fährt er fort, hätte den Gegenstand gründlich untersuchen, und mit dem Kayser gemeinschaftlich über denselben Verhandlungen pflegen können und sollen, um entweder den Besitzstand des Hochstifts Passau aufrecht zu erhalten; oder über das ganze Verhältniß der geistlichen Gewalt gegen die weltliche, aus hinlänglichen Gründen der Gerechtigkeit und Weisheit, eine allgemeine Einrichtung in Deutschland zu bewirken. Die Sache würde in unendlich vielerley Betracht für Deutschland die gesegnetesten Folgen gehabt haben. Wenn aber bey dieser Gelegenheit der Kayserliche Hof eigenmächtig zu handeln fortgefahren, und auf die gegründeten Vorstellungen des Reichs nicht geachtet hätte: Dann hätten die höchsten und hohen Reichsstände die gerechtesten Beschwerden wider das Betragen des Kaysers der ganzen Welt vorlegen, und mit Recht gegen ein solch eigenmächtiges Verfahren

für die Zukunft alle dienſame Verwahrungsmittel brauchen können.

IV. Der Geiſt der Wirkungen der Völkerverträge, nebſt wichtigen hiſtoriſchen und politiſchen Aufklärungen des 5ten und 14ten Artikels zwiſchen Spanien und Holland im J. 1648 zu Münſter geſchloſſenen Friedens, und des daraus entſtandenen großen Staatsſtreites zwiſchen dem Hauſe Oeſtreich und den vereinigten Niederlanden, über die Schifffahrt auf der Schelde und den Handel nach Oſtindien, S. 188 bis 340. Der Verf. holet weit aus, indem er im erſten Abſchnitt von dem Geiſte und den Wirkungen der Völkerverträge handelt. Im zweyten folgen die auf dem Titel erwähnten Aufklärungen, und im dritten ſucht er die wahre Politik Europens in Rückſicht auf jene Angelegenheit zu zeigen. Der Aufſatz hat durch und durch ein ſehr polemiſches Anſehn. Denn Hr. S. vertheidigt darinn ſeine im J. 1785 gedruckte Schrift über den Scheldeſtreit gegen den Hrn. Prof. Hauſen in Frankfurt, der in ſeiner allerneueſten Staatskunde von Holland ſie zu widerlegen ſuchte. Dieſer ſcheint uns dabey hier und da ein wenig zu kurz zu kommen. Hr. S. hat es auch mit einem Recenſenten in der Nürnbergiſchen gelehrten Zeitung (1786, Nr. 49.) zu thun, der Hrn. Hauſen Recht gab, und deſſen Abhandlung eine gründliche und gemäßigte Widerlegung der Schlettweiniſchen Behauptungen genennt hatte. Er fordert ihn und Hrn. Hauſen auf, ſeine hiſtoriſchen Vorſtellungen, daß nämlich Seeland keineswegs ſeit unbenklichen Zeiten das Stapelrecht auf der Schelde gehabt, und daß Spanien die Prätenſion der Holländer bey den Münſterſchen Friedensunterhandlungen nicht zu beſtreiten verlangt habe, genau zu prüfen. In dem dritten Abſchnitt wiederhole Hr. S. ſeine Behauptung, und ſucht ſie durch neue Darſtellungen zu erhärten, daß nämlich die von den Holländern geſchehene Sperrung des oſtindiſchen Handels und der Scheldeſchifffahrt, dem Intereſſe der Europäiſchen Staaten, und ſelbſt dem Intereſſe und der Macht der vereinigten Niederlande, offenbar zuwider ſey. Er zeigt die Nachtheile, welche der oſtindiſche Handel den Europäiſchen Staaten zugezogen hat, und die noch immer fortdauren. Es wäre alſo freylich der größte Segen für Europa, wenn aller Handel nach Oſtindien ganz aufgehoben würde; da nun aber dieß nicht zu hof-

Prinzen nach einander zu Fürsten eines und desselben Hochstifts gewählt werden dürften. Hierüber bittet er den Domdechanten um Belehrung. Dieser unterrichtet ihn also, daß er ganz Unrecht habe: „Warum wollen Sie Prinzen? Gelten die Gesetze noch, oder ist es bereits dahin gekommen, „daß allein die Macht entscheidet? Ist jenes, wozu der gefahrvolle Schutz, den wir von einem Fürstenhause, mit „Beleidigung vier oder fünf anderer, für jedes Geschlechtalter „mit Hingebung unserer schönsten Rechte erkauften? Gilt „aber kein Westphälischer Friede und kein Herkommen des „Reichs: wie soll ein Capitelstatut gegen die Erbfolge eines „Fürstenstamms verwahren.“ Er versichert, er werde nie einem Prinzen seine Stimme geben. „Die Thätigkeit, welche „in unserer Natur wohnt, wird bey Monarchen zu leicht „Vergrößerungslust, als daß dem Schwachen rathsam wäre, „seine Rechte Fürstenhäusern anzuvertrauen.“ Indessen giebt er zu, daß es nöthig sey, der gegenwärtigen Lage der Sachen nicht müßig zuzusehen, sondern denen beyzutreten, deren Aeußerungen und klares Interesse das Zutrauen der Hochstifter verdienen; und er glaubt, daß es so wenig der Wunsch als der Vortheil dieser sey, daß der deutsche Adel seine Vorrechte aufgäbe, und auch die Hierarchie (wie er sich ausdrückt,) um ihre Selbstständigkeit komme. Er versichert daher, daß das angeführte Gerücht, wie auch hinlänglich erwiesen ist, sowohl dem Charakter als dem Systeme des Königs von Preußen widerspreche. — Der junge Domicellar macht dagegen seinem Lehrer die Einwürfe: daß die weltlichen deutschen Fürsten die geistlichen geringschätzen würden, wenn diese nicht auch gebohrne Fürsten wären; daß diese besser zum Fürstenamt von Jugend auf gebildet wären, auch keine Familie auf Kosten des Hochstifts bereichern würden; und daß bey ihnen die Folgen der Verhältnisse und Leidenschaften des vormaligen Privatstandes wegfielen, auch überhaupt die Oberherrschaft bey demjenigen erträglicher sey, welcher nie unsers Gleichen gewesen wäre. — Der Domdechant bemerkt in seiner Antwort zuerst, daß es ihm, nachdem er die Namen derjenigen, von welchen der Domicellar jenes Gerücht gehört hatte, wisse, sehr wahrscheinlich sey, daß seine List solches erfunden habe. „Sollte nicht Einem angedichtet seyn, was „Andere thun wollten? Schon mehrmals hat der Zauberstab „einer gewissen Politik die Gestalten der Dinge metamorphosirt, bis die Einfalt, von Phantomen geschreckt, zu

dem

„dem Ehrgeizigſten floh, welcher über ſie zu herrſchen ſuchte.“ Auf die Einwürfe des Domicellaren antwortet er: daß es ſchlechterdings nothwendig ſey, nicht geruhig und neutral bey dem zu bleiben, was unſers Gleichen aus Grundſätzen geſchieht, welche eben ſo gut auf uns paſſen. Einem gebohrnen Prinzen würden Günſtlinge ſtatt Neffen ſeyn, und die Kriege ſeines Hauſes würden auf die Hochſtifter wirken; und es ſey ganz wider die Erfahrung und Geſchichte, daß die Erz- und Biſchöfe aus dem alten Adel andern an Geiſt und Seele nachſtünden. Ein Domkapitel, das dem Aufkommen großer Fürſten einzeln widerſtehen wollte, ſey indeſſen wie ein einſam ſtehendes dünnes Rohr, das der erſte Sturmwind bricht. Wenn ſie aber zuſammen hielten, ſo wären ſie dem Walde vom hohen Schilfe am Nilus gleich, den der Wind wohl beugte, wo aber eine Pflanze die andere unterſtützte, und alle gemeinſchaftliche Nahrung aus dem Grunde empfiengen, aus welchem ſie von Alters her vereint empor gewachſen wären. Er glaubt daher, daß es nöthig ſey, zwiſchen den Domcapiteln eine feſte Vereinigung zu errichten, wodurch die Puncte, welche allen insgeſammt wichtig wären, ſo beſtimmt würden, daß keins ohne das andere befugt wäre, davon abzugehen. Dazu würde aber erforderlich ſeyn, daß der hierarchiſche Körper unter ſich einig wäre. „Es iſt vortreff„lich, daß unſere Erzbiſchöfe dem Papſte gezeigt haben, ſie „wüßten was ihnen zukäme, und ſie könnten es durchſetzen; „künftig ſollte alles gütlich geſchehen, oder vor der Hand „bleiben, wie es iſt, auf daß die Heerde nicht geſchlagen „werde, wann der Hirte nicht mehr iſt, und ſie (wie gewiß „geſchehen würde) ſich unter einander ſelbſt trennen.“ Unter denen Puncten, worüber ſich die Domcapitel vereinigen ſollten, ſey nicht leicht einer ſo wichtig, als der, auf welchem ihre ganze Freyheit und Exiſtenz beruhete; nämlich: ſchlechterdings nie mit ihren Wahlen auſſer dem Corps der unmittelbaren Reichsritterſchaft zu gehen. Hieraus entſtünde zugleich der zufällige wichtige Vortheil, daß die Reichsritterſchaft, welche auf dem Reichstage keine Repräſentanten hat, in der That beſtändig durch die geiſtliche Bank gleichſam repräſentirt würde; denn dieſe würde das Intereſſe ihrer Familien nicht aus den Augen laſſen. Durch kein anderes Mittel, als durch eine Verbindung der Domcapitel, kann der deutſche Adel die geiſtlichen Fürſtenhüte behaupten. „Sonſt ſehe ich keine Feſtigkeit in unſerm Reichs-

„ſyſtem; das wichtigſte Land kann, ehe man es ſich verſieht, „ein Zuwachs der ſchon furchtbaren Macht eines großen Hau„ſes werden. Hiezu braucht es nur, daß ein Domherr un„glücklich ſpielt, einem andern ſeine Maitreſſe eine ſchwere „Geldſumme gebeut, ein dritter bey einem Prozeſſe Begün„ſtigung bedarf, ein vierter ſeinen Neffen verſorgen will, der „fünfte eine beſſere Präbende ſucht, ein ſechſter ſich ſcheut, „großen Fürſten etwas abzuſchlagen, der ſiebende voraus zuſe„hen vermeint, man werde es doch nicht hindern können; „und was für andere Dinge auf die Menſchen wirken!“ Eine Vereinigung ſtellte zugleich die Wohlgeſinnten gegen Ungnade ſicher. So lange ſie nicht ſagen könnten, daß ſie nicht dürfen, ſo lange wäre es möglich, daß ein Capitel in die äußerſte Verlegenheit gebracht würde. Wenn dem Adel auf dieſe Weiſe noch die geiſtlichen Fürſtenthümer geſichert würden: ſo müßte ſeine Liebe zur vaterländiſchen Freyheit neue Flammen faſſen, und er könnte eine auf mancherley Weiſe nützliche Mittelmacht werden. Es ließe ſich aber nicht mehr zaudern. Alles beruhe auf guter Benutzung des Augenblicks, da das Reich eines Friedens genöſſe, welchem die Lage der Staatsgeſchäffte noch lange Dauer zu verſprechen ſchiene. Dieſe Umſtände ſollte man nutzen, und nicht nur Maßregeln wider möglichen Mißbrauch der Macht ergreifen, ſondern auch der Staatsliſt alle Zugänge vermauern, dem oft erſchütterten Gebäude aber durch möglichſt viele ſtarke Stützen eine neue Feſtigkeit geben. Zu dem Ende müßte der ganzen Nation ein anderer Geiſt eingeprägt werden. Der Deutſche müßte gewahr werden und fühlen, wer zu ſeyn ihm obliegt; nämlich: der Gewährsmann der Europäiſchen Verfaſſung und der Retter der Menſchheit gegen wiederkommenden Deſpotismus. Dieß können die Fürſten thun, indem ſie Jedem deutſche Freyheit fühlen laſſen. Freyheit aber beſteht darin, daß jeder ſeiner ſelbſt und alles des Seinigen ſo ſicher ſey, als der König ſeines Throns, und daß die Geſetze Keinem einen Zwang über Dinge anlegen, wodurch die Sicherheit Anderer nicht in Gefahr kommt.

Tf.

Frag

Fragmente zur Toleranz-Geſchichte in vier erklärten Kupfertafeln. Von J. A. H. Weiz, von Menge. 1785. 128 S. in 8. mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Rec. iſt nicht leicht ein geſchmackloſeres Werkchen über den im Titel angezeigten Gegenſtand vorgekommen. Es verdiente kaum eine Anzeige, wenn nicht, wie Rec. zuverläßig bekannt iſt, ſonderbarer Unfug mit demſelben getrieben worden wäre, der es der Aufmerkſamkeit, oder doch des Unwillens vernünftiger Leſer wohl würdig gemacht hat. In dem Winter zwiſchen 1785. und 1786. ward nämlich an den Gränzen von Churpfalz und Wirtemberg eine eigene ſogenannte Toleranzgeſellſchaft zu errichten verſucht. Auch gemeine Leute, Handwerker und Bauern wurden zu dieſem Bund eingeladen, und würklich in bedeutender Anzahl durch allerley Vorſtellungen dazu beredet. Bey dem Eintritt in dieſe Geſellſchaft mußte ſich unter andern jeder Novice zur Pränumeration auf dieſes elende Buch, welches damals eben unter der Preſſe war, verſtehen. Einige Emiſſaires des Verf. (welcher ſich zu Diez im Naſſauiſchen aufhielt, und wahrſcheinlich noch gegenwärtig daſelbſt iſt) beſorgten in den Gegenden des Nekars, beſonders aber zu H*** die Geſchäffte des angehenden Bundes und namentlich die Sammlung der Pränumeration, welche ganz nicht im Verhältniß mit der Bogenzahl des Werkes ſtand, und zum wenigſten bey viertehalb Th. Gulden betrug. Es entſtanden dabey aber nach und nach allerley Gerüchte von Goldmacherey, Beutelſchneiderey und trüben Händeln; bis mit einemmal der Magiſtrat zu H*** durch eine raſche Vorkehr dem Unweſen ein Ende machte. Er arretirte einige der Emiſſairs, vernahm ſie vor niedergeſetzten Commiſſionen, unterſuchte ihre Briefſchaften, nahm ſo viele Exemplare des erwähnten Werkes, als ſich bey ihnen noch vorfanden, weg, und zertrümmerte daraufhin, ſo viel kund worden iſt, den ſchwärmeriſchen Bund wenigſtens in ſeinem Gebiet. *) — Um nun nach dieſer vorläufigen Geſchichte auf das theure Buch ſelbſt zu kommen, ſo

*) Eine umſtändlichere Geſchichte wird wohl nicht in einer Recenſion erwartet werden.

iſt daſſelbe in 4 Abſchnitte abgetheilt, von welchen jeder ein ſogenanntes Hauptſinnbild, d. i. eine der vier Kupferplatten, (welche den Inhalt des ganzen Buchs in Emblemen enthalten,) erklärt und commentirt. Der Inhalt iſt faſt durchaus wahrer Aberwitz; Noten und Text, Kupfer und Erklärung, Erfindung und Ausführung, alles iſt Muſter von Abgeſchmacktheit. Auf der 1ſten Kupfertafel iſt die Hauptvorſtellung: Pabſt Pius VI. und Kaiſ. Joſeph im Geſpräche mit einander. „Der Kaiſer erinnert den heiligen Vater, heißt es in der Auslegung darüber, (im Buch S. 14.) an die von Luther in Worms geſchehene Vertheidigung der Lehre, und ſtellt ihm die durch den Glauben vorgehende Verherrlichung des Schöpfers vor.“ Welche erbärmliche Phantaſie bey Veranlaſſung des päbſtlichen Beſuchs zu Wien 1782. wie ausdrücklich bey dieſem Sinnbild geſagt wird! — Noch elender ſind die 7 Nebendenkmäler, oder Emblemen in viereckigten Fächern um das Hauptbild herum. (1) „Auf einem Kornacker ſteht ein Kreuz, auf welches die 4 Winde mit Gewalt ſtürzen. (2) Tauler pflanzt einen Palmbaum. (3) Ein am Ufer des Waſſers in Nacht eingehüllter Kompaß. An dem Himmel funkelt ein Komet; unter dem Kompaſſe lieſt man die Worte:

„Mein Centrum iſt der Pol, ihn ſuchet mein Magnet,
„Der ſich allein nach ihm, und ſeinem Sterne dreht.“

In der weitern Erklärung hierüber S. 28. heißt es: „Nach den gemeinen Begriffen halten die Pole die ganze Erde auf ihrer Bahn, und in dem Gleichgewichte, um ihre Zerſtörung zu verhindern.“ — Welch ein in kraſſe Ideen eingehüllter Nonſens! Kann der heilloſeſte Witz irgend eines Myſtikers ärgere Misgeburten je zur Welt gebracht haben? — Aber es kommt noch beſſer! (4) Luther mit einem Kreuz, welches, nach des Verf. Ausdruck, mit einem dreyfachen Anker gewaffnet iſt. Er geſteht ſelbſt: „Das Kreuz ſey wohl nie in einer bildlichen Darſtellung in einem ſolchen Aufzuge erſchienen; rechtfertigt aber die Erfindung ſtattlich durch — Luthers Geſchichte. Seine Bibelüberſetzung iſt der eine Anker, ſein mündlicher und ſchriftlicher Unterricht der zweyte, und endlich ſein evangeliſcher Wandel der dritte Anker. Wortdeutlich ſtehts ſo S. 32. Will man dieſe Deutung der drey Anker nicht für rechtsgültig annehmen, flugs! hat der witzige Verf. drey andere: S. 83. Oratio iſt der eine, Meditatio

der

der andre, tentatio der dritte. Facit: Drey Anker! Unwiderſtehlich, ſpricht er ganz despotiſch, wird man doch dieſe gelten laſſen müſſen, im Fall es jene etwa nicht ſeyn ſollten! Wer möchte ſo unfreundlich ſeyn, und ſich noch nicht zufrieden geben wollen! — 5) Die theologiſche Disputation zu Marburg 1529. zwiſchen Luthern und Zwingel; ohne Ausdruck und Kraft vorgeſtellt, und zugleich mit einem Commentar verſehen, der ſehr gezwungen in der angezeigten Geſchichte ein Muſter von Toleranz findet, da doch bekanntlich ſowohl bey dem gedachten Geſpräch mit ſehr vieler Bitterkeit geſprochen wurde, als auch der unmittelbare Erfolg deſſelbigen Zank, Läſterung und Verdammung, ſonderlich von Seiten der Lutheraner, geweſen ſind. 6) Die feyerliche Erklärung der Proteſtanten auf dem Reichstag zu Speyer 1529. wo ſie ihren beſondern Namen erhielten. Rec. ſieht nicht ein, wie dieſe Geſchichte ein Emblem zur Toleranz auch nur, als Nebenſtück abgeben konnte. Beyde Theile wieſen ſich ja ſchon die Zähne eben auf dieſem Reichstag, und drohten, und ſchimpften einander, und wollten ſich ihre Meynungen wechſelſeitig aufdringen, und — proteſtirten! — Welche Inconſequenz, hieraus ſinnbildliche Muſter von Toleranz zu ziehen! 7) Zwingel mit der ehernen Schlange, nebſt einem jämmerlichen Fragment ſeiner Lebensgeſchichte. Auf ähnliche Weiſe wird die 2te Kupfertafel im zweyten Abſchnitt des Buchs commentirt. Es iſt da wieder eine Hauptvorſtellung nebſt 7 Nebenemblemen. Alle nach der Reihe anzuführen, würde zu viel Papier und Zeit wegnehmen, und nur die Geduld der Leſer ermüden. Nur einige Auszüge aus den Declamationen und Erklärungen darüber im Buch. Die Hauptvorſtellung iſt ein Weinberg, in welchem Luther (nach des Verf. Ausdruck) den Karſch führet, und die Weinſtöcke bearbeitet, Bugenhagen und Cruciger die Pfähle einſtoßen u. ſ. w. Hiebey kommen aber mitunter auch Sektirer vor, Dr. Major, Eber und Crell, bey deren Benennung und Muſterung der Verf., einen gar lautern Geiſt der Duldſamkeit zeigt, wenn er S. 56. in klagendem Ton gleichſam bedauert, daß ſie und ihres Gleichen ſonſt allerley Verfolgungen ausgeſetzt geweſen ſeyen, jetzt aber leider! bey den kühnſten Aeußerungen frey ausgiengen. — Im 1ſten Emblem öffnet ein Kind mit einem Lorbeerkranz einen Kaſten, in welchem viel bedrängte Herzen ſind. Im 3ten ſtecket ein gehaarter Jüngling, nach alter Art gekleidet, ein Licht auf die

ben Bergen und Ehrenstein, interessant. Allein in Ansehung des Textes wünschten wir doch, daß der Verf. die Erklärung der Kupfer nicht so sichtbar als Nebenabsicht behandelt hätte. Wie ganz anders, wenn ein Brydone Gebäude beschreibt, oder Gegenden schildert! Welcher Reichthum an Ausdruck und Gedanken, welche lebhafte Darstellung! Hier allgemeine Lobsprüche, kalte Reflexionen, und zur Abwechselung oft auch wohl ein entbehrliches Mährchen oder eine unbedeutende Aufschrift. Manche Aussichten, z. B. die von Altetind, Brazensberg und Sastig sind völlig mit Stillschweigen übergangen worden. Ueberhaupt müßten wir uns sehr irren, wenn das Ganze nicht eine Buchhändler-Spekulation wäre, um die Kupfer leichter und gewisser unterzubringen. Indeß entschuldigen die mannichfaltigen Beleidigungen, die der Herausgeber von unwissenden und intoleranten Mönchen, wenn er sich in ihren Klöstern umsehn und belehren wollte, erfuhr, und die Feindschaften, die er sich durch den Artikel über die sieben Berge zuzog, seine Kürze und die Allgemeinheit, womit er zuweilen über Kultur und Menschen spricht, allerdings. Folgende, vielleicht nicht Jedem bekannte, Nachrichten heben wir aus. Köln verdankt unter andern seinen Namen und Wohlstand dem Rufe, daß es die Leiber der drey Weisen aus Morgenland bewahre. Sie wurden von dem kölnischen Erzbischof, Reinald von Daßele, dem Kanzler von Friedrich Barbarossa im Jahr 1162. aus dem eingenommenen Mailand nach Köln gebracht, bereicherten die Stadt mit Schätzen und Einwohnern, und ermunterten zur Erbauung des Doms, dessen Pracht, da er hauptsächlich zur Aufbehaltung der heiligen Reliquien bestimmt war, den Zufluß von Menschen und Gaben vermehrte. Die Einstellung des Baus scheint nach dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu fallen, und seinen Grund in der damals völlig veränderten Lage Deutschlands und den innerlichen Unruhen des Stiftes, die durch die Religionsveränderung des Erzbischofs Hermann von Weda bewirkt ward, zu haben. Die Schilderung des Doms ist übrigens eine der ausführlichsten, und die Nachrichten von der Einrichtung des Domkapitels nicht unwichtig. — Das Schloß von Poppelsdorf wurde vom Kurfürsten Klemens August angelegt. Merkwürdig sind die dabey befindlichen Gärten, und in dem Gebäude die Muschelsal, die ein Franzose aus Bourdeaux, Peter Lapostierre, ohne Beyhülfe eines andern, in einer Zeit

von

von sieben Jahren zu Stande gebracht hat. — Bonn ist nicht groß; aber wohl gebaut, und zählt, Garnison, Juden und Geistlichkeit abgerechnet, über 11000 Einwohner. Beynahe die Hälfte davon besteht aus Dienern des Fürstens und Staats, und ernährt die andre Hälfte. Durch die Errichtung der Akademie, bey der verschiedene brauchbare Männer aus den Benediktiner-, Karmeliter- und Minoritenorden angestellt sind, hat die Volksmenge des Orts sehr gewonnen. — Unter den sieben Bergen bey Bonn, die sich von Königswinter bis Honnest erstrecken, verdient der Drachenfels wegen der prächtigen Aussicht, die er gewährt, vorzüglich besucht zu werden. Von ihm entdeckt man bey heiterm Wetter die Domkirche zu Köln, und eine solche Menge kleiner Dörfer und Städte, daß man die Welt unter seinen Füßen zu sehen glaubt. Zum Beschluß des ersten Heftes verschiedene Bemerkungen, die Fruchtbarkeit der beschriebenen Rheingegenden und die Sitten und den Aberglauben des Landmanns betreffend, auch etwas über Handel, Fabriken, Krankheiten u. dgl., meistens zu allgemein, und bey weitem nicht philosophisch genug. Der zweyte Heft ist nicht viel reichhaltiger, als der erste. Wir wünschen, daß der Verf. den wahren Zweck einer Reisebeschreibung ins künftige mehr beherzigen, und außerdem noch seine Sprache von Provincialismen und unrichtigen Benennungen (er schreibt z. B. Gehälter für Gehalt,) reinigen möchte.

Zh.

Geschichte der Regierung Kayser Josephs I. mit einem Gemälde von dem verschiedenem Interesse der vornehmsten Europäischen Staaten bey dem Anfange des 18 J. H. von Joh. Chr. Herchenhahn. Erster Band. 1786. 2 Alphab. 10 B. in 8. Leipzig, bey Crusius.

Die Geschichte des Kaysers Josephs I. macht eine der wichtigsten Epochen der Europäischen Völker- und der deutschen Reichsgeschichte aus. Aus Furcht und Haß gegen das Haus Bourbon, spannten die Seemächte alle Kräfte an, dem Hause Oesterreich eine solche Macht zu geben, die es dem Gleichgewichte von

den. Hr. H. war dieſes ſeinen Leſern um deſto mehr ſchuldig, da er Oeſtreichs Verfahren ſo laut tadelt, und ſelbſt S. 201 zu verſtehen giebt, daß ein Theil des Miniſteriums von Frankreich erkauft ſey; ja ſogar S. 288 die ausdrücklichen Worte ſtehen: „Madrit und Caſtilien eröffnete ſeine „Augen, es legte den eingewurzelten Haß gegen die Franzoſen ab;“ welche Augeneröffnung doch wohl vorausſetzt, daß Hr. H. die Vorliebe, die Spanien vorher für Oeſtreich hatte, für Verblendung hält. Ein Schriftſteller, der ſo dreuſt ſpricht, braucht ſich auch nicht zu ſcheuen, die Perſonen und Wege genauer bekannt zu machen, durch welche Spanien für Oeſtreich verloren gieng. Demohngeachtet haben wir die Erzählung von den Intriguen an dem ſpaniſchen Hofe nicht ohne Vergnügen geleſen. Das ſogenannte Abwalzungsrecht, (droit de devolation,) das man beſſer Heimfallungsrecht nennt, iſt S. 160 ganz falſch erklärt. Fünftes Buch. Ueberſicht der Kriegsſcenen vom Tode Carls II, bis zu Leopolds Tode. Freylich bloß Kriegsſcenen; denn von demjenigen, was in den Kabinetten vorgieng, wird ſo unbedeutend und beyläufig gehandelt, daß wir des Penſionärs Heinſius Namen in dieſem ganzen Theil nicht gefunden haben, und die Herzogin von Marlborough wahrſcheinlich nicht eher genannt werden wird, bis von dem Sturz ihres Gemahls die Rede iſt. Wenn der Hr. Verf. es auch einmal verſucht, in die Staatsklugheit der Mächte einzudringen, ſo irrt er ſich entweder, oder fällt wenigſtens ein ſchielendes Urtheil. So war es nicht deswegen, weil die Seemächte ſich für den von Frankreich beleidigten Herzog von Savoien intereſſirten, daß ſie einwilligten, daß der Kayſer ein Bündniß mit ihm ſchließen möchte, wie der Hr. Verf. S. 467 ſagt. Geliebt wurde dieſer Fürſt wohl von niemand! Aber ſein Bündniß war den Alliirten zur Aufrechthaltung der Oeſtreichiſchen Sache in Italien ſo durchaus nothwendig, daß ſie es mit ſchweren Unkoſten erkauften. Leopolds Charakter iſt S. 529 mit Wahrheitsliebe und ohne Schmeicheley gezeichnet. Sechſtes und ſiebentes Buch. Die erſten beyden Regierungsjahre des K. Joſephs I. Sie enthalten abermals nichts weiter, als eine weitſchweifige Erzählung der Kriegsbegebenheiten des Succeſſionskriegs, welche, da ſie von keinem Mann von Handwerk beſchrieben ſind, wenig Unterrichtendes haben, und weil ſie in einer höchſt affektirten Schreibart vorgetragen werden, wenig Unterhaltung geben. An jedes Jahr ſind die Hauptverfälle

im Reiche und auf dem Reichstage kurz angehängt. Von der innern Regierung des Kayſers findet man außer der Fortſetzung der ungriſchen Unruhen kein Wort. Vielleicht leiſtet der folgende Theil hierin mehr; wenigſtens wollen wir den Hrn. Verf. darauf aufmerkſam machen, daß er ſich dadurch mehr Verdienſt erwecken wird, als wenn er fortfährt, die Geſchichte des Succeſſionskrieges zu erzählen, die wir ſchon in mehrern Büchern finden.

Eben ſo wird er ſeinem Buche weit mehr Beyfall verſchaffen, wenn er ſich bemühet das Verlangen ſchön zu ſchreiben, und etwas außerordentliches zu ſagen, weniger blicken zu laſſen. Er hat von dem Motto das er ſeinem Buche vorgeſetzt hat, nur die erſte Zeile ausüben wollen: ho proccurato di non dare in baſſezze con un parlare triviale; und das folgende nicht gehörig gemerket: — grave ſi, ma *naturale*, non *ampolloſo* — ſenza ſtrepito e ſenza intoppo. Der Verf. hat dieſes ſo wenig beobachtet, daß er vielmehr zu den gewöhnlichſten Dingen die hochtrabenſten und ſchwülſtigſten Worte ausſucht, auf die außer ihm nicht leicht jemand gefallen ſeyn würde. Hier ſind einige nicht ſehr mühſam aufgeſuchte Beyſpiele: S. 133. vor dem Lager der Ruſſen, das mit 150 Kanonen gekrönt war. S. 187. er hatte ſich entſchloſſen, den ganzen gegen ihn gemachten Bund zu zerſtieben. S. 232. Die Ungnade der Natur (ein Miswachs) raubte ihm zwo der ſtärkſten Stützen. S. 287. Er hatte den feſten Willen, mit dem Blute ſeiner Feinde ſeine Rechte zu ſchreiben. S. 484. Die Geiſteskräfte von Maximilian, Tallard und Marſin, und von Eugen und Marlborough; wenn man ſie auf eine Waage hätte legen können, ſo würden die Seelen der erſten Himmelan geſtiegen ſeyn, indeſſen die Genies der letztern zur Erde herabgeſunken wären. Fielen die Strahlen des Verſtandes und der Klugheit durch ein Prisma hindurch, ſo ſpielten ſie bey jenen traurige Farben, bey dieſen erſchienen nur hohe im ſchönſten Glanze.“ — Wir glauben, wir könnten es bey dieſer letzten Tirade, die einem Lohenſtein und Philipp von Zeſen, Ehre machen würde, gut ſeyn laſſen, wenn uns nicht gleich auf der nebenſtehenden Seite 485. folgende faſt noch ärgere Periode in die Augen fiele: „Tallard war noch voll des Geiſtes den er bey Speyer geathmet hatte (vorher werden Seelen gewogen, hier Geiſter geathmet.)

Die Dicke seiner siegevollen Gedanken verlegte ihm die Brust, er sah sich schon nach neuen Lorbeern um, er überzeugte sich daß er nur auftreten dürfte, um neue Feinde vor sich herzujagen.“ Aus Verlangen etwas besonders zu sagen, sagt der Hr. Verf. sehr oft etwas ganz Falsches. So steht S. 165. anstatt kaltsinnig, kaltblütig. S. 213. Die Kehrseite seines Plans, eine Redensart in die sich Hr. H. verliebt hat, könnte allenfalls gebraucht werden, wenn jemand eine falsche Seite eines Plans vorspiegelte, und am Ende die Kehrseite sehen ließe. Er braucht es aber von einem entgegengesetzten Plane. Wurmen ist ein ander Lieblingswort des Hrn. Verf. Er hat wenige Prinzen und Helden aufgeführt, denen nicht einmal etwas in seinem Buche wurmt. Bey allen diesen Schönheiten und mitten in diesem Sonnenfluge vergißt er das: non dare in bassezze con un parlare triviale, seines Mottos, wie er die übrigen Regeln desselben vergaß, und man findet S. 411. mit der langen Nase abziehen, S. 507. Unter den letzten warf sich der Graf von Cifuentes am mehrsten in die Brust, S. 692. Man könnte eine große dickköpfige Geschichte schreiben. Und an mehrern Orten: Unbilden, Irrsale u. dgl. Auch ist alles mit französischen Wörtern durchspickt, die zum Theil sonderbar buchstabirt sind: z. B. etaliren, sondiren, *akquirirten* (S. 170.) ein Vorurtheil das für Leopold *militirte* (167.) *herankirte* (438.) *Ekipage* (717.) Da Hr. H. wenig gegen die Grammatik anstößt, da sein vorgesetztes Motto beweist, daß er theoretisch weiß, welches die Eigenschaften eines guten historischen Styls sind, so fehlt ihm nur ein geschickter und strenger Freund, dem er seine Arbeiten vorlesen und ihn bitten könnte, sie nach den Regeln zu verbessern, die er selbst für richtig erklärt hat. Daß er alsdenn schön und doch natürlich werde schildern lernen, beweiset eine seine Beschreibung eines Thals die S. 521. steht.

Mj.

Reise eines englischen Geistlichen durch Schweden. In Briefen an Lord Thl**w in Lausanne. Berlin. 1784. 130 S. 8.**

Mit Vergnügen sind wir dem Verf. auf seiner Reise über Jönköping, Linköping und Norköping nach Stockholm und

von

von hier aus zurück über Eskätuna, Wenersburg, Trolhätta und Alingsos nach Gothenburg gefolgt. Die gute Laune, seine treue Gefährtin, bemächtigt sich unmerkbar selbst des Herzens des Lesers, und versetzt es in eine glückliche, dem Beschreiber gewiß nicht unvortheilhafte, Stimmung. Die Bemerkungen betreffen größtentheils Gegenden, Regierungsform, Sitten und Charakter des Volkes. Am längsten verweilt der Verf. wie sich von selbst versteht, bey Stockholm. Da er gerade zur Zeit der Niederkunft der Königin mit dem Kronprinzen gegenwärtig war, und der Taufhandlung und der öffentlichen Feyerlichkeiten beywohnen konnte, so gieng ihm das Gelegenheit, über das Hofceremoniel mancherley treffende Beobachtungen anzustellen. Die Strenge der Etiquette geht doch in Wahrheit zu weit. Bey einem großen Ball, den der Hof gab, wendeten die Menuettentänzer einander den Rücken zu, um dem Hofe das Gesicht zuzukehren, so daß sie, wie zwey Solotänzer, aussahn. Der Frau eines fremden Gesandten, die bereits bey Hofe erschienen, der Königin aber, des Wochenbettes wegen, noch nicht vorgestellt war, wurde der Zugang versagt, weil sie, der Etiquette ihres Hofes gemäß, geglaubt hatte, der Königinn und den Prinzessinnen die Hand nicht küssen zu dürfen. Der Verf. rühmt übrigens den Gesellschaftston im allgemeinen als mutter und aufgeweckt. „Fremde, sagt er, würden unrecht haben, wenn sie über die Art und Weise, wie sie aufgenommen werden, klagen wollten. Wer Lust hat, sich umzusehen, findet unter Männern von Einsicht und Kenntnissen die größte Bereitwilligkeit, im Zurechtweisen.“ In den ersten Häusern ist von der allgemeinen Landesgewohnheit die Weise beybehalten worden, starkes Getränke und Brod herumzugeben, ehe man sich zu Tische setzt, und vor der Suppe Austern, Schinken, Fische und dergleichen zu serviren. Dem Frauenzimmer wirft man vor, daß es leichtsinnig und flatterhaft sey. Unser Reisender fand das schöne Geschlecht einnehmend und unterhaltend, und ihre natürliche Weise durch die schwarze Nationaltracht und Schminke sehr erhöht. Da das Französische größtentheils sehr schlecht und unangenehm ausgesprochen wird, so ist es zur Konversation beynahe nothwendig, schwedisch zu wissen. Ueber die Politik fremder Mächte gegen Schweden glaubt der Verf. also urtheilen zu dürfen. „Das Interesse der Nachbarn besteht allein darin, keine Politik zu haben, sondern bloß durch gute Nachbarschaft und

Die Dicke seiner siegevollen Gedanken verlegte ihm die Brust, er sah sich schon nach neuen Lorbeern um, er überzeugte sich daß er nur auftreten dürfte, um neue Feinde vor sich herzujagen." Aus Verlangen etwas besonders zu sagen, sagt der Hr. Verf. sehr oft etwas ganz Falsches. So steht S. 165. anstatt kaltsinnig, kaltblütig. S. 213. Die Kehrseite seines Plans, eine Redensart in die sich Hr. H. verliebt hat, könnte allenfalls gebraucht werden, wenn jemand eine falsche Seite eines Plans vorspiegelte, und am Ende die Kehrseite sehen ließe. Er braucht es aber von einem entgegengesetzten Plane. Wurmen ist ein ander Lieblingswort des Hrn. Verf. Er hat wenige Prinzen und Helden aufgeführt, denen nicht einmal etwas in seinem Buche wurmt. Bey allen diesen Schönheiten und mitten in diesem Sonnenfluge vergißt er das: non dare in bassezze con un parlare triviale, seines Mottos, wie er die übrigen Regeln desselben vergaß, und man findet S. 411. mit der langen Nase abziehen, S. 507. Unter den letzten warf sich der Graf von Cisuentes am mehrsten in die Brust, S. 692. Man könnte eine große dickköpfige Geschichte schreiben. Und an mehrern Orten: Unbilden, Irrsale u. dgl. Auch ist alles mit französischen Wörtern durchspickt, die zum Theil sonderbar buchstabirt sind: z. B. etaliren, kondiren, *akquirirten* (S. 170.) ein Vorurtheil das für Leopold *militirte* (167.) *harankirte* (438.) *Ekipage* (717.) Da Hr. H. wenig gegen die Grammatik anstößt, da sein vorgesetztes Motto beweiset, daß er theoretisch weiß, welches die Eigenschaften eines guten historischen Styls sind, so fehlt ihm nur ein geschickter und strenger Freund, dem er seine Arbeiten vorlesen und ihn bitten könnte, sie nach den Regeln zu verbessern, die er selbst für richtig erklärt hat. Daß er alsdenn schön und doch natürlich werde schildern lernen, beweiset eine feine Beschreibung eines Thals die S. 521. steht.

Mj.

Reise eines englischen Geistlichen durch Schweden. In Briefen an Lord Th-rl-w in Lausanne. Berlin. 1784. 130 S. 8.

Mit Vergnügen sind wir dem Verf. auf seiner Reise über Jönköping, Linköping und Norköping nach Stockholm und

von

von hier aus zurück über Eskältuna, Wenersburg, Trolhätta und Alingsos nach Gothenburg gefolgt. Die gute Laune, seine treue Gefährtin, bemächtigt sich unmerkbar selbst des Herzens des Lesers, und versetzt es in eine glückliche, dem Beschreiber gewiß nicht unvortheilhafte, Stimmung. Die Bemerkungen betreffen größtentheils Gegenden, Regierungsform, Sitten und Charakter des Volkes. Am längsten verweilt der Verf. wie sich von selbst versteht, bey Stockholm. Da er gerade zur Zeit der Niederkunft der Königin mit dem Kronprinzen gegenwärtig war, und der Taufhandlung und der öffentlichen Feyerlichkeiten beywohnen konnte, so giebt ihm das Gelegenheit, über das Hofceremoniel mancherley treffende Beobachtungen anzustellen. Die Strenge der Etiquette geht doch in Wahrheit zu weit. Bey einem großen Ball, den der Hof gab, wendeten die Menuettentänzer einander den Rücken zu, um dem Hofe das Gesicht zuzukehren, so daß sie, wie zwey Solotänzer, aussahn. Der Frau eines fremden Gesandten, die bereits bey Hofe erschienen, der Königin aber, des Wochenbettes wegen, noch nicht vorgestellt war, wurde der Zugang versagt, weil sie, der Etiquette ihres Hofes gemäß, geglaubt hatte, der Königinn und den Prinzessinnen die Hand nicht küssen zu dürfen. Der Verf. rühmt übrigens den Gesellschaftston im allgemeinen als munter und aufgeweckt. „Fremde, sagt er, würden unrecht haben, wenn sie über die Art und Weise, wie sie aufgenommen werden, klagen wollten. Wer Lust hat, sich umzusehen, findet unter Männern von Einsicht und Kenntnissen die größte Bereitwilligkeit, im Zurechtweisen.“ In den ersten Häusern ist von der allgemeinen Landesgewohnheit die Weise beybehalten worden, starkes Getränke und Brod herumzugeben, ehe man sich zu Tische setzt, und vor der Suppe Austern, Schinken, Fische und dergleichen zu serviren. Dem Frauenzimmer wirft man vor, daß es leichtsinnig und flatterhaft sey. Unser Reisender fand das schöne Geschlecht einnehmend und unterhaltend, und ihre natürliche Weise durch die schwarze Nationaltracht und Schminke sehr erhöht. Da das Französische größtentheils sehr schlecht und unangenehm ausgesprochen wird, so ist es zur Konversation beynahe nothwendig, schwedisch zu wissen. Ueber die Politik fremder Mächte gegen Schweden glaubt der Verf. also urtheilen zu dürfen. „Das Interesse der Nachbarn besteht allein darin, keine Politik zu haben, sondern bloß durch gute Nachbarschaft und

andere Aufmerksamkeiten dieß Vernehmen zu unterhalten, welches gegenseitiges Interesse nothwendig zu machen scheint. Wenn Schweden daran arbeitet, wohlhabend und mächtig zu werden, so wird es auch zugleich immer mehr und mehr sein Interesse kennen lernen, Frieden in Norden zu erhalten. Es kann keinen Anlaß zu Kriegen haben, als einen Eroberungsgeist, und daß dieser Reiche arm und öde macht, so glücklich auch der Erfolg der Kriege ist, hat wohl kein Reich deutlicher bewiesen als eben Schweden, und so würde dann sein eigenes Beyspiel hinreichen, den Eroberungsgeist ganz von dem Wunsche nach Wohlstand und Macht zu trennen, wenn auch der itzt allgemein herrschende Handelsgeist die Denkungsart der Fürsten in dieser Absicht nicht schon umgeändert hätte." Doch genug, um das Publikum auf ein Buch, das nicht leicht Jemand unbefriedigt aus der Hand legen wird, aufmerksam zu machen. Wir verbinden hiermit die Anzeige einer andern kleinen

Reise von Berlin über Breslau nach dem schlesischen Gebirge im Sommer 1783. von J. E. T. Berlin. 1784. 198 S. 8.

Des Verf. Absicht war anfänglich bloß, Zusätze zu den biesterischen Bemerkungen in die Berliner Monatsschrift einrücken zu lassen: allein seine Nachrichten mehrten sich unter dem Schreiben, und so entstand gegenwärtige Schrift, die sich eben so vortheilhaft durch Scharfsinn und Beobachtungsgeist, als durch Styl und Manier auszeichnet. Die Bemerkungen sind zum Theil topographisch, zum Theil betreffen sie die Industrie und das Gewerbe der Einwohner. Eingestreut findet man verschiedene interessante Anekdoten von Gelehrten, Beschreibungen merkwürdiger Kunstwerke und Betrachtungen naturhistorischer Gegenstände. In Breslau, wo der Verf. sich drey Wochen aufhielt, sah er den Pomp des römischkatholischen, die Simplicität des reformirten und die dortige Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes neben einander und hatte folglich Gelegenheit, die verschiedenen Eindrücke auf die Glieder der Gemeinden so nah, als möglich, zu beobachten. Jedermann wird ihm in den, hinausgezogenen, Resultaten, so wie in dem Urtheil über das

Unver-

Unverständliche und Zwecklose mancher Ceremonien des evangelischen Gottesdienstes, beystimmen. Die Moralität und äußere Achtung der Religion fand er übrigens in Breslau und dem durchgereißten Theile Schlesiens besser, als in Berlin und der Mark, auch den Handel in Breslau stärker, als den in Berlin, obgleich immer in Vergleichung mit den vorigen Zeiten unbedeutend: so sehr schreckt die französische Regie den Ausländer ab. Von Breslau reiste Hr. T. über Schweidnitz nach dem Gebirge, und sodann nach Waldenburg, und dem benachbarten Schlosse Fürstenstein, dessen romantische Lage hier sehr reizend beschrieben wird. Fünf Zimmer des einen Flügels enthalten eine kostbare Bibliothek, und unter andern eine Sammlung sauberer Handschriften, die insgesammt die schlesische Geschichte betreffen, und auf einen Gelehrten, der sie zu nützen weiß, harren. Ueber Charlottenbrunn, das Kloster Grüssau und Landshut. Reise nach Schmiedeberg und von hier auf die Schneekoppe des Riesengebirgs. Die Oberfläche der Koppe ist ein meist runder Platz von 80 bis 100 Schritt im Durchmesser. Nach Böhmen geht der Felsen steil hinunter in ein großes Thal, dessen zerstreut liegende Bauzen, ungeachtet sie sechzig Fuß lang sind, von der Höhe herab kaum einen Zoll zu betragen scheinen. An der schlesischen Seite sieht man das herrlichste Thal. Die Berge zwischen Landshut und Schmiedeberg gleichen an Größe einem Festungswall, und die Thürme des achzehn Meilen entfernten Prags stellen sich bey vollkommen heiterer Luft dem Auge dar. Die Koppe selbst ist wahrscheinlich nicht vulkanischen Ursprungs, sondern durch und unter Wasser gebildet. Das Gestein ist schiefericht, blättert sich in Lagen, dünner, als eine Linie, und hat sichtbar aufgesetzte Schichten, die in gleichen Graden, ungefähr in einem Winkel von funfzehn, von der Horizontallinie abweichen. Die Leute, die in der Gegend dieses hohen Gebirgs wohnen, bleiben vom November bis zum März und April in ihrer Baude eingeschlossen, und wenn im Winter einer von ihnen stirbt, so stecken sie die Leiche aus dem Hause in den Schnee, bis sie selbige im Frühlinge zu einem Begräbnißplatz bringen können, denn in den Felsen läßt sich kein Grab machen. Uebrigens sind sie, wie die Alpenbewohner, groß, stark, gesund und von unverdorbenen Sitten und reinem Herzen. Ein schönes Beyspiel ihrer Unschuld und Güte wird in der Note angeführt. Der Rückweg nach Breslau führte unsern Reisenden über Hirsch-

Lehre vom Teufel, wie sie in dem Jahrhunderte Constantins vorgetragen, und mit der übrigen Glaubens- und Sittenlehre verbunden wurde, so wie verschiedene geschickte Köpfe, die zu den Manichäern übertraten, und ihnen durch mündlichen Vortrag und Schriften aufholfen, hätten manchen zum Manichäismus fortreißen können. — Bemerkungen, die wirklich jenes historische Problem, warum diese Parthey so stark unter den Christen habe werden können, sehr glücklich auflösen — aber auch zugleich beweisen, wie wenig die für das Beste des Christenthums sorgen, welche für das allgewaltige Reich des Teufels noch in unsern Tagen tanquam pro aris et focis streiten.

Mit der Geschichte der Manichäer ist (S. 315—363.) die Geschichte der mit ihnen verwandten Priscillianisten und der ersten an Ketzern vollzogenen Lebensstrafen verbunden. — S. 353. scheint der Sinn des sechszehnten Kanons der Kirchenversammlung zu Toledo vom J. 400. nicht recht gefaßt zu seyn, wenn dieser also ausgedrückt ist: „Eine Gottgeweihte Frauensperson, welche einen Fehltritt gethan hat, soll in der Kirche nicht eher einen Platz haben, als bis sie sich gebessert hat; alsdenn soll sie nach einer Büßung von zehn Jahren wieder zur Kirchengemeinschaft gelangen. Bevor dieses letztere erfolgt ist, soll keine Christinn, bey Strafe des Bannes, sie zu einer Mahlzeit bey sich annehmen. Ihr Verführer soll auf eben dieselbe Art büßen. Heyrathet aber eine solche Person: so soll sie nur alsdann, wenn sie bey Lebzeiten ihres Mannes sich keusch aufführt, oder erst nach seinem Tode, zur Kirchenbuße zugelassen werden.“ Die letzte Periode lautet im Original also: Quae autem (devota peccans) maritum acceperit, non admittatur ad poenitentiam, nisi adhuc ipso vivente marito, caste vivere coeperit (das heißt in der Sprache jener Zeit, ihm die eheliche Pflicht versagt, und sich ganz von ihm trennt) aut postquam ipse decesserit. Das Heyrathen einer vorher unzüchtigen Person, die Gott geweihet war, schien also damals einer größern Strafe würdig, als ihr unordentliches Leben außer der Ehe. S. 359. wird sehr gut gegen Tillemont und Walch erinnert, daß in C. Theodos. L. XVI. t. 5. de haeret. l. 40. 43. 48. 59. 65. nicht von den Priscillianisten dieser Zeit, sondern von den Montanisten, die von der Priscilla, einer ihrer ersten Anhän-

Hängerlinen, auch diesen Namen führten, zu verstehen sey, weil insonderheit in dem letztern Gesetz, wie schon Gothofredus angemerkt hat, Montanistae seu Priscillianistae, Phryges zusammengestellt werden. — S. 361. gesteht Hr. S. daß über der Denkungsart der damaligen katholischen Lehrer wegen der Hinrichtung des Priscillianus und seiner Freunde, welche einige der angesehensten Bischöfe so sehr tadelten, daß sie unter den stärksten Merkmalen des Abscheues die Gemeinschaft mit solchen ihrer Mitlehrer brachen, welche blutgierig genug waren, die Hinrichtung von Ketzern zu betreiben, eine fast undurchdringliche Dunkelheit schwebe, indem man nicht recht wisse, ob jenen nur dieses mißfallen habe, daß Bischöfe auf den Tod der Ketzer drangen, anstatt solches der Obrigkeit zu überlassen? oder ob sie den Verbrecher vom Ketzer genau unterschieden, und nur jenen der Todesstrafe würdig geachtet haben? Doch giebt er der Meynung derjenigen das Uebergewicht, welche das letztere glauben, und macht es aus dem Sulpicius Severus (Hist. sacr. L. II. c. 50.) sehr wahrscheinlich.

Den Beschluß dieses Theils macht die Fortsetzung der donatistischen Händel, (S. 364 — 480.) — Die, wenn gleich die Parthey, von welcher sie erregt wurden, besonders durch die unermüdete Thätigkeit des Augustinus, von allen Seiten bestürmt ward, und endlich unterlag, dennoch immer in der Kirchengeschichte merkwürdig bleibt, weil selbst die Waffen, die man gegen sie brauchte, im Lehrbegriffe der herrschenden oder katholischen Parthey nachtheilige Wirkungen auf alle folgende Zeitalter zurückließen. In dieser Geschichte erscheint Tychonius in einem andern Lichte, als er von dem seel. Walch (Hist. der Ketzereyen Th. IV. S. 258. f) vorgestellt ist, als welcher meinte, man habe diesen Mann nur mißverstanden, und daher seyen die Unruhen, welche seine Schriften bey der donatistischen Parthey erregt hatten, entsprungen. Unser Verf. hält ihn aber weder mit andern für einen Heuchler, noch für einen mißverstandnen Lehrer, sondern für einen Mann, der zwischen Katholischen und Donatisten Frieden stiften wollen, und sie dadurch zu nähern gesucht habe, daß er zeigte, es sey kein hinreichender Grund zur Trennung zwischen ihnen vorhanden — da er denn freylich das gemeine Schicksal der Irenicker, daß er es keiner von beyden Partheyen recht machen konnte, zu erdulden hatte. —

S. 451.

Väter ins 2te gehören. Von den Kirchenvätern sagt er überhaupt, man müsse sie selbst lesen, wenn man weder auf abergläubische Verehrung, noch auf übertriebenen Tadel derselben fallen wolle. Ihre merkwürdigsten Schriften werden genannt, und beym Alexandr. Clemens insonderheit bemerkt, man könne aus seinen Stromat. sehen, wie sich die Philosophie in die Theologie eingeschlichen habe. Weit früher, wiewohl in geringerm Maaße, sieht man dieses freylich schon im Justinus und Athenagoras. Hr. M. nennt Origenem anteſignanum periculoſae eius methodi, ut, ſi ſcholaſticam adpellare velis, quae Theologica cum Philoſophicis miſcet, Theologiam, huius parens merito habeatur. Es hätte aber doch auch das Vortheilhafte dieser Methode, welche über die Religionslehren nachdenken lehrte, und überhaupt die erste Entwickelung der eigentlichen Theologie, noch etwas genauer erörtert zu werden verdient. Die Einführung des vielfachen Verstandes in die Bibl. Erklärung, ist mit Recht gerügt worden.

Im zweyten Abschnitte gesteht der Verf. manche Fehler der Kirchenväter; vornehmlich des Epiphanius; den Schaden welchen die Aristotel. Philosophie und die untergeschobenen Schriften des Dionysius Areop. gestiftet haben, das Gute der Auslegungen des Pelagius, die aufs Höchste getriebenen elenden Allegorien, den heftigen Ketzerhaß, nimium ſtudium orthodoxiae, u. dgl. m. zu. Auf der andern Seite kann man zwar nicht mit allen Lobsprüchen, die er angesehenen Männern dieser Zeiten ertheilt, übereinstimmen; doch sind die meisten ziemlich gemäßigt. Den verwüstenden Einfällen der Barbaren scheint ein zu entschuldender Einfluß auf den Verfall der theol. und übrigen Gelehrsamkeit beygelegt zu seyn; sie war schon eher und stärker durch Aberglauben, Mönchsfrömmigkeit, u. dgl. m. in ihrem Innersten verdorben worden.

Der Anfang des dritten Abschnittes wird mit Pet. Lombard gemacht, eine Nachricht von ihm aus Brucken vorangeschickt, und eine Probe seiner spitzfindigen Fragen aus L. I. et II. Sententt. beygefügt. Der Verf. setzt hinzu: Qui haec concoquere poſſit, nae illi ſtomachus eſt noſtri valde diſſimilis. Ceterum, ut nihil diſſimulemus, fatendum omnino, vage minus meliorique non nihil ordine, atque adhibita fide, Pe. Lombardum de Theologicis diſſeruiſſe,

ſeruiſſe, nec, quae abſurde disputavit, eius unius bardo ingenio omnia tribuenda. Von den darauf folgenden Scholaſtikern iſt auch recht treffend geurtheilt: zum Theil herrliche Köpfe; aber ſpinis theologicis adeo innutriti, litterisque humanioribus tam parum exculti, ut theologicae eruditionis ergo dolendum ſummopere ſit, tantam eos non ſolum apud pares, ſed conſequentium etiam ſeculorum homines gloriam indeptos eſſe, quae praeterquam quod barbariem Theologiae omni incubantem longius multo atque ſecus factum fuiſſet, aluit, ingenuam quoque viroque Theologo dignam ſentiendi libertatem ita enecuit, ut nomen inane pro graviſſimo in Theologicis argumento deinceps eſſet. (p. 78. f.) Beym h. Thomas iſt der Verf. noch beſonders ſtehen geblieben, und hat ſein Leben nach Brukern, auch Proben ſeiner Lehrart mitgetheilt, (p. 87.) quoniam eius potiſſimum auctoritate factum eſt, ſchreibt er, ut, quae a I. Chriſto unice compellanda erat, ſcientia ab homine compellaretur. Nach vielen andern guten Anmerkungen, (worunter wir doch p. 113. den eigennützigen Schluß der Oxforter Synode wider Bibelüberſetzungen weggewünſchten) wird am Ende dieſer Periode (p. 114. f.) das Vornehmſte zuſammengeſtellt, woraus ſich der damalige ſchlechte Zuſtand der Religion, der theologiſchen Gelehrſamkeit, des Clerus u. ſ. w. begreifen läßt. Unter andern merkt der Verf. an, daß dasjenige, was die alte Kirche von der Unfehlbarkeit der Röm. Gemeine in einem ganz andern Sinne behauptet hatte, nach und nach auf die Päpſte gezogen worden ſey.

Im Eingange des vierten Zeitraums giebt der Verf. ſogleich zu erkennen, aus welchem Geſichtspunkte er die Veränderungen deſſelben betrachte. Wir würden, meint er, eine ſchönere Geſtalt der Theologie nunmehr erblicken, wenn nicht die Einigkeit der Gemüther im Anfange des 16ten Jahrhunderts geſtört, und dadurch partheyiſcher Streit verurſacht worden wäre. Quantas ſpes Lutheri fervor nimius diſtulit! ruft er aus. Erasmus, weiſer und gemäßigter als Luther, habe zwar noch eher als dieſer, auf die Verbeſſerung der Theologie gedrungen; aber nicht, wie dieſer, eine Kirchentrennung hervorgebracht, quo factum ut respublica turbaretur, Theologia polemica fieret, *curſus litterae inquiſitionis inter Catholicos ſiſteretur*, firmarenturque Scholaſti-

lasticorum imperium, etc. Es sey weit von uns entfernt, zu fordern, daß der Verf. mit uns völlig einerley Begriff von der Reformation und ihren Folgen annehmen sollte. Aber über eigentliche Thatsachen kann man sich doch immer mehr und leichter mit einander verständigen; warum sollten hierüber beyde Theile stets in Extremen gegen einander über stehen? Der eine sagt, Luther habe freyere Untersuchung über Religion, Wissenschaften, u. s. w. nicht allein zur Absicht gehabt, sondern auch ungemein befördert. Der andere hingegen versichert, gerade dieser Mann habe jene Untersuchung und mit derselben die wahre Aufklärung in der R. Kath. Kirche durch seinen Ungestüm mehr als sonst jemand gehindert, und auf Jahrhunderte zurück gehalten. Schon das ist nicht wohl historisch begreiflich, wie ein Mann, der, nach dem Geständniß seiner billigern Gegner, in der von ihm gestifteten Kirche viele freye und wichtige Verbesserungen hervorgebracht hat, wie dieser Mann allein, nicht etwan bey seinem ersten hitzigen Anfalle, sondern zwey hundert Jahre hindurch, und länger, in derjenigen Kirche, von der er sich gar bald gänzlich trennte, ähnliche Verbesserungen, deren Nothwendigkeit so viele verständige Mitglieder jener Kirche empfanden, habe hintertreiben können? Sie konnte ja dennoch, wenn es ihren geistlichen Oberhäuptern ein Ernst damit war, den Vorschlägen ihres Erasmus folgen; durch eine Reformation, die nicht, wie man klagt, auf Zerstörung hinauslief, konnte sie Luthers Plan zu beschämen suchen: und dieser selbst bot gleichsam durch seinen sanften Gefährten Melanchthon eine Annäherung auf halbem Wege an. Man gestehe es nur einmal aufrichtig, welche furchtbare und schlaue Macht auf der einen Seite, und welches schwachsinnige verzagte Betragen der weltlichen Mächte auf der andern, Freyheit und Licht in der oft genannten Kirche so lange gehemmt haben. Nun giebt zwar der Verf. zu, daß durch die von Luthern verursachten Bewegungen einige Vortheile für die Theologie, in Ansehung der biblischen Exegetik und Kritik erwachsen wären; doch hätten dieselben, setzt er hinzu, nicht so ansehnlich werden können, als sie beym ersten Anblicke schienen. Wegen Luthers übertriebener Zuversichtlichkeit, (also bloß um dieser Ursache willen) sey die Methode aus der h. Schrift zu disputiren, nach und nach verdächtig, und die aus der Tradition geschöpften Beweise wären vor gewisser und sicherer gehalten worden, (weil nämlich der Clerus aus

der

der Tradition machen konnte, was er wollte; in Anſehung der h. Schr. aber keinen verſtändigen Mann überreden konnte, daß darinne der R. Kath. Lehrbegriff ſtünde) und ſchon das verminderte L. Verdienſte um die Theologie gar ſehr, weil dieſe auf der einen Seite durch ihn zu gemein, (vulgaris) auf der andern zu ſtreitbar und zänkiſch geworden ſey. (Eigentlich kann die Theologie, da ſie eine gelehrte Wiſſenſchaft iſt, niemals zu gemein werden; aber daß L. ächte chriſtliche Religionskenntniſſe ſehr gemein machte, das konnte ihm der R. K. Clerus nicht vergeben. Wiederum war es unvermeidlich, daß die Theologie ſeit dem gewaltigen Widerſpruche, den die Reformation erregte, eine Zeitlang ſehr ſtreitſüchtig bleiben mußte.)

Doch wir wollen nicht bey mehrern ſolchen Stellen und Wendungen ſtehen bleiben; ſondern nur noch anzeigen, daß der Verf. die neuere theologiſche Geſchichte nach ſeiner Art ziemlich vollſtändig vorgetragen, und mit vielen nützlichen Anmerkungen über die Gaben und Verdienſte der Theologen, das Wachsthum der Wiſſenſchaft, die vorzüglichſten Bücher, u. dgl. m. begleitet hat. So bemerkt er p. 141. daß die R.K. Theologen des 17ten Jahrhunderts ſich durch die Verminderung der unmäßigen Gewalt der Päpſte verdient gemacht haben; p. 143. daß Pallavicini bey aller hiſtoriſchen Gelehrſamkeit den Leſern des Sarpi kein Genüge thue; p. 151. daß P. de Marca das Bißthum der Wahrheit vorgezogen habe; p. 186. 187. welche Fehler R. Kath. und Proteſtantiſche Exegeten begangen haben, u. ſ. w. p. 175. daß Luther ſich durch ſeine Bibelüberſetzung ein nicht geringes Verdienſt erworben, und in der Auslegung der Geneſis viel Gelehrſamkeit gezeigt habe; obgleich auch von ihm die Bibel zum Kampfplatze gemacht worden wäre, u. dgl. m.

Man ſieht wohl, daß der Verf. nicht gemeine Einſichten, viel Beleſenheit, gute Anlage zu einem richtigen und freymüthigen Urtheil, auch zu einem lehrreichen Vortrage beſitze. Wenn er bey einer neuen Bearbeitung ſeines Handbuchs, eine noch ſtrengere Wahl von Schriftſtellern und Schriften, auch andern geſammleten Nachrichten beobachten; aus vielen zerſtreueten Anmerkungen ein Ganzes machen, und noch etwas mehr auf den geſammten Umfang der Theologie ſein Augenmerk richten; die verſchiedenen Methoden, die in derſelben aufgekommen ſind, und geherrſcht haben, ei-

ner noch genauern Betrachtung würdigen; die Wahrheit von welcher er schon manche Seiten getroffen hat, ganz so weit es seine Kirchengemeinschaft erlaubt, darstellen, und ähnliche Vorzüge mehr hinzufügen wollte: so könnte es dadurch ungemein gewinnen.

Ub.

Kohlbrenner wie er war, oder Anmerkungen und Anekdoten zu dem von Hrn. Prof. Westenrieder verfaßten Leben des Johann Franz Seraph, Edlen von Kohlbrenner. 1783.

So hoch Hr. Westenrieder den seeligen Kohlbrenner in seiner Biographie erhoben hatte, so tief würdigt denselben der Verf. der gegenwärtigen Schrift herunter. Ihm war er ein zwar fleißiger und geschickter, aber zugleich eigennütziger, harter und heuchlerischer Mann. Seine Vorältern waren Kohlbrenner in der eigenen Bedeutung des Worts. Seinen Adel hat er erst selbst erkauft. Lächerlich ist daher, was Hr. W. von der alten Familie desselben vergiebt. Seine Schriften waren meist aus andern Autoren zusammengestohlen, (auch dieß ist Verdienst in einem Lande, wo man die klassischen Schriftsteller Deutschlands erst zu kennen anfieng,) oder ziemlich rauh, roh und verworren. (Die Stelle, welche S. 42 oder in einer Note aus dem Intelligenzblatt vom J. 1770. Nr. 21. angeführt wird, zeigt wirklich von einem schlechten Zusammenhange der Ideen: aber konnte Kohlbrenner seinen Gedanken nicht nach und nach mehr Ordnung gegeben haben, und that ers nicht wirklich?) — Was S. 28—30. von dem Eigennutze des Kohlbrenners bey der Errichtung des Holzgartens zu Lachhausen angeführt wird, ist sehr schwankend, und beweiset viel mehr, daß Kohlbrenner dem Kurfürstl. Aerarium durch seinen unermüdeten Fleiß recht sehr genützt habe. Eben dieses gilt von seiner Mühe für Aufhebung des schädlichen Tobacksappaldo. — Das Verdienst der Kirchenlieder des seel. K. verkennt der Verf. ganz. Die Meßgesänger (Meßgesänge) sagt er, seyen aus einem alten jesuitischen Missionsbüchel zusammengestoppelt. Wie falsch und ungerecht! Würde sich wohl der hochwürdige Hr. Scherer, Exjesuit und Pfarrer am Frauenstifte, so sehr der Absingung dieser

dieſer Kirchenlieder entgegengeſetzt haben, wenn ſie jeſuitiſcher Kram geweſen wären? Aber von S. 79—86. wird eine Geſchichte erzählt, welche, wenn ſie wirklich mit allen Umſtänden wahr iſt, wider das harte, unmenſchliche Herz des Kohlbrenners noch am letzten Gerichtstage zeugen wird, ſo wie auch jeder edle Mann ſeine phariſäiſche Heucheley verabſcheuen muß; wenn wahr iſt, was S. 86. und 87. von ſeinen Andächteleyen bey heiligen Bildern geſagt wird. Er ſchmähte auf Brüderſchaften, und war ſelbſt in allen Brüderſchaften eingeſchrieben. Keine Bethſchweſter hatte ſo viele Nebengebetheln, und anderes Gezeug, als Kohlbrenner in ſeinem täglichen Bethbüchel hatte und küßte. Er iſt nicht ſelten Abends an der St. Michaelskirche auf den ſteinernen Stuffen angetroffen worden, wie er durch die verſchloſſenen Kirchenthüren hineinbetete.“ — Er hinterließ ein Vermögen von 70 — 80000 Gulden. Freylich unbegreiflich für einen Privatmann von armen Aeltern, welcher im J. 1754. mit 100 Gulden Gehalt bey der Kammerkanzley angeſtellt worden, und erſt vom J. 1765 — 1783. jährlich 2400 Fl. als Sekretär und Kammerrath genoſſen, dabey und durch Erbſchaft, noch durch Spiele (er ſpielte gar nicht) etwas gewonnen hat. Allein welche Lücke iſt ſchon in der Angabe ſelbſt zwiſchen 70 bis 80600 Gulden? Wie wenig zuverläßig iſt die Sage der Leute, worauf ſich der Verf. der Anmerkungen beziehet? Er geſteht ſelbſt, daß noch kein Inventarium über das Vermögen des K. verfaßt worden iſt. Indeſſen iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß der Biograph des K. ſeine Lobesposaune zu hoch angeſtimmt habe. Oekonomiſcher Geiſt geht bey Leuten, deren Herz nicht mit vieler Sorgfalt gebildet wird, nur gar zu leicht in Geiz und Härte über.

Tzſ.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Oden des Horatius Flaccus. Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Chriſtian Friedrich Karl Herzlieb. Erſter Theil. Stendal, bey Franz und Große. 1787. 15½ Bog. 8.

Wenn Ueberſetzungen aus den alten Sprachen auf die Bildung unſerer Sprache auch gleich den großen Einfluß nicht haben konnten, den mehrere Kunſtrichter ſich davon verſprachen; ſo bleibt es doch gewiß immer ein verdienſtvolles Unternehmen, ſolchen Perſonen, die der gelehrten Sprachen nicht mächtig ſind, wenigſtens einigermaaßen eine Idee von den Schönheiten der alten Schriftſteller zu verſchaffen, oder auf dieſe Art ihre Erlernung zu erleichtern und angenehmer zu machen. Ein Ueberſetzer, der einen noch unüberſetzten alten Schriftſteller nur mit einigem Glück in unſere Sprache überträgt, verdient Nachſicht und Aufmunterung, oder, wenn er zwar nicht den erſten Verſuch wagt, aber doch ſeine Vorgänger übertrifft, unſern Dank. Was aber ſoll man einem Mann ſagen, der einen ſchon oft und gut überſetzten Schriftſteller nicht bloß im Ganzen ſchlechter überſetzt, ſondern ſeinen Vorgängern es ſogar nicht einmal in einzelnen Stellen zuvorthut? Und daß die Zahl ſolcher Verdeutſcher nicht klein ſey, wird jedermann geſtehen, der in dieſem Fache unſerer neueſten Litteratur nur etwas bewandert iſt. Bey manchen Autoren ſcheint es, als ob die Ueberſetzer einen Bund gemacht hätten, daß immer der neueſte am ſchlechteſten überſetzen ſollte. Vorzüglich hat Horaz das Schickſal gehabt, unzähligemal auf die widerwärtigſte Art traveſtirt zu werden. Hr. Herzlieb, der Verf. der angezeigten Ueberſetzung, bleibt hinter mehr als Einen ſeiner Vorgänger zurück; daß er einige ſchlechtere übertrifft, kann ihm wohl nur zu geringem Verdienſt angerechnet werden. Ueberhaupt ſehen wir den Endzweck dieſer Ueberſetzung nicht ein. Sie drückt wohl ſo ohngefähr die Gedanken des Dichters aus, aber der Geiſt iſt verflogen. Die Sprache iſt ängſtlich, ſteif und nicht ſelten, ohne den Text zu rathe zu ziehen, faſt ganz unverſtändlich. Zwar

hat

hat das, was der Verf. von dem Nutzen guter Ueberſetzungen rühmt, ſeine vollkommene Richtigkeit. „Sie lernen da„durch, ſagt er, die Schönheiten des Originals mehr em„pfinden, ſie werden mit dem Geiſte beyder Sprachen be„kannter, ſie gewöhnen nach und nach das Ohr an Wohllaut „und Harmonie.“ Aber können ſie das aus ſeiner Ueberſetzung lernen? Sie iſt in Zeilen abgeſetzt, die wie Verſe ausſehen, aber keine Verſe ſind: wenigſtens haben wir faſt nirgends ein beſtimmtes Metrum oder auch nur einen vorzüglichen Nummerus und Harmonie entdecken können. Wir ſetzen die erſte, die beſte Ode zur Probe her.

An die Pyrrha.

Welcher ſüße Jüngling, von Salben umduftet,
Umarmt dich, Pyrrha auf Roſen gelagert
In der lieblichen Grotte?
Wem bindeſt du, kunſtlos geſchmückt,
Dein blondes Haar zurück? —
Ach! wie oft wird er deine Untreue beweinen,
Und die veränderten Götter!
Wie wird der Neuling die Wogen,
Von düſtern Stürmen empöret, anſtaunen!
Er, der, leichtgläubig, dich jetzt, ſein goldnes Glück genießt,
Dich immer fremder Liebe leer,
Dich immer liebenswürdig hofft,
Und deine trügriſche Launen nicht kennt. —
Die Armen, denen du noch ungeprüfet, glänzeſt!
Aber ich habe (dieſes gelobte Bild
An dieſer heiligen Wand verkündigt es,)
Ich habe die triefenden Kleider
Aufgehängt dem meergebietenden Gotte.

Der Verf. ſagt, ſeine Ueberſetzung wäre das Werk eines langen und oft wiederholten Studiums des Dichters. Er habe mit Liebe und wahrer Zuneigung für den Liebling der Römer (Horaz, der Liebling der Römer? Schade, daß er ſeinen Gewährsmann anzuführen vergeſſen hat,) überſetzt. Allein, wir geſtehen aufrichtig, daß wir von dieſem Studium, dieſer Liebe für den Dichter keine Spur in der Ueberſetzung entdeckt haben. Grobe Fehler hat ſich der Verf. zwar nicht

zu Schulden kommen lassen, aber das war bey einem Schriftsteller, wo schon so gar viel und so gut vorgearbeitet war, kaum möglich. Sonst fehlt in jeder Rücksicht noch sehr viel, daß diese Uebersetzung ganz richtig, bestimmt und fehlerfrey seyn sollte. Welcher süße Jüngling. — Das Wort süß hat in dieser Verbindung einen verächtlichen Nebenbegriff, von dem das lateinische gracilis nichts weiß. Schmidt giebt es viel richtiger durch schlank, obgleich auch dieses den Begriff nicht ganz erschöpft. Und warum Jüngling für Knabe? Horaz, der von einem noch ganz unerfahrnen, jungen Menschen spricht, wählte gewiß mit Vorbedacht das Wort puer. Von Salbe umduftet — ist ganz etwas anders, als perfusus odoribus. Man kann von Wohlgerüchen umduftet seyn, ohne, diese Wohlgerüche an sich zu tragen. Auf Rosen gelagert. — In dieser Verbindung kann es sich nur auf eines von beyden beziehen, auf den Knaben, oder auf die Pyrrha: aber auch diese Beziehung ist sehr schwankend ausgedrückt. Und doch soll es auf beyde gehen. Die veränderten Götter. — Wie sklavisch, und wie undeutsch! Soll es heißen: Pyrrha hat die Götter verändert, das heißt, ihren bey den Göttern gethanenen Schwur gebrochen? oder die Götter haben ihre günstigen Gesinnungen gegen den Liebhaber geändert? Anstaunen drückt die Verwunderung über eine große und wichtige, aber nicht über eine unerwartete Erscheinung aus. Sein goldnes Glück, aurea. Wie pretiös! Hr. H. hat diesen und den folgenden Vers so übersetzt, als ob Horaz, (wie einige Ausleger wollen) aus der Allegorie gefallen wäre. Wir wollen ihn hierüber nicht schicaniren, so viel sich auch gegen diese Behauptung einwenden läßt. So viel ist doch gewiß, daß der Dichter mit den Worten nescius aurae fallacis zur Allegorie zurückkehrt, und daß sie auf keine Fälle durch: deine trügerische Launen hätte übersetzt werden sollen.

Die Armen, denen du, noch ungeprüfet glänzest:
Aber ich —

Welch ein matter und gezwungener Uebergang! Mit großem Nachdruck setzt Horaz das Me voraus. Da der Vers. sich so freye Verse erlaubte, so hätte er wenigstens auch die am leichtesten auszudrückenden Nüancen des Originals ausdrücken sollen. Nur noch eine Probe.

An

An seinen Diener.

Ich haß', o Knabe, persischen Aufwand,
Lindenkränze gefallen mir nicht!
Spähe nicht aus, wo noch ein Röschen verweile,
Künstle nicht am Schmuck der einfachen Myrthe:
Denn dich, den Diener, entehrt nicht die Myrthe,
Und mich nicht, wenn ich trinke
In dichter Rebenlaube.

Man sieht wohl, der Verf. wollte mit seinen Vorgängern nicht zu nahe zusammentreffen, und das nöthigte ihn oft ganz gegen den Sinn die Glieder der Perioden zu ordnen. Der Persische Aufwand hätte billig als die Hauptidee, so wie im Original voranstehen sollen. Wiewohl Aufwand an dieser Stelle das apparatus eben nicht sehr glücklich ausdrückt. Lindenkränze? coronae *philyra* nexae. Soll Lindenkranz so viel seyn als ein Kranz von Lindenzweigen geflochten, wie reimt sich denn das aber mit dem apparatus? Eine schöne Uebersetzung, die man sich aus dem Original verständigen muß! Wo noch ein Röschen verweile — drückt gar nicht das rosa sera aus. Es ist nicht von der späten Blüthe einer Frühlingsrose, sondern von einer Herbstrose die Rede. Was ist der Schmuck einer Myrthe? denn dich, den Diener — wie provalsch! entehrt nicht — als ob vom Entehren die Rede seyn könnte; non dedecet, es schickt sich, es steht an. Wie wenig Sinn zeigt unser Uebersetzer für die lebhafte und dichterische Anordnung der Gedanken und die vortheilhafteste Stellung der einzelnen Theile eines Gemäldes, ohne die das Ganze Leben und Seele verliert! Wie schön vollendet nicht Horaz durch das Wort bibentem das ganze Gemälde: bey unserm Verf. hingegen erhält die dichte Rebenlaube, durch die Schlußstellung einen Nachdruck, der ihr hier gar nicht zukommen kann. Ferner, bringt die ganze Construction der drey letzten Zeilen nicht auf den Gedanken, als ob der Dichter sagen wollte: so lange ich trinke, entehrt mich zwar die Myrthe nicht, aber wohl, wenn ich nicht trinke. Doch genug, und mehr, als genug. Wir haben die übrigen Oden eben so genau mit dem Texte und den vorzüglichsten Uebersetzungen verglichen, und allenthalben ähnliche Flecken, nirgend aber gefunden, daß Hr. H. einen seiner Vorgänger in irgend einer wesentlichen Uebersetzertugend übertroffen habe.

Die Anmerkungen sind ein Cento aus den Schmidtischen, Ramlerischen und Janischen Commentaren, oder sagen wenigstens nicht viel, was nicht schon jene sagten. Eigene Bemerkungen macht der Verf. selten, und wo er es thut, selten mit Glücke. So macht er z. B. bey der ersten Ode des ersten Buchs zu dem Vers Me doctarum hederae — die Anmerkung. „Man kann diese Stelle auch noch anders „erklären. Nämlich so: dadurch, daß ich Dichter bin, neh„me ich Theil an der Gesellschaft und dem Umgange der Göt„ter. Sie senken sich zu mir herab, ihr Geist umschwebt „mich, und begeistert mich, in meinen dichterischen Entzückun„gen sehe ich die Götter! diese Erklärung scheint beynahe dem „Gedanken mehr Größe und Feuer zu geben.“ Ja freylich scheint, aber es scheint auch nur so. Daß alle Götter des einzigen Dichters halber sich vom Olymp herabsenken, scheint ein großer, und ist doch nur ein ausschweifender Gedanke. Dem selbst in der Aufwallung des stolzen Selbstgefühls noch ungleich bescheidnern Dichter, ist es genug, zu ihnen hinaufzusteigen, und zwar auch nur durch fremden Beystand. Si me Lyricis vatibus inseres, sublimi feriam sidera vertice. — Besser hat uns der Vorschlag gefallen v. 32. dieser Ode nach populo ein Punktum zu setzen, und es dafür nach barbiton wegzustreichen. Wirklich wird so der Gang lebhafter, die Verbindung deutlicher, und die Steigerung auffallender. — Dieser erste Theil enthält nur das erste Buch der Oden; nach diesem Plan hätten wir also noch vier solcher Theile zu erwarten. Also auch nicht einmal den Vortheil eines wohlfeilen Preißes, der sie unbemittelten Anfängern empfehlen könnte, gewährt diese neue Uebersetzung, bey der niemand etwas verlieren wird, wenn sie nicht vollendet werden sollte.

Nt.

Bibliothek der alten Litteratur und Kunst. *Zweytes Stück.* Goettingen. 1787. 13 Bogen in 8.

In der ersten Rubrik der Abhandlungen lesen wir voran den Beschluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufsatzes über den Proceß des Socrates. Dieser Weise lebte geraume

raume Zeit unangetaſtet. Ueber den Unruhen des peloponneſiſchen Krieges vergaß man, ihn zu verfolgen. Unter den dreyßig Tyrannen wurde ihm das Lehren verboten; weiter nichts. Erſt nach Wiederherſtellung der Democratie brach die Verfolgung durch einen förmlichen Prozeß los, der ſein Schickſal entſchied. Seiner Ankläger waren hauptſächlich drey, unter denen Anytus der ſpitzigſte geweſen zu ſeyn ſcheint. Ihr Charakter und die Motiven ihrer Erbitterung werden hier bezeichnet. Sehr dunkel in dieſer Geſchichte iſt die Frage, vor welchem Gerichtshofe Sokrates gerichtet ſey. Die gewöhnliche Meynung war ſonſt, er ſey vor dem Areopagus belanget. So ſcheinbar einige Gründe dafür ſind, ſo giebt es doch deren beträchtliche dawider. In allen den Apologieen für den Sokrates kommt nie eine Spur vom Areopagus vor. Diogenes von Laerte erzählt, daß der verurtheilenden Stimmen gegen den Sokrates 281 mehr geweſen ſind als der losſprechenden. Dieß ergiebt eine Summe von Richtern, die für den Areopagus viel zu groß iſt; anderer Schwürigkeiten hier nicht zu gedenken. Freylich hätte nach der alten Soloniſchen Verfaſſung die Sache vor dieſes Gericht gehört. Allein theils war ſein Anſehen geſunken, und man hatte ſchon vorher Religionsverbrechen vor Volksgerichte gezogen, theils war vielleicht in dem Jahre, kurz nach der Zerrüttung der Demokratie, gar kein Areopagus vorhanden. Wahrſcheinlich war die Sache vor dem Heliaſtiſchen Gerichtshofe anhängig gemacht: denn nach der Angabe beym Pollux ſaßen in dieſem Gerichte gewöhnlich 500, und in wichtigen Fällen wohl 1000 bis 1500 Richter.

Die beyden Hauptpuncte der Anklage ſind bekannt genug. Beydes waren nach den Grundſätzen der Athenienſiſchen Republik ſchwere Staatsverbrechen, wie hier mit Beyſpielen und Zeugniſſen erwieſen wird. Auch wird nicht vergeſſen zu zeigen, durch welche ſcheinbare Beweiſe die Kläger ihre Beſchuldigungen unterſtützen konnten. Sokrates benahm ſich dabey als ein Mann, der nicht ſowohl ſein Leben retten wollte, wie er durch eine freywillige Entfernung aus der Stadt hätte thun können, ſondern der, im höchſten Vertrauen auf ſeine Unſchuld, ſeine eigne Rechtſchaffenheit und ſeine Verdienſte mit einer Würde bekräftigte, die nahe an Eigenlob gränzte, und den Stolz einiger Richter beleidigen mußte. Mit Vorurtheilen gegen ihn und gegen die durch

ihn eingeführte Art zu philoſophiren eingenommen, durch die Beredtſamkeit der Gegner geblendet, durch den Schein von Trotz und Unbiegſamkeit in der Verantwortung des Beklagten erbittert, mußte ein großer Theil dieſer Richter jetzt den Sokrates in einem falſchen Lichte betrachten. In Abſicht der Stimmengebung ſelbſt findet ſich hier eine nicht geringe Schwürigkeit wegen des Widerſpruchs der Nachrichten des Plato und Diogenes hierüber. Plato läßt den Sokrates in ſeiner Apologie ſagen, daß, wenn nur 3 Stimmen gefehlt hätten, Er dem Gericht entgangen und Melitus um 1000 Drachmen ſtraffällig geworden wäre, weil er nicht den fünften Theil der Stimmen gehabt hätte. Diogenes von Laerte hingegen ſagt, Sokr. ſey mit einem Uebergewicht von 281 Stimmen verurtheilt worden (κατεδικασθη διακοσιαις ογδοηκοντα μιᾳ πλειοσι ψηφοις των αποφυγοντων.) Freylich durch die vorgeſchlagne Aenderung (κατεδικασθη διακοσιαις ογδοηκοντα μιᾳ ψηφοις, τριαι πλειοσι των αποφυγοντων) eine Schwierigkeit gehoben. Aber was Plato von Fünftel der Stimmen ſagt, bleibt im Wege, u[nd] kunft des Verf. daß dieß nicht von einer wirkl[ichen] mung, ſondern von der Aeußerung des Miß ter an der Klage des Melitus zu verſtehen ſey, nicht. Sokrates war alſo durch die Mehrheit [der] men für ſchuldig erkannt. Nun war noch die [Frage], che Strafe er verdiene. Dieſe Strafe wurde [von den] ſie das Geſetz nicht ausdrücklich beſtimmte, [ſelbſt] ger geſchätzt, und der Beklagte durfte ſich gegen (αντιτιμασθαι oder ὑποτιμασθαι.) Die Richter ent[ſchieden] alsdann. Hier trug Melitus auf die Todesſtrafe an. die Richter erlaubten dem Sokrates, ſich ſelbſt eine [Strafe] zu beſtimmen oder ſich gegenzuſchätzen: ein Verfahren, [das] ches beweiſet, daß die Richter ihn wenigſtens über [den] Punkt der Götterläugnung nicht ſo ſehr für ſchuldig er[klär]ten, als über den zweyten Klagepunct, der die Verf[ührung] der Jugend betraf. Denn in dem erſtern Falle war [die] lange die Todesſtrafe gerichtlich recivirt. Sokrates [ſetzte] ſich zu einer Geldſtrafe von Einer Mine, welche, [nach] ſein ganzes Vermögen ausmache. Als die Richter [zu] aufgebracht wurden, ſchätzte er ſein ganzes Verdienſt, [und] erklärte, eigentlich verdiene er die auszeichnendſte [Ehre] einen Bürger Athens, nämlich im Prytaneum auf des Staats unterhalten zu werden. Nun hielten [ſich]

einen unverbeſſerlich ſtolzen, ihrer ſpottenden Mann, und er wurde mit 361 Stimmen gegen 198 zum Giftbecher verdammt. Der Verf. bemühet ſich zuletzt, das Betragen der Richter als verzeihlich zu entſchuldigen, und erwähnt auch noch das edle Benehmen des Volks nach ſeinem Tode, wodurch wenigſtens ſein Andenken geehrt, und ſeine Verdienſte, zu ſpät für ihn, allgemein anerkannt wurde. Unſere Leſer werden es verzeihen, daß R. ſich bey dem Auszuge dieſes Aufſatzes ſo lange verweilt hat, und es als einen Beweiß anſehen, wie lehrreich und unterhaltend er ihn fand.

Die zweyte Abhandlung iſt von G. E. Groddeck, und betrifft die Argonautika des Apollonius Rhodius. Der erſte Theil derſelben enthält eine hiſtoriſche Ueberſicht der in den Scholien zum Apollonius erwähnten Schriften, die der Argonautenſänger bey Verfertigung ſeines Gedichts vor Augen gehabt oder als Quellen benutzt hat. Der Schluß des Aufſatzes wird auf das folgende Stück verſpart, und ſoll theils die Beurtheilung des Dichters in der ganzen Oekonomie des Gedichts und in der Auswahl des vorräthigen Stoffes, theils die Spuren anzeigen, wo der Dichter ſeinen eignen Weg ohne Vorgänger ſich gebahnt hat. Man muß Hrn. G. die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er in dieſem erſten Theile die epiſchen ſowohl als dramatiſchen Gedichte, welche denſelben Stoff bearbeitet haben, und meiſtens nur aus Erwähnungen der Schöliaſten und wenigen Fragmenten bekannt ſind, mit fleißiger Beleſenheit aufgezählt hat.

Die dritte Abhandlung von Hrn. Fiorillo zu Göttingen betrifft die bekannte Stelle des Plinius, im 35ſten Buche ſeiner Naturgeſchichte, Cap. 10. wo vom Apelles und Protogenes die Anekdote erzählt wird, daß erſterer nach Rhodus kommt, den Protogenes nicht zu Hauſe findet, und, um ſich ihm als einen Maler von Range kenntlich zu machen, mit dem Pinſel auf eine leere aufgeſtaffelte große Tafel eine ſehr feine Farbenlinie zieht. Den meiſten Leſern wird das übrige bekannt ſeyn. Hier zählt uns nun erſtlich Hr. Fiorillo die verſchiednen Meynungen der Kunſtverſtändigen hierüber auf; findet keine, am wenigſten die gemeine Meynung, daß es fein geſpaltete Farbenſtriche waren, erträglich und ſo großer Meiſter würdig, und wagt endlich eine neue Erklärung. Nach ihm ſind es nämlich Striche, welche die Regeln der Proportion angaben. Apelles deutete mit

wenn

ihn eingeführte Art zu philoſophiren eingenommen, durch die Beredſamkeit der Gegner geblendet, durch den Schein von Trotz und Unbiegſamkeit in der Verantwortung des Beklagten erbittert, mußte ein großer Theil dieſer Richter jetzt den Sokrates in einem falſchen Lichte betrachten. In Abſicht der Stimmengebung ſelbſt findet ſich hier eine nicht geringe Schwürigkeit wegen des Widerſpruchs der Nachrichten des Plato und Diogenes hierüber. Plato läßt den Sokrates in ſeiner Apologie ſagen, daß, wenn nur 3 Stimmen gefehlt hätten, Er dem Gericht entgangen und Melitus um 1000 Drachmen ſtraffällig geworden wäre, weil er nicht den fünften Theil der Stimmen gehabt hätte. Diogenes von Laerte hingegen ſagt, Sokr. ſey mit einem Uebergewicht von 281 Stimmen verurtheilt worden (καταδικασθῆ διακοσιαις ογδοηκοντα μιᾳ πλειοσι ψηφοις των αποφυγοντων.) Freylich durch die vorgeſchlagne Aenderung (καταδικασθῆ διακοσιαις ογδοηκοντα μιᾳ ψηφοις, τριαι πλειοσι των αποφυγοντων) wäre die eine Schwierigkeit gehoben. Aber was Plato von dem Fünftel der Stimmen ſagt, bleibt im Wege, und die Auskunft des Verf. daß dieß nicht von einer wirklichen Stimmung, ſondern von der Aeußerung des Mißfallens der Richter an der Klage des Melitus zu verſtehen ſey, befriediget nicht. Sokrates war alſo durch die Mehrheit einiger Stimmen für ſchuldig erkannt. Nun war noch die Frage, welche Strafe er verdiene. Dieſe Strafe wurde in Fällen, wo ſie das Geſetz nicht ausdrücklich beſtimmte, von dem Ankläger geſchätzt, und der Beklagte durfte ſich gegenſchätzen (αντιτιμασθαι oder ὑποτιμασθαι.) Die Richter entſchieden alsdann. Hier trug Melitus auf die Todesſtrafe an, und die Richter erlaubten dem Sokrates, ſich ſelbſt eine Strafe zu beſtimmen oder ſich gegenzuſchätzen: ein Verfahren, welches beweiſet, daß die Richter ihn wenigſtens über den Einen Punkt der Götterläugnung nicht ſo ſehr für ſchuldig erkannten, als über den zweyten Klagepunct, der die Verführung der Jugend betraf. Denn in dem erſtern Falle war ſchon lange die Todesſtrafe gerichtlich recidirt. Sokrates ſchätzte ſich zu einer Geldſtrafe von Einer Mine, welche, ſagte er, ſein ganzes Vermögen ausmache. Als die Richter hierüber aufgebracht wurden, fühlte er ſein ganzes Verdienſt, und erklärte, eigentlich verdiene er die auszeichnendſte Ehre für einen Bürger Athens, nämlich im Prytaneum auf Koſten des Staats unterhalten zu werden. Nun hielten ſie ihn für einen

einen unverbesserlich stolzen, ihrer spottenden Mann, und erwurde mit 561 Stimmen gegen 198 zum Giftbecher verdammt. Der Verf. bemühet sich zuletzt, das Betragen der Richter als verzeihlich zu entschuldigen, und erwähnt auch noch das edle Benehmen des Volks nach seinem Tode, wodurch wenigstens sein Andenken geehrt, und seine Verdienste, zu spät für ihn, allgemein anerkannt wurde. Unsere Leser werden es verzeihen, daß R. sich bey dem Auszuge dieses Aufsatzes so lange verweilt hat, und es als einen Beweis ansehen, wie lehrreich und unterhaltend er ihn fand.

Die zweyte Abhandlung ist von G. E. Groddeck, und betrifft die Argonautika des Apollonius Rhodius. Der erste Theil derselben enthält eine historische Uebersicht der in den Scholien zum Apollonius erwähnten Schriften, die der Argonautensänger bey Verfertigung seines Gedichts vor Augen gehabt oder als Quellen benutzt hat. Der Schluß des Aufsatzes wird auf das folgende Stück verspart, und soll theils die Beurtheilung des Dichters in der ganzen Oekonomie des Gedichts und in der Auswahl des vorräthigen Stoffes, theils die Spuren anzeigen, wo der Dichter seinen eignen Weg ohne Vorgänger sich gebahnt hat. Man muß Hrn. G. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in diesem ersten Theile die epischen sowohl als dramatischen Gedichte, welche denselben Stoff bearbeitet haben, und meistens nur aus Erwähnungen der Scholiasten und wenigen Fragmenten bekannt sind, mit fleißiger Belesenheit aufgezählt hat.

Die dritte Abhandlung von Hrn. Fiorillo zu Göttingen betrifft die bekannte Stelle des Plinius, im 35sten Buche seiner Naturgeschichte, Cap. 10. wo vom Apelles und Protogenes die Anekdote erzählt wird, daß ersterer nach Rhodus kommt, den Protogenes nicht zu Hause findet, und, um sich ihm als einen Maler von Range kenntlich zu machen, mit dem Pinsel auf eine leere aufgestaffelte große Tafel eine sehr feine Farbenlinie zieht. Den meisten Lesern wird das übrige bekannt seyn. Hier zählt uns nun erstlich Hr. Fiorillo die verschiednen Meynungen der Kunstverständigen hierüber auf; findet keine, am wenigsten die gemeine Meynung, daß es fein gespaltete Farbenstriche waren, erträglich und so großer Meister würdig, und wagt endlich eine neue Erklärung. Nach ihm sind es nämlich Striche, welche die Regeln der Proportion angaben. Apelles deutete mit

wenn

wenigen Strichen die erſten Regeln der Kunſt an, gleichſam wie jemand das Skelet einer Figur entwirft. Protogenes fügte mit anderer Farbe neue Unterabtheilungen hinzu, und endlich bezeichnete Apelles mit einer dritten Farbe die Züge der Schönheit und Vollendung. Plinius und ſeine Gewährsmänner haben gar nicht einmal verſtanden, was dieſe Striche bedeuten ſollen. Nun dann iſt es freylich kein Wunder, daß man dieſe Erklärung weder aus den Worten des Plinius auffinden, noch mit ihnen vereinigen kann. Seelig ſind alſo, die nicht ſehen und doch glauben. Der R. der aber zur völligen Satisfaction des Hrn. F. auf Kunſtkenntniſſe keine Anſprüche macht, glaubt hier lieber einfältiglich.

In der zweyten Rubrik giebt es vier Recenſionen; 1) über Brunks Tragoedias Sophoclis. 2) Ueber Beckmanns Ausgabe der Schrift vom Ariſtoteles de mirabilibus auſcultationibus. 3) Ueber die Ausgabe des Celſus, Lugd. Bat. 1785. gr. Quart, und 4) über die Ausgabe der Schrift vom Joſephus de vita ſua vom Abt Henke. Recenſionen zu recenſiren, iſt man überhoben.

Die dritte Rubrik, Inedita et Obſervationes criticae, welche von den übrigen theils durch den Gebrauch der lateiniſchen Sprache, theils durch neue Seitenzahlen abgeſondert iſt, enthält dieſesmal kein eigentlich ſo zu nennendes ανεκδοτον. Denn das erſte, ein griechiſches Leichenepigramm, welches vor wenigen Jahren auf einem alten marmornen Monument zu Neapel entdeckt wurde, ſtand zuerſt abgedruckt in Caietani Mariae Capycii Opuſculis, Vol. I. p. 165. Ein Beytrag für die Beſitzer von Leichii Carminibus ſepulcralibus. Das zweyte Stück iſt ein Commentar zu den Hymnen des Proclus, die im erſten Bande dieſer Bibliothek aus einem Madriter Codex bekannt gemacht wurden. Das dritte ein paar Verbeſſerungen über einige Pindariſche Stellen und über ein Epigramm des Meleager aus der Anthologie.

Qw.

Theogonia Heſiodea Textu ſubinde reficto in uſum praelectionum ſeorſum edita a *Frid. Aug. Wolf*, Phil. Prof. publ. ord. in Acad. Halenſi. Halae, apud Gebauer. 1783.

Herr

Herr Prof. Wolf hat dieſes Gedicht des Heſiodus zunächſt zwar, wie der Titel und die Vorrede zu erkennen geben, zum Gebrauch ſeiner akademiſchen Vorleſungen beſtimmt; wir ſind aber verſichert, daß dieſe Ausgabe jedem, die Liebe zur griechiſchen Litteratur haben, angenehm ſeyn wird. Der Text iſt ſauber gedruckt und correct, und die kritiſch erklärenden Anmerkungen gereichen dem Buche zur Zierde. Man erkennet darin einen guten Philologen und einen Schüler von Heyne.

Hw.

L. Apulejum Aegyptiis myſteriis ter initiatum, praeſide *Ierem. Iac. Oberlino*, Log. et Metaphyſ. P. P. O. ſolemni eruditorum examini ſubjicit auctor *Ioh. Iac. Iaegle*, Argentoratens. Strasburg, bey Lorenz und Schüler. 1786. 30 Seiten in 4.

Daß Apulejus ſich dreymal in die Aegyptiſchen Myſterien habe einweihen laſſen, beweißt der Verf. aus dem goldnen Eſel ſehr gut. Er zeigt dabey gute Beleſenheit in alten und neuer Schriften, auch den Werken über die Kunſtalterthümer, indem er manche den Beſchreibungen beym Apulejus ähnliche Kunſtwerke zur Erläuterung anführt. Als Zweck des Romans vom goldnen Eſel nimmt der Verf. an, Apulejus habe das ſinkende Anſehn der Myſterien erhoben, zugleich auch den darüber ſpottenden Chriſten manchen Stich geben wollen; vielleicht wollte er auch, als Platoniker, nähern Umgang mit der Gottheit dadurch glaublicher machen, und den Glauben an Magie unterſtützen helfen. Man weiß, dieſe Philoſophen waren damals, ganz unphiloſophiſch in den gröbſten Aberglauben verſunken. Dieß wird um ſo glaublicher, da Apulejus als Zauberer wirklich angeklagt, und für ſolchen allgemein gehalten wurde. Als Mittel zu Erlangung von Wunderkräften pflegten die Philoſophen ſeiner Schule die Einweihungen und Myſterien ſorgfältig zu empfehlen, und das nicht ohne Grund, weil durch die Vorbereitungen, und Prieſtergaukeleyen das Gehirn ſo verwirrt ward, daß jeder noch übrige Funken geſunden Menſchenverſtandes noth-

wen-

wendig darunter ersticken mußte. Den Lucianischen Roman, denn der Hauptstoff ist daher entlehnt, bis auf die Einweihungen, benutzt Apulejus gerade zur entgegengesetzten Absicht, jener lacht über die Zauberkünste, dieser vertheidigt sie. Vielleicht wählte Apulejus diesen Stoff mit Fleiß, um dadurch den Eindruck von Lucians Esel auszulöschen, und selbst die Spötter zu bekehren.

Uz.

Dionysii Halicarnassensis Archaeologiae romanae, quae ritus romanos explicat, Synopsis. Adornavit, animadversiones interpretum suasque et indicem in usum tironum locupletiorem adjecit *David Christianus Grimm*, A. M. et Lyc. Annaem. R. Accedunt auctaria quaedam. Lipsiae, sumtu Weidmanni heredd. et Reichii. 1786. 1 Alph. 12½ Bog. in gr. 8. nebst 18 Seiten Vorrede. (Der griechische Text S. 1—465. Das Uebrige Index graecitatis und 10 Seiten addenda et corrigenda.)

Aus dem Titel, der aber nicht recht deutlich ist, kann man schon, was in dieser Dionysischen Chrestomathie enthalten ist. In der etwas schwerfällig geschriebenen Vorrede giebt Hr. R. Grimm Nachricht von seiner Absicht und Rechenschaft von seinem Verfahren. Er hat sich nämlich bemühet, aus dem Dionysius alles dasjenige auszuziehen, was sich auf die eigentlich so genannten römischen Alterthümer, oder auf die politische, Kriegs- und Religionsverfassung des ältern römischen Freystaates beziehet; und zwar nicht nach der Ordnung der Materien — welches auch allerdings wegen des genauen Zusammenhanges mit der Geschichte eine große Unbequemlichkeit gehabt haben würde — sondern nach der Reihe der eilf Bücher, welche wir von des Dionysius Geschichte noch übrig haben. Die Reiskische Ausgabe Leipz. 1774. liegt dabey zum Grunde. Unter dem griech. Texte stehen Anmerkungen, welche theils critisch, theils erklärend sind, und theils

von

von andern, theils von dem Herausgeber selbst herrühren. Diese Anmerkungen sind, überhaupt genommen, recht gut; hätten aber, zumal die critischen, in einem bloßen Auszuge zum Gebrauche für die Jugend, welche vornehmlich nur römische Alterthümer daraus lernen soll, füglich entbehret werden können; indem sie das Buch um ein merkliches vergrößern und theurer machen. Ebendasselbe, und vielleicht mit noch mehrerm Grunde, kann man von dem angehängten Index graecitatis sagen, der in Beziehung auf die in diesem Auszuge enthaltenen Stücke ziemlich vollständig zu seyn scheinet, und worin noch verschiedene in dem Texte vorkommende Sachen näher erkläret werden. Man muß ja voraussetzen, daß der Schüler, dem man diese Archäologie in die Hand giebt, mit einem guten griechischen Wörterbuche versehen sey. Es ist sehr unangenehm, wenn man ein ziemlich großes Buch hat, welches mit einem recht brauchbaren Apparatus versehen ist, und dennoch ein unvollständiges Werk besitzet. Wenn man zu der angeführten Bogenzahl noch einige wenige Bogen hinzufügte, und Noten und Index wegließe, so würde man den ganzen griechischen Text des Dion. fast für eben denselben Preiß haben können. Jetzt ist noch die Unbequemlichkeit bey dieser Synopsis, daß man, wie viel Mühe sich auch Hr. R. Gr. gegeben hat, oft den Zusammenhang nicht recht einsiehet, nicht siehet, welche Begebenheiten und Umstände die besondern Einrichtungen, Verordnungen, Gebräuche u. s. w. vorbereitet oder veranlaßt haben. Wäre es nicht besser, daß man in Rücksicht auf die alten Classiker, welche man entweder zum Theil oder ganz der Jugend in die Hände schaffen wollte, einzelne Bücher oder einige nach der Reihe in kleinen Bänden abdruckte, und selbige bis zum Ende des Werkes fortsetzte, die man aber einzeln müßte kaufen können? Auf diese Art könnte man doch, wenn man wollte, das Buch ganz haben.

Uebrigens ist dieser Auszug recht brauchbar, und Hr. R. Gr. legt darin gute Einsichten in die Sprache und in die Sachen an den Tag. Nur sein lateinischer Styl, besonders in der Vorrede, ist zu verschroben und zu gekünstelt. Auch hat er wohl daran gethan, daß er durch diesen Auszug die jungen Studierenden und selbst viele Schullehrer in den Stand gesetzt hat, die Kenntniß der römischen Alterthümer aus der Quelle selbst zu schöpfen. Dionysius ist ohne Zweifel unter

den Alten derjenige, der — als Grieche und Ausländer — über die ältere römiſche Staatsverfaſſung am umſtändlichſten geſchrieben hat, und hat vieles bemerkt, über welches die römiſchen Geſchichtſchreiber als gar zu bekannt hinweggegangen ſind; obgleich verſchiedene, unter andern Beaufort (S. Röm. Republik I. Th. S. 13. und a. a. O. und *Diſſert.* ſur l' incertitude etc. II. Th. I. Kap.) gegen ſeine Zuverläſſigkeit und Genauigkeit nicht unerhebliche Zweifel erreget haben.

C. Corn. Taciti de ſitu, moribus et populis Germaniae libellus, ex recenſione Erneſti et Gruteri, cum verſione germanica, annotationibus et indice geographico. Altenb. ex offic. Richter. 1786.

C. C. Tacitus Beſchreibung des alten Teutſchlands mit Anmerkungen. Altenb. 1786. zuſammen 158 Seiten in 8.

Man kann ſchwerlich abſehen, zu welchem Ende und aus welchem Grunde der ungenannte Verfaſſer die bereits ziemlich ſtarke Anzahl der Ueberſetzungen dieſes Buches, welche theils einzeln, theils bey den ſämmtlichen Werken des Tacitus herausgekommen ſind, mit dieſer neuen noch vermehret habe; zumal da dieſelbe nicht um ein Haar beſſer als die vorhergehenden, ſondern vielmehr, ſowohl in Anſehung der Ueberſetzung als der Anmerkungen, weit ſchlechter und unrichtiger iſt. Was er in der Vorrede von ſeiner Abſicht dabey und von einigen andern Dingen ſagt, iſt ein verworrenes und unverdauetes Gewäſche. Die Ueberſetzung ſelbſt läßt ſich noch ſo ziemlich leſen; wiewohl es auch hier nicht an Unrichtigkeiten fehlet: die Anmerkungen aber, welche theils unter dem lateiniſchen, theils unter dem deutſchen Texte, bisweilen auch unter beyden ſtehen, und alſo zweymal vorkommen, wimmeln von falſchen und ungereimten Behauptungen, und ſind großentheils, inſonderheit in dem angehängten geographiſchen Regiſter, ganz unzweckmäßig. Unter der kurzen Lebensbeſchr. des Tac. — welche ein neues Titelblatt

Platz hat, obgleich sie ohne die Anmerkungen nur etwas über eine Seite lang ist, heißt es: die Römer waren in 3 Stände vertheilt, in den ordo senatorius, equestris und *populus*; der letzte kann wieder in Freye und Sclaven eingetheilt werden. Wenn der Uebers. eine verschiedene Lesart anführt, so sagt er immer: Ernesti will gelesen haben; da er doch aus dem Ernestischen Tac. selbst hätte sehen können, daß sie von Lipsius, Gronov u. a. herrühren. In den Erinnerungen zu dem geographischen Register thut der Verf. als ob er es mit großer Mühe aus den Alten selbst verfertigt hätte, und nennet es eine mühsame Arbeit, für welche er Dank verdiene; und es ist doch nur aus den bekanntesten neuern Schriften, mit Hinzufügung vieles Falschen und Unzweckmäßigen zusammengetragen. Unter Afrika, sagt er, verstanden die Römer insbesondere Numidien und Mauritanien. Die Angli wohnten im Lüneburgischen an der Oberelbe. Die Priester ꝛc. der Gallier (S. 145.) waren die Druiden, ein Name, der aus dem griechischen Wort Eichen entstanden ist. — Dann folgt von Gallien wieder etwas ganz Unzweckmäßiges, wobey Rousseau, Millot und Volxaire angeführt werden. Helvetii waren die alten Einwohner der Schweiz — wozu in den neuern Zeiten noch Basel, Schafhausen, Graubänden und Valesan gekommen sind. Was doch das letzte mag seyn sollen? Unter Hercynia silva werden der jetzige Harz und desselben Besitzer beschrieben. Bey Italien — von dem alten ist doch die Rede — werden Addison, Jagemann und Archenholz angeführt. Poeni waren die Einwohner des Königreichs Carthago. Doch dieß mag genug seyn. Zur Probe wollen wir noch ein kurzes Stück aus der Uebersetzung mittheilen, und einige der neuern Uebersetzer daneben stellen.

Unser Uebersetzer. S. 84. Kap. 12. Bey einer solchen Versammlung kann man auch Klagen anbringen, und Verbrecher, die das Leben verwirkt haben, belangen. Die Strafen richten sich nach den Verbrechen. Verräther und Ueberläufer werden an Bäume gehenkt, Feige, Schwächlinge und Leibesschänder (hiezu eine Anmerkung) werden in Morast versenkt, und mit Flechten bedeckt. Diese Verschiedenheit der Todesstrafen beruht auf dem Satz: durch Strafen müssen Bosheiten — an den Tag gebracht, Schandthaten — versteckt werden.

Patzke. Man mag in der Versammlung auch anklagen, und sogar bis auf Leib und Leben gehen. Der Unterschied der Strafen richtet sich nach dem Verbrechen. Verräther und Ueberläufer werden an Bäumen aufgehenkt; Zaghafte und Feige, und Weichlinge (auch eine Anmerkung) in einem Sumpf oder Morast ersäuft, und mit einer Hürde bedeckt. Die Verschiedenheit dieser Todesstrafen zielet dahin, daß Laster durch die Bestrafung gleichsam allen vor Augen gestellt, unnatürliche Schandthaten aber dem Blick entzogen werden sollen.

A. G. Anton. (Leipz. 1781.) Vor der Hermanne anklagen, selbst bis an den Hals gehn, ist erlaubt. Unterschied der Strafe kommt vom Verbrechen. Verräther und Ueberläufer hängen sie an Bäume; Feige und Unkriegerische und Entnervte (dazu ebenfalls hintenan S. 111. eine Anm.) werfen sie in Koth und Sümpfe; über sie eine Hürde. Diese verschiedne Todesart zielt dahin: Laster müsse man durch Bestrafung kund machen, Schandthaten bedecken.

Babrdt. Auch Anklagen, sogar peinliche, k der Rathversammlung a gebracht werden Unter ieve Strafen bestimmt das Verbrechen. Verräther, l hängen sie an Bäumen auf, Pflichtträge und Fei und mit Schandezeichen Behaftete (2 kurze Ar er werden in Schlamm und Sumpf versenkt, auf sie geworfen. Diese Verschiedenheit der Todesart anduten, daß man bey Bestrafungen, Frevelthat Schas stellen, Schandthaten dem Aug' entziehen mü

(Die corpore infames, in den angeführten setzungen, Leibesschänder, Weichlinge, Entn mit Schandezeichen Behaftete, haben bekannt Auslegern viel zu thun gemacht Recensent findet in ganzen Nachricht des Tacitus eine große Schwierigkeit; der Geschichtschreiber ist vielleicht übel berichtet worden alten Deutschen waren — wie alle Völker auf dieser der Cultur — mit Leibesstrafen gar nicht freygebig. Todtschlag wurde nach K. 21. nur durch ein Wehrgeld g setzt Und sie sollten alle die transfugas, ignavos, imbe und corpore infames gleich aufgeknüpft und ersäuft Vermuthlich haben unsere alten Vorväter die genau brecher nur nach dem entweder natürlich e

n | pfe oder auf der Flucht ums Leben gekom-
: auf | vom Tacitus gemeldete Art behandelt.
! ten u hrliches aber verſchiedenes Begräbniß.
| ten Art, die mit Wunden oder Narben auf
en ri , wurden nach dem Tode in Mor-
t, um ſie s den Augen zu ſchaffen, und ihr An-
n zu t tilgen; die Leichen der erſtern, andern
nung, öffent ſt wurden.)

Ph.

---

12. Erziehungsſchriften.

uch eines kurzgefaßten Lehrbuchs der nöthigſten nntniſſe und der Religion für deutſche Schulen. 22 linburg, bey Reußner. 1787. 206 S.

Gleich die Vorrede verräth einen ſehr verſtändigen mit den Bedürfniſſen der Menſchheit und der Schulen hinlänglich bekannten Mann, und das Buch ſelbſt täuſcht die Erwartung nicht, die man ſich nach geleſener Vorrede von ſeinem Verfaſſer macht. Man kann es allen deutſchen Schulen als eins der beſten in ſeiner Art unbedingt empfehlen. Es iſt durchaus voll geſunder und zuträglicher Nahrung für den Geiſt und das Herz der Jugend. Aber wo ſind nun die Lehrer, die von einem ſolchen zweckmäßigen Buch Gebrauch machen dürfen und können? Das fällt mir oft ein, wann ich ein gutes Buch dieſer Art in die Hand bekomme, und dann um mich ſchaue, und ſehe, wie an den meiſten Orten allem Guten der Eingang durch Geſetze und Unwiſſenheit verſperrt iſt. — Auſſer der Orthographie und Arithmetik, die der Verf. mit Fleiß weggelaſſen hat, unter andern auch aus der Urſache, um das Buch nicht zu vergrößern und dadurch zu verſchwern, fehlt hier kein Fach gemeinnütziger Kenntniſſe, und in keinem fehlt das Nöthige; auch iſt keins überladen. Doch hätte ich in Aſia und Afrika ſtatt einiger wenig vorkommenden Namen von Ländern lieber einige merkwürdige Oerter geſehn. Auch fehlen einige ſehr nöthige hiſtoriſche Vorkenntniſſe, z. B. die Begriffe von König, Monarchie u. dgl.

Patzke. Man mag in der Verſammlung auch anklagen, und ſogar bis auf Leib und Leben gehen. Der Unterſchied der Strafen richtet ſich nach dem Verbrechen. Verräther und Ueberläufer werden an Bäumen aufgehenkt; Zaghafte und Feige, und Weichlinge (auch eine Anmerkung) in einem Sumpf oder Moraſt erſäuft, und mit einer Hürde bedeckt. Die Verſchiedenheit dieſer Todesſtrafen zielet dahin, daß Laſter durch die Beſtrafung gleichſam allen vor Augen geſtellt, unnatürliche Schandthaten aber dem Blick entzogen werden ſollen.

K. G. Anton. (Leipz. 1781.) Vor der Hermannei anklagen, ſelbſt bis an den Hals gehn, iſt erlaubt. Unterſchied der Strafe kommt vom Verbrechen. Verräther und Ueberläufer hängen ſie an Bäume; Feige und Unkriegeriſche und Entnervte (dazu ebenfalls hintenan S. 111. eine Anm.) werfen ſie in Koth und Sümpfe; über ſie eine Hurde. Dieſe verſchiedne Todesart zielt dahin: Laſter müſſe man durch Beſtrafung kund machen, Schandthaten bedecken.

Babrdt. Auch Anklagen, ſogar peinliche, können bey der Rathverſammlung angebracht werden. Unterſchiede der Strafen beſtimmt das Verbrechen. Verräther, Ueberläufer hängen ſie an Bäumen auf, Pflichtträge und Kampfſcheue und mit Schandezeichen Behaftete (2 kurze Anmerkungen) werden in Schlamm und Sumpf verſenkt, und eine Hurde auf ſie geworfen. Dieſe Verſchiedenheit der Todesart ſoll andeuten, daß man bey Beſtrafungen, Frevelthaten zur Schau ſtellen, Schandthaten dem Aug' entziehen müſſe.

(Die corpore infames, in den angeführten Ueberſetzungen, Leibesſchänder, Weichlinge, Entnervte, mit Schandezeichen Behaftete, haben bekanntlich den Auslegern viel zu thun gemacht. Recenſent findet in der ganzen Nachricht des Tacitus eine große Schwierigkeit; und der Geſchichtſchreiber iſt vielleicht übel berichtet worden. Die alten Deutſchen waren — wie alle Völker auf dieſer Stufe der Cultur — mit Leibesſtrafen gar nicht freygebig. Selbſt Todtſchlag wurde nach K. 21. nur durch ein Wehrgeld gebüſſet. Und ſie ſollten alle die transfugas, ignavos, imbelles und corpore infames gleich aufgeknüpft und erſäuft haben! Vermuthlich haben unſere alten Vorväter die genannten Verbrecher nur nach dem entweder natürlich erfolgten Tode, oder

wenn

wenn ſie im Kampfe oder auf der Flucht ums Leben gekommen waren, auf die vom Tacitus gemeldete Art behandelt. Die erhielten ein unehrliches aber verſchiedenes Begräbniß. Die von der letztern Art, die mit Wunden oder Narben auf dem Rücken gezeichneten, wurden nach dem Tode in Moräſten verſenkt, um ſie aus den Augen zu ſchaffen, und ihr Andenken zu vertilgen; ſo wie die Leichen der erſtern, andern zur Warnung, öffentlich aufgehenkt wurden.)

Ph.

12. Erziehungsſchriften.

Verſuch eines kurzgefaßten Lehrbuchs der nöthigſten Kenntniſſe und der Religion für deutſche Schulen. Quedlinburg, bey Reußner. 1787. 206 S.

Gleich die Vorrede verräth einen ſehr verſtändigen mit den Bedürfniſſen der Menſchheit und der Schulen hinlänglich bekannten Mann, und das Buch ſelbſt täuſcht die Erwartung nicht, die man ſich nach geleſener Vorrede von ſeinem Verfaſſer macht. Man kann es allen deutſchen Schulen als eins der beſten in ſeiner Art unbedingt empfehlen. Es iſt durchaus voll geſunder und zuträglicher Nahrung für den Geiſt und das Herz der Jugend. Aber wo ſind nun die Lehrer, die von einem ſolchen zweckmäßigen Buch Gebrauch machen dürfen und können? Das fällt mir oft ein, wann ich ein gutes Buch dieſer Art in die Hand bekomme, und dann um mich ſchaue, und ſehe, wie an den meiſten Orten allem Guten der Eingang durch Geſetze und Unwiſſenheit verſperrt iſt. — Außer der Orthographie und Arithmetik, die der Verf. mit Fleiß weggelaſſen hat, unter andern auch aus der Urſache, um das Buch nicht zu vergrößern und dadurch zu vertheuern, fehlt hier kein Fach gemeinnütziger Kenntniſſe, und in keinem fehlt das Nöthige; auch iſt keins überladen. Doch hätte ich in Aſia und Afrika ſtatt einiger wenig vorkommenden Namen von Ländern lieber einige merkwürdige Oerter geſehn. Auch fehlen einige ſehr nöthige hiſtoriſche Vorkenntniſſe, z. B. die Begriffe von König, Monarchie u. dgl.

Patzke. Man mag in der Versammlung auch anklagen, und sogar bis auf Leib und Leben gehen. Der Unterschied der Strafen richtet sich nach dem Verbrechen. Verräther und Ueberläufer werden an Bäumen aufgehenkt; Zaghafte und Feige, und Weichlinge (auch eine Anmerkung) in einem Sumpf oder Morast ersäuft, und mit einer Hürde bedeckt. Die Verschiedenheit dieser Todesstrafen zielet dahin, daß Laster durch die Bestrafung gleichsam allen vor Augen gestellt, unnatürliche Schandthaten aber dem Blick entzogen werden sollen.

A. G. Anton. (Leipz. 1781.) Vor der Hermannsschlacht anklagen, selbst bis an den Hals gehn, ist erlaubt. Unterschied der Strafe kommt vom Verbrechen. Verräther und Ueberläufer hängen sie an Bäume; Feige und Unkriegerische und Entnervte (dazu ebenfalls hintenan S. 111. eine Anm.) werfen sie in Koth und Sümpfe; über sie eine Hürde. Diese verschiedne Todesart zielt dahin: Laster müsse man durch Bestrafung kund machen, Schandthaten bedecken.

Bahrdt. Auch Anklagen, sogar peinl[ich] der Rathversammlung a[n]gebracht werden [...] Strafen bestimmt das Verbrechen. Verräther, [...] hängen sie an Bäumen auf, Pflichtträge und [...] und mit Schandezeichen Behaftete (2 kurze [...] werden in Schlamm und Sumpf versenkt, [...] auf sie geworfen. Diese Verschiedenheit [...] andeuten, daß man bey Bestrafungen, Fre[...] Schau stellen, Schandthaten dem Aug[e]n

(Die corpore infames, in den ang[...] setzungen, Leibesschänder, Weichlinge, mit Schandezeichen Behaftete, haben bekan[nt] Auslegern viel zu thun gemacht. Recensent ver[...] ganzen Nachricht des Tacitus eine große [...] der Geschichtschreiber ist vielleicht übel berichtet [...] alten Deutschen waren — wie alle Völker auf [...] der Cultur — mit Leibesstrafen gar nicht fre[...] Todtschlag wurde nach K. 21. nur durch ein [...] set. Und sie sollten alle die transfugas, ignavos, und corpore infames gleich aufgeknüpft und ersä[uft] Vermuthlich haben unsere alten Vorväter die [...] brecher nur nach dem entweder natü[rlichen]

ſe oder auf der Flucht ums Leben gekom-
die vom Tacitus gemeldete Art behandelt.
ten ein unehrliches aber verſchiedenes Begräbniß.
von l letztern Art, die mit Wunden oder Narben auf
gezeichneten, wurden nach dem Tode in Moräſ-
t, um ſie aus den Augen zu ſchaffen, und ihr An-
n vertilgen; ſo wie die Leichen der erſtern, andern
ung, öffentlich aufgehenkt wurden.)

Ph.

---

12. Erziehungsſchriften.

uch eines kurzgefaßten Lehrbuchs der nöthigſten
nntniſſe und der Religion für deutſche Schulen.
2 linburg, bey Reußner. 1787. 206 S.

leich die Vorrede verräth einen ſehr verſtändigen mit den
k ſſen der Menſchheit und der Schulen hinlänglich be-
Mann, und das Buch ſelbſt täuſcht die Erwartung
, ſ geleſener Vorrede von ſeinem Ver-
l l r. s es allen deutſchen Schulen als eins
l m in dr dinge empfehlen. Es iſt durch-
voll (nder und zuträglicher Nahrung für den Geiſt
das . z der Jugend. Aber wo ſind nun die Lehrer,
e l l n ſolchen zweckmäßigen Buch Gebrauch machen
f können? Das fällt mir oft ein, wann ich ein gu-
r Art in die Hand bekomme, und dann um
, l ſehe, wie an den meiſten Orten allem Gu
r E durch Geſetze und Unwiſſenheit verſperrt iſt.
— Ai thographie und Arithmetik, die der Verf.
it gelaſſen hat, unter andern auch aus der Urſa-
e, um das Buch nicht zu vergrößern und dadurch zu ver-
euern, fehlt hier kein Fach gemeinnütziger Kenntniſſe, und
keinem fehlt das Nöthige; auch iſt keins überladen. Doch
ätte ich in Aſia und Afrika ſtatt einiger wenig vorkommen-
en Namen von Ländern lieber einige merkwürdige Oerter
eſehn. Auch fehlen einige ſehr nöthige hiſtoriſche Vorkennt-
iſſe, z. B. die Begriffe von König, Monarchie u. dgl.

Ferner, da der Verf. in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, „daß er hier keine Dogmatik, nicht einmal eine populäre Dogmatik habe schreiben wollen, sondern nur einen kurzen Unterricht von den Lehren und Pflichten des Christenthums für Anfänger in deutschen Schulen; daß er folglich alles Schwerere und nur Erwachsenen etwa Begreifliche vermeiden mußte:“ so bitte ich ihn zu überlegen, ob nicht §. 291. S. 261. besser weggeblieben wäre. Man muß, deucht mir, das Ansehn der heiligen Schrift und die Göttlichkeit der christlichen Religion unsern Kindern, die mitten in der Christenheit geboren werden, eben so wenig beweisen, als die Abstammung unserer Regenten aus uraltem königlichen oder fürstlichen Blut. Man muß vielmehr beydes voraussetzen, ihnen beydes bloß erzählen als eine Sache, die so ist, dann werden sie sich nicht daran zweifeln. Aber, man sage was man will, sobald man anfängt etwas zu beweisen, worin nicht gezweifelt wird, so macht man Zweifel rege. Das sollte man aber am wenigsten thun in einer Sache, wo sie, einmal aufgewacht, so schwer zum Schweigen zu bringen sind, und wo selbst solche vernünftige Männer als unser V. ihnen nichts bessers entgegen zu setzen wissen, als die drey Beweise in gedachtem §. Diese Beweise von der Göttlichkeit der Bibel und der Religion haben im Grunde alle Ungläubige hervorgebracht. Sie beweisen nur, für diejenigen, die keinen Beweiß brauchen, in deren Kopf gar keine Zweifel aufsteigen, und die den Satz sammt den Beweisen bloß nachbeten, bloß mit dem Gedächtniß fassen. Den denkenden Köpfen hingegen wird nicht nur das zu Erweisende nicht erwiesen, sondern sie fühlen sich geneigt, das Gegentheil um so eher zu glauben, je schwächer sie die Beweise finden. Ich bitte aber mich nicht unrecht zu verstehn. Meine Meynung ist nicht, daß man den Kindern nicht sagen soll, daß in der Bibel Weissagungen stehn, und daß Jesus und seine Apostel Wunder gethan haben. Das müssen sie allerdings historisch wissen. Man soll nur auf diese historischen Sätze nicht die Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion gründen, die ohne sie viel fester steht. Aber auch hier wolle man mich nicht misdeuten. Ich kann und will nicht hindern, daß Jesus um seiner Wunder willen für einen göttlichen Gesandten gehalten werde, und daß das Ansehn, was er dadurch erhält, Jung und Alt den Werth seiner Lehre empfehle, und sie für diese Lehre einnehme. Wer ein andres

ge-

Auctorität als Hülfsmittel zur Erweckung der Aufmerk-
brauchen, oder auch sie als Stütze der Ueberzeugung
schwachen lassen; und ein anders: Auctorität zur
lage der Ueberzeugung machen. Dieß letztere sollte
t thun, weil Auctorität nie überzeugen, sondern
:eden kann. Dazu kömmt noch, daß es möglich
as Manche den Glauben an jene historischen Sätze,
auf sich das Ansehn des Stifters unserer Religion grün-
, n der Zeit verlieren; denn die Natur historischer Sä-
es mit sich, daß sie dem Glauben verlierbar sind.
dieß, so läuft die Ueberzeugung von den darauf
Religion l ten große Gefahr, mit verlo-
Diese kno r doch in der That für das Wohl
, daß man sie einer solchen Ge-
Da sollte man sie nicht auf dem
es histori sondern auf dem Felsen
aren nau naubens gründen, dabey aber
auf rischen Glauben stützen lassen.
n

Hz.

zur Bekehrung junger Frauenzimmer nach r ersten Erziehung, von einer englischen Dame. r Theil. 352 Seiten. Zweyter Theil 2 . in 8. Leipzig, bey Weidmanns Erben Reich. 1787.

r erinnert selbst in der Vorrede, daß man seine wenig befriedigt finden würde, wenn man in ramen Theaterstücke suchen wollte, die sich durch sinn- a edachte Fabeln, künstliche Verwickelungen, unert- rtete Theaterstreiche, launigte und hervorstechende Cha- ere, akänzenden Witz und hinreißenden Dialog auszeich- en. Es sind bloß Auftritte und Vorfälle aus dem mensch- n Leben in dramatische Form gekleidet, aber deshalb um weniger unterhaltend, und an brauchbaren Lehren für ie junge weibliche Welt höchst fruchtbar. Freylich wäre es besser gewesen, wenn der Uebersetzer mehr eine freye eitung, als bloße Uebersetzung geliefert, und die aus- n Sitten mit einheimischen vertauscht hätte. Indeß,

da die Empfindungen und Gefühle des Herzens, die Lehren der Tugend, Anstand und Schicklichkeit und die Begriffe von moralischem Guten und Schönen in allen aufgeklärten Ländern fast durchaus dieselben sind, und die englischen Sitten zu sehr in diese kleinen Dramen verwickelt waren, so kann man es dem Uebersetzer desto eher verzeihen, daß er sich begnügte, eine bloße Verdeutschung zu liefern. Wie gesagt, in moralischer Rücksicht verdient dieses Buch allen Beyfall, und einen Platz in den Lesebibliotheken junger Frauenzimmer von einem gewissen Stande. Die Verfasserin bemerkt in der Vorrede, daß, ohnerachtet der großen Menge Erziehungs- und Kinderschriften, es doch nur wenige gebe, die für junge Mädchen, die nun im Begriff stehen, die Schule zu verlassen, und in die Welt einzutreten, bestimmt wären. Dieser Zeitpunkt wird von den meisten als die Periode ihrer Freyheit angesehen, wo sie sich einbilden, richtige Begriffe von den Menschen und Dingen zu haben, und sich selbst regieren zu können. Dieses unzeitige Zutrauen, das natürlicher Weise Stolz, Liebe zum Widerspruch und noch mehr dergleichen Fehler erzeugt, zu unterdrücken, stellt die Verfasserin einige häusliche Szenen auf, worin sie die glücklichen Folgen der kindlichen Liebe, einer sanften Gemüthsart und einer entschlossenen Seele zeigt. Das englische Original enthält drey Bändchen, die der Uebersetzer in zwey Theile zusammengezogen hat. Der erste Theil enthält 1) die gute Stiefmutter ein Schauspiel in drey Aufzügen. Die zweyten Heyrathen bringen oft in Familien viel Uneinigkeit hervor. Gewöhnlich haben die Kinder der ersten Ehe gegen die Stiefmütter ein gewisses Mistrauen, und sind geneigt, ihnen Gehorsam und Ehrerbietung zu verweigern. Die Verfasserin sucht in diesem Stücke zu zeigen, daß ein gutes Betragen das schicklichste Mittel sey, Harmonie und Eintracht hervorzubringen, wenn nur beyde Theile Verstand und gutes Herz besitzen. 2) Die gute Stiefschwester, ein Schauspiel in drey Aufzügen. Die Absicht dieses Stücks ist, junge Gemüther zu warnen, daß sie sich nicht wider einen Vater empören, wenn er eine unglückliche Verbindung eingehen sollte, sondern sich vielmehr bestreben, durch Liebe und Gefälligkeit ihm sein Schicksal zu erleichtern. 3) Die Sinnesänderung, ein Drama in drey Aufzügen. — Der zweyte Theil enthält folgende Stücke: 1) Die mütterliche Schwester, ein Drama in drey Aufzügen. Dieses und das vorige

ziger Stück sollen zeigen, wie fürchterlich ein Leben voll anhaltender Zerstreuung in seinen Folgen ist, da es die Ausbildung des Verstandes hindert, häusliche Eintracht vernichtet, der Gesellschaft nachtheilig ist, und den Verlust der ewigen Glückseeligkeit nach sich ziehen kann. Die engen Schranken dieser kleinen Schauspiele erlaubten freylich der Verf. nicht, ihren wichtigen Gegenstand von allen Seiten in das hellste Licht zu setzen, diejenigen Seiten aber, deren Schilderung sie unternommen hat, sind mit viel Natur und Wahrheit und auf eine eindringende Art vorgestellt. 2) Der Sieg der Vernunft, ein Drama in drey Aufzügen. Zeigt die Thorheit und das Hassenswürdige des Stolzes, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Demuth, und die Vortheile einer Erziehung, die solche Grundsätze einflößt, im Stande der Widerwärtigkeit. 3) Der Kontrast, ein Drama in drey Aufzügen. Soll das Abstechende in den Gesinnungen einer Tochter darstellen, die unter den Augen einer sorgsamen und zärtlichen Mutter erzogen ist, gegen die eines armen jungen Geschöpfs, die von einer unbesonnenen Mutter in ein fremdes Land verkauft werden, wo sie einige ihrer kostbarsten Jahre in Ruhe des Hanges zur Eitelkeit, in Erkenntniß falscher Begriffe von Glückseeligkeit, in tumultuarischen Ergötzlichkeiten unter der Vorstellung vom guten Tone und einer verfeinerten Lebensart verschwendet hat. — Wir haben keine Gelegenheit die Uebersetzung mit dem Originale zu vergleichen; zwar scheint sie ziemlich richtig zu seyn, aber auch etwas steif, ängstlich. Einige Gedanken sind ziemlich schleifend ausgedrückt, und die Sprache ist nicht ganz rein. Am schlechtesten ist das, was zum Dialogischen gehört, ausgefallen, was desto weniger zu verzeihen ist, da es hierbey oft nur auf Kleinigkeiten ankam, die mit einem Federzug zu ändern waren.

Za.

Gemeinnütziges Schulbuch bestehend in einer kurzen Anweisung zu demjenigen, was ein jeder junger Mensch bürgerlichen Standes, der in der Welt wohl fortkommen will, zu lernen hat; auch manchen Alten nöthig und nützlich zu lesen. Von M. Joh. Mich. Schmidt, Rector der lateinischen

da die Empfindungen und Gefühle des Herzens, die Ehren der Tugend, Anstand und Schicklichkeit und die Begriffe von moralischem Guten und Schönen in allen aufgeklärten Ländern fast durchaus dieselben sind, und die englischen Sitten zu sehr in diese kleinen Dramen verwickelt waren, so kann man es dem Uebersetzer desto eher verzeihen, daß er sich begnügte, eine bloße Verdeutschung zu liefern. Wie gesagt, in moralischer Rücksicht verdient dieses Buch allen Beyfall, und einen Platz in den Lesebibliotheken junger Frauenzimmer von einem gewissen Stande. Die Verfasserin bemerkt in der Vorrede, daß, ohnerachtet der großen Menge Erziehungs- und Kinderschriften, es doch nur wenige gebe, die für junge Mädchen, die nun im Begriff stehen, die Schule zu verlassen, und in die Welt einzutreten, bestimmt wären. Dieser Zeitpunkt wird von den meisten als die Periode ihrer Freyheit angesehen, wo sie sich einbilden, richtige Begriffe von den Menschen und Dingen zu haben, und sich selbst regieren zu können. Dieses unzeitige Zutrauen, das natürlicher Weise Stolz, Liebe zum Widerspruch und noch mehr dergleichen Fehler erzeugt, zu unterdrücken, stellt die Verfasserin einige häusliche Szenen auf, worin sie die glücklichen Folgen der kindlichen Liebe, einer sanften Gemüthsart und einer entschlossenen Seele zeigt. Das englische Original enthält drey Bändchen, die der Uebersetzer in zwey Theile zusammengezogen hat. Der erste Theil enthält 1) die gute Stiefmutter ein Schauspiel in drey Aufzügen. Die zweyten Heyrathen bringen oft in Familien viel Uneinigkeit hervor. Gewöhnlich haben die Kinder der ersten Ehe gegen die Stiefmütter ein gewisses Mistrauen, und sind geneigt, ihnen Gehorsam und Ehrerbietung zu verweigern. Die Verfasserin sucht in diesem Stücke zu zeigen, daß ein gutes Betragen das schicklichste Mittel sey, Harmonie und Eintracht hervorzubringen, wenn nur beyde Theile Verstand und gutes Herz besitzen. 2) Die gute Stiefochter, ein Schauspiel in drey Aufzügen. Die Absicht dieses Stücks ist, junge Gemüther zu warnen, daß sie sich nicht wider einen Vater empören, wenn er eine unglückliche Verbindung eingehen sollte, sondern sich vielmehr bestreben, durch Liebe und Gefälligkeit ihm sein Schicksal zu erleichtern. 3) Die Sinnesänderung, ein Drama in drey Aufzügen. — Der zweyte Theil enthält folgende Stücke: 1) Die mütterliche Schwestey, ein Drama in drey Aufzügen. Dieses und das vorige

ihre Gröſſe sollen zeigen, wie fürchterlich ein Leben voll anhaltender Zerstreuung in seinen Folgen ist, da es die Ausbildung des Verstandes hindert, häusliche Eintracht vernichtet, der Gesellschaft nachtheilig ist, und den Verlust der ewigen Glückseeligkeit nach sich ziehen kann. Die engen Schranken dieser kleinen Schauspiele erlaubten freylich der Verf. nicht, ihren wichtigen Gegenstand von allen Seiten in das hellste Licht zu setzen, diejenigen Seiten aber, deren Schilderung sie unternommen hat, sind mit viel Natur und Wahrheit und auf eine eindringende Art vorgestellt. 2) Der Steg der Vernunft, ein Drama in drey Aufzügen. Zeigt die Thorheit und das Hassenswürdige des Stolzes, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Demuth, und die Vortheile einer Erziehung, die solche Grundsätze einflößt, im Stande der Widerwärtigkeit. 3) Der Kontrast, ein Drama in drey Aufzügen. Soll das Abstechende in den Gesinnungen einer Tochter darstellen, die unter den Augen einer sorgsamen und zärtlichen Mutter erzogen ist, gegen die eines armen jungen Geschöpfs, die von einer unbesonnenen Mutter in ein fremdes Land verbannt worden, wo sie einige ihrer kostbarsten Jahre in Nahrung des Hanges zur Eitelkeit, in Erkennung falscher Begriffe von Glückseeligkeit, in tumultuarischen Ergötzlichkeiten unter der Vorstellung vom guten Tone und einer verfeinerten Lebensart verschwendet hat. — Wir haben keine Gelegenheit die Uebersetzung mit dem Originale zu vergleichen; zwar scheint sie ziemlich richtig zu seyn, aber auch etwas steif, ängstlich. Einige Gedanken sind ziemlich schleifend ausgedrückt, und die Sprache ist nicht ganz rein. Am schlechtesten ist das, was zum Dialogischen gehört, ausgefallen, was desto weniger zu verzeihen ist, da es hierbey oft nur auf Kleinigkeiten ankam, die mit einem Federzug zu ändern waren.

Za.

Gemeinnütziges Schulbuch bestehend in einer kurzen Anweisung zu demjenigen, was ein jeder junger Mensch bürgerlichen Standes, der in der Welt wohl fortkommen will, zu lernen hat; auch manchen Alten nöthig und nützlich zu lesen. Von M. Joh. Mich. Schmidt, Rector der lateinischen

da die Empfindungen und Gefühle des Herzens, die Lehren der Tugend, Anstand und Schicklichkeit und die Begriffe von moralischem Guten und Schönen in allen aufgeklärten Ländern fast durchaus dieselben sind, und die englischen Sitten zu sehr in diese kleinen Dramen verwickelt waren, so kann man es dem Uebersetzer desto eher verzeihen, daß er sich begnügte, eine bloße Verdeutschung zu liefern. Wie gesagt, in moralischer Rücksicht verdient dieses Buch allen Beyfall, und einen Platz in den Lesebibliotheken junger Frauenzimmer von einem gewissen Stande. Die Verfasserin bemerkt in der Vorrede, daß, ohnerachtet der großen Menge Erziehungs- und Kinderschriften, es doch nur wenige gebe, die für junge Mädchen, die nun im Begriff stehen, die Schule zu verlassen, und in die Welt einzutreten, bestimmt wären. Dieser Zeitpunkt wird von den meisten als die Periode ihrer Freyheit angesehen, wo sie sich einbilden, richtige Begriffe von den Menschen und Dingen zu haben, und sich selbst regieren zu können. Dieses unzeitige Zutrauen, das natürlicher Weise Stolz, Liebe zum Widerspruch und noch mehr dergleichen Fehler erzeugt, zu unterdrücken, stellt die Verfasserin einige häusliche Szenen auf, worin sie die glücklichen Folgen der kindlichen Liebe, einer sanften Gemüthsart und einer entschlossenen Seele zeigt. Das englische Original enthält drey Bändchen, die der Uebersetzer in zwey Theile zusammengezogen hat. Der erste Theil enthält 1) die gute Stiefmutter ein Schauspiel in drey Aufzügen. Die zweyten Heyrathen bringen oft in Familien viel Uneinigkeit hervor. Gewöhnlich haben die Kinder der ersten Ehe gegen die Stiefmütter ein gewisses Mistrauen, und sind geneigt, ihnen Gehorsam und Ehrerbietung zu verweigern. Die Verfasserin sucht in diesem Stücke zu zeigen, daß ein gutes Betragen das schicklichste Mittel sey, Harmonie und Eintracht hervorzubringen, wenn nur beyde Theile Verstand und gutes Herz besitzen. 2) Die gute Stiefschwester, ein Schauspiel in drey Aufzügen. Die Absicht dieses Stücks ist, junge Gemüther zu warnen, daß sie sich nicht wider einen Vater empören, wenn er eine unglückliche Verbindung eingehen sollte, sondern sich vielmehr bestreben, durch Liebe und Gefälligkeit ihm sein Schicksal zu erleichtern. 3) Die Sinnesänderung, ein Drama in drey Aufzügen. — Der zweyte Theil enthält folgende Stücke: 1) Die mütterliche Schwester, ein Drama in drey Aufzügen. Dieses und das vorige

ige Stück sollen zeigen, wie fürchterlich ein Leben voll anhaltender Zerstreuung in seinen Folgen ist, da es die Ausbildung des Verstandes hindert, häusliche Eintracht vernichtet, der Gesellschaft nachtheilig ist, und den Verlust der ewigen Glückseeligkeit nach sich ziehen kann. Die engen Schranken dieser kleinen Schauspiele erlaubten freylich der Verf. nicht, ihren wichtigen Gegenstand von allen Seiten in das hellste Licht zu setzen, diejenigen Seiten aber, deren Schilderung sie unternommen hat, sind mit viel Natur und Wahrheit und auf eine eindringende Art vorgestellt. 2) Der Sieg der Vernunft, ein Drama in drey Aufzügen. Zeigt die Thorheit und das Hassenswürdige des Stolzes, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Demuth, und die Vortheile einer Erziehung, die solche Grundsätze einflößt, im Stande der Widerwärtigkeit. 3) Der Kontrast, ein Drama in drey Aufzügen. Soll das Abstechende in den Gesinnungen einer Tochter darstellen, die unter den Augen einer sorgsamen und zärtlichen Mutter erzogen ist, gegen die eines armen jungen Geschöpfs, die von einer unbesonnenen Mutter in ein fremdes Land verbannt worden, wo sie einige ihrer kostbarsten Jahre in Nahrung des Hanges zur Eitelkeit, in Erlernung falscher Begriffe von Glückseeligkeit, in tumultuarischen Ergötzlichkeiten unter der Vorstellung vom guten Tone und einer verfeinerten Lebensart verschwendet hat. — Wir haben keine Gelegenheit die Uebersetzung mit dem Originale zu vergleichen; zwar scheint sie ziemlich richtig zu seyn, aber auch etwas steif, ängstlich. Einige Gedanken sind ziemlich schiefend ausgedrückt, und die Sprache ist nicht ganz rein. Am schlechtesten ist das, was zum Dialogischen gehöre, ausgefallen, was desto weniger zu verzeihen ist, da es hierbey oft nur auf Kleinigkeiten ankam, die mit einem Federzug zu ändern waren.

Za.

Gemeinnütziges Schulbuch bestehend in einer kurzen Anweisung zu demjenigen, was ein jeder junger Mensch bürgerlichen Standes, der in der Welt wohl fortkommen will, zu lernen hat; auch manchen Alten nöthig und nützlich zu lesen. Von M. Joh. Mich. Schmidt, Rector der lateinischen

Schule und Aufsehern der Alumnen zu Markbreit. (wer wird aus einem Theil seiner Amtsführung einen eignen Titel machen?) Leipzig. 1787. 18 Bogen in 8.

Der Titel, der ein allgemeines Schulbuch aller jugendlicher Kenntnisse erwarten läßt, verspricht weit mehr, als das Buch selbsten leistet, welches bloß einen Unterricht in der christlichen Glaubenslehre nach der Ordnung und Anleitung des Katechismus enthält. Der Verf. muß also den lutherischen Katechismus allein für dasjenige halten, was jeder junge Mensch, der in der Welt fortkommen will, zu lernen hat: denn daß mehrere Theile anderer Stücke des Unterrichts nachfolgen sollten, sagt weder der Titel noch die Vorrede. Der Verf. bekennt selbst, daß er die Herausgabe seines neuen Schulbuchs mit gar nichts zu rechtfertigen wisse, daß es aber aus Aufsätzen bestehe, wornach er als Hofmeister und als Schulmann informirt habe, und die für seine itzigen und gewesenen Schüler einigen Nutzen haben würden. Nun weiß der Verf. selbst nicht weiß, weiß der Rec. noch weniger, und kann den Nutzen gar nicht absehen, den das Buch haben soll. Es enthält nichts als alte, rohe und ungeläuterte Dogmatik, aus der doch auch kein Schimmer reinerer, berichtigter Begriffe, keine Spuhr des mindesten Zweifels an der Untrüglichkeit des alten Systems, oder des Gebrauchs neuerer Belehrungen, hervorleuchtet. Es besteht aber dieses Schulbuch aus zweyen Theilen, und der erste (er hat keine Ueberschrift und Bestimmung seines Inhalts) aus drey Abtheilungen: 1) von den hieher gehörigen Dingen überhaupt (so ist die 1ste Abtheilung überschrieben.) Aus dem Zweck der Schulen und dem Bedürfniß unsrer Zeiten folge, daß jeder junge Mensch, der in der Welt fortkommen wolle, Christenthum, lesen, schreiben und rechnen lerne, sich selbst und die Dinge, die ihm am nächsten sind, kennen lerne, seine Gesundheit zu erhalten wisse, die Rechte, Gesetze und Gewohnheiten seines Vaterlandes kenne, sich zur Ordnung gewöhne, eine schickliche Lebensart wähle, und gehörig erlerne, und mit diesem allem einige Sprachen, besonders die Lateinische, Historie, Geographie, etwas Musik und Matheſis (nicht Matheſie) verbinde. 2) Von dem erforderlichen Verhalten eines lehrbegierigen Schülers. Er muß fromm seyn, seine Lehrer

aus

aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten, gehorsam seyn, Lust in die Schule bringen, aufmerksam, fleißig, ernsthaft, geduldig und getrost seyn. (Logik scheint des Verf. Sache nicht zu seyn.) 3) Anweisung zum wahren Christenthum. Vorbereitung. 1ster Abschnitt: von der natürlichen und geoffenbarten Religion. 2ter Abschn. von der heil. Schrift 3) Vom Christenthum und den verschiednen Partheyen desselben. Nun soll vermuthlich der andere Theil angehen, der die Erklärung des Katechismus enthält. Der Verf. scheint aber vergessen zu haben, daß er mit einem ersten Theil angehoben hat, und fährt also sogleich mit dem ersten Hauptstück von dem Gesetz und den zehn Geboten fort, das 2te handelt vom Evangelio, wo die Lehre von Gott eingeschoben ist; dann folgen die drey Hauptartikel des Katechismus; bey dem ersten wird auch von Teufeln und Gespenstern gehandelt: die übrigen enthalten die Lehre von Christo, dem heil. Geist und von der Heilsordnung, von der Kirche, von dem Todt und den letzten Dingen. 3tes Hauptst. vom Gebet. 4tes, von den Sacramenten überhaupt, und der heil. Taufe insonderheit. 5tes, von der Buße und dem heil. Abendmal. 6tes, von dem sogenannten Amt der Schlüssel — vom Beichtwesen und Predigtamt. Den Schluß macht die Erklärung des Anhangs zum Katechismus, die Haustafel enthaltend. Alles ist durchgehends, nach alter Art, sehr reichlich mit Sprüchen belegt, Lehrern allenfalls, die den Katechismus zu erklären, oder darüber zu predigen haben, kann das Buch nützlich seyn und guten Stoff an die Hand geben. S. 41. sagt der Verf. „das Wort Prophet bedeute in der hebräischen Sprache wie das Wort Apostel in der Griechischen, einen Mann, der von Gott herbeygeführet oder gesandt worden sey u. s. w. Wir hätten doch von dem Verf. lernen mögen, was für eine Etymologie des Wortes Prophet er im Hebräischen annehme, ob er wirklich glaube, daß es hebräischen, und nicht wisse, daß es griechischen Ursprungs sey.

Pk.

Le nouveau Robinson, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans, traduit del' allemand de M. *Campe*. Enrichi de Remarques Allemandes à l'usage de ceux qui appren-

prennent le françois. *Tome I.* 15 Bogen. *Tome II.* 21½ Bogen in 8. Frankfurt, bey Keßler. 1787.

Recueil de Voyages interessans pour l'instruction et l'amusement de la jeunesse par M. *Campe*. Traduit de l'Allemand. *Tome I.* à Francf. chez Streng. 1787. 15 Bogen in 12.

Il nuovo Robinson per servir di divertimento, ed istruzione della gioventu. Tradotto in italiano dall' originale tedesco del Sr. *Campe*. *Parte I.* in Halle. Stampato à spese di Heller. 1787. 15 Bog. in 8.

Ueber die Campischen Schriften, deren französische und italienische Uebersetzung wir itzt anzeigen sollen, ist unser Urtheil schon längst in der A. d. B. gesagt worden, und das Publikum hat dasselbe durch einen allgemeinen Beyfall bestätigt. Man hat aber geglaubt, daß sie wegen ihres anziehenden und die Aufmerksamkeit des jungen Lesers unterhaltenden Inhalts, auch in einer Uebersetzung den Nutzen haben würden, zu einem französischen, und für die Lehrlinge der italienischen Sprache, zu einem italienischen Lesebuch für die Jugend zur Uebung in beyden Sprachen gebraucht zu werden. Wir müssen sagen, daß beyde Uebersetzungen sehr gut sind, und ohne Bedenken auch von Seiten der Sprachrichtigkeit der Jugend in die Hände gegeben werden können. Vielleicht tragen sie etwas dazu bey, den Telemach immermehr daraus zu verdrängen, der lange genug, im Original sowohl, als in seinen Uebersetzungen, sehr mit Unrecht, das alleinige Handbuch französischer und italienischer Sprachschüler gewesen ist. Doch hat es uns gewundert, in der Messebeschreibung, bey Wismar noch die Messe zu finden, die Hr. Campe selbst nachher widerrufen hat, da doch die Uebersetzung vermuthlich nicht ohne sein Vorwissen gemacht worden ist. Die deutschen Noten zum Robinson sind wie die zum

Telemach,

Telemach, Uebersetzungen einzelner Bücher und Gallicismen.

Ag.

Der neue Kinderfreund. Eine Monatschrift. Her. ausgegeben von P. A. Winkopp. IVtes Heft. Wien, bey Stahel. 1786. 8 Bog. in gr. 8.

Die erheblichsten Aufsätze in diesem Hefte sind, der Theestrauch, die Pabstwahl, der Doge zu Venedig, Veldner, eine moralische Erzählung — zur Lehre, daß der Mensch bey den günstigsten Umständen nicht glücklich sey, so lange er herrschenden Leidenschaften dient; kurze Nachricht von einigen ausländischen Erzeugnissen, als Schokolate, Fiebertrinde und Taback — ja wohl kurz, unvollständig und mit unter falsch, z. E. von der Schokolate (so schreibt der Verf) heißt es: die Kakaobohnen wurden klein gestoßen, gebrennt u. s. w. also eher gestoßen, und hernach gebrennt? und ist denn das Kleinstoßen hinlänglich? ferner: die Vanille sey eine Art von Rinden, fast so wie Zimmt, die man in jedem Gewürzladen sehen könne. — desto schlimmer, wenn der Verf. demohngeachtet so was in die Welt schreiben kann, wo ihn jeder Apothekerjunge eines bessern belehren kann. Gespräch zwischen einem Kaufmann und einem Soldaten — über die Pflicht der Wohlthätigkeit gegen Arme, wofür die gewöhnliche Kaufmannsseele keinen Sinn hat. Gespräch eines Vaters mit seinem Sohn über die Gespenster. Die belohnte Gastfreyheit; ein Beyspiel aus der russischen Geschichte, von Peter dem Großen, die schon durch manche Kinderbücher gegangen ist. Eroberung Peru's durch Franz Pizarro. Der kleine Maler, ein Schauspiel in drey Aufzügen. Ein Stück voller Naiverät und Wahrheit in Gesinnungen und Charakteren. Die Kürze verbietet uns, den Inhalt auszuziehen. Die Gedichte aber sind abermals weit unter dem Mittelmäßigen.

F. W. Klädens Vorschläge zu einer vernünftigen und glücklichen Wahl. An seine jungen Freunde.

Stendal,

Stendal, bey Franzen und Große. 1787. 100 Seiten in 8.

Wir wissen nicht, ob man in irgend einer Provinz das Wort Wahl, so ganz außer Zusammenhang, für die Wahl eines Gatten braucht: so braucht es aber der Verf. auf dem Titel seines Buchs; Titel der Bücher aber sollten billig bestimmt ausgedrückt werden, und die Leser nicht auf Vermuthungen eines andern Inhalts führen, wie es uns ergangen ist, die wir in dem Buche Vorschläge zur Wahl einer künftigen Lebensart erwarteten. Die Art nun, wie der Verf. sein Thema abhandelt, ist diese. Er theilt seine Abhandlung in zwey Theile: im ersten handelt er von dem Einfluß der aus Romanen geschöpften Ideen, (der Verf. schreibt etwas undeutsch: Romanen-Ideen) auf unsre Wahl, und von den besten Mitteln sie auszurotten. Der Verf. meynt nämlich, daß der junge Mensch aus öftern Lesen empfindsamer Romane ganz irrige Begriffe von Sympathie und Liebe und von vollkommnen weiblichen Charakteren annehme, die ihn beym Schritt zur Ehe schrecklich irre führen können: daher entwirft er in dreyen Kapiteln, 1) eine Charakteristik der Moderomanen und ihrer Helden (doch nur zu einseitig, hauptsächlich aus dem Siegwart und der Emilie Sommer abgezogen) 2) den schädlichen Einfluß solcher romanhafter Ideen auf unsre Wahl, und 3) die Mittel zur Ausrottung derselben — Menschenstudium, und Kenntniß der wahren und wesentlichen Aeußerungen der Liebe. Inzwischen sollten wir doch nicht meynen, daß die Verführungen romanhafter Grillen zu unglücklichen Ehen so gar häufig seyn sollten, daß es nöthig gewesen wäre, ihnen allein den ganzen remotiven Theil des Buchs zu widmen. Ueble Erziehung und Mangel an Grundsätzen führen den wählenden Jüngling weit öfterer irre. IIter Theil. Regeln bey der Wahl, beste Art, Frauenzimmer zu prüfen. 2stes Capitel. Siehe nicht auf zufällige Vollkommenheiten — auf Schönheit und Reiz, allein auf Gelehrsamkeit, Witz und Geschmack — laß dich nicht den äußern Schein der Empfindsamkeit bezaubern — hüte dich vor dem blendenden Glanze des Reichthums. Die Thorheit derer, die mit Verläugnung aller andern Befriedigungen, ganz allein nach Reichthum heyrathen, ist aber doch nicht einleuchtend genug geschildert worden. 4tes Capitel. Siehe allein auf wesentliche Voll-

kom-

kommenheiten und auf wahre Liebe. Jene ſind Güte des Herzens — nothwendige und zu einer glücklichen Ehe unentbehrliche Kenntniſſe — wahre und ungetheilte Liebe. Die Güte des Herzens beſchreibt der Verf. durch eine angebohrne, aber durch Räſonnement und Uebung verſtärkte Neigung, warmen, thätigen Theil an den Schickſalen andrer zu nehmen. 3tes Cap. Prüfe genau und ohne Partheylichkeit: erſtes Prüfungsmittel: ſuche vorher mit derjenigen, die du zu beſitzen wünſcheſt, ohne ihr etwas von deiner Abſicht zu entdecken, in einen nähern Umgang zu kommen. 2) Lerne ihre Eltern kennen. 3) Frage das allgemeine Gerüchte, und 4) lerne die Geſellſchaft des Mädchens kennen. Noch ein Prüfungsmittel, das ſo ſicher führt, als jedes vorhergehende, hätte der Verf. hinzuſetzen können: man erforſche, ob ſie in ihrer Eltern Hauſe zum Selbſtarbeiten und zum Gehorſam und Unterwerfung ihrer Wünſche unter den Willen der Eltern, gewöhnt ſey: eine Tochter, die über Vater und Mutter zu herrſchen und alle ihre Einfälle zu befriedigen gewohnt iſt, wird nie eine gute Gattin werden.

3ſt.

Von Verbeſſerung der Landſchulen durch gute Lehrer, insbeſondere in Landen (Ländern) wo kein Fond (Fonds) für Schulen iſt, von M. C. A. Völker, Prediger zu Kalbsrieth in Thüringen. Magdeburg, bey Creutz. 1787. 2½ Bog.

Herrn V. Vorſchlag beſteht darin, die Kandidaten des Predigtamts einſtweilen zu Schullehrern auf dem Lande zu beſtellen, bis ſie eine Pfarre erhielten. Ich zweifle, daß dadurch die Landſchulen gute Lehrer bekommen würden, beſonders da wo es an Fonds fehlt. Hr. V. meynt zwar S. 37. man könne wenigſtens nicht behaupten, daß ſolche Schullehrer weniger zu ihren Stellen geſchickt wären, als Seminariſten, d. i. als ſolche, die in Schulmeiſterſeminarien eigentlich für die Landſchulen vorbereitet ſind. Aber mir deucht, man könne dieß mit vieler Wahrſcheinlichkeit behaupten, oder man müßte ſich die Schulmeiſterſeminarien gar zu elend denken. Ich weiß wohl, daß ſie noch lange das nicht ſind, was ſie ſeyn ſollten: aber ſie müßten noch unendlich viel ſchlechter

ſeyn,

seyn, als sie sind, wenn sie nicht ihre Zöglinge besser zu Landschulmeistern vorbereiteten, als die Universitäten die ihrigen. Die Hauptfehler der mir bekannten Seminarien bestehen darin, daß sie zu viel gelehrte, besonders theologische Terminologie, überhaupt zu viel dogmatische Theologie lehren, daß sie bey ihren Methoden nicht natürlich genug verfahren, daß sie ihre Zöglinge in Städten erziehen, und sie dadurch zu sehr an das Stadtleben und an städtische Bedürfnisse gewöhnen. Diese Fehler werden aber auf unsern Universitäten doppelt und dreyfach begangen, und sind hier nicht so leicht zu heben, als in den Seminarien, wenns auch nur darum wäre, daß die Seminarien eher zu Anerkennung dieser Fehler werden zu bringen seyn, als die Universitäten. Diese werden sich immer, und nicht ganz ohne Schein, damit schützen wollen, daß ihre Absicht nicht ist und nicht seyn kann, Schulmeister auf dem Lande, sondern Prediger und in diesen einen Theil des gelehrten Standes zu erziehen. Ich kann also Herrn B. Meynung nicht seyn, daß man von Kandidaten des Predigtamts mehr landschulmeisterliche Vollkommenheiten zu erwarten habe, als von Seminaristen. Und dieser Art Vollkommenheiten müßten es doch seyn, die ihnen den Vorzug vor den Seminaristen gäben; denn andere Vollkommenheiten z. B. viele Kenntniß der alten abendländischen und morgenländischen Sprachen u. dgl. würden nicht nur den Bauerkindern gar nicht zu gute kommen, sondern ihren Lehrern am guten Unterrichtgeben auf mehr als eine Art hinderlich seyn, würden ihnen sowohl die Lust als das Vermögen dazu benehmen, würden machen, daß sie sich auf dem Dorfe sehr unbehaglich fühlten, und sich nach den Fleischtöpfen Egyptens, nach gelehrtem Umgang, nach Bibliotheken u. s. w. zurücksehnten. Und könnte man ihnen das verdenken? Könnte mans ihnen verdenken, wenn sie gar nicht aufs Dorf hin wollten, wenn sie, im Fall Landesverordnungen sie dazu zwängen, lieber aus dem Lande giengen, oder wenn ein Loch in diese Verordnungen zu machen wäre, welches oft möglich ist, besonders wenn sie alt werden, durch dies Loch einer nach dem andern hindurchschlüpften, bis endlich für die Landschulen keine mehr übrig blieben, als die geistlich und leiblich Armen, die Hungrigen und die Durstigen? Und was wäre den Landschulen vollends mit den Meisten von diesen gedient? Wahrlich die elendesten, unbrauchbarsten Geschöpfe auf Gottes

tes Erdboden sind diejenigen, die invita Minerva und zugleich Fortuna invita studiert und also nothwendig nicht nur einen leeren, sondern noch dazu ganz verschrobenen Kopf und gewöhnlich obenein noch verdorbene Sitten von der Universität zurück gebracht haben. Wehe den Dörfern und Städten, wo solche elende Menschen als Kirchen- und Schullehrer angesetzt werden müssen, weil niemand als ein Hungerleider sich zum Füllstein in solchen Stellen hergeben will. Sie bleiben da Zeitlebens sitzen, weil sie nach zwanzig Jahren noch eben so unwürdig wo nicht gar noch unwürdiger einer bessern Versorgung sind.

Diese Einwürfe, vereint mit denen, die Hr. V. sich selbst macht, und nach meiner Einsicht nicht befriedigend genug hebt, z. B. daß mit den Schuldiensten mancherley beschwerliche und zum Theil niedrige Arbeiten als Läuten u. dgl. verbunden sind, die sich ein geschickter und bisher dazu gar nicht erzogner Kandidat nicht würde gefallen lassen, machen, wie ich glaube, die Ausführung dieses Vorschlags auf immer unthunlich, besonders da wo kein Geld ist, wo man also nicht die ebengedachten Arbeiten, ferner das Orgelspielen und Singen u. s. w. durch andere Leute verrichten lassen, und auch die Kosten, die mit dem öftern Wechseln der Lehrer verknüpft seyn müßten, (sie sollen nur drey bis vier Jahr auf dem Lande als Schulmeister bleiben) nicht bestreiten kann. Wo man aber Geld hat, da kann man nur die Schuldienste auf dem Lande verbessern, und die Schulmeisterseminarien auch: so bekömmt man gewiß bessere Lehrer, als auf die Art, die Hr. V. vorschlägt. Denn wenn auch die Kandidaten noch so gut studiert haben, so haben sie doch immer studirt, und dieß ist in meinen Augen immer ein Hauptgrund, warum sie nicht aufs Land gehören.

Hz.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Handlungsbibliothek herausgegeben von J. G. Büsch und C. D. Ebeling. Zweyter Band, 2tes Stück.

Unter die vielen Verdienste, die diese beyden vortrefflichen Männer um die Aufklärung Deutschlandes, insonderheit in dem mercantilischen und politischen Fache haben, gehört auch diese Handlungsbibliothek — doch wir wollen nur bloß den Inhalt erzählen.

1. Kurze Uebersicht und Beurtheilung des französischen Münzwesens bey der letzten Veränderung der Proportion des Goldes zum Silber in Rücksicht auf Deutschland, von P. Hr. C. Brodthagen Lehrer und Aufseher der Handlungsacademie. — In dem neuen L'dor wird die ganz feine Mark zu 849 Livres, 17 Sols, 9 Den. ausgebracht, statt man sie vorhin nur zu 797 Livres, 1 Sols, 2 Den. ausbrachte. Die alte Proportion des Goldes zu Silber war 1 zu $14\frac{45}{100}$ die jetzige wie 1 zu $15\frac{1}{2}$. Nach der alten Proportion ist der jetzige Ld'or der zu 24 Livres ausgegeben wird nur $22\frac{1}{2}$ Livres werth. Der Schlagschatz ist im Golde $2\frac{4}{7}$ p. C. Der Gewinn des Königs ist bey der jetzigen Ummünzung, wenn alles in Ld'or nicht in Barren in die Münze gebracht wird, folglich kein Schlagschatz statt findet, wenn ferner alle Ld'or zu den auf eine gewisse Präjudicialfrist angebotenen 25 (nicht zu den gewöhnlichen 24) Livres eingewechselt werden, 50 Millionen Livres. Allein dieser Gewinn ist nicht allein nur ein für allemal, sondern $20\frac{1}{2}$ Millionen verschwinden auch gleich im ersten Jahre, weil die Einnahme des Königs in der nämlichen schlechteren Geldmünze wieder einlaufen wird. Rathschläge für Deutschland, damit ihm durch diese Verringerung des Goldes sein Silber nicht aus dem Lande geschleppt werde. Man setze den neuen französischen Ld'or zu $22\frac{1}{2}$ Livres herunter! Die Laubthaler können immer gelten; denn die französische Silbermünze hat nach allen angestellten Proben keine Verringerung erlitten. Das Gold scheint auch seitdem schon in Cours gestiegen zu seyn; nach dem Goldcours vom

16ten

m Jun. 1787. war der Ducaten a 5 Mk. 2 ß. C. beſſer
s Hamburger Banco, welches ſchon ein Verhältniß des
ldes zum Silber iſt wie 1 zu 15$\frac{1}{155}$, alſo der jetzigen fran-
en Proportion nahe kommt. (Der Rec. iſt in die Ge-
niſſe der Münzoperationen nicht genug eingeweiht, um
urtheilen zu können, ob der erſtaunlich niedrige Cours der
$\frac{2}{3}$ in Niederſachſen, der nun eine ſo geraume Zeit und faſt
der Zeit der franzöſiſchen Münzveränderung geherrſcht
t, nicht etwa darin ſeinen Grund haben möge; doch wagt
es i gſtens, ſolches als eine Frage aufzuwerfen.) —
ie e Operation iſt für den Schuldner vortheilhaft, dem
ger aber ſchädlich. Da nun Deutſchland die Handels-
z gegen ſich hat, ſo wird der deutſche Kaufmann, wenn
100,000 Livres nach Frankreich hin ſchuldig iſt, am beſten
n, wenn er im Golde mit franzöſiſchen neuen Ld'or be-
lt, da er alsdann zu Conventionsgeld gerechnet, nicht
zahlen wird, als 17,631$\frac{1}{155}$ Rthlr. ſtatt er für die
liche Summe, wenn er ſie mit deutſchem Silber nach
i Conventionsfuße berichtigte, zahlen würde —
),642$\frac{1}{155}$ Rthlr.

II. Ueber Kaufmänniſche Reiſen von Hrn. Prof. Büſch.
ver Verf. hat dieſen Aufſatz bisher ſeinen Eleven in die Fe-
dictirt, und iſt dazu veranlaßt, weil man über dieſe Ma-
rie noch gar keine Abhandlung hat. Er betrachtet dieſe
eiſen in Rückſicht auf ihren Zweck, nämlich:

a) entweder zum Unterricht, oder b) zu Geſchäfften ei-
beſtimmten Art. Bey dem erſten Zweck beſtimmt er 1)
e erforderliche Vorkenntniſſe, 2) die moraliſche Eigenſchaf-
n des Reiſenden, wobey er die Frage aufwirft: ob ein jun-
reiſender Kaufmann wohl thue, ſich in den Freymaurer-
den zu begeben? und ſie mit Nein beantwortet. Bey dem
ten Zwecke betrachtet er 3 verſchiedene Abſichten; 1) die
ſen, welche die Aufſuchung des Verkäufers zur Abſicht
ben; 2) die auf die Aufſuchung des Käufers abzwecken;
) um den Zwiſchenhandel des Reiſenden zu befördern; das
:, ſich ſelbſt Commiſſionen zu verſchaffen, oder ſichere Kauf-
e kennen zu lernen, denen er die ſeinigen geben kann.
letztern Falle macht es einen großen Unterſchied, wenn
a) die Handlung ſchon etablirt iſt, oder
b) die Reiſe geſchieht um eine neue Handlung zu etabli-
und endlich

c) ob er als Bedienter oder Bevollmächtigter oder als neuer Compagnon einer Handlung reiset. Für alle diese Fälle giebt Hr. B. Vorschriften und Warnungen, die den Selbstdenker und den Mann von practischer Welt- und Sachkenntniß bewähren. Noch folgt ein Anhang über einige Vortheile durch welche man sich die Reisen bequemer und minder kostbar machen kann.

Die Schreibart ist sehr unterhaltend, nur einige Anekdoten! Ein Kaufmann in S. wollte von der Conjunctur auf den Antillen im J. 1781. profitiren, und hatte sich in Versailles früher als andre die Erlaubniß ausgewürkt, d'armer un vaisseau pour la S. Domingue. Das Schiff war zu groß, um bey der Zollstäte auszugehn, und er mußte deswegen um die Erlaubniß bey Hofe nachsuchen, es durch eine andre Mündung des Flusses aussegeln zu lassen. Mit dieser Bittschrift kam jener französische ihm gegebene Erlaubnißschein dahin. Man las die Worte: armer un vaisseau, verstand sie nicht, wie sie der Kaufmann in Frankreich versteht, und er bekam die Antwort: Que S. M. ne vouloit absolument que ses sujets fissent le metier des Corsaires. So verlohr er die schönste Conjunctur bloß deswegen, weil in diesem deutschen Lande viles französisch verhandelt ward, und doch von Leuten, welche die französische Sprache nicht ganz verstanden. — Politesse der Franzosen gegen Fremde! Zwey bekannte Bankier in Paris nahmen alle Fremde in einem gewissen Zimmer an, boten ihnen zwar einen Stuhl, welchem aber gegen über an der Wand eine Tafel mit den Worten hieng: Il n'ya rien de plus facheux pour des gens, qui ont des affaires, que les visites de ceux, qui n'en ont point. — — Zwey andern war ein Freund des Hrn. B. empfohlen. Da dessen Vater unerwartet starb, schrieb Hr. B. an sie und bat, dem würklich zärtlichen Sohne diesen traurigen Fall auf die beste Art anzubringen. Sie ließen ihn rufen, und gaben ihm den Brief des Hrn. B. ohne alle Einleitung. Er fiel in Ohnmacht, und fand sich ohne zu wissen wie? auf seinem Zimmer wieder in der Gesellschaft eines Bedienten, den diese Menschenfreunde ihm doch in einer Miethkutsche mitgegeben hatten, und sich nachher nicht weiter nach ihm umsahen.

III. Beschluß der im vorigen Stücke enthaltenen Abhandlung über die Vortheile der Pittischen Theacten. Der

Verf.

Verf. giebt diese am Schlusse also an: 1) Im ersten Jahre wurde schon 10 Millionen Pfund mehr verkauft; 2) der Zoll gewann 60,434 Pf. Sterl. mehr als der Anschlag war; 3) das Publicum gewann 2,055,462 Pf. St. an den verminderten Theepreisen; 4) die Ostindische Compagnie wird jetzt 45 große Schiffe und 3450 Matrosen mehr in Dienste haben; 5) die Ausfuhr an Wollwaaren und Bley muß von 111,000 Pf. St. auf 300,000 Pf. St. steigen; 6) Großbritannien bezahlt künftig nicht mehr durch den Schleichhandel den Ausländern — 1,032,400 Pf. St. Angehängt sind dieser Schrift: Einige Zusätze von Hrn. Ebeling insonderheit aus den Anmerkungen die Thee- und Fensteracten und den Theehandel überhaupt betreffend von dem bekannten Londoner Theehändler, Richard Tersing. Er ist kein Feind der Acte, glaubt aber, daß sie ihren Zweck nicht ganz erreichen werde. Wir bemerken nur aus diesem Tractat die zweyerley Manipulationen mit dem Thee, die es in Engelland giebt. Man mischt und verfälscht ihn. Die erste Art besteht darin, wenn man aus verschiedenen Kisten einer und derselben Sorte Thee eine Mischung macht, woraus ein angenehmerer Geruch und Geschmack entsteht, als der Thee jeder einzelnen Kiste für sich hätte. Die zweyte Manipulation geschieht vorzüglich mit Eschenblättern, die man mit Vitriol und Schaafmist zubereitet, und so unter den Thee mischt. Die letzte ist durch ältere und neuere Parlamentsacten strenge untersagt.

IV. Betrag des Thees, welcher aus den Waarenlagern der englischen Ostindischen Compagnie seit Einführung der Theeacten bis zum 16ten Jan. 1785. abgeliefert worden.

V. Liste der im Jahre 1786. von der Englischen Ostindischen Compagnie ausgesandten Schiffe.

VI. Handlungsacademien. Von einer Lehranstalt zu Manchester. Von dem in Wilhelmsdal, einem Dorfe zwischen Halmstad und Laholm in Halland, seit Anfange des Jahres 1785. errichteten Handelsseminarium. Der bekannte Hr. Commerzrath Fr. Cph. Wurmb, dem die Hamburgische Handelsacademie ihre erste Anlage zu danken hat, ist der Stifter davon. Die Zahl ist ansehnlich, und der König hat der Anstalt eine gnädige Beförderung versprochen. Von einem Kost- und Lehrcomtoir in Frankenthal. Breslauer Cameral- und Handelsinstitut. Frankfurter Erziehungsanstalt. Magdeburgische Handelsschule. Hamburgische Handelsacademie. Es wird unsern Leser gewiß interessiren, die-

Zahl der Zöglinge zu wiſſen, welche in dieſem berühmten bloß durch die Privatbemühungen zweener Männer ohne alle öffentliche Unterſtützung ſo weit gediehenen Inſtitut unterrichtet worden.

Aus Aſien 5, nämlich 2 Holländer aus Smirna, 1 Engelländer aus Calcutta, ein Ruſſe aus Warchoturin und ein Armenier aus Aſtrachan.

Americaner	—	1	
Dänen	—	9	worunter 5 von Adel.
Deutſche	—	53	(ohne die Hamburger, 10 waren von Adel.)
Engelländer	—	45	
Franzoſen	—	10	
Hamburger	—	58	
Holländer	—	2	
Irrländer	—	7	
Italiäner	—	2	(aus deutſchen Häuſern in Livorno und Venedig.)
Kurländer	—	1	
Norweger	—	1	
Polen	—	6	
Portugieſen	—	9	
Preußen	—	5	
Ruſſen	—	19	(mit Inbegriff von 5 Finnländern und 2 Liefländern.)
Schleſier	—	8	
Schottländer	—	21	
Schweden	—	12	
Schweizer	—	4	
Spanier	—	5	
Ungarn	—	1	
Weſtindier	—	2	

Ueberhaupt in nunmehr 20 Jahren aus — 282 Eleven. Künftig wird man nie mehr als 20 annehmen.

Pe.

Plan zur beſſern Einrichtung der Armencaſſe, und der Vertheilung der Allmoſen in Berlin entworfen von Hrn. Thomas Philipp von der Hagen, Präſident

ſident des Oberconſiſtoriums, u. ſ. w. Halle, bey Curts Wittwe. 1787. 40 S. 4.

Die Armenanſtalten in Berlin waren von ihrer erſten Entſtehung an, bereits von einer vorzüglichen Einrichtung. Sie wurden in vielen andern Städten und Ländern zum Muſter genommen, aber man ahmte ſie gewöhnlich nach, ohne zu finden, daß ſie einer Verbeſſerung fähig wären. In Berlin ſelbſt bricht man jetzt zuerſt die Bahn, ſie zweckmäßiger zu machen, und ihrer Beſtimmung näher zu bringen. — Um gerecht zu ſeyn, muß man indeſſen geſtehen, daß der Hauptfehler dieſer Anſtalten in der Veränderung der Zeiten liegt. Die Zahl der Armen hat gegen den Menſchenzuwachs ganz unverhältnißmäßig zugenommen. Man zählte ihrer im J. 1780. nur 1330, im Jahr 1785. aber 3541. Veneriſche Kranken, welche auf öffentliche Koſten verpflegt wurden, waren im J. 1702. 7, im J. 1703. 4, in den letztern Jahren auf 200. Die Beyträge der neuern Jahre hingegen, eben ſo verhältnißwidrig gegen die der frühern Zeiten. Jetzt da Berlin 6223 Vorderhäuſer und 140,000 Einwohner zählt, kommen von den monatlichen Collecten nur 1220 Rthlr. 2 Gr. 4 Pf. jährlich, im Durchſchnitt von 6 Jahren, und 2532 Rthlr. 2 Gr. 8 Pf. aus den kleinen Büchern (d. i. aus den beſtimmten Beyträgen, zu welchen ſich ein Theil der Einwohner verpflichtet, und die in eignen Büchern bemerkt ſtehen) ein. In den Jahren 1715. 1721. aber, wo Berlin 4545 Häuſer und 60,000 Einwohner hatte, betrugen dieſe Beyträge jährlich 4352 Rthlr. 2 Gr. 7 P. — Dieſes Misverhältniß der Armenzahl gegen die Beyträge und den übrigen Fonds der Armencaſſe macht die Verſorgung aller Armen theils ganz, theils zum Theil unmöglich. Eben ſo unmöglich wird es, bey der Menge der Armen, und bey der bisherigen auf eine weit geringere Armenanzahl gerichteten, Einrichtung, die gehörigen Unterſuchungen des Grads der Dürftigkeit anſtellen, und die Vertheilung der Allmoſen darnach beſtimmen zu können, u. ſ. w. Der Verf. verlangt in dieſer Rückſicht vorzüglich Anſtellung mehrerer Perſonen, und durch dieſem genauere Unterſuchung der Bedürfniſſe jedes Armen, zweckmäßigere Anſtalten zu Sammlung der Haus- ſowohl, als Kirchencollecten, und Unterſtützung vom Königl. Andere Forderungen, die er thut, ſind zwar minder groß,

aber eben so zweckmäßig, und in Ansehung ihres Einflusses auf das Ganze sehr wichtig.

Rec. zweifelte bey dem Stillschweigen, das über diesen Plan so lange herrschte, noch sehr an seiner Würksamkeit, so sehr er ihn auch überdacht, aus der Natur der Sache geschöpft und seinem Zwecke angemessen fand. Allein zu Beschämung seiner Zweifelsucht, und zugleich zu seiner wahren Freude und Beruhigung, las er die Billigung desselben, vom Könige, und die dem Fonds geschehene (obgleich, wie Rec. fürchtet, doch noch nicht zulängliche) Anweisung von 7000 Rthlr. Dieser Plan erschien im 21sten Theil des Büschingischen Magazins, aus welchem er nun besonders abgedruckt worden ist.

Us.

Handbuch für Kaufleute. Erste Fortsetzung, welche die Jahre 1785. und 1786. begreift. Erster Theil. 335 Seiten und 79 Seiten Tabellen. Zweyter Theil. 1104 S. Leipzig, bey Crusius. 1786. in 8.

Der erste Jahrgang dieses Handbuchs ist im 60sten Bande unserer Bibliothek S. 575. ff. nach Verdienst beurtheilt worden. Es thut dem gegenwärtigen Recensenten leid, daß er, was den ersten Theil dieser Fortsetzung betrifft, kein günstigeres Urtheil darüber fällen kann. Es werden in demselben neunzehn Fabrik- und Handelsstädte, und der Rammelsberg beschrieben; aber auch diese Beschreibungen sind noch gar nicht so abgefaßt, wie es ein Kaufmann verlangen muß, wenn die Beschreibungen für ihn recht eigentlich gemacht seyn sollen. Man sieht es dieser Arbeit nur zu sehr an, daß der Herausgeber sich gar zu sehr auf seine Correspondenten verläßt, nicht genug prüft, und viel zu eilfertig schreibt. Man nehme z. B. Augsburg. Hier steht gleich Anfangs die alte, unwahre und elende Angabe, daß diese Stadt im Umfange 9,000 und in ihrer größten Länge 4,000 Schritte habe. Und wer das, was hier von der Industrie und dem Handel dieser Stadt gesagt ist, mit dem, was davon im 7ten und 8ten Bande von Nicolai's Reise vorkommt, vergleichen will, wird sich leicht überzeugen, wie mangelhaft jenes sey, und daß es dem Herausgeber dieses Handbuchs an practischen Kenntnissen von

der

der Handlung gänzlich fehlte. Auch fehlt es in dieſem neuen Theile nicht an Beyſpielen von großer Unvollſtändigkeit, und man merkt es auch hier ſehr deutlich, daß die Correſpondenten des Herausgebers nur ſelten Sachverſtändige Männer ſind. Gutes und Schlechtes, Wahres und Falſches, ſind unter einander vermiſcht, und ohne Ordnung und Plan zuſammengetragen. In dem Artikel von Lüneburg werden wohl alle Leſer eine gute und etwas umſtändliche Nachricht von dem dortigen Salzwerke und Kalkbruchen ſuchen. Aber was ſich davon S. 162. f. findet, iſt ſo viel, als Nichts. Eben ſo mager ſind mehrere Artikel, wie z. B. Naumburg, Crefeld; und von den übrigen iſt keiner ſo, wie er ſeyn müßte, wenn er dem Kaufmanne und dem Statiſtiker wirklich nützlich ſeyn ſollte. Die Nachrichten vom Rommelsberge ſind recht gut; aber es hätte ſich davon gewiß noch Mehreres und Wichtigeres ſagen laſſen. Der Zuſätze zu dem Handbuche für 1784. ſind eine ziemliche Anzahl; aber ſie ſind nicht von Erheblichkeit, und viele Fehler ſind unverbeſſert geblieben. Hierauf folgen Tabellen über den Londner und Wiener Wechſelcours. Wozu dieſe hier nutzen ſollen, iſt gar nicht abzuſehen. Kaufleute werden ja eine Arbitrage berechnen können! Angehängt ſind folgende Charten: 1) Reiſecharte von Leipzig nach Prag; 2) von Prag nach Iglau in Mähren; 3) von Iglau in Mähren nach Wien; auf die Weiſe, wie die Charten zu dem vorigen Jahre, eingerichtet.

Der zweyte Theil enthält Abhandlungen aus dem Handlungsgebiete, nebſt Verordnungen und Nachrichten zum Fabrik- und Handelsweſen aller europäiſchen Staaten. Zuerſt ſtehen allgemeine Grundſätze des Wechſelrechts. Die Fortſetzung derſelben ſoll künftig folgen. Sie ſind ganz gut, und mit vielem Fleiße bearbeitet; aber wozu ſollen ſie hier dienen? Kaufleute können ſie nicht brauchen, und für Juriſten iſt dieß kein Handbuch. Ueber die natürliche Beſchaffenheit der Oeſterreichiſchen Staaten, und den gegenwärtigen Zuſtand des Fabrik- und Handlungsweſens in denſelben, nebſt einer kurzen Darſtellung des neuen Mauthſyſtems, und den Fortſchritten der Oeſterreichiſchen Induſtrie im Jahr 1784. Soll auch fortgeſetzt werden. Der Herausgeber hat hin und wieder Anmerkungen beygefügt, und deren bedurfte der Aufſatz eher mehr, als weniger: denn es ſind ſehr viel Unrichtigkeiten darin.

darin. Versuch einer Handelsgeschichte der Länder, welche an der Schelde liegen, besonders aber von Flandern und Brabant. Der wichtigste Aufsatz in diesem Theile, welcher nicht so sehr den Kaufmann, als für den Geschichtschreiber sehr interessant ist. Der Verf. schreibt genau, und berichtigt sehr oft stillschweigend Fischer's Buch vom deutschen Handel, dem es an dieser Genauigkeit sehr fehlt. Wir könnten, wenn es der Raum erlaubte, viel Erhebliches daraus anführen; aber wir überlassen es jedem Geschichtsfreunde, das Ganze zu lesen. Ueber den Schleswigholsteinischen Canal zur Verbindung der West- und Ostsee. Auch eine recht gute Abhandlung. Die beygefügte Charte von dem Laufe dieses Canals ist nicht völlig richtig; doch kommt dem Verf. deshalb nichts zur Last. Es wäre aber zu wünschen, daß man endlich einmal eine vollständige und mit allen nöthigen Charten und Kupfern erläuterte authentische Beschreibung von einem Manne erhielte, welcher dieß große Werk hat ausführen helfen. Verordnungen und Nachrichten das Fabrik- und Handelswesen betreffend, von den Jahren 1784. 1785. bis 1786. von allen Europäischen Staaten gesammelt, und nach der Zeitfolge geordnet. Man findet hier viel gute Handelsnachrichten, die zum Theil zwar schon gedruckt, aber hin und wieder in Zeitungen und Journalen zerstreut stehen, beysammen.

Die Fortsetzung dieses Handbuchs wird, wenn der Herausgeber nicht mit mehrerer Sorgfalt und Fleiße wählen und arbeiten kann und will, füglich unterbleiben können.

Tf.

---

14. Haushaltungswissenschaft.

Des Geheimen-Raths Schubart von Kleefeld ökonomischer Briefwechsel, als eine Fortsetzung seiner ökonomisch-cameralistischen Schriften. Viertes Heft. Leipzig, in der Müllerischen Buchhandlung. 1787. 502 S. in 8.

Nach

Nach dem Tode des Verfaſſers — lange darnach — erſcheint dies vierte Heft, nebſt einer Kupfertafel, wovon aber nicht angemerkt iſt, wohin ſolche gehört. Außer einigen intereſſanten Briefen, die in etwas entſchädigen muſſen, iſt wenig Brauchbares darin. Unverzeihlich iſt es, daß ſogar die Erben, oder deren verſchiedene Rathgeber, einen Streit fortſetzen wollen, der mit dem Verſtorbenen — wenigſtens von ſeiner Seite, wofern er es nicht teſtamentariſch befohlen hat — begraben werden ſollte. Da Hr. R. den der Streit eigentlich treffen ſoll, ſchon in ſeiner Preißſchrift, N. Aufl. S. 121. erklärt, daß er ſeiner Seits, dergleichen mit Stillſchweigen beſtrafen wollte, ſo übergehen wir das unbillige Libell gänzlich; und billigen es ſehr, daß Hr. R. für ſeine Perſon nichts darauf antwortet, und das um ſo mehr, da man ihn längſt, ſo wie auf das neue, von weit beſſeren Seiten kennt, als ihm hier angeſchuldet werden will. Der Vorredner verlangt, gleich dem Briefſteller, mit den offenbarſten Unwahrheiten Glauben! Wie wollen ſie nur die einzige Unwahrheit S. 472. beweiſen, deren zwey auf einer Seite ſind, und welcher zu folge der Protector des R. ſeine vorjährigen und heurigen Lämmer alle in Horden gefüttert haben ſoll, u. ſ. w. Recenſent reißte expreß dahin, um ſich von der Wahrheit zu verſichern, und kann daher verſichern: daß nicht mehr, als ein bloßer Verſuch mit 100, ſage Ein hundert Stück Lämmern gemacht worden, alſo nicht mit allen! Und da erfuhr er denn auch zugleich, was ihm ſchon Hr. R. verſichert hatte, als wahr: nämlich, daß von dieſen 100 in Horden gefütterten Lämmern, nicht zehen das nächſte Frühjahr erlebet, ſtatt daß von 100 auf einem und demſelben Vorwerke geweideten Lämmern keine drey krepirt, und dabey immer weit ſchöner wie jene geblieben ſind.

Fr.

D. Johann Gottlieb Gleditſch, Königl. Preußiſchen Profeſſoris und ordentlichen Mitgliedes der Academie der Wiſſenſchaften u. ſ. w. Abhandlungen über eine ſeltene Art des Knochenbruches bey dem Rindvieh und über das Norweqiſche Beinbruchsgras herausgegeben und mit einer Vorrede verſe-

hen

hen von D. Karl Abraham Gerhard, Königl. Preußiſchen Geheimen Ober-Finanz-Kriegs- und Domainenrath. Berlin, bey Heſſe. 1787.

Der hier beſchriebene Fall eines Knochenbruchs iſt würklich ſehr merkwürdig, und es war alſo wohl der Mühe werth, daß der berühmte Hr. D. Gerhard, der deswegen allen Dank verdient, die Herausgabe dieſer Abhandlung nach dem Tode ſeines ſich um die Botanik ſo ſehr verdient gemachten Schwagers, beſorgt hat. Der Fall iſt dieſer. Verſchiedene noch lebende Beſitzer ſehr anſehnlicher Landgüter und Viehſtände haben genau bemerkt, daß das Rindvieh vor etlichen zwanzig Jahren in ihren Dörfern und Nachbarſchaften ſowohl einzeln auf der Weide, als im Stalle plötzlich die Beine gebrochen hat, und ſodann niedergefallen iſt, ohne vorher Zeichen von äußerlichen und bedenklichen heftigen Zufällen zu geben, wenigſtens haben ſie darauf als auf eine in ihrer Gegend ſeit langer Zeit ſehr unbekannte Sache, beym erſten Ausbruche der Seuche nicht geachtet. Sie haben zwar eine Art von Seuche verſpürt, die aber nur von ſehr kurzer Dauer geweſen, wodurch auch nur wenig Vieh verloren gegangen, und aus dieſer Urſache iſt der Vorfall noch weniger geachtet, und nicht weiter unterſucht worden.

Vor drey Jahren wurde von dem adelichen Gute Denzel im Herzogthum Magdeburg gemeldet, daß vorher unter dem zum adelichen Hofe daſelbſt gehörigen jungen Rindvieh eine Art von Seuche nur allein ausgebrochen ſey, welche damals die Heerde der Unterthanen ganz verſchont habe. Von äußerlichen verdächtigen Zeichen hätte man dabey noch keine bemerkt. Es wären auch davon nur einzelne Stücke Vieh ſowohl auf der Weide, als im Stalle, und ſelbſt beym Eintreiben der Heerde, auf dem Hofe plötzlich niedergefallen, ohne wieder aufſtehen zu können, ſo, daß man ſie abwechſelnd auf die Weide tragen, aufheben und des Graſes halber umwenden laſſen müſſen. Dagegen wären andere Anfangs oder einige Zeit vorher hinkend auf drey Beinen gegangen. Bey allen dergleichen krankenden Stücken aber wären nach und nach von ſelbſt ein oder mehrere Knochen plötzlich mit Krachen zerbrochen, daß man den Knall davon ganz deutlich hören können. Der Bruch habe ferner unter den Knochen, bald den linken Arm oder Schulterknochen, bald die Schulterblätter

Blätter allein, bald beyde zugleich betroffen. Dreyzehn Stück Vieh ſind in Zeit von drey Wochen an dem Knochenbruche zuerſt gefallen. Einige Jahr darauf hat man ihn in eben der Provinz wieder beobachtet.

Im Jahr 1781. hat ſich in den Königl. Colonien Singerothsbruch und Hinſenhorſt eine beſondere Krankheit mit einem Knochenbruche, ſowohl unter den jungen, ſelbſt erzogenen, als dem fremd daſelbſt eingebrachten Vieh geäußert. Sie war nach den Hauptumſtänden die nämliche wie die im Herzogthum Magdeburg.

Was nun nach Ausſage der Coloniſten die vornehmſten Zufälle und Krankheitsanzeigen beweiſt, ſo bemerkte man an dem damals wahrſcheinlich ſchon krankenden Vieh, in Zeit von etlichen Tagen oder Wochen noch vor dem plötzlichen Zerbrechen der Knochen bald eine allmählig zunehmende Steifigkeit im Rücken und Gliedern, bald eine beſondere Spannung des ganzen Leibes, mit einer würklichen Krümmung des Rückgrades. Mit dieſen beyden wechſelte eine ſehr merkliche Unruhe und ein Brummen des Viehes ab. Zu dieſen kamen noch die Zeichen der Empfindlichkeit und großer Schmerzen bey dem kranken Vieh, nämlich ein Zucken, Zappeln und Stampfen, mit den kranken Füßen auch, daß ſie auf den Spitzen der Klauen und Schale abwechſelnd ſtünden, und dieſe eben ſo geſchwinde nach ſich zogen, als ſie ſelbige niederſetzten. Das heftige und geſchwinde Schlagen dabey mit dem Schwanze, als ob ſich das Vieh ein beſchwerliches Stechen der Fliegen abwehren müßte, war bey allen Kranken wahrzunehmen. Doch hatten die kranken Stücke dabey natürlich gefreſſen, ſich ordentlich getränket, verdauet, wiedergekäuet und gemiſtet. Mitten in dieſem Zuſtande erfolgte das plötzliche Springen oder Brechen der ſtarken und übrigen Knochen ohne äußerliche Gewalt im Stehen, im Stalle, an der Krippe, auf dem Hofe eben ſo, als bey einem langſamen Gehen auf, nach, oder von der Weide, und hat man den Knall der zerſpringenden Knochen ſehr ſtark und deutlich vernommen.

Bey der Oeffnung eines ſolchen verreckten Viehes zeigte ſich der oft beſagte Knochenbruch bey Entblößung der Theile von der Haut entweder an dem einen Schulterblatte, oder an beyden zugleich. Weit öfter war einer oder beyde von den vordern Arm- oder Schulterknochen, auch zuweilen über das

das Kreuz ein vorderer Armknochen und ein Hüftknochen durch den Bruch beschädigt. Oft traf der Bruch etliche Rippen zugleich, sehr selten das Kreuz oder heilige Bein, am allerseltensten einen Theil, oder gar die meisten Wirbelbeine des Rückgrades, nach der Länge hin, daß man einen Riß oder Spalt daran wahrnahm u. s. w. Alle diese Knochenbrüche waren entweder vollkommen mit oder ohne Splitter, oder man fand daran nur große und tiefe Spalten und Risse, die äußerlich durch die angelaufene Knochenhaut mit blau schwarzen Streifen, bemerkt wurden. Mit dieser Seuche ist zwar Anfangs das junge 2, 3 und 4jährige Zuchtvieh auf etlichen Colonieställen befallen worden, hernach aber nicht nur das ältere, sondern auch das von andern Orten gesund im Herbste und Frühling fremd eingebrachte Rindvieh, ohne Unterschied des Alters.

Der Verfasser hatte den Auftrag erhalten, die Seuche auf den erwähnten Colonien im Jahr 1782. zu untersuchen. Damals waren auf das neue wieder 3 Stück von dem jungen zuwachsenden Rindvieh krank, sie hatten den Knochenbruch bereits ausgestanden, noch verschiedene fiengen an krank zu werden, damit man daraus den Knochenbruch mit dem nächsten vermuthen konnte; und bey den übrigen, selbst den gesündesten fand der Verf. viele Ursache solche gleichfalls nicht sicher oder frey von dieser Seuche zu halten, wie es sich auch in der Folge gezeigt hat.

Der Verfasser hat verschiedene Thiere öffnen lassen, und hat zwar die Eingeweide noch ziemlich gesund, in den angelaufenen und zerbrochenen Knochen aber jederzeit eine Verderbniß wahrgenommen, und er erklärt sich so, daß das Entstehn, so wie der Hauptsitz dieser besondern Knochenkrankheit wegen großer Menge der nach diesen Knochen des jungen Thiers eigentlich hinführende und daselbst zusammenkommenden, zur Absonderung Nahrung, Wachsthum und der völligen Ausbildung dieses Knochens insbesondere dienenden Säfte und Gefäße, in dem oben verdorbenen schwammichten Ende desselben, und dessen Verderbniß zu suchen sey.

Die Ursache von der Verderbniß der Knochensäfte leitet er aus den schlechten Nahrungsmitteln, die das junge Vieh auf den nicht gehörig urbar gemachten Weiden mancher Colonisten hat genießen müssen; daher, da nach Vergleichung, diejenigen, deren Weiden die gehörigen Eigenschaften hatten, keinen Verlust an Vieh erlitten haben. Er setzt daher die

daselbst

daſelbſt befindlichen Pflanzen durch, vergleicht ſie mit den nützlichen und gehörigen Nahrung bewürkenden, und ſchließt die Abhandlung mit einer Betrachtung über das Norwegiſche Beinbruchsgras, die wir aber hier übergehen müſſen, und fügen nur noch an, daß einige Arten von den vorhererwähnten Knochenbrüchen im Kupfer abgebildet worden.

E. Z.

Schriften der Leipziger Oekonomiſchen Societät. Mit Kupfern. Siebenter Theil. Dresden, in der Waltheriſchen Buchhandlung. 1787. 214 Seiten in 8.

Daß uns dieſe Societät nicht mit allzuvielen Schriften überhäuft, deſto mehr aber, — und ſo iſt es leichter möglich — gegründete Abhandlungen mittheilet, iſt ein beliebtes Merkmal, das wir jeder ökonomiſchen Geſellſchaft empfehlen möchten. Bey dieſer Vorausſetzung, und da es allgemein bekannt iſt, was für Kenner in der Hauptdeputation dieſer Societät angeſtellet ſind, die auch den bekannten Riem zu ihrem beſtändigen Secretär berufen, und nun einige Jahre her in Dresden wohnhaft haben; ſo bedarf es bey dieſem 7ten Bande nichts weiter, als unſern Leſern bloß den Inhalt anzuzeigen: und der beſteht in folgendem.

I. Mediciniſche Bemerkungen über die in der Grafſchaft Barby und den umliegenden Gegenden im Jahr 1778. graſſirenden Viehſeuche, von Hrn. D. Schwertner, damaligem Stadt- und Landphyſicus in der Grafſchaft Barby. S. 3—35.

II. Verſuch einer nähern Beſtimmung zweyer, an die Kurfl. Sächſiſche ökonomiſche Societät in Leipzig, vom Hrn. Arthur Young in England gethanen ökonomiſchen Fragen; 1) „Ob zur Wäſſerung der Ländereyen das unmittelbar aus der Erde entſpringende Quellwaſſer mehrere Dienſte thue, als wenn ſelbiges von einer Weite her in verſchiedenen Kanälen herzugefloſſen; und wenn dieſes irgendwo ſo befunden worden, ob in dergleichen Fällen die Quellen von einem kalkigten oder vitriolischen Boden ausgefloſſen?

2) Ob

2) Ob man bemerkt habe, daß der Mehlthau von ſpäten Fröſten im Frühjahre herrühre, und ob ſich begreifen laſſe, daß aus einer ſo allgemeinen Urſache nur hin und wieder ſolche Mehlthaue entſtehen können? von M. G. G. Herrmann, Paſtor in Cammerswalda. S. 36—49.

III. Die Mittel der Geſchützkunſt zu Sprengung des Eiſes; vom Hrn. Hauptmann und Oberzeugwärter Dietrich. S. 50—99.

Hiezu: Anhang, No. 1. Eben Deſſelben Gebrauch der Petarden zu Sprengung des Eiſes. S. 99—103.

— — No. 2. und 3. Auszüge dazu gehörig. S. 103. f.

IV. Relation einiger Verſuche, welche in der Gegend von Rieße, zu Trennung des Eiſes, mit eiſernen Grenaden, im Caliber von 710 Pfund Stein, und verſchiedenen Ladungen, nach dem vom Hrn. Artillerie Hauptmann Dietrich abgefaßten Entwurfe gemacht worden ſind. Von G. G. Leſch, Hauptmann und Oberzeugwärter. S. 150—110.

V. Ebendeſſelben — Vorſchläge, welche auf die Trennung des feſtſtehenden Eiſes gemachten Verſuche gegründet ſind. S. 111—114.

VI. Des Königl. Preuß. Hrn. Oberconſiſtorialraths J. E. Silberſchlag Gutachten über die Schrift: Die Mittel der Geſchützkunſt zu Sprengung des Eiſes. S. 114.—119.

VII. Des Hrn. G. S. Verſuche zu Sprengung des Eiſes, und wie damit zu verfahren. D. d. Stendal den 19ten Febr. 1785. S. 19 und 20.

VIII. Des Hrn. Hauptmann Dietrich's Beantwortung. S. 121—150.

IX. Des Hrn. Silberſchlag's Bedenken darüber. S. 150—158.

X. Des Hrn. J. A. Kluge Auszug über dieſen Gegenſtand, nebſt 3 Kupfern. S. 158. f.

XI. Des Hrn. J. G. Riedels Abhandlung von Verbeſſerung der unterſchlächtigen Mühlen, die zu geſchwind oder zu langſam gehen. S. 161—180.

XII. Des Hrn. OCR. Silberſchlag Anmerkungen zu dieſer Abhandlung. S. 181. f.

XIII. Des

XIII. Des Hrn. M. Dietrichs Gedanken zu ebenderſelben. S. 186 f.

XIV. XV. Des Hrn. Riedels abgefaßte Anmerkungen, zu beyden, S. 192 und S. 197.

XVI. Des Hn. OCR. Silberſchlag Beantwortung der gemachten Einwendung gegen den Satz vom möglichſt größten Momente. S. 203 f.

XVII. Des Hrn. Inſp. Köhlers Beſtimmung der Geſchwindigkeit eines unterſchlächtigen Waſſerrades gegen die Geſchwindigkeit des Stromes, bey welcher ſeine Wirkung oder das Moment des Rades am größten iſt. S. 209 bis zu Ende, nebſt einem dazu gehörigen Kupfer Tab. IV.

Da überall Recenſionen beygefügt ſind, zufolge welchen man den Berichtigungen der Kenner auch von Seiten der Geſellſchaft entgegenſieht, und Rec. vielleicht ſelbſt einmal bey Muſe über ein und anderes ſchreiben wird, ſo würde es hier überflüſſig ſeyn, ein weitläuftiges Urtheil über Alles und Jedes aufzuſtellen; zumal es viele Bogen erforderte, wozu unſere Bibliothek nicht Raum hat.

Mſ.

M. Georg Stumpf's, hochfürſtl. Fürſtenbergiſchen Oekonomie Direktors und ordentl. Mitglieds der churmaynziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften, Nachrichten und Bemerkungen über die Landwirthſchaft Böhmens. Prag, bey Diesbach. 1787. 338 S. in 8.

Dieſe Schrift iſt unter noch einem beygedruckten Titel ausgegeben, der nicht kaſſirt, in dem aber auch nichts geändert worden, als daß ſtatt Oekonomiedirektor nun der Oekonomierath ſteht, vermuthlich weil der Verf. dieſen Titel erſt nachher erhalten hat. Es iſt ſonderbar mit den Titeln, eigentlich ſollte derjenige, der bloß Rath giebt, weniger ſeyn, als der direkt; da doch das Gegentheil wohl überall ſtatt findet. Dem würdigen Fürſten von Schwarzenberg hat er das Werk gewidmet, und hat viel Gutes in der Dedikation geſagt; in der Vorrede hingegen kann er ſeinen edirten H. von Schu-

hart und Holzhausen*) nicht vergessen, den wir nie aus des Verf. Feder gewünscht hätten, da der Verf., wenn das Schimpfen wegbliebe, gute Anlage und Wissenschaft zum Schriftsteller besitzt.

S. 1—34. Das gerechtfertigte Böhmen und Oesterreich wider den Herrn Regierungsrath Schlettwein. Wenn dieser Aufsatz nicht in einem unanständigen Tone geschrieben wäre, so müßte man dieser Beschreibung viel Dank wissen, ob sie gleich auch unvollkommen ist, und es bleiben mussen, weil der Verf. ohne den Gubernialvicepräsidenten nicht zur Vollständigkeit gelangen können. Schon dieses Unvollkommene beweist, wie mangelhaft Hr. Schlettwein geschrieben, wenn er nach den Viehtabellen in den kaiserlichen Landen die Viehzucht angeben wollen. Herr Stumpf beweist hier klar, wie arg Hr. S. sich darwider verstoßen, indem schon ein einziger Kreis (der Czaslauer) 20,000 Schafe, und ein Theil der gräflich Martinizischen Herrschaft 11,469 Stück hat, da Hr. Schlettwein doch von ganz Böhmen nur 8,452 Stück angab. Welcher vernünftige Mann hätte so wenig voraussetzen sollen, da in Böhmen so viel Wolle verarbeitet wird! Ueberhaupt wird Hrn. Schlettweins Unwissenheit nach und nach immer mehr sichtbar, und seine dreisten Entscheidungen verlieren allen Glauben. Man kann mehr andere Sachen in dieser Art gerechtfertiget finden. Den Beschluß dieser Rechtfertigung macht die Nachricht, daß der Herr von Benekendorf diese Viehtabelle, die dann hier angehängt ist, genutzt habe. S. 37—51. Das Gelgewerbe im Kaconitzer Kreise. S. 52—59. Die Böhmische Schafzucht. S. 100—110. Die Schafställe eines Guthes. S. 111—116. Von dem Gypse in Böhmen. S. 117—122. Ob die Schweinzucht der Böhmischen Herrschaften vortheilhaft ist. S. 123—128. Von der Böhmischen Bienenzucht. S. 129—157. Von dem Hopfenbaue im Saazer Kreise. S. 158—210. Die Nordamerikanische Baumzucht in der Landwirthschaft Böhmens. S. 211—220. Eine böhmische Wirthschaft von 86 Strichen. S. 221—240. Ein böhmisches Pachtguth. S. 241—326. Ein böhmisch herrschaftliches Guth nach alter Sitte bewirthschaftet. S. 329—338.

Das

*) Ist im 67. B. S. 397 recensirt.

Des Amtes Geld Hauptrechnung, von Georgi 1686—1687. S. f. Register: bis zu Ende.

Da der Vers. keine Inhaltsanzeige mit den Seitenzahlen, sondern nur ein Register hinten angefüget hat, so haben wir uns die Mühe genommen, solches hier zu thun. Dem Rec. hat dieß Buch manche angenehme Aufschlüsse gegeben.

Qk.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Sammlung aller bey Gelegenheit der vierten akademischen Jubelfeyer zu Heidelberg gehaltenen Predigten, Reden ꝛc. samt der genauen Beschreibung aller begangenen Feyerlichkeiten und dem Verzeichniß der itztlebenden Vorständen (Vorstände oder Vorsteher) und Lehrer der Universität Heidelberg, gedruckt bey Wiesen, 1787. 12½ B. in gr. 8.

Unter diesem allgemeinen Titel werden folgende, bey Gelegenheit des im J. 1786 gefeyerten vierten Jubiläums der Heidelbergischen Universität meistens einzeln gedruckte Schriften verkauft.

1) Ruprecht I. der Stifter der Heidelberger Universität, im Andenken der Pfälzer Nachwelt des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Jubelgeschenk für meine lieben Mitbürger in Heidelberg. 1786. Ein einziger Bogen, worauf ganz kurze Nachrichten ertheilt werden von jenem Kurfürsten Ruprecht, von der Stiftung der Universität, von Unterlassung der beyden ersten Jubelfeyern — Denn man findet keine Spuren, daß in den Jahren 1486 und 1586 Jubelfeyern wären gehalten worden — und von der Jubelfeyer im J. 1686.

2) Ausführliche Beschreibung aller Feyerlichkeiten, die bey der vierten hundertjährigen Jubelfeyer der hohen Schule zu Heidelberg, vom 6ten November bis den 9ten einschließlich gehalten wurden. Ein Denkmal für Heidelbergs Bürger und ihre Urenkel. — Nach einer Vorrede, worinn von den kurz vor der Jubelfeyer gestorbenen Professoren (Wund,

Schönmezel, Holl, Büttinghausen und Kleiner) Nachricht ertheilt wird, folget die Beschreibung der Jubelfeyerlichkeiten selbst, die Beschreibung der neuen Neckarbrücke, und die Erklärung der Jubelmünzen, wovon billig Abbildungen hätten mitgetheilt werden sollen.

3) Rede bey dem vierten Jubeljahr der hohen Schule zu Heidelberg, gehalten von Franz Waldhart, päpstl. Protonotar, Sr. Kurfürstl. Durchl. zu Pfalz geistl. geh. Rath, der Stiftskirche Dechant, auch Stadtpfarrer zu Heidelberg. Einige grammatische Fehler abgerechnet, läßt sie sich gut lesen.

4) Jubelrede über den Geist der Staatswirthschaft — von Johann Heinrich Jung, der Weltweish. und Arzneyk. D. Kurf. Hofrath, öffentl. ord. Prof., der Forst- und Landwirthschaft, Vieh-, Arzneykunde, ꝛc. Des berühmten Verf. der bald darauf nach Marburg versetzt ward, würdig; nur hier und da für redneriſche Prosa zu schwülstig. Zuerst vom Aufkommen und dem Fortgange der Staatswissenschaft die Grundlinien; hernach die Geschichte der hohen Kameralschule, die erst in Lautern ihren Sitz hatte; im Jahr 1784 aber mit der Universität zu Heidelberg verbunden wurde. Hr. J. sagt, er und seine Kollegen hätten den glücklichen Mittelweg zwischen dem gewöhnlichen Kameralschlendrian und der Physiokratie gefunden. „Jener, fährt er fort, schmiedet „so oft die Menschenfreyheit, dieß Heiligthum der Völker, „in Fesseln; er wendet gewöhnlich auf den armen Landmann an, was Virgil nicht mit vollem Rechte von den Bienen sagt;

„Quo magis exhaustae fuerint, hoc acrius omnes
„Incumbunt generis lapsi sarcire ruinas.

„Fürchterlich, und des strengsten asiatischen Despotismus ist „dieser Satz würdig!!! — Hingegen ist die Physiokratie „zwar ein engelschönes Mädchen; aber zu allem Unglück eine „Vestalin — die unvermögend ist, einen ehrlichen Mann „glücklich zu machen!!" Es wird hierauf jener Mittelweg mit kräftigen Strichen gezeichnet.

5) Rede, welche aus (bey) Gelegenheit des bey dem vierten Jubelfeste der Heidelberger hohen Schule überreichten neuen akademischen Gesetzbuches gehalten wurde von Heinrich Benedikt Fleischbein, der Pastoraltheol. und geistl. Beredtsamk. Lehrer. Ein etwas fades Geschwätz von der Tugendliebe.

6) Rede,

6) Rede — gehalten von Johann Friedrich Mieg, Theol. Kurpfälz. Kirchenrath und Prediger zur Heiligenkir[illegible] Um ein gut Theil genießbarer, als die vorige, [illegible] ugbaren Werth der geiſtigen und moraliſchen [illegible]n, und von dem entſchiedenen Vorzug der letztern vor erſtern.

7) Gedichte, beſtehend in einer Ode, mit hiſtoriſchen Anmerkungen, in Empfindungen, und in einem Geſang: Ruprechts Geiſt. Wir wollen die beyden erſten nicht verachten; aber das letzte hat uns doch am beſten gefallen.

8) Das Verzeichniß der Vorſteher und Lehrer, die bey Jubelfeyer gegenwärtig waren.

Aus einem Paar Stellen ſchließen wir, daß auch eine [illegible]che Beſchreibung dieſer Jubelfeyer herauskommen wer[illegible] doch zur Zeit iſt ſie uns nicht zu Geſichte gekommen.

Of.

Berliniſche Monatsſchrift. Herausgegeben von F. Gedike und J. E. Bieſter. Neunter Band, 600 Seiten. Zehnter Band, 580 S. Berlin, bey Haude und Spener. 1787. in 8.

[illegible] haben die vorigen Bände dieſer merkwürdigen Zeit[illegible] im 56ſten und 70ſten Bande dieſer Bibliothek angezeigt. [illegible] uns liegende neueſte Jahrgang von 1787 zeichnet [illegible] die vorhergegangenen, durch Freymüthigkeit, Wahr[illegible] und gründliche Unterſuchungen und Arbeiten aus, [illegible] die [illegible]chaften und die allgemeine Aufklärung [illegible]e der Finſterniß ans Licht gezogen, und [illegible] Geſchlechts befördert wird. Die [illegible] gewer[illegible] Jahrgange eine Vorrede vorgeſetzt, [illegible] die [illegible] ihrer Zeitſchrift, den Beyfall und die [illegible]he. [illegible] Antheil geworden ſind, bemer[illegible]. [illegible] erinere [illegible] indeſſen die letztern gewiß bey [illegible] und ent[illegible] die edelmüthigen Herausgeber we[illegible] [illegible]erdruſſen [illegible]els, die ſie manchmal bey den letz[illegible] [illegible]erfahren [illegible], [illegible]s da ſelbſt ihr erhabener Kö[illegible] [illegible] ſeinen [illegible] [illegible]nget, und wünſcht, „daß ihre [illegible] nützungen,“ wie es in dem hier ab-

gedruckten gnädigen Kabinetsschreiben heißt, „recht viel Gutes stiften mögen.“

Wir wollen die vornehmsten Aufsätze dieser Sammlung kürzlich anzeigen. Zur Bestreitung des Abergla- der Schwärmereyen und geheimer Gesell- und Kunstgriffe zum Na- gründlichen Fo- und zum unsäglichen Schaden des gemeinen Wohls. ben die meisten Aufsätze. Wir mü- sie aber, der O- halber, in verschiedene Klassen eintra- Zu de- worin die Herausgeber bekannt- D. wickelt worden sind, gehören folgen- bige Generklärung gegen des Hn. St. ostensu- klärt IX. Band S. 87 ff. Es war seltsam, daß e- einmal gerichtlich gegen die Herausgeber geklagt hatte, noch eine so schimpfliche Erklärung gegen dieselben in Zeitungen setzen ließ, und sich so schon selbst widerrechtlich nahm, und dem künftigen Urtheile vorgriff. Deshalb er hier, wie billig, seine Abfertigung, wobey zugleich richtige und feine Bemerkungen über die Rechte der steller in Beurtheilung Anderer, und von den s- Injurien der Schriftsteller vorkommen. Es ist da nachher bey Gelegenheit dieser Streitsache Vieles worden; aber die Materie ist doch noch nicht völlig e- Rec. tritt daher dem Wunsche der Herausgeber bey, philosophischer Rechtsgelehrter solche einmal recht e- bearbeiten möge. — Ueber Herrn Starks neueste Klärung in drey Zeitungen. IX. B. S. 193 ff. jener Antwort entgegengestellt; denn selbst während fes des Processes konnte der Mann nicht unte- noch immerfort beym Publiko zu klagen. Darüber und sein übriges Verfahren kommt hier wieder eine bün- Generklärung vor. — Nikolai's Schreiben an X. B. S. 356 ff. gehört auch hieher, und betrifft die den Aufälle, welche St. im ersten Theile seiner un- chen Vertheidigungsschrift gegen den Verf. dieses B- gemischt hat. Er bezeugt ihm deswegen sein Mitle- seine Verachtung, und läßt sich mit Recht in keinen un- mit diesem heftigen Manne ein. „Denn wenn Gründ- „nug der Welt vor Augen liegen, so ist auch Schwei- „theidigung.“ — Ueber den Starkischen Proc- die Herausgeber. X. B. S. 365 ff. Ein Auszug au- Vorrede, welche den vollständigen Processakten vo-

das Hirschensche Luftsalzwasser findet sich hier

Letzte Erklärung des Thomas Akatholikus

D. Semlers Empfehlung dieses Wassers.

23 ff. Man kann sie nicht lesen, ohne zu erstau-

ein Mann von Semlers großer Gelehrsamkeit zu

en Schwärmerey und zu solchen ihm selbst in einem

Gesichtspunkte nachtheiligen Behauptungen bey einer

leitet werden kann, welche von seinen eigentlichen

so sehr entfernt liegt. Möchte er doch den Fleiß,

auf solche geringfügige und die Schwärmerey ge-

Art so sehr begünstigende Dinge wendet, zu seiner Eh-

ld zum Nutzen der Welt auf andere Wissenschaften an-

en, in denen er sich einen so sehr gegründeten unsterbli-

Ruhm erworben hat! Diesen Wunsch kann die nachher

ff. folgende Erklärung desselben an die Herausge-

unterdrücken. Denn die Nachricht über das

n Semler hieher gesandte Luftgold von Hrn.

proth S. 574 ff. zeigt, daß dieser berühmte

nicht fand, was er, nach S. Versprechungen,

, und daß der wahre Ursprung des Goldes in den-

n des Hrn. S. unmöglich anders und eher ausgemittelt

n kann, als bis es diesem gelehrten Manne gefallen

einen genauen und verständlichen Unterricht von der

oder Gewinnungsart des Liquors sowohl, als

ich des Salzes, mitzutheilen. Will aber S. dieß

bewahren, wovon weder das Publikum,

n ein Mann, außer ihm, unterrichtet seyn soll,

die S e unentschieden, und dann wird alles wei-

iren darüber unnütz.

reit über Dreykorns Uebersetzung und Vertheidi-

katholischen Messe hat folgende Aufsätze veranlaßt:

für die Vertheidigung der katholischen

von einem protestantischen Theologen und Mit-

Gesellschaft der reinen Lehre. Replik und

N. B. S. 57 ff. Es kann, nach Lesung dieses

s, keinem unparteyischen Zuschauer ein Zweifel dage-

bleiben, daß das Buch des Hrn. Dr. nicht nur un-

sondern auch der protestantischen Kirche gefährlich.

daß ein protestantischer Prediger, welcher uns die

empfehlen will, auf einem Wege ist, für den

hat. Hat indessen Dr., wie wir mit

den Herausgebern aus Menschenliebe gern glauben wollen, geirrt, so ist es doch auch unwidersprechlich, daß er recht gehandelt hätte, wenn er seinen Fehler nicht zu bemänteln suchte, sondern ihn eingestande und zurücknähme. Sein dreistes Ableugnen hilft, wie hier recht gut gezeigt ist, nichts, und könnte vielmehr eher den Verdacht gegen ihn unterhalten und vermehren. Da Hr. Dr. indessen mit dem Abdrucke seiner Vertheidigung, oder vielmehr wohl mit der gleich dabey befindlichen Beantwortung derselben, nicht zufrieden war, so erregte er ein Geschrey darüber, daß die Herausgeber die ersten verstümmelt hätten. In wiefern dieß gegründet, oder vielmehr, wie ungegründet dieser Vorwurf sey, davon kann sich Jeder aus dem vollständigen Abdrucke derselben in den Apologieen überzeugen. Auch haben ihm die Herausgeber der Monatsschrift B. X. S. 281 ff. wegen dieses Vorwurfs geantwortet. Die Absicht desselben konnte freylich nur die seyn, die Hauptsache den Leuten aus dem Gesichte zu rücken, und die Aufmerksamkeit auf geringfügige Nebensachen zu ziehen. Denselben Kunstgriff haben vor und nach Dr. schon viele Leute gebraucht; aber bey Lesern, welche zu vergleichen und zu prüfen gewohnt sind, kann er freylich nicht helfen.

Zur Geschichte des Magnetismus gehören folgende Aufsätze: Magnetische Desorganisation und Somnambulism. B. IX. S. 126 ff. Zuerst eine Nachricht davon aus Plouequet's Schweizerreise, dann ein Auszug aus den Briefen des D. Bicker in Bremen an Baldinger über die in Bremen vorgenommenen Versuche, und endlich ein Brief über eben dieselben aus Bremen. Dieß alles ist mit vortrefflichen Anmerkungen des Thomas Akatholikus begleitet, welche diese neue Thorheit in ihr rechtes Licht stellen. Man findet hier unter andern eine Stelle aus dem bekannten Abbiger de sonlu veri et falsi angeführt, woraus man mit Erstaunen die Uebereinstimmung seiner Ideen mit der itzigen Divinationstheorie wahrnimmt. Er setzt die Divination der Vernunft entgegen. „Und so ist es auch recht," sagt Thom. Akath. „denn die halbe Vernunft taugt vollends nichts. „Nach seiner Theorie weiß man doch, wie man mit den divinirenden Personen daran ist; ihr Seelenzustand liegt ganz „außer dem Gebiete der Vernunft." S. 478 folgen mehrere Nachrichten über die magnetische Desorganisation in Bremen. Zuerst ein Brief des berühmten Baldingers, und dann

ele nur eine Stelle anführen wollen. „Wer, wie Wes und Walter, Nerven kennt, die Lehre vom Consenweiß, die Entzückungen der Tremblears kennt, vom en Cabinetchen und der Autschen Stunde je etwas gehat; der begreift die ganze Desorganisation beym Maliren, und alle die Entzückungen, Erscheinungen, und ganze Divinationsvermögen, wo die Desorganisirten den Himmel offen stehen sehen.“ Dann folgen Auszüge aus Briefen von Bremen, und ein Auszug aus dem ecolle über die Reden der Dem. A. in ihrem desorganiZustande. — S. 589. wird unter der Rubrik: Desaisation und Manipuliren, von dem neuesten Zustanses Unwesens in Frankreich und Deutschland eine Nachgegeben, die sehr lesenswürdig ist. Wir wollen nur ein Umstand daraus bemerken. Am Ende des Jahres 1786. die Gemalin eines angesehenen, verständigen und wohlnden Edelmanns in einer der ansehnlichsten Provinzen reußischen Staats dieser Cur unterworfen. Sie bekam ch heftige epileptische Zufälle, und fiel endlich in eine Raserey. Drey Menschen hatten genug zu thun, umon so vielen Krankheiten entkräftete Dame zu halten. gleichen, sagt Thom. Akath. wirkten doch die wohligen Apostel nicht durch Gebet und Handauflegen, wohl der schändliche Gaßner. Kann man sicher seyn, daß auf diese angreifende Art geheilte Person keine Recibekomme? — Kann man endlich mit Vernunft glauß Universalmedicin, wissenschaftliche Kenntniß, Leit den Fingern, und Prophezeyen dadurch bewirkt werkann, wenn ein junges Frauenzimmer von einem junArzte bestrichen und gedrückt wird?“ — B. X. S. findet sich: Etwas über die Worte: Desorganin und Somnambulismus. Beweiß, daß diese Worte ie neue Erfindung, und den neuen Zustand, den sie benen sollen, sehr unglücklich gewählt sind, und Vorschlag Uebersetzung oder Umschreibung dieser und anderer bey neuen Entdeckung gebrauchten Französischen Benennungen. 81. folgt: Beleuchtung der Anzeige des Bremin Arztes, D. Mienholt, über seine magnetischen en. Bis itzt hat diese verständige Zurechtweisung noch s gefruchtet, und Hr. D. Mienholt scheint noch nicht zu haben, sich auf eine Rechtfertigung des von ihm geenen Unfugs einzulassen. Man muß darüber um so mehr

zürnen, wenn man den weiter unten S. 271. folgenden Brief aus Bremen lieſet. Lavater iſt der Anſtifter dieſes Unheils in dieſer Reichsſtadt. Man kann die S. 272. f. gegebene Beſchreibung von dem Unſinne, den ſeine Anhänger daſelbſt bey ſeiner Anweſenheit bewieſen, nicht ohne Lachen leſen. — Einen Beytrag zur Geſchichte des magnetiſchen Somnambulismus aus dem Alterthume findet man S. 209. Hr. Prof. Wolf beweiſet hier das graue Alter dieſer Thorheit, indem er einige geſammelte hiſtoriſche Nachrichten von der Incubation, oder den Curen der alten Welt durch divinatoriſchen Schlaf, vorlegt. — Vom Magnetiſiren in Straßburg ſteht noch ein erheblicher Aufſatz S. 458. — Endlich findet ſich noch S. 548. ff. ein Auszug aus einer Diſſertation des Prof. Elsner zu Königsberg, worin derſelbe den merkwürdigen Vorfall erzählt, daß ein Frauenzimmer, welches lange an einer Nervenkrankheit gelitten hatte, ohne alle Kunſt und Manipulation, in den magnetiſchen Schlaf verfiel, und divinirte.

Ueber Caglioſtro finden ſich auch ein paar Aufſätze im 8ten Bande. Der erſte S. 346. vom Hrn. Secretär Cuhn ſtellt einen ihm ähnlichen Menſchen aus dem vorigen Jahrhunderte auf. Dieſer hieß Johann Franz Borri, und ſchlug auch ſeine Bude in Strasburg auf, von da er nachher weiter gieng, und viele große Herren betrog. S. 449. aber wird von dem eigentlichen Caglioſtro Nachricht gegeben. Er lebt itzt nahe bey Biel, nachdem ſeine Betrügereyen und Lügen in ſo vielen Ländern entdeckt ſind. Demungeachtet aber glauben noch viele Leute an ihn, und er findet noch an Männern, wie Lavater und Schloſſer, Verehrer und Vertheidiger. B. der ihn vor Kurzem ſah, fand an ihm einen gemeinen plumpen Scharlatan, der, ohne einmal ſeine Leute zu kennen, gleich ſeine Großprahlereyen und Abſurditäten auskramt. Jetzt läßt er ſich auch für ſeine Arzneyen bezahlen.

Ueber den geheimen Catholicismus und die Machinationen verſchiedener Menſchen zum Nachtheile der Proteſtanten finden ſich, außer dem, was davon in den ſchon angeführten Aufſätzen vorkommt, noch folgende Abhandlungen: B. IX. S. 118. Ueber des Prof. Piderit bekanntes Unternehmen im Jahr 1776. Eine zuverläßige und juriſtiſch genaue Nachricht von dieſer ſehr merkwürdigen Begeben-

gebenheit. Daß P. bey seinem Unternehmen insgeheim geleitet und unterstützt worden sey, ist aus dieser Erzählung nur gar zu wahrscheinlich. — B. X. S. 127. Die Bekehrung der Königin Christina von Schweden; ein Beytrag zur Geschichte der Ränke der Jesuiten, vom Hrn. Secret. Cuhn. Ein sehr schöner Aufsatz, aus dem wir aber nichts ausziehen können. Er verdient ganz gelesen zu werden. — S. 249. Ueber die Anerkennung protestantischer Könige in Rom, vom Hrn. Prof. Bruns, beweiset, daß nicht Unwissenheit und Nachläßigkeit des Calendermachers und seiner Correctoren daran Schuld sey, wenn in dem Römischen Kalender verschiedenen protestantischen Regenten ihre rechtmäßigen Titel versagt werden. — S. 556. Catholiken als Armenier in der Krimm. Man sehe daraus, wie gleich sich der Geist dieser Religionspartheyen allenthalben bleibt, und welche Mittel sie benutzt, um sich allenthalben auszubreiten.

Zu den Streitschriften, welche in diesem Jahrgange vorkommen, gehören, außer den bereits angeführten, noch: B. IX. S. 191. Gegenseitige Erklärung des Hrn. Kapellmeister Reichard und des Hrn. Prof. Hottinger. Die erstere ist sehr derbe, und aufahrend, und die letztere ist sehr männlich, und hat die Wahrheit vor sich. — S. 352. Ueber das itzige Streiten mancher Schriftsteller, besonders Lavaters, gegen die Berliner, von den Herausgebern. Hier erhalten die Herren Jacobi, Schlosser, Wizenmann, und besonders Lavater, ihre verdiente Abfertigung. Der letztere wird sehr bestimmt aufgefordert, die abscheulichen Dinge, welche er wider die Herausgeber geschrieben hat, zu beweisen; aber diese Aufforderung hat, wie man voraus sehen konnte, nichts gefruchtet. Denn wie wäre L. wohl im Stande, das zu beweisen? Aber schämen sollten er und die übrigen Herren sich, daß sie den ehrlichen Namen anderer Leute zu brandmarken versuchen, und sich selbst dadurch dem gerechten Spotte und der verdienten Verachtung blos stellen. Ueber die alberne Sitte, welche diese Herren eingeführt haben, immer unter einem allgemeinen Namen von Berlinern zu reden, wird hier auch das Nöthige gesagt. Der Rec. welcher Berlin nie gesehen hat, wird bey diesen Herren nun wohl auch die Ehre erhalten, zu den Berlinern gezählt zu werden. Wenn man die Herren, welche

welche jetzt so eifrig gegen die Berliner zu Felde ziehen, zusammenstellt: so kommt eine feine Gesellschaft zusammen, bey deren Anblick man sich kaum des Lachens enthalten kann. Da sind die Herren Lavater, Jacobi, Starck, Schlosser, Grossing, Demarees, Haschka, Hirschen, Wienholt, u. s. f. welche alle, der Eine Dieses, der Andere Jenes zu vertheidigen haben, und Alle schreyen gegen die bösen Berliner, das heißt gegen Leute, welche Thorheiten und Aberglauben aus der Welt vertilgen helfen wollen. — S. 367. Vorläufige Erklärung über Schlossers Brief an Leuchsenring, nebst einem Märchen, vom Hrn. Geh. Rath Leuchsenring. Man sieht daraus, daß der erstere, aufs Gelindeste geurtheilt, sehr unbedachtsam geurtheilt hat.

Unter den übrigen Aufsätzen, welche dieser Jahrgang liefert, finden sich noch sehr viele erhebliche und angenehme. Wir müssen es aber bey einer kurzen Anzeige einiger derselben bewenden lassen. B. IX. S. 3. findet man eine schöne Abhandlung über das Betteln auf dem platten Lande und in kleinen Städten. S. 52. ff. steht eine sehr weise und genau bestimmte Verordnung des Markgrafen von Brandenburg A. H. über die zugestandene catholische Religionsübung in Schwedt, welche in ähnlichen Fällen zum Muster dienen kann. Hr. Prof. Meiners hat S. 105. einen angenehmen Beytrag zur Geschichte der Behandlung des weiblichen Geschlechts bey verschiedenen Völkern gegeben. Von den hinterlassenen Handschriften des großen Königs steht S. 161. eine Nachricht vom Hrn. von Wöllner. Die Nachricht von der Röllig'schen Harmonika, welche Hr. Biester S. 175. ff. giebt, ist sehr interessant. Friedrichs Sternendenkmal, vom Hrn Prof. Bode findet man S. 187. Die historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre des großen Königs, aus der Feder seines vortreflichen Ministers, des verehrungswürdigen Grafen von Hertzberg, S. 240. ff. wird Niemand ungelesen lassen. Der Aufsatz über die frühe Beerdigung der Juden S. 317. ff. ist sehr merkwürdig, da er die Meynungen jüdischer Gelehrten, und landesherrliche Verordnungen über die Sache liefert. Ueber den freyen Getreidehandel in den Preußischen Staaten S. 414. Reise nach der Insel Ischia, vom Hrn. Leibmed. Marcard. Gedanken über die Bau- und Gartenkunst und

deren

n Verwandschaft, vom Hrn. Gr. v. F. Ueber die onomie des Thales und der Pythagoräer, vom Prof. Eberhard. Ueber den freyen Gold- und handel. Vorschläge zur Verbesserung des wesens in den Königl. Landen, von dem ausgem Minister, Herrn Freyh. von Zedlitz, X. Band St. Vermuthung über den Ursprung der heutigen ge, vom Hrn. Prof. Eberhard. Ueber den Aus- Freudenmädchen. Nachricht von dem Russis- Seekriege wider die Türken, in den Jahren bis 1773. Lauter sehr interessante und lesenswürdige dlungen. Auch zieren diesen Jahrgang Gedichte von ler, Pfeffel, Akinger und Bischoff. Die Abhand- Ist es den deutschen Staaten vortheilhaft, daß del die ersten Staatsbedienungen besitze? V. X. 95. beantwortet diese Frage bejahend. Man muß geste- daß Hr. Geh. Kanzleysecretär Brandes eine schlimme vortrefflich vertheidigt hat. Rec. welcher der ganz gesetzten Meynung ist, wünscht daher gar wohl eine legung derselben von einem der Sache gewachsenen ns.

Tf.

sches Museum. Herausgegeben von Joh. chael Armbruster. 1stes Stück. Kempten 786.

se periodische Schrift enthält manchen guten Aufsatz, und in der Gegend für die sie geschrieben scheint, manchen den Begriff in Umlauf bringen. Auch für das Ver- gen der Leser ist zugleich gesorgt, wiewohl unter den Auf- zum Vergnügen nur die Erzählung „des christlichen ßlers" sich einigermaßen auszeichnet. Der Aufsatz r die Folter ist unbedeutend. Der wichtigste ist der er Nachrichten von den Würtembergischen Erzie- sanstalten mit eingestreuten Reflexionen enthält. Der nd dieser Schulen ist besonders in Rücksicht auf den reli- n Unterricht ungemein schlecht. Die Kinderzucht ist auch sehr fehlerhaft. Manche richtige, und erhebliche rung wie diesen und jenem Mißbrauch abzuhelfen wä-

re,

rd, kommt hier vor. Und von manchem Grundsatz des Verfolgts sucht der Verf. die Anwendung in Verbesserung des Würtembergischen Schulwesens zu zeigen. Weniger interessant ist die Recension des Regulativ des gesammten Schul- und Erziehungswesens, die Kampe herausgegeben hat. Manche Einwendung gegen die darin angezeigten Erziehungsmaximen ist nicht einleuchtend genug. Und manche Bestätigung derselben scheint überflüßig, und nicht mehr Licht zu geben, als man schon hat.

Briefe eines Hottentotten über die gesittete Welt. Aus dem Französischen. Erstes Pack. (Ohne Druckort.) 1787. 264 S. 8.

Es bevortheilen uns rest der Deutsche, denn der französische Uebersetzer, der letzte in einer witzelnden Manier. Wie nun beyde Herren mit einander verwandt sind, kann Rec. nicht sagen. Genug, der Hr. Franzose ist auch ein Uebelsetzer, wenigstens nach der von ihm selbst entdeckten Geschichte des Buches zu urtheilen. Ihm träumte drey Nächte hindurch, er solle einen Schatz heben. Er steht endlich auf, und findet auf der Strasse ein Packet mit einem Volk, der ein morgenländischen Manuscripte: eine etwas abgenutzte Manier, Auctor zu werden. Dieß Manuscript nun enthält die hier enträthselten Hottentottischen Briefe: denn, Dank sey es der polyglottischen Gelehrsamkeit des Finders, er verstand doch die Sprache des Hottentotten so halb und halb, und zwanzig Louisd'or, die ihm ein Buchhändler für die Uebersetzung bot, warfen ihm das Seil über die Hörner, daß er nun auch die andre Hälfte ganz artig versteht und dolmetschen kann. Unser Hottentotte — er heißt (denn es hat doch wohl mancher Leser sein Lebetage noch keinen Hottentottischen Namen gehört) Utschneiz Kapeiroky — war auf Reisen gegangen in der Absicht, in welcher freylich seine Hottentotten auf Reisen gehen, um zu lernen, was das heiße, gesittet seyn. Denn er weiß, daß seine eignen Landsleute ein ungesittetes Volk sind; wohnen, wo es ihnen gefällt; sich kleiden, wie es die Witterung ihres Landes erfordert; essen, wenn sie hungert, und schlafen, wenn sie müde sind, u. s. w.

r, haben wir auch ſo unendlich viele Sa-
l ne, l n in der geſitteten Welt bewundert. Wir
n keine [illegible] en, keine Acciſe, keine Contrebande,
Philanth ne, keine Erziehungsſchriften, keine Am-
keine [illegible] p , keine Schnürleiber, keine Parfor-
re, keine ſtreif efeln, keine Schminke, keine Haarbeu-
kein Gliederre [illegible] a, kein Podagra, keine Inquiſition,
Baſtille, k [illegible] Bordelle, keine Penſionsanſtalten,
galante Krankheiten, keine Banquerotte, keine apo-
phirten Beerdbeine, keine Complimente, keine Meu-
mörder: mit einem Worte, wir haben das alles nicht,
die Geſitteten haben, weil ſie geſittet ſind.“ Auf die-
Sittenjagd haſcht er nun, wie man leicht denken kann,
Thorheiten, Gebrechen und Lächerlichkeiten der Sitten
Moden unſers Jahrhundertes oder Jahrzehendes auf,
erzählt ſie einem ſeiner Landsleute hin und wieder auf
launige Art. Einrichtung der Häuſer; Putz- und Mo-
egiſter Chapeaux und Damen; Heyrathen; Kinder-
; R und ihr Einfluß; Lehranſtalten; Etuden-
en; uſchaftliche Vergnügungen, das heißt, Schmaus
und Spiel; Brunnen- und Badekuren; Bälle
raden; Complimente; Bankerotte; dies alles
von dem ungeſchlachten Heiden durchgehudelt. Den
tentotten ließ ſich ſo etwas ſagen; wir Europäer wußten
alles.

ß Ulrſchneiz Kapellsky auch ſogar von Schwäb-
letans zu raiſonniren. Wollen doch hören,
er das [illegible] „Einige, ſagt er, erſcheinen mit einem
ten An en, als Leute, die der Natur die Geheim-
Abſ Einrichtung des menſchlichen Körpers ab-
haben, den allgemeinen Sitz aller Krankheiten
echen bevbachtet, und alle zu heilen verſtehen wollen.
e machen alſo Univerſalextracturen, Luftſalzwaſſer,
rbalſame, Goldeſſenzen und dergleichen. Andere
das Heilmittel des Beutels zu ihrem Geſchäffte,
ſprechen mit dem Schmelztiegel in der Hand, unedle
e edle umſchaffen zu können, und ſchmeizen ſo
verjeuigen, der ihnen glaubt, nichts eigentlich
entlich Schmeizbares mehr aufweiſen kann. Andere
hüllen ſich in Nacht und Dunkel, verſprechen nichts,
nichts geringeres als alles zu machen, und die
ſitteten

„Kreuzen schmeicheln kann: posaunen Licht in der Finsterniß, „sammlen eine Menge eifriger und wißbegieriger Schüler „um sich her, die für ihr baares Geld etwas temperirten Un„sinn erkaufen, und denn mit verbundenen Augen Licht und „Wunder schreyen. Andere treten als Propheten und Wun„derthäter auf, die durch Wände und Mauern sehen, in „der Raserey klüger sind als vorher, im Schlafe wachen und „wachend schlafen. Sie hüllen sich in dunkle Worte und of„fenbare Widersprüche, und werden von denen vergöttert „und angebetet, die gern im Finstern tappen.“

Es sollte, lieben Brüder, nicht also seyn.

De.

Der oberdeutsche Freund der Wahrheit und Sittlichkeit, von Fr. Xav. Huber. Erstes Quartal. Salzburg. 1787. 191 S. 8.

Der Verf. meynt, da der katholische Theil von Deutschland in der Menge von Journalen nicht ein Drittel, nicht ein Viertel liefere, und mit den Grundsätzen, welche in protestantischen Journalen vorkommen, nicht allemal übereinstimmen könne, so werde das seinige nicht überflüssig und unwillkommen seyn. Seine Absicht besteht, wie er sich selbst allgemein ausdrückt, darin, nach allen Kräften zu wirken, die Rechte des menschlichen Verstandes und Herzens gegen das ansteckende Gift der Schwärmerey und Empfindeley zu verwahren. Eine gute Absicht, der Verf. nur größere Fähigkeit besäße, sie zu erreichen, wie in dem ersten Quartal gewahr werden können. Es fehlt ihm niemals, er mag philosophische Abhandlung von der Erschaffung, und [illegible] Religion, oder deklamiren, wie in [illegible] wohlthätigen Charakters Hrn. Hafners [illegible] von Hausen, oder Geschichte vortragen, wie [illegible] Mahomed und Gottfried von Bouillon [illegible] in dieser Lieferung enthaltene [illegible] und Goldsmith entlehnten Ausdrücken [illegible] ser Schüler sehr [illegible] von [illegible] talismen. Hier [illegible] ruthen. [illegible]

heit und Sittlichkeit auszubreiten, mit ge-
agen; ſo lautet dieß in ſeiner gezierten Sprache alſo:
nung, das Publikum werde meiner Unternehmung
, und die Vorſicht Verbreitung der Wahrheit und Sitt-
geben. — Ein andermal ſagt er: in unſern Tagen,
eder Lockenſchöpfer und Barbier ſeine eigene Religion
und raſirt. — In die Recenſion einzelner Stücke
nzulaſſen, halten wir nicht der Mühe oder des Papiers
Wenn inzwiſchen dieſe Schrift den Bedürfniſſen der
egenden, in welchen der Verf. lebt, einigermaßen abhilft,
hal nichts dagegen, weil ſie doch einige guten Ge-
n und Grundſätze, und wenigſtens keine lächerlichen,
chen und verderblichen Meynungen enthält.

Gl.

ſätze verſchiednen Inhalts, von Friedrich Ar-
nold Klockenbring. Hannover, im Verlage der
Schmidtſchen Buchhandlung. 1787. in 8. Er-
ſter Band, 16 Bogen. Zweyter Band, 17
Bogen, und 1 B. Tabellen.

f. hat durch die Sammlung ſeiner in verſchiedenen
Schriften zerſtreueten Abhandlungen und Aufſä-
blikum gewiß einen angenehmen Dienſt geleiſtet,
, da er unter ihnen eine ſtrenge Auswahl getrof-
gewählten aber merklich verbeſſert, und noch mit
ten ganz neuen vermehrt hat. Eine reine, gefällige, der
rie ſich anſchmiegende Sprache, ein ſcharfer, philoſophi-
, durch Erfahrung geleiteter Blick, eine ſeltene Kennt-
der Menſchen von jedem Stande, eine glückliche Leichtig-
twickelung der Ideen, und eine überall hervorſprin-
rme Menſchenliebe, unterſcheiden dieſe Aufſätze gar
zu ihrem Vortheil von vielen ähnlichen Sammlungen.

Der erſte Band enthält 1) einige Reſultate und Be-
kungen aus den Geburts- und Sterbeliſten der
ums-Braunſchweig-Lüneburgiſchen Lande über-
haupt, und der Stadt Hannover insbeſondere. Sehr
s für den politiſchen Arithmetiker. Erſt ſeit dem Jah-
re 1778 ſind die Kirchenliſten ſo vollſtändig und genau ein-
richtet,

richtet, daß man den mit der größten Sorgfalt angefertigten Rechnungen und Resultaten daraus ohne Bedenken trauen kann. „Denn," sagt der Verf., (und bestätigt es in einer Anmerkung, die beherzigt zu werden verdient,) „es ist besser, dergleichen Listen gar nicht zu haben, als sie nicht in „der menschmöglichsten Genauigkeit zu haben." (Ganz ist dieß doch wohl nicht richtig, denn wie will man zu genauen Listen allenthalben kommen? Wenn man nur nicht zu schnell trauet.) Er hat daher nur aus den Listen von acht Jahren, 1778—1785, inclus. worunter kein kalamiteuses und epidemischungesundes war, die Verhältnisse gezogen, welche er hier in zehn Tabellen mittheilt. Nach der Mittelzahl von diesen acht Jahren sind also in den gesamten kurbraunschweigischen Landen, (von denen wir allein die Verhältnisse angeben wollen,) gegen 1000 Mädchen gebohren 1067 Knaben, also 6½ pro Cent Ueberschuß; gegen 1000 Eheliche, 57 Uneheliche, also 5½ pro Cent, oder wie 1 zu 18. Unter 1000 Gebohrnen sind gewesen 34 Todtgebohrne, also 3½ pro Cent. Es sterben aber vor der Geburt 140 Knaben gegen 100 Mädchen.) Gegen 1000 Lebendiggebohrne sind Konfirmirte, (also nach 14 Jahren noch übrig) gewesen 627; gegen 1000 konfirmirte Mädchen sind konfirmirte Knaben 1012, noch 1½ pro Cent Ueberschuß. Gegen 1000 entfernte Ehen sind eheliche Geburten gewesen 3770, also (im Zeitraume von 1766—85.) Gegen 1000 [illegible] sind, nach Abzug der Todtgebohrnen, gebohren 1235, beynahe 24 pro Cent Ueberschuß. (1780 stand das Verhältniß sogar wie 100 zu 154. Auf jedes 1000 ist eine weibliche Person mehr gestorben. Die kurbraunschweigischen Lande vor dem siebenjährigen Kriege waren weder fehlerfrey, noch völlig genau nachgerechnet; auch die Zählung 1755 hat erhebliche Mängel, daher die Süßmilchschen Fehler in Anwendung dieser Lande.) Die der Stadt Hannover gewidmete Tabelle beweiset das gesunde Klima und die jährliche Vermehrung der Einwohner dieser Stadt seit dem siebenjährigen Kriege. Denn in den 20 Jahren vor demselben starben jährlich 3½ pro Cent mehr, als gebohren wurden, wovon der Verf. Gründe angiebt, welche die größte Aufmerksamkeit des Staatsmannes und Arztes verdienen. Ueberhaupt sind die in den Anmerkungen über die Tabellen enthaltenen Resultate und Beobachtungen für den Politiker eben so lehrreich, als die Tabellen selbst. Ueberall werden die Verhältnisse mit den von

Süß-

Ich u. a. angegebenen verglichen, ihre Uebereinstim-
g oder Verschiedenheit, und die wahrscheinlichen Ursachen
etztern gezeigt. Nirgends aber hat der V. die Anzahlen
Gebohrnen, Gestorbenen und Getraueten selbst angege-
weil eine solche Angabe und deren Vergleichung mit dem
llen Zustande der Bevölkerung ein besonderes großes
! erfordern würde. Mit großem Verlangen erwarten
Werk von Hrn. Kl. selbst, der mit Talenten, Kennt-
uns Hülfsmitteln vor allen dazu ausgerüstet ist, und
(S. 15 und 44), Winke zu finden, die uns zu
r rtung berechtigen. 2) Wahrscheinlich
Das z in der Ordnung der Mortalität schon den
1 nicht unbekannt gewesen. Schon die Auf-
teu Römer auf die Beförderung der Heyrathen
der Kinder macht es wahrscheinlich. In den
monialibus wurden alle Gebohrnen, in den li-
censualibus die Volksmenge überhaupt, im Tempel der
Lucina oder auch des Saturns die Gezeugten und
dem Tempel der Libitina alle Verstorbenen
gt und in Tabellen gebracht, und in den actis
alle burten, geschlossene Ehen und Todesfälle an-
S e denn unter den vielen philosophischen Köpfen,
vi Volk besonders auch unter den Rechtsgelehrten
er gewesen seyn, der die Verhältnisse der Popula-
philosophischem Auge angesehen hätte? das läßt sich
ten. Man findet aber auch wirklich Spuren davon
römischen Gesetzen. Wir haben noch die Produkte
Berechnungen der Mortalitätsverhältnisse, welche
Lae en, nothwendig voraussetzen. Im 68sten Gesetze
erten unter dem Titel ad leg. Falcid. wird, nur unter
n Namen, von Ulpian, also gewiß auf kein Gerathe-
, die Frage beantwortet: wie groß die wahrscheinliche
des menschlichen Lebens bey einem gewissen gegebenen
? 3) Etwas über die Musik in den neuerlich
ten Südländern. 4) Schreiben eines Dilettan-
er die Frage: Sollen junge Mädchen vom Stan-
l k lernen, und wie? Antw. Ja; aber zu einem
rn k und nach einer andern Methode, als gewöhn-
§ werden hier in Beyspielen vortrefflich gezeigt.
n en eines Frauenzimmers an den Verfasser
vorstehenden Aufsatzes. 6) Von dem verschiede-
Tone der Aussprache des Wortes Ich. Nämlich

von der Verſchiedenheit des Tons, den verſchiedene Charaktere auf das Wort Ich legen: ſatyriſch. 7) Von der Wichtigkeit der Wetterdiscurſe. Eine ſatyriſche Apologie der Wetterdiscurſe gegen die Satyriker, welche ſie beynahe ganz verdränget haben. Sammlung einiger Briefe, die Maskeraden in Hannover betreffend. Neun Briefe von neun verſchiedenen Perſonen, alle in der heiterſten Laune, und mit lebhaftem, oft beißendem Witze geſchrieben, und ein zehnter ernſthafter, über den wahren Werth der Maskeraden, wo eine geſittete Geſellſchaft ſich auf eine Zeitlang alles Ranges, aller übrigen Konnexionen begeben, und ſich gleichſam in den natürlichen Zuſtand der Menſchen zurückſetzen ſollte, wo man ſich mit jedem, mit dem Anſtande und der Freymüthigkeit dieſes geſitteten natürlichen Zuſtandes unterreden, und auf die Art Vortheil und Vergnügen zugleich von der Geſellſchaft haben könnte. Dann aber würde es eine Beleidigung der Regel werden, wenn man eine Perſon zu entdecken ſuchte, oder ſie andern bekannt machte; dagegen würden die ernſthafteſten Männer einer Stadt ihre Erholungsſtunden gerne daſelbſt zubringen. 9) Ankündigung einer neuen periodiſchen Schrift für das Frauenzimmer. Eine ſanfte; aber treffende Satyre. 10) Schreiben eines Viehhändlers über die Phyſiognomik an das Hannöverſche Intelligenzkomtoir. Naiv und drollicht. 11) Auszug eines Schreibens aus Pyrmont. Eine kleine reizende Erzählung, etwas romantiſch. 12) Sollte es nicht gut ſeyn, öffentliche Schwimmſchulen zu errichten? In den kurbraunſchweigiſchen Staaten befindet ſich unter 580 Geſtorbenen männlichen Geſchlechts jährlich im Durchſchnitt nach einem ungefähren Ueberſchlage, mit Ausſchluß der Seefahrer, ein Ertrunkener. Schon dieſer einzige Umſtand, der dadurch beförderten Abhärtung, Geſchmeidigung und Reinigung des Körpers nicht zu gedenken, macht die Frage ſehr erheblich. Die Schwimmſchule ſelbſt iſt kein unverdautes Projekt: des Verf. Entwurf geht ſehr ins Detail. Er verſchreibt zwey Halloren zu erſten Lehrern bey dieſer Anſtalt, die ſich anfangs bloß auf die Hauptſtadt einſchränken ſoll, und zeigt, woher die Koſten dazu genommen werden könnten. Rec. wenigſtens, der an einem eigenen Körper den Mangel ſolcher Anſtalten ſchon viele Verdruß empfunden hat, wünſcht die Ausführung ſolcher Vorſchläge von ganzem Herzen. (Etwas Aehnliches iſt in Schleſien.)

Im

Im zweyten Bande ſind folgende Aufſätze: 1) Ueber die Fleiſchpreiſe in der Stadt Hannover, nebſt einer Geſchichte derſelben, bis zu Ende des Jahrs 1780. Eine ſehr unterrichtende Abhandlung über einen ſo verworrenen und doch ſo wichtigen Gegenſtand der Policey, welche man wegen des muntern Tones, der darin herrſcht, mit einem Vergnügen lieſet, das bey einer ſo trocken ſcheinenden Materie überraſcht. Der Verf. liefert (auf dem beyliegenden Bogen) eine Tabelle über die Preiſe des Rind-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleiſches in Hannover von 1731—1780 incl. mithin in einem Zeitraume von 50 Jahren. Die Geſchichte hebt vor dem dreyßigjährigen Krieg an, als noch deutſche Sitte und Redlichkeit ſtatt der Geſetze galt. Während dieſes Kriegs entſtand das, was wir jetzt Policey nennen, und zugleich der Zwiſt zwiſchen den Fleiſchern und dem Publikum, bis 1685 unter Autorität der damaligen fürſtl. Geheimtenrathsſtube, die erſte Fleiſchtaxe publicirt wurde; welche aber durch die dreymal gegebene und eben ſo oft wieder aufgehobene Erlaubniß, ein extraordinary gutes Stück Fleiſch ſich auch extraordinary bezahlen zu laſſen, ſo gut, als annullirt wurde. Ueberall entwickelt der Verf. die Urſache vom Steigen und Fallen der Preiſe. Luſtig iſt die Anekdote, daß das Publikum in allem Ernſt Fleiſch ohne Knochen verlangte, wobey der Verf. bemerkt, daß aus einem Ochſen von 600 Pfund kaum 120 Pf. Fleiſch ohne Knochen gehauen werden können. Der Mittelpreis des Rindfleiſches im Durchſchnitt von 50 Jahren iſt 2 mgr. 6$\frac{4}{7}$ pf. Beygefügt ſind noch Tabellen von dem Mittelpreiſe des Rind- und Kalbfleiſches in jenen 50 Jahren nach den Monathen, und die Mittelpreiſe in Decennien nach den Monathen. Aus den letztern erhellet, daß das Fleiſch in dem Decennium von 1771—1780, wie noch gegenwärtig, wohlfeiler ſey, als im vorigen, von 1761—1770. Zuletzt beweiſet der Verf., daß das Pfund Rindfleiſch, welches 1685 12 pf. koſtete, jetzt, nach Abzug 3 pf. Cent, der 1685 noch nicht war, 4$\frac{1}{2}$ pf. oder 28 pro Cent wegen der Viehſeuche, und nur 1 pf. wegen des Münzfußes, der Zahlung in Louisd'ors, da die Taxe doch in Kaſſenmünze geſetzt wird, auch wegen des Kaufs auf Borg und längern Kredits, welches 1685 nicht war, nicht mehr, als 5$\frac{1}{2}$ pf. theurer iſt, als vor hundert Jahren, folglich iſt es bey weitem nicht in gleichem Verhältniß mit allen andern Bedürfniſſen geſtiegen. 2) Aehnlichkeit der Arzneykunſt und

Policeykunde. Ein Schreiben aus Schwaben. Die Vergleichung ist treffend, obgleich nicht neu, und die Aehnlichkeit wirklich auffallend. Eine Stelle zur Probe: (S. 43.) „Die Polizeygebrechen einer Stadt lassen sich für den, der „die Metaphern versteht, ganz füglich in Form einer Krankengeschichte vortragen. Z. B. eine Stadt von gesetzten „Jahren, phlegmatischmelancholischen Temperaments, von „mittlerer Größe und Stärke, ist seit 40 bis 50 Jahren „krank an einer Art der Unverdaulichkeit. Sie verschlingt „mit großer Gefräßigkeit alles, was sich ihr nähert, und „giebt es entweder durch unnatürlichen Weg wieder von sich, „oder es verursacht ihr, wenn sie es bey sich behält, anstatt „starke Nerven und frisches Blut zu geben, eine gewisse Mattigkeit, und vorzüglich eine Art von aufgedunsenem Wesen „in den meisten Gliedern. Zween Aerzte sind konsulirt. Der „erste will die unnatürlichen Ausführungen durch adstringirende Mittel heben; der andere räth eine starke Abführung „durch die ordentlichen Wege. Ich, meines Theils, würde „den Gebrauch alles dessen, was moralisch und physikalisch „den Geist aufräumt, die Cirkulation der Säfte befördert, „und fleißige Bewegung aller Glieder verordnet haben, in „der Hoffnung, daß sich die Windsucht oder das aufgedunsene Wesen bald geben werde, wenn die ordentliche Verdauung „wiederhergestellt ist. Sollten aber die adstringirenden oder „auch die abführenden Mittel gebraucht werden, so habe ich „viele Ursachen, im ersten Falle das Miserere, im andern die „Hektik als Folgekrankheiten zu befürchten.“ 3) Ein Mährchen aus der Lüneburger Heide. Ein Mährchen, das tausend Geschichten, welche täglich vorfallen, so ähnlich sieht, als ein Ey dem andern; das aber Aeltern, die keinen Begriff von einer dem Stande und der wahrscheinlichen künftigen Bestimmung ihrer Kinder gemäßen Erziehung haben, nicht oft genug vorerzählt werden kann. 4) Moralischer Artikel aus dem Pensylvanischen Haushaltskalender. Ein herrliches Stück zur Philosophie des Lebens, der Urstoff von Franklin; aber hier für Deutsche verarbeitet, übrigens bekannt genug, da es öfter abgedruckt, und sogar, wie der V. selbst erzählt, von zween unserer vaterländischen nicht unberühmten Autoren, nur mit Veränderung weniger Worte, unter ihre eigenen Aufsätze gestellt worden ist. Der witzige Schluß charakterisirt den gewöhnlichen Menschen auf eine frappante Art. 5) Rede des Mandarins Kiang-Tse an

die

ner Provinz. Auch ein praktiſches Stück, , daß es ſchwerlich in die Hände derjenigen kom- wird, für die es eigentlich geſchrieben iſt. 6) Einige erkungen über Holland. In einem Schreiben an Freund. Auch derjenige wird ſie noch mit Vergnü- ſen, und vielleicht manches Neue darin finden, der die- aterland der Induſtrie, und das originalſte in Europa, s der Verf. nennt, ſehr gut zu kennen glaubt. Die Be- ungen betreffen die holländiſchen Wirthshäuſer, das Aus- des Lan , die Einwohner, (wenigſtens die Hälfte der v Amſterdam und Haag ſoll aus Deutſchen ſtra veſtehen. Durch viele Beyſpiele iſt Rec. vom ni u en, was der Verf. über die Trinkgelder in Hol- ſ gt,) den Wollhandel, die Garnſpinnerey, kaunigfalti it der Nahrungsarten in Amſterdam, und eſer Gelegen : ſehr warnend für den Zielverkoopers, 7) 2 ug eines Schreibens aus Genf. Vom 1771. Eine Reiſe von Lauſanne nach Genf wird rei- beynahe poetiſch, geſchildert, und unterwegs auch Fer- eſehen. Schmuckloſer; aber ſehr leſenswerth, iſt die ung von Genf, doch ſcheint ſie, wenn man ſie mit n glaubwürdigen Nachrichten vergleicht, hie und da et- u ſehr ins Schöne gemalt zu ſeyn. Auch hat ſich ſeit oßen Unruhen gar vieles geändert! 8) Wilhelm und ben. Eine Nationalerzählung. Ein ſehr artiges, rüh- , ländliches Geſchichtchen. 9) Iſt es thunlich und nütz- eine Aſſekuranz wegen der Hornviehſeuche zu er- n? Der V. hält eine ſolche Aſſekuranzgeſellſchaft; die der . Pfeifer ſo ſehr anprieß, wo nicht für ganz unmöglich, r äußerſt ſchwer, und mit faſt unüberwindlichen Schwie- en verknüpft, die Einrichtung ſey nun nach Art der ocietäten oder der Seeaſſekuranzen. Denn nach der Einrichtung müßten 1. alle Mitglieder den Verluſt in m Grade zu befürchten haben, welches bey der Vieh- doch der Fall nicht iſt; 2. müßte die zu veraſſekuriren- e einen gewiſſen nicht leicht veränderlichen Werth ha- 3. müßte es höchſt unwahrſcheinlich, ja hypotheriſch un- h ſeyn, daß die Hälfte des Viehes der in die Aſſeku- ſellſchaft getretenen Beſitzer in Einer graſſirenden Seu- lohren werden könne; ſonſt müßte man zittern, ver- zu bleiben: große Länder aber ſind wegen der verſchie- Provinzen ſchwer zu vereinigen. Bey der zwoten Ein-

richtung müßten die Aſſekuradeurs wegen der an verſchiedenen Orten ſehr ungleichen Gefahr über die Prämie mit den Aſſekuranden dingen: welch ein unüberſehlicher Handel! Eine Menge nicht zu verhütender Unterſchleife würde die Aſſekuradeurs bald zu Grunde richten; die Prämie würde ſo hoch ſteigen, daß ſich bald keine Aſſekuranden mehr fänden: und ſo würden beyde Theile einbüßen! Noch dazu würde die Sache für das Ganze von keinem reellen Nutzen ſeyn; denn 1. hat die Kunſt der Viehzucht durch die Seuche gewonnen; 2. man würde ſich wenig Mühe geben, der Seuche entgegen zu arbeiten, wenn man verſichert wäre, das gefallene Vieh bezahlt zu erhalten; 3. der wahre Reichthum des Landes, welcher bekanntlich in Produkten und nicht im Gelde beſteht, würde dadurch mehr verlieren, als gewinnen, denn der Viehſtand würde nicht durch vermehrten Fleiß und ſorgfältige Zuzucht wieder hergeſtellt werden, wodurch das Ganze einiges Aequivalent für den erlittenen Schaden gewinnt; 4. der Preis des Hornviehes würde plötzlich weit mehr ſteigen, als er bisher nach der Seuche gethan. 10) **Ueber die Vorſchläge, die bürgerliche Verbeſſerung der Juden betreffend.** Der Verfaſſer hatte in einer Recenſion von des Herrn Geheimenrath von Dohm bekannter Schrift (ſiehe Allgem. D. Biblioth. L. Band) einige Zweifel gegen die bürgerliche Verbeſſerung der Juden geäußert, welche Herr von Dohm in der zwoten Auflage des zweyten Theiles ſeines Werks zu heben ſuchte. Jene Recenſion iſt nun hier abgedruckt, und die darin geäußerten Zweifel gegen des Herrn von Dohm Replik werden vertheidigt und verſtärkt. Rec. will dem Herrn Geheimenrath von Dohm in der Beantwortung dieſer Duplik nicht vorgreifen.

Re.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus — — — vom 27sten Febr. 1788.

Ueber eine Stelle in Hrn. D. Burneys Lebensumständen von Händeln, S. XLVIII. der Eschenburgischen Uebersetzung, muß ich Ihnen doch meine Gedanken sagen.

Auch bin ich des Glaubens, daß er (Händel) in seinen vollen, meisterhaften und herrlichen Orgelfugen, wozu das Thema jedesmal höchst natürlich und gefällig ist, den Frescobaldi, und selbst Johann Sebastian Bach und andere Deutsche übertroffen hat, die in dieser schweren und mühsamen Gattung am berühmtesten sind.

Vergleichungen großer Männer können ungemein lehrreich werden, wenn sie ein Mann unternimmt, der selbst Größe genug hat, ihre Vorzüge zu erforschen, darzustellen und zu beurtheilen. Bey einzeln Meisterstücken berühmter Künstler ist es schon ein schweres Unternehmen, ihren Werth gegen einander genau abzuwägen und richtig zu bestimmen; allein, wie sehr vermehrt sich diese Schwierigkeit, wenn man das ganze Talent zweyer vortrefflichen Künstler neben einander auf die Waage legt? Welche tiefe Kenntniß und welch feines Kunstgefühl in der Sache, worin die Männer groß waren, wird dazu erfordert? De artifice non nisi artifex judicare potest. Also große Genies erkennen keine, als ihres Gleichen für gültige Richter ihrer Verdienste, und zwar namentlich dann, wenn diese beyderseitigen Verdienste einander entgegen gestellt werden. Aber nicht Kunstkenntniß in ihrem ganzen Umfange allein, nicht feiner ächter Geschmack und zartes Gefühl jeder auch versteckten Schönheit sind hier hinreichend. Ohne die strengste Unpartheylichkeit, ohne ehrliche Entsagung aller Vorliebe, ohne festen Vorsatz, gerecht gegen jedes Verdienst zu seyn, wird der Urtheiler Gefahr laufen gänzlich zu irren. Dieser Gefahr bleibt er selbst dann noch ausgesetzt, wenn er nicht alle Akten des Prozesses, den er entscheiden soll, vor sich hat, und genau untersucht; das ist, wenn er ohne alle die vornehmsten Werke der Meister,

über die er richten will, zu kennen, sein einseitiges Urtheil spricht. Dabey muß er aber nicht nur Werke von einerley Gattung, sondern auch die Werke aus gleichen Zeiten der Künstler gegen einander stellen, nicht das Jugendwerk, gegen das andre des reifen Alters, nicht das etwa einmal eilfertig und flüchtig gearbeitete Kunststück des einen, gegen das geprüfte, verbesserte des andern. Beyder erkannte Meisterstücke, worin sie die letzte Hand anlegten, müssen mit einander verglichen werden.

Kunstkenntniß und besonders Geschmack wollen wir Hrn. D. Burney einräumen; aber ist er auch unpartheyisch? Kannte er auch alle Werke beyder berühmten Männer, die er vergleichen wollte? Aus S. XLVII. und XLVIII. sieht man nichts als Partheylichkeit, und von einer nähern Bekanntschaft mit J. S. Bachs Hauptwerken für die Orgel finden wir in Hrn. D. Burneys Schriften keine Spuhren. Auch scheint er nach seinen Reisebeschreibungen zu urtheilen, wenig Erkundigungen über J. S. B. große wunderswürdige Art die Orgel zu spielen, eingezogen zu haben, da doch, als er reiste, noch manche ihres Lehrers nicht unwürdige Schüler, und unter diesen dessen ältester Sohn Wilhelm Friedemann noch lebten. Hätte Hr. Burney irgend eine Idee von der Größe J. S. B. als Meister auf der Orgel, gehabt, er würde solche Männer, die ihm von diesem Ersten aller Orgelspieler nähere Nachricht zu geben vermochten, allenthalben aufgesucht, und sich mit ihnen über einen Gegenstand, der in der Musik Epoche macht, lange unterhalten haben. Allein, ihm war nun einmal Händel der größte Orgelspieler, und wozu sollte er sich denn um die kleinern bekümmern! Daher seine ungerechten schiefen Vergleichungen. Diese zu widerlegen muß ich freylich auch vergleichen; aber, wie ich mir schmeichele, soll dieß mit mehr Unpartheylichkeit nach längerer genauern Prüfung, und (was ich gleich Anfangs voraussetze) mit der Erklärung, daß ich Händeln, wo nicht durchgehends als Komponisten für die Instrumentalmusik, doch als Opernkomponisten, und noch mehr als Kirchenkomponisten für einen großen Mann halte, der theoretische Kenntniß, Wissenschaft der Harmonie mit Reichthum der Gedanken, Erfindung, Ausdruck und Gefühl verband, geschehen.

Bach und Händel sind in einem Jahre, nämlich 1685. gebohren, folglich komponirten sie ohngefähr zu gleicher Zeit. Als Opernkomponisten stund damals Händeln noch ein anderer

[illegible] mm, Kaiſer, zur Seite, der, beyläufig zu erin-
nn es auf Schönheit, Neuheit, Ausdruck und Ge-
it des Geſanges ankommt, die Parallele mit Händeln
s nicht zu fürchten hätte.

Clavierſachen von Bachen und Händeln erſchienen zu
Zeit in den zwanziger Jahren dieſes Sekulums im
ur. Aber welche Verſchiedenheit! In Händels Suiten
l Copie nach der damaligen Art der Franzoſen, und
viel Verſchiedenheit; in Bachs Theilen der Clavierübung
ules Original und verſchieden. Der Geſang der Arien mit
änderungen in Händels Suiten iſt platt und für unſere
n viel zu einfältig; Bachs Arien mit Veränderungen
noch jetzt gut, ſind Original, und werden deswegen nicht
veralten. Welcher Reichthum, beſonders in Bachs
cten Arie mit Veränderungen fürs Clavizimbel mit
Manualen! Welche Mannichfaltigkeit! Welche Fertig-
der Hände und des Vortrages erfordernde Kunſt!

Der erſte Theil von Händels Clavierſuiten iſt bis auf
Arien ſehr gut. Der zweyte Theil ſoll galanter ſeyn,
er iſt mehrentheils gemein und elend.

ndels Fugen ſind gut, nur verläßt er oft eine Stim-
s Clavierfugen kann man für ſo viele Inſtrumente
, als ſie vielſtimmig ſind; keine Stimme geht leer
jede iſt gehörig durchgeführt. Händels Fugen erſtrecken
t weiter, als höchſtens auf vier Stimmen. Bach
n ſeh Sammlungen des ſo betitelten wohl temperir-
Cl ers fünfſtimmige Fugen, und zwar durch alle vier
ig Thonarten gemacht. Sogar hat man eine Fu
von ihm über das Königlich Preußiſche Thema mit ſechs
mmen und zwar manualiter. Wenn von harmoniſcher
nſt die Rede iſt, von dem Genie des Meiſters, das viele
le eines großen Werkes erfand, vollkommen ausarbeitete,
einem großen ſchönen Ganzen bildete, und in einan-
paare, das Mannichfaltigkeit und ſimple Größe vereinigte,
zwar ſo, daß ſelbſt der Liebhaber, der nur einigermaaſ-
die Sprache der Fuge verſtand, (andere haben über Fu-
kein Urtheil) dadurch entzückt wurde: ſo zweifele ich, ob
Händels Fugen mit den Bachiſchen die Vergleichungen
halten.

Was haben aber Bachs übrige Clavierſachen nicht für
ünge! Wie viel Leben, Neuheit und gefällige Melodie
, da alles im Geſange ſo verfeinert iſt! Wie viel Er-

findung,

findung, welche Mannichfaltigkeit in allerley Geschmack, der kunstreichen und galanten, der gebundenen und freyen Schreibart, wo Harmonie oder Melodie herrscht; dort äußerste Schwierigkeit für Meisterhände, und hier Leichtigkeit, selbst für etwas geübte Liebhaber! Wie viel brave Clavierspieler haben seine Stücke nicht hervorgebracht! War er nicht der Schöpfer einer ganz andern Behandlungsart der Clavierinstrumente? Gab er ihnen nicht vorzüglich Melodie, Ausdruck und Gesang im Vortrage? Er, der tiefste Kenner aller Kontrapunktischen Künste, (und Künsteleyen sogar) wußte der Schönheit die Kunst unterthan zu machen. Und welch eine große Menge von Claviersachen hat er gesetzt!

Aber nun zu den Orgelsachen beyder Meister; denn ihr Orgelspiel können wir doch nun einmal nicht mehr gegen einander aufstellen. Von Bachs großen Schülern sind nur noch wenige übrig, und daß Händel große Orgelspieler gebildet und gezogen habe, davon hat man doch nicht gehört. Also nach ihren Werken müssen sie gerichtet werden.

Wenn wir nun beyder Orgelsachen abwägen, so findet sich zum Vortheil J. S. B. ein himmelweiter Unterschied. Den Beweis dieser Behauptung kann man auch Unkennern ohne Mühe einleuchtend machen.

Man wird doch ohne Widerspruch annehmen dürfen, daß das Pedal der wesentlichste Theil einer Orgel sey, ohne welches sie wenig von dem Majestätischen, Großen, Kraftvollen, das ihr allein vor allen Instrumenten zukömmt, übrig behalten würde. Jeder, der irgend weiß, was Orgel ist, wird das einräumen.

Wie aber, wenn Händel nun gerade das, was die Orgel zur Orgel macht, was sie so hoch empor über alle Instrumente hebt, fast ganz aus der Acht gelassen, selten benutzt hätte? Nicht etwa, weil es ihm schlechterdings am Genie dazu fehlte, sondern weil er nicht geübt darin war, oder wenn er auch als Deutscher Uebung des Pedals hatte, als Engländer sie aufgeben mußte? Daß dieß gerade der Fall bey ihm war, ist keinem Zweifel unterworfen, wenn man weiß, daß in England wenig Orgeln mit dem Pedale sind, und daß man dort sogar es nicht einmal vermißt. Ganz anders in Deutschland; da findet man nicht leicht, auch bey der kleinsten Orgel auf einem Dorfe den Mangel eines Pedals. Orgel ohne Pedal nennt man ein Positiv, und schreibt ihm keinen Werth zu. Daher sind denn auch die guten Organisten

ſiken in Deutſchland von jeher zu Hauſe geweſen, und wer weiß nicht, was J. S. B. Werke dazu beytragen, recht viele und große Orgelſpieler zu bilden? Man wird nicht ungerecht ſeyn, wenn man aus dem geſagten folgert, daß ein Engländer keinen deutlichen Begriff von dem Wahren und Weſentlichen eines Orgelſpielers haben könne, und ſich alſo nicht zum Richter über große Orgelſpieler aufwerfen müſſe. Wie wenig Hr. Burney nun eine Ausnahme mache, wird aus der zuverläßigen Erzählung erhellen, die mir jemand von ihm machte. Als er nämlich in Hamburg war, bat er den Hrn. Capellmeiſter Emanuel Bach (bekanntlich den Sohn J. Sebaſtians) in der Michäliskirche, die ein neues vortreffliches Werk von Hildebrandt hat, auf der Orgel zu ſpielen. Da ihm dieſer ſagte, daß er das Pedal nicht ſpielen könnte, ſoll er gelacht und geſagt haben: das Pedal wäre nicht nöthig.

Sonach können die Engländer ſchwerlich einen rechten Begriff von einem guten Organiſten haben; und es wird ihnen übertrieben ſcheinen, wenn deutſche Muſikkenner ihnen ſagen, daß ein guter Organiſt ein großer Mann ſey; daß er das ſchwerſte und vollkommenſte Inſtrument ſpiele, welchem ein völliges Genüge zu thun, ungemeine Talente, Wiſſenſchaft und Uebung erfordert würden. Sonach wird ſchwerlich ein Engländer J. S. Bachs Orgelſachen auf ſeiner Inſel jemals gehörig haben vortragen hören; denn, dieſe ſpielen zu können, was gehört nicht dazu?

In Bachs Orgelſachen kommen mehrentheils, und bey Stücken mit zwey Manualen und Pedal allezeit drey Syſteme übereinander vor. Das Pedal iſt allezeit vom Manuale frey und eine Stimme für ſich. Zuweilen kommen auch zwey obligate Stimmen im Pedal vor. Die linke Hand iſt nichts weniger, als Baßſpielerin, ſie muß alle Fertigkeit und Geläufigkeit der Rechten haben, um die ihr vorgeſchriebenen Stimmen, die ſo oft voll lebhafter Melodie ſind, gehörig ausführen zu können.

Nach Beſchaffenheit der Regiſtrirung giebt Bach dem Pedal zuweilen die prachtvolle, und dennoch manchmal nicht langſame noch leichte Hauptmelodie, wobey die beyden Hände das Glänzende haben; zuweilen hat es die oberſte Mittelſtimme, zuweilen die unterſte. Alle dieſe Aufgaben und Veränderungen müſſen ſich die Hände auch gefallen laſſen.

Das Pedal hat zuweilen viel Glänzendes und Geschwindes, welches freylich nur geübte Meister auszuführen im Stande sind, und dergleichen in England wohl nie mag erhört worden seyn. Wenn man nun hinzusetzt, daß Bach nicht allein mit der Feder allen diesen Forderungen ein Genüge gethan habe, sondern auch aus dem Stegereife im Stande war es zu thun, und zwar so regelmäßig als möglich: welche Größe gehört nicht hierzu!

Außer den vielen von J. S. gesetzten, ausgeführten und variirten Chorälen und Vorspielen dazu (auch die finden bey den Engländern wenig Statt, da ihre Art des Kirchengesangs wenig Gelegenheit dazu giebt) außer andern Trios für die Orgel sind besonders 6 dergleichen für zwey Manuale und das Pedal bekannt, welche so galant gesetzt sind, daß sie jetzt noch sehr gut klingen, und nie veralten, sondern alle Moderevolutionen in der Musik überleben werden. Ueberhaupt genommen, hat noch niemand so viel schönes für die Orgel gesetzt, als J. S. Bach.

Quanz sagt an einem Orte seiner gedruckten Anweisung die Flöte traversier zu spielen, nämlich im XVIII. Hauptstück §. 83. daß unser bewunderungswürdige J. S. Bach in den neuern Zeiten die Kunst die Orgel zu spielen, zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht habe. Und Quanz war doch unstreitig Kenner der Kunst und Mann von Geschmack; den er auf langen Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, Holland und England, wo er alle große Tonkünstler oft hörte, ausgebildet hatte. Namentlich kannte er Händeln sehr genau und verehrte ihn. Quanz war nebst Hassen und der Faustina, welche alle Händeln lange gekannt und oft auf dem Clavier und der Orgel gehört hatten, in Dresden gegenwärtig, als sich J. S. Bach in den Dreyßigern dieses Jahrhunderts vor dem Hofe und vielen Kennern auf der Orgel hören ließ; diese bekräftigten das angeführte Urtheil über ihn, als den ersten und fertigsten aller Orgelspieler und Componisten für dies Instrument. Dies Urtheil lebt auch noch in dem allgemeinen Rufe in Deutschland und auswärtigen Ländern.

Bey Gelegenheit der Orgelsachen von Händeln, als denen Bachischen entgegen gestellt, läßt sich gar nichts setzen. Sie sind zu sehr verschiedner Art, und können nicht verglichen werden.

Man

Man wird vielleicht sagen, daß Händel dem Geschmacke der Engländer nachgegeben, und die Vorzüge der Orgel, vielleicht sogar aus ökonomischen Gründen, verläugnet habe. Das mag seyn, wenn er zum Beweise in seinem Saul Orgelsolos einmischt, die so dünne gewebt, so zweystimmig klar, und so locker und leicht sind, daß sie von jedem mittelmäßigen Clavierspieler vom Blatte weggespielt werden können, und auf dem kurztönenden Flügel so gute Wirkung thun, als auf der aushaltenden Orgel. Aber sollte Händel auch nicht ein einziges Stück seiner Orgelarbeiten so eingerichtet haben, woraus auch Meister jenseit des Meeres sehen könnten, daß er auch ihrer höhern Kunst gewachsen sey? Sollte er in Deutschland nicht ein einziges der deutschen Orgel würdiges Werk verfertigt und hinterlassen haben? Und unter allen den Händelschen Orgelsachen, die ich kenne, (und ich setze wohlbedächtlich hinzu, was Hr. D. Burney bey Bachen ausläßt: so viel ich Ihrer von Händeln auch kenne,) finde ich keines, das die eben an den Bachischen gerühmten Vorzüge hätte. Allenthalben giebt das Pedal Trumpf zu, das ist, es thut nichts weiter, als den Baß verstärken, und kann auch bloß manualiter, ohne daß die Wirkung geschwächt würde, gespielt werden.

Man sehe alle seine gedruckten Orgelconzerte und Orgelfugen. Sollten ungedruckte existiren, die ganz anders gearbeitet wären, so zeige man sie vor: noch hat niemand von unsern ältesten Tonkünstlern sie gesehen, und es wäre sonderbar, wenn Händel gerade seine schlechten Orgelsachen allein hätte drucken lassen. Da alles, was er schrieb, in England in so unzählicher Menge gestochen ist, und so reißend abgieng, sollte er nicht ein Paar Orgelfugen und Conzerte, so, wie sie seyn müssen, in Gesellschaft der leichtern Sachen mit ins Publikum haben bringen können, woraus man den Meister auf der Orgel mit allem seinen Reichthum der Erfindung und Glanz der Kunst hätte erkennen können? Oder war diese große erhabnere Arbeit, diese Bachische Kunst, (welche die alten finstern Grübeleyen mit dem hellern Geschmack und schönern Ausdruck der Neuern so glücklich und unerreichbar vereinte,) war diese selbst des großen Händels Sache nicht? Ein sonderbarer Umstand in seiner Lebensgeschichte macht es wahrscheinlich, daß er sich nicht getrauete, in diesem Stücke gegen J. S. B. aufzukommen. Im ersten Bande von Marpurgs Beyträgen zur Geschichte der Musik, S. 450, ist ei-

ne

ne Stelle, welche das bestätigt, nur bedarf sie eines kleinen Kommentars. Die Stelle lautet so: hat nicht ein großer Händel alle Gelegenheiten vermieden, sich mit dem seligen Bach, diesem Phönix im Satze und der Ausführung aus dem Stegereife, zusammenzufinden, und sich mit ihm einzulassen? u. s. w., und der Kommentar ist folgender: Händel ist dreymal aus England in Halle gewesen, das erstemal ungefähr um 1719, das zweytemal in den Dreyßigern, und das letztemal 1752 oder 1753. Beym erstenmale war J. S. B. damals Kapellmeister in Köthen, vier kleine Meilen von Halle. Er erfuhr Händels Anwesenheit in letztgedachtem Orte, sogleich setzte er sich auf die Post, und fuhr nach Halle. Denselben Tag, wie er da ankam, reisete Händel weiter. Beym zweytenmale hatte J. S. B. zum Unglück das Fieber. Weil er nun selbst nach Halle zu reisen außer Stande war, so schickte er sogleich seinen ältesten Sohn, Wilhelm Friedemann, dahin, um Händeln aufs höflichste einzuladen. Friedemann besuchte Händeln, und erhielt zur Antwort, daß er nicht nach Leipzig kommen könnte, und es sehr bedauerte. J. S. B. war nämlich schon damals in Leipzig, auch nur vier Meilen von Halle. — Beym drittenmale war J. S. schon todt. Händel war also nicht so neugierig, wie J. S. B., welcher einmal in seiner Jugend wenigstens 30 Meilen zu Fuße lief, um den berühmten Lübeckschen Organisten Buxtehude zu hören. Um so viel mehr schmerzte es J. S. B., daß er Händeln, diesen wirklich großen Mann, den er besonders hochachtete, nicht persönlich hatte kennen lernen.

Vielleicht fällt aber jemanden hiebey die bekannte Geschichte mit dem nicht ohne Verdienst berühmten französischen Orgelspieler Marchand ein, der nach Dresden kam, sich mit Bachen um die Wette zu spielen, und ohne Sieg beschämt sich in sein Vaterland zurückzog, nachdem der König mit einer großen und glänzenden Gesellschaft beym Marschall Grafen von Flemming deswegen ihn erwartete. Er ließ eine Besoldung von einigen 1000 Thalern im Stiche, und war mit Extrapost fort. Vielleicht hält man daher Bachen für einen herausfordernden musikalischen Renommisten, dem der friedfertige Händel wohl hätte aus dem Wege gehen müssen? Nein, Bach war nichts weniger, als stolz auf seine Vorzüge, und ließ seine Uebermacht niemand empfinden. Im Gegentheil war er ungemein bescheiden, tolerant und sehr höflich

gegen

gegen andere Tonkünſtler. Die Geſchichte mit Marchand wurde hauptſächlich durch andere bekannt, er ſelbſt hat ſie nur ſelten erzählt, wenn man in ihn drang. Nur ein Beyſpiel zum Beweiſe ſeiner Beſcheidenheit, wovon ich Zeuge geweſen bin. Bach kriegte einsmals einen Beſuch von Hurlebuſch, einem Clavier- und Orgelſpieler, welcher damals ſehr berühmt war. Dieſer letztere ſetzte ſich auf Erſuchen an den Flügel; und was ſpielte er Bachen vor? Eine gedruckte Menuet mit Veränderungen. Hierauf ſpielte Bach ganz ernſthaft nach ſeiner Art. Der Fremde von Bachs Höflichkeit und freundlicher Aufnahme durchdrungen, machte Bachs Kindern mit ſeinen gedruckten Sonaten ein Geſchenk, damit ſie daraus, wie er ſagte, ſtudiren ſollten, ohngeachtet Bachs Söhne ſchon damals ganz andere Sachen zu ſpielen wußten. Bach lächelte für ſich, blieb beſcheiden und freundlich.

Dies habe ich dem allzuſchneidenden Richterſpruche eines nicht allerdings gültigen muſikaliſchen Kritikers entgegen ſtellen wollen, theils um zu zeigen, daß wir Deutſchen ihm das jus de non appellando nicht zugeſtehen; theils in der Abſicht, um ihn und andere Kunſtrichter fürs künftige zu warnen, in der Vergleichung berühmter Männer vorſichtiger zu Werke zu gehen; ſie nicht von einer Seite gegen einander zu ſtellen, wo ſie nicht zu einander paſſen; nicht ihnen Vorzüge anzudichten, die ſie nicht haben, und bey ihren übrigen Talenten auch allenfalls entbehren können; nicht auf Koſten anderer, eben ſo entſchiedener Verdienſte ihren Liebling zu erheben, oder, wenn ja verglichen werden ſoll, ähnliche Eigenſchaften und Verdienſte neben einander zu ſtellen, mit gehöriger Einſicht und richtigem Urtheil ſie unpartheiiſch zu unterſuchen, und dann beſcheiden ſeine Meynung dem Publikum, dem Kenner und Kenner ähnlichem Liebhaber der Kunſt vorzulegen. Dann nur können Parallelen berühmter Künſtler und Kunſtwerke lehrreich ſeyn.

Beförderungen.

1788.

Der bisherige Proſector im anatomiſchen Theater zu Gießen, Herr D. Georg Thom, iſt im Maymonat zum

ordentlichen Professor der Medicin daselbst, auch sind zu ebenderselben Zeit der Herr D. Schwabe von Ilmenau und der Herr D. Kansing, bisheriger ausübender Arzt zu Darmstadt, zu außerordentlichen Professoren der Medicin bey jener Universität von des regierenden Herrn Landgrafen von Hessen Darmstadt Durchl. ernannt worden.

Wien. Der durch seine Gedichte berühmte Herr von Retzer ist bey der vereinigten Hofstelle wirklicher Hofsekretär geworden, mit Beybehaltung der Censorstelle bey der Hofstudienkommission.

* * *

Ein sehr wichtiges Werk haben wir gegen Ostern 1789 zu erwarten, nämlich: **Virgils Landbau, übersetzt und erklärt von J. H. Voß.**

Hr. Voß hat deshalb eine besondere Nachricht bekannt gemacht. Wir ziehen daraus folgendes aus, indem daraus erhellet, welcher Gewinn für die deutsche Litteratur dieses Werk seyn werde.

„Wenn dieses lehrreiche und angenehme, aber tiefgedachte Werk, das schon für den Römer eines Erklärers bedurfte, auch Deutschen von gewöhnlicher oder gar keiner Schulgelehrsamkeit verständlich seyn sollte: so mußte ich die Mühe nicht scheun, einen Kommentar zu schreiben, in welchem die Geschäfte des römischen Landbaus, die öffentlichen und häuslichen Gebräuche, die Vorstellungen von göttlichen und menschlichen Dingen, Fabel, Welt- und Sternkunde, Naturlehre, Geschichte, Länderkenntniß u. s. f. samt den Einflüssen griechisches Geistes auf die Denkart und den Kunstfleiß unsers Dichters erklärt würden. Man denke nicht, daß ich nur die Mühe des Auswählens gehabt habe. Mit dem Entschlusse, nichts, so weit ich untersuchen konnte, als ausgemacht anzunehmen, ward ich oft nur überzeugt, wo ich auf Ansehn zu glauben verschmäht hatte, oft gelangte ich zu ganz andern Aufschlüssen; über manches hatten sich meine Vorgänger durch gehäufte, zum Theil blinde oder schielende Citate, die selbst, wenn sie treffen, nur dem nachforschenden Gelehrten dienen, hinweggesetzt; und manches, vorzüglich die ganze wichtige Materie der alten Weltkunde, lag noch völlig im Chaos. Hiernächst schien mir Virgils äußerst

„äußerſt vollendete Darſtellung durch Worte, Klang und Bewegung, jene Lebendigkeit des Ausdrucks, wozu der ſprödere Stof unſerer Sprache ſich unter meinen Händen nicht allemal ſchmiegen wollte, einen verweilenden Blick zu erfodern: wiewohl heutiges Tags einiger Muth dazu gehört, mit Betrachtung ſolcher Kunſtregeln, die jeder gute Dichter und Redner des Alterthums ausübte, und jeder gute Urtheiler, Ariſtoteles, Cicero, Dionyſius, Quinktilian und Longin, ernſthaft abhandelte, ſich dem Vorwurf der Kleinfügigkeit und Grillenfängerey auszuſetzen. Schon dieſes nöthigte mich, das lateiniſche Original der deutſchen Nachbildung, nicht ſehr zu ihrem Vortheile, gegenüber zu ſtellen; noch mehr, weil ich den Kennern der lateiniſchen Sprache über manche beträchtliche Abweichungen von der Lesart berühmter Ausgaben ſowohl, als von der gewöhnlichen Auslegung, Rechenſchaft ſchuldig war. Ich habe mich hierbey, um den meiſten Leſern nicht anſtößig zu werden, auf das Nothwendigſte eingeſchränkt, meine Gründe in wenige Zeilen gedrängt, niemals widerlegt, um nur zu beſchämen, und wo ichs mußte, durch den Gedanken an die beſſere Welt und Nachwelt mich über niedrigen Partheigeiſt erhoben. Ueberhaupt habe ich den Schein der Gelehrſamkeit, ſo weit es geſchehen durfte, entfernt, und nur das reine Vergnügen, Virgils Gedicht zu verſtehn und zu empfinden, durch Erläuterungen, denen es nicht an Unterhaltung fehlen kann, zu befördern getrachtet.“

Das ganze Werk wird groß Octav, ungefähr Ein Alphabet ausmachen. Es wird auf Pränumeration von 1 rthlr. 4 ggr. in Louisdor à 5 rthlr. gedruckt, welche bis October 1788 offen iſt. Wem es bequemer iſt, addreſſirt ſeine Briefe an die Bohnſche Buchhandlung in Hamburg, oder an die Nicolaiſche Buchhandlung in Berlin.

* * *

In der Leipziger Jubilate-Meſſe 1788. ſind bey Friedrich Nicolai folgende neue Bücher herausgekommen.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, und von einigen Perſonen, die um Ihn waren, nebſt einigen Zweifeln und

Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten, herausgegeben von Friedrich Nicolai. Erstes Heft, 8. 8 Gr.
Das zweyte Heft wird noch vor der Michaelmesse herauskommen.

Aufsätze betreffend die russische Geschichte, von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, Sechster und Siebenter Band, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Bibliothek allgemeine deutsche des LXXVI. Bandes 2tes Stück, LXXVII. Bandes 1stes und 2tes Stück, LXXVIII. Bandes 1stes und 2tes Stück, und LXXIX Bandes 1stes und 2tes Stück, gr. 8. Mit gnädigster Freyheit. 5 Rthlr. 6 Gr.

— der Großfürsten Alexander und Konstantin, von J. K. M. d. K. a. R. 8r und 9r Theil, 8. s. Erzählungen.

Dapp Raymund, Predigtbuch für christliche Landleute zur häußlichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen. Auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs, nach den Evangelien, 4. 1 Rthlr. 16 Gr.

Delaval E. H. Untersuchung der Farben der undurchsichtigen Körper, mit Versuchen bestätigt. Aus dem Englischen übersetzt und mit Beyspielen vermehrt von D. Lorenz Crell. gr. 8. 12 Gr.

Eberhard J. Aug. Apologie des Sokrates, oder Untersuchung der Lehre von der Seeligkeit der Heiden. Erster Theil Dritte verbesserte Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Erzählungen und Gespräche, von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8r und 9r Theil, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Eschenburg J. J. Anhang zu dessen Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, enthaltend eine Beyspielsammlung aus den besten Schriftstellern in alten und neuern Sprachen, 1ster und 2ter Band, gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Fulda Friedrich Carl, Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung, Sammlern und Liebhabern zur Ersparung vergeblicher Mühe bey bereits schon aufgefundenen Wörtern, und zu leichterer eigenen Fortsetzung, gr. 8. 1 Rthlr.

* Hayne J. C. G. Abhandlung über die Kriegskunst der Türken von ihren Märschen, Lagern, Schlachten und Belagerungen ꝛc. mit 10 Kupfertafeln, 1783. gr. 8.
(Dieses Werk enthält eine vollständige Sammlung der besten Nachrichten, und verdient bey dem jetzigen Türkenkriege abermal bekannt gemacht zu werden.)

Hetermann Bened. Franz, Beyträge zur Physik, Oekonomie, Mineralogie, Chymie, Technologie, und zur Statistik, besonders der Russischen und angränzenden Länder. Zweyter Band, gr. 8. 1 Rthlr.
Der dritte Band kömmt in der Michaelmesse heraus.

Hermes Joh. Aug. Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres zur Beförderung der häußlichen Andacht. Zwey Bände, zweyte verbesserte Auflage. gr. 8. Mit gnädigster Freyheit. 2 Rthlr. 12 Gr.

Kirwan Richard, physisch chemische Schriften III. Bandes 1stes und 2tes Stück, aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von D. Lorenz Crell, 8. 1 Rthlr.

Desselben, Angabe der Temperatur von den verschiedenen Breiten verschiedener Länder und Städte; aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von D. Lorenz Crell, 8. 8 Gr.

Klein, Ernst Ferdinand, Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Staaten. Erster Band, gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Dieses Werk ist für alle königliche Preußische Gerichtshöfe und Unterthanen, besonders auch deshalb sehr nützlich, weil es alle Entscheidungen der Königlichen Gesetzkommission enthält.

Der zweyte Band kömmt in der Michaelmesse heraus.

Klügel Georg Simon, Geometrische Entwickelung der Eigenschaften der stereographischen Projektion. Mit drey Kupfern. gr. 8. 8 Gr.

Lottens Briefe an eine Freundinn, während ihrer Bekanntschaft mit Werthern, zwey Theile, aus dem Englischen übersetzt; mit einem Titelkupfer, 8. 12 Gr.

De Luc J. A. neue Ideen über die Meteorologie; aus dem Französischen übersetzt, zweyter Theil, gr. 8. 1 Rthlr.

Lustspiels drey, wider Schwärmerey und Aberglauben, 1) der Betrüger, 2) der Verblendete, 3) der sibirische Schaman von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8. 1 Rthlr.

Moses Mendelssohns kurze Abhandlung von der Unsterblichkeit der Seele, aus dem Hebräischen übersetzt von H. J. 8. 3 Gr.

Nicolai Friedrich, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweitz im Jahre 1781, nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten. I. und II. Band, dritte vermehrte und verbesserte Auflage, mit Kupfern, gr. 8. 2 Rthlr.

Von der Recke, Ch. E. K. geb. Gräfinn von Medem, Etwas über des Herrn Oberhofprediger J. A. Starke Vertheidigungsschrift, nebst einigen andern Erläuterungen, gr. 8. 8 Gr.

Resewitz, F. G. Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung. I. Band, 1stes Stück. Neue verbesserte Auflage, 6 Gr.

Richardson, Johann, Vorschläge zu neuen Vortheilen beym Bierbrauen, nebst Beschreibungen eines neu erfundenen Instruments, den Inhalt des Bieres zu erforschen; aus dem Englischen mit Anmerkungen, übersetzt von D. Lorenz Crell, mit Kupfern, gr. 8. 18 Gr.

Schaman, der sibirische, ein Lustspiel von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8. 8 Gr.

Schilderung offenherzige, der Müßiggänger und Taugenichts in London, zur Warnung für deutsche Müßiggänger und Taugenichts, zweyter Theil, 8. London, bey W. Adlard. 8 Gr.

Schink, Joh. Fr. vernünftig christliche Gedichte, 8. 9 Gr.

Teu-

Treumann, Georg Friedrich, Katechisationen, dritter Theil, 8. 8 Gr.

Ueber Katholicismus, Vernunft-Religion und vernünftiges Christenthum, in einigen nützlichen und nöthigen Anmerkungen zu des Herrn S. de Marees Briefe über die neuen Wächter der protestantischen Kirche; aufgesetzt von einem Freunde der Wahrheit, 8. 12 Gr.

Ueber J. M. Sailers vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen, gr. 8. 4 Gr.

Versuch über Gott, die Welt, und die menschliche Seele, durch die gegenwärtigen philosophischen Streitigkeiten veranlaßt, 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

Neue Kupferstiche.

Plan der Stadt Wien, und der sämmtlichen Vorstädte, nach den neuesten Verbesserungen, 1783. auf französisches Papier gedruckt. 8 Gr.

Bildniß Herrn Christian Gottlieb Gmelin, Herzogl. Würtemb. Rath und Professors der Rechte zu Tübingen, nach Oder von E. Henne in Berlin gestochen. 6 Gr.

— Herrn Consistorialrath Joh. August Hermes, zu Quedlinburg von D. Chodowiecki in Berlin gezeichnet und gestochen, gr. 8. 8 Gr.

— Herrn D. Wilhelm Herschel, (des berühmten Astronomen zu London) von Rupenhausen in Göttingen gezeichnet und gestochen, gr. 8. 6 Gr.

— des sel. Herrn Geheimenrath D. Joh. Kämpf, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— des sel. Herrn Hofrath W. J. G. Kosten zu Halle, von D. Beyel in Halle gezeichnet und gestochen, gr. 8. 4 Gr.

— Herrn Prof. Meiners zu Göttingen, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— Herrn Hofrath David Michaelis zu Göttingen, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— Herrn Hofrath K. G. Pfeffel zu Kolmar, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

Druckfehler.

Im LXXX. Bandes I. und II. Stück.

S. 4. Z. 6. Saumsal l. Saumseligkeit. S. 103. Z. 16. la Matri l. la Mettrie.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des ein und achtzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1788.

Verzeichniß

im zweyten Stücke des ein und achtzigſten Bandes recenſirten Bücher.

V. Abhandlungen der Römiſch-Kaiſerl. Königl. Joſephiniſchen mediciniſch-chirurgiſchen Academie zu Wien, 1r Band Seite 311

'. Ueber das Schuldenweſen des churſächſiſchen Adels, und das beſte Mittel, ihn wider den fernern Verfall zu ſichern . . . 319

. J. Kants Kritik der reinen Vernunft 343

Kurze Nachrichten.

1) Proteſt. Gottesgelahrheit.

r über die neuen Wächter der proteſtantiſchen Kirche von S. C. F. de Marees, 2r Heft . 355

einzige hre Syſtem der chriſtlichen Religion 392

r rei reyre und wahre Gottſeeligkeit in Inſchriften ans 1r, von K. F. Schulze, 1r Beytrag 393

) eines faßlichen Unterrichtes in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre für Kinder unter 12 Jahren, , von J. C. Salfeld . . 394

as neue Teſtament, ſo überſetzt und erklärt, daß es ein jeder Ungelehrte verſtehen kann, 1r Theil, von J. H. D. Moldenhaver . . 395

antwortung der Frage: woher es komme, daß die Irrlehren und Spöttereyen jetzt ſo überhand nehmen? von C. G. Grafen zu Lynar . 396

ogmatiſche und moraliſche Predigten, von D. J. G. Roſenmüller . . 397

2. Rechtsgelahrheit.

Praecognita veriora universae Iurisprudentiae ecclesiasticae positivae Germanorum, a *C. F. Glück* S. 400
Abänderungen der geistlichen Gerichtsbarkeit, von Mumelter 402
Meditatio ferialis de lege Amortizationis, suscepta a *C. I. de Buininck* 403
Hannikel, oder die Räuber- und Mörderbande, Sulzen in Verhaft genommen, und am 17 1787. daselbst justificirt worden 403
Hannikels und seiner Consorten letzte Auftritte als ein Anhang zu seiner Lebensgeschichte 404
Etwas über das römische Recht und besonders über die Anklage des nicht empfangenen Geldes 404
Der Reichscavalier auf seinem Reichsohnmittelbaren Gebiete von *C. L. Pfeiffer* 407

3. Arzneygelahrheit.

J. Hunters Abhandlung über die venerische Krankheit 407
Untersuchung des thierischen Magnetismus 413
Medicinische Beobachtungen, 2n B. 1s. Heft ebd.
Hippokrates Werke, aus dem Griechischen, von D. J. F. C. Grimm, 2r Bd. 416
D. J. G. Jungs Lehrbuch der Viehartzneykunde, 2r Th. ebd.
D. Koblhaas Anleitung zur Bildung ächter Wundärzte, 2r Bd. 417
D. M Roussels Physiologie des weibl. Geschlechts ebd.
J. D. Metzgers Handbuch der Staatsarzneykunde 418
Skizze einer medicinischen Psychologie 420
Neues Magazin für die gerichtliche Arzneykunde und medicinische Polizey, 2n Bds. 2s St. 421

4. Schöne Wissenschaften.

Karl und Karoline, ein dramatisches Familiengemälde 422
Das Muttersöhnchen, ein Lustspiel 424
Nicht immer nach der Erziehung der Menschen, oder der Instinkt ebd.
Die reduzirte Nonne, ein Lustspiel von J. C. Gerrmus ebd.
Die Rückkehr aus Ostindien, ein Lustspiel von J. C. Raffke 425
Der Vermählungstag, ein Schauspiel ebd.

Verbrechen aus Ehrsucht, von W. A. Iffland S. 426
Bewußtseyn, ein Schauspiel von W. A. Iffland ebd.
Orpheus und Euridice, eine Oper von C. F. Cramer 432

5. Schöne Künste.

Monatsschrift der Academie der Künste und mechan. Wissenschaften zu Berlin, 1s und 2tes St. 433
Kurze Anweisung zur künstlichen Stickerey, von einem Frauenzimmer 435
Raisonnirendes Verzeichniß von der k. k. Gemäldegallerie in Wien, von H. Rigler 436

6. Romane.

Eine gefundene Geschichte in 2 Büchern abgefaßt von Hrn. Ignaz, Reichsgraf. v. Krasicki 437
Spitzbart der Zweyte, oder die Schulmeisterwahl 438
Karoline von Lichtfeld, eine Geschichte in 2 Theilen 439
Das letzte Lebensjahr meines Freundes 440

7. Weltweisheit.

Die Grundsätze der natürlichen Theologie bewiesen, und aus dem Weltgebäude erläutert, von J. G. Waldin 441
J. F. du Jours Versuch über die Verrichtungen und Krankheiten des menschlichen Verstandes 443
Einleitung zur gemeinnützigen Moralphilosophie, von J. M. Sailer 445
De ideis Platonis dissertatio philosophico-historica, auctor M. G. H. Schulze 450
Franklins freyer Wille, ein Wink für denkende Menschen 451
Des Hrn. v. Alemberts Anfangsgründe der Philosophie 452
Ueber die Unsterblichkeit der Seele 453
Discours sur l'eclaircissement national et les suites dans l'état, par H. Petersen 454

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Magazin für die Naturkunde Helvetiens, von A. Höpfner herausgegeben, 1r und 2r Band 455
Abhandlung über das Ausmessen der Wärme, von J. T. Mayer 467

J. C. P. Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre S. 573
J. Ingenhouß Verſuche mit Pflanzen . 574
Icones Piſcium Auſtriae indigenorum, Lib. B. a *Meidinger*, Decuria II. . . 575
I. A. Murray Opuſcula, Vol. II. . 576
Die Feldmäuſe und ihre Verwüſtung im Jahre 1773. 580
Anfangsgründe der Naturgeſchichte, von H. P. C. Lamarck . . . 585
Unterricht vom Polirren des Eiſens und Stahls, für Stahlarbeiter . . . 588
Pharmaceutiſch chemiſche Erfahrungen über die neueſten in der praktiſchen Pharmazie gemachten Entdeckungen und Verbeſſerungen, von J. C. Dollfuß . 589

9. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Afrika, ein geographiſch-hiſtoriſches Leſebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher, von A. Hammerdörfer und C. T. Roſche, 4r B. . 592
L. Meiſters Geſchichte von Zürich von ihrem Urſprung bis zu Ende des 16ten Jahrhunderts . 610
Briefe eines Sachſen aus der Schweiz an ſeinen Freund in Leipzig, 3r Th. . . 611
J. C. Fabricius Briefe aus London, vermiſchten Inhalts 613
J. Gillies's Geſchichte von Altgriechenland und von deſſen Pflanzſtädten und Eroberungen u. ſ. w. 1r Th. 615
Tabellariſches Lehrbuch der neueſten Geographie und Statiſtik, von F. L. Brunn . . 615
D. H. Herings neue Beyträge zur Geſchichte der evangeliſch-reformirten Kirche in den Preuß. Brandenb. Ländern, 1r Theil . . . 619
Philoſophiſche Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert 626
Mathäus und Veit Conrad Schwarz nach ihren merkwürdigſten Lebensumſtänden und vielfältig abwechſelnden Kleidertrachten . . . 627
Bibliothek der Großfürſten Alexander und Conſtantin, von J. A. M. 6r und 7r Th. . 632
Erzählungen und Geſpräche, von J. A. M. 6r u. 7r Th. ebd.
Aufſätze, betreffend die rußiſche Geſchichte, von J. A. M. 4r und 5r Bd. . . . ebd.
J. W. Coxe's Reiſen durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark, 2 Bände . . 635

Geſchichte der vereinigten Niederlande von Entſtehung der Republik bis auf die gegenwärtige Zeiten, von C. L. Freyh. von L. 1r Th. S. 637
Holländiſche Denkwürdigkeiten der gegenwärtigen Unruhen in den vereinigten Niederlanden, von K. Hammerdörfer . . . ebd.
Neue Reiſebemerkungen in und über Deutſchland, von verſchiedenen Verfaſſern, 3r und 4r Bd. 641
Geſchichte des Grafen Wilhelm von Holland, römiſchen Königs, von J. Meermann, 1r Th. 645

10. Gelehrtengeſchichte.

Verſuch einer Beſchreibung ſehenswürdiger Bibliotheken Deutſchlands, von F. C. G. Hirſching, 2n Bds. 2te Abtheil. . . 647
Lebensbeſchreibungen der drey ausgezeichneteſten Vorläufer des berühmten M. Johannes Huß von Hußinez, von A. Zitte . . 650
Ueber die Schickſale der Literatur, 2r Th. . 652
Hiſtoriſch-litterariſches Magazin, von J. G. Meuſel angelegt, 4r Th. . . ebd.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Ammonius de adfinium vocabulorum differentia 654
Joel, metriſch überſetzt mit einer neuen Erklärung von D. J. C. K. Eckermann . 660
Katulls epiſcher Geſang von der Vermählung des Peleus und der Thetis . ebd.
Virgils Georgikon in deutſche Hexameter überſetzt von J. H. Jung . . . 666
Leſebuch für die untern Klaſſen, von J. C. F. Heinzelmann 669
Homers Ilias, 1r bis 6r Geſang, von K. C. K. Brohm 670

12. Erziehungsſchriften.

Was muß ein Kreisſchulenviſitator wiſſen und thun, um der Kirche ſowohl als dem Staate wahren Nutzen zu ſchaffen? von J. K. Wilfling . 677
Erſte Lieblingslectüre zum Unterricht und Vergnügen für Kinder . . . 687

Ueber

Ueber den Geist des Zeitalters in pädagogischer Rücksicht, 1s Stück . . . ebd.
Neue Fibel mit neuen Figuren . . 689
Für Kinder auf dem Lande, von F. Kraft . 691
Unterhaltungen für Kinder- und Kinderfreunde, 3tes und letztes Bändchen . . . 692
Versuch über die sittlichen Eigenschaften und Pflichten des Soldatenstandes, von C. G. Wolf . 694

13. Haushaltungswissenschaft.

J. C. Schmidts praktischer Landwirth . 695
Güldnes A, B, C, für die Bauern, von J. C. Christ 699
J. L. Werners ökonomischer Katechismus . ebd.
Oekonomisches Taschenbuch für Hausväter und Hausmütter 2ter Band . . . 701

14. Vermischte Nachrichten.

Die Nestündische Iris, von M. G. Arvelius, 1r Th. 702
Kirchenkronik, oder geistliches Vademecum, 1r Samml. 704
Anleitung zur primitiven gabalistischen Wissenschaft — von J. J. J. W. G. . . 706
Der deutsche Zuschauer, 138, 168 und 178 Heft 707
Gebete der hochdeutschen und polnischen Juden 708
Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen zur Aufnahme der Mathematik u. s. w. von J. Edlen von Born . . . 709
Ueber Jesuitismus, Lavaterianismus, Ulrspergerianismus und deren Ursachen, von Tschenking . 711

Nachrichten. 715

Beförderungen . . . 716
Todesfälle . . . 717
Druckfehler . . . ebd.
Bücheranzeige . . . 718

IV.

Abhandlungen der Römisch-Kaiserl. Königl. Josephinischen medicinisch-chirurgischen Academie zu Wien. Erster Band. Wien, bey Gräffer und Compag. 1787. 430 S. in 4. ohne die Vorrede und Einleitung.

wir von den, in diesem Bande enthaltenen
handlungen Rechenschaft geben können,
mi wir unsern Lesern kurz unsre Meynung
von den ihnen vorgedruckten, 72 Seiten langen
itung sagen. Ihre Absicht ist, das graue Al-
m, die Würde, Wichtigkeit und Vorzüge der
rurgie vor der innerlichen Heilkunst zu beweisen,
endlich die Kaiserliche Wohlthat Josephs des
en zu rühmen, welche er durch die Errichtung
medicinisch-chirurgischen Schule dieser Wissen-
ft und seinen Unterthanen erwiesen hat. Die
ung aber, ist so elend ausgefallen, daß wir
sten Bande von Academikern herausgege-
Abhandlungen vorgedruckt zu sehn uns betrüben,
ch christlicher Bruderliebe verhoffen wollen,
von einem Schüler und nicht von einem Mit-
lede der Academie aufgesetzt sey; so voll ist sie von
Thorheiten, Inconsequenzen, halb wahren und ganz
falschen Sätzen. Zur Bestätigung dieser unserer,

sehr billigen Aussage, dürfen wir nur den Gang der hauptsächlichsten Beweise bemerklich machen.

Schon zu Adams Zeiten, sagt der Verf. war die Chirurgie nothwendig, denn dem ersten Menschenkinde mußte schon die Nabelschnur abgeschnitten werden, und Gewaltthätigkeiten, Fälle und schwere Arbeiten mußten auch den ersten Menschen manche Quetschungen, Wunden und Brüche zuziehn, welche chirurgische Hülfe nothwendig machten. (Als der Verf. doch nur bedacht hätte, daß die Thiere selben chirurgischen Hülfsleistungen gleichfalls benöthig haben, und ohne Wundarzt und Wundenkunst von der Natur sie so glücklich erlangen.) — An der Würde der Chirurgie, heißt es ferner, kann niemand zweifeln, der es bedenkt, wie manche Könige und Helden [illegible] daß selbst Christus [illegible] angeheilt, Oel und [illegible] der Engel Raphael dem [illegible] eines Fisches sein Gesicht [illegible] — Um die Wichtigkeit endlich und die Chirurgie zu beweisen, behauptet der Verf. daß die innerliche Heilkunst größtentheils auf Muthmaßungen beruhe, in der Chirurgie gehe man also viel sicherer zu Werke; darum sey aber das chirurgische Studium nicht leichter als jene [illegible] der Chirurgus müsse alles das wissen, was die Aerzte gefordert wird, und noch viele Dinge verstehen, welche jenem unnütz seyn würden. „Der Chirurg (so wird im ganzen Buche der Wundarzt „benannt) muß bey einer Operation, heißt es S. 34. „die in dem menschlichen Körper verborgen liegende „Theile wie durch ein Glas betrachten können, oder „gefähr so, wie man die in einem Krystall oder Te-

ingeschlossenen Thierchen ganz klar unterschei-
kann. — 2) Innerliche Krankheiten würden
on der Natur allein geheilt, äußerliche Schäden
erforderten beständig die Hand des Wundarz-
(?) 3) Aeußerliche Gebrechen würden ohne
e des Arztes, bloß durch die Hand des Chirur-
heilt, (?) da die mehrsten innerlichen Krank-
n nicht ohne Beyhülfe des Wundarztes geheilt
en könnten. (Der Verf. nennt hier jene wichti-
Operationen, als Blutigel- und Schröpfköpfese-
Aderlassen und Blasenpflaster legen.) — 4)
rates habe aus keiner andern Ursache den Na-
s ersten Arztes verdient, werde ihm auch bloß
gen behalten, weil er ein großer Chirurgus war;
d, setzt der Verf. S. 30. hinzu, „heut
ige innerlichen und äußerlichen Krankheiten
Rath gezogen als die Feldchirurgen?“(??) —
folgenden Lobpreisungen der Kaiserlichen
y Errichtung der chirurgischen Academie stehn
uns, sehr am unrechten Ort, da eine
Handlung durch sich selbst, durch ihren innern
h sich am besten lobt, und da der Verf. um sei-
e Stimme noch heller tönen zu lassen, Sa-
hauptet, deren Beweis ihm zu führen schwer,
nmöglich werden möchte. S. 64. heißt es z. B.
sterreich gar keine, oder nur höchst elend ein-
Spitäler vor der Erbauung des großen
nhauses gehabt habe. Rec. ist überzeugt, daß
hmlich das Dreyfaltigkeitsspital unter der Auf-
es unsterblichen Stolle, und auch das Hospital
armherzigen Brüder unter des Hrn. Quarin's
, noch immer schwer zu erreichende Muster
uten Aufsicht, Ordnung und Reinlichkeit wa-
und diese Spitäler waren in Wien, noch vor

der Regierung des jetzigen Monarchen. — " Zu gewagt scheint uns auch der Ausspruch S. 63. „daß „die Chirurgie in Deutschland ihr Aufkommen, ihren Flor und ihr Bestehen bloß Joseph II. zu verdanken habe," und S. 60. daß man nach dieser Einrichtung in der Zukunft über Mangel an geschickten Wundärzten in Deutschland nicht mehr werde klagen dürfen. —

In den Abhandlungen selber haben wir leider! auch nicht viel Erhebliches und Neues angetroffen. Damit unsere Leser aber erfahren, was sie in diesem Bande suchen können, wollen wir die Ueberschriften und den Hauptinhalt einer jeden, hier hersetzen. — Die Iste Abhandlung vom Gliedschwamme am Knie vom Hrn. Dr. A. v. Brambilla, enthält die gewöhnliche Beschreibung, Eintheilung und Heilung dieses langwierigen und oft schwer zu hebenden Uebels. Der Verf. bemerkt sehr richtig, daß man sich durch die anscheinende Fluctuation ja nicht verleiten lassen müsse diese Art Geschwülste zu öffnen, weil Einschnitte, so wie das von einigen angerathne Haarseil immer schlimme, oft tödtliche Folgen hätten. — Unter den angegebenen äußerlichen Mitteln vermißt Recensent jenes Holländische Mittel, welches er in einigen Fällen mit Nutzen angewandt hat; wir meynen, auf Hanfwerg gestreutes, mit rectificirtem Weingeist angefeuchtetes Colophonium über die Geschwulst geschlagen, und einige Tage liegen gelassen. — In der IIten Abhandlung, über den Gebrauch der Fieberrinde, des Queckſilbers und des Opiums beym Tetanus, von einer Verwundung, von Dr. J. J. Plenk; beweist der Verf. durch einige angehängte Krankengeschichten den Nutzen, welche diese drey

y Mittel und die Amputation in dem so gefährlichen
) fürchterlichen Zufall zuweilen gewähren. Er
in seiner 30jährigen Praxis 12mal diesen Zufall
behandeln gehabt, und nur dreyen dieser Kranken
Leben erhalten können. — Die IIIte von der
tadrigten Schlagadergeschwulst (varix aneurisma-
is) von A. v. Brambilla, einen Bruder des Herrn
tochirurgi, enthält 3 Beobachtungen, wo die
mpression dieses, nach einem unglücklichen Aber-
entstandne Uebel glücklich heilte. — IV. Von
r eignen Gattung Paresis von Dr. Görferth.
ch einer eckelhaft weitschweifigen Beschreibung die-
Krankheit und ihrer Ursachen werden 4 Fälle er-
lt, wo geschwundene Glieder durch anhaltenden
rauch erweichender Mittel glücklich wieder herge-
t wurden. Zwey dieser Fälle sind dem Verf.
dem Hrn. Ritter von Brambilla mitgetheilt,
hem zu Ehren er denn auch reichlich Weihrauch
pfen läßt. — V. Von der Bleykolik von Dr.
rambilla; eine sehr mittelmäßige Abhandlung
dieser in Wien so häufig vorkommende Krank-
, welche der große Stolle schon so meisterhaft
rieben und so glücklich zu heilen gelehrt hat, des-
Namen aber von diesem Verf. mit keiner Silbe
cht wird. — VI. Beobachtungen über die
mengänge, ihre Klappen und einen neuen Weg
) welchen der Saame bey Männern ins Geblüt
tet wird, von D. G. Proschaska. Von den
rn Entdeckungen eines Hunters wird nichts er-
nt. Zu dieser Abhandlung gehört die erste Ku-
afel, auf welcher 3 mit Queckſilber ausgesprützte
chliche Hoden abgebildet sind. — VII. Beob-
ng über einen Hundskrampf (spasmus cynicus)
uf die zufällige Verletzung eines Nerven erfolgte,

der Regierung des jetzigen Monarchen. — Zu gewagt scheint uns auch der Ausspruch S. 63. „daß „die Chirurgie in Deutschland ihr Aufkommen, ihren Flor und ihr Bestehen bloß Joseph II. zu verdanken habe," und S. 60. daß man nach dieser Einrichtung in der Zukunft über Mangel an geschickten Wundärzten in Deutschland nicht mehr werde klagen dürfen. —

In den Abhandlungen selber haben wir leider! auch nicht viel Erhebliches und Neues angetroffen. Damit unsere Leser aber erfahren, was sie in diesem Bande suchen können, wollen wir die Ueberschriften und den Hauptinhalt einer jeden, hier hersetzen. — Die Ite Abhandlung vom Gliedschwamme am Knie vom Hrn. Dr. A. v. Brambilla, enthält die gewöhnliche Beschreibung, Eintheilung und Heilung dieses langwierigen und oft schwer zu hebenden Uebels. Der Verf. bemerkt sehr richtig, daß man sich durch die anscheinende Fluctuation ja nicht verleiten lassen müsse diese Art Geschwülste zu öffnen, weil Einschnitte, so wie das von einigen angerathne Haarseil immer schlimme, oft tödtliche Folgen hätten. — Unter den angegebenen äußerlichen Mitteln vermißt Recensent jenes Holländische Mittel, welches er in einigen Fällen mit Nutzen angewandt hat; wir meynen, auf Hanfwerg gestreutes, mit rectificirtem Weingeist angefeuchtetes Colophonium über die Geschwulst geschlagen, und einige Tage liegen gelassen. — In der IIten Abhandlung, über den Gebrauch der Fieberrinde, des Queckſilbers und des Opiums beym Tetanus, von einer Verwundung, von Dr. J. J. Plenk; beweist der Verf. durch einige angehängte Krankengeschichten den Nutzen, welche diese drey

ey Mittel und die Amputation in dem so gefährlichen
ıd fürchterlichen Zufall zuweilen gewähren. Er
t in seiner 30jährigen Praxis 12mal diesen Zufall
behandeln gehabt, und nur dreyen dieser Kranken
s Leben erhalten können. — Die IIIte von der
ıtadrigten Schlagadergeschwulst (varix aneurisma-
us) von A. v. Brambilla, einen Bruder des Herrn
otochirurgi, enthält 3 Beobachtungen, wo die
ımpression dieses, nach einem unglücklichen Aber-
j entstandne Uebel glücklich heilte. — IV. Von
er eignen Gattung Paresis von Dr. Görferth.
ıch einer eckelhaft weitschweifigen Beschreibung die-
Krankheit und ihrer Ursachen werden 4 Fälle er-
ılt, wo geschwundene Glieder durch anhaltenden
brauch erweichender Mittel glücklich wieder herge-
lt wurden. Zwey dieser Fälle sind dem Verf.
ı dem Hrn. Ritter von Brambilla mitgetheilt,
lchem zu Ehren er denn auch reichlich Weihrauch
npfen läßt. — V. Von der Bleykolik von Dr.
Brambilla; eine sehr mittelmäßige Abhandlung
r diese in Wien so häufig vorkommende Krank-
, welche der große Stolle schon so meisterhaft
hrieben und so glücklich zu heilen gelehrt hat, des-
Namen aber von diesem Verf. mit keiner Silbe
acht wird. — VI. Beobachtungen über die
amengänge, ihre Klappen und einen neuen Weg
ch welchen der Saame bey Männern ins Geblüt
t wird, von D. G. Proschaska. Von den
n Entdeckungen eines Hunters wird nichts er-
) Zu dieser Abhandlung gehört die erste Ku-
tafel, auf welcher 3 mit Queckſilber ausgesprützte
ıschliche Hoden abgebildet sind. — VII. Beob-
ung über einen Hundskrampf (spasmus cynicus)
auf die zufällige Verletzung eines Nerven erfolgte,

der Regierung de
wagt scheint uns
„die Chirurgie in
„ren Flor und ihr
„danken habe,“
Einrichtung in der
ten Wundärzten in
klagen dürfen. —

In den Abhandl
auch nicht viel Erheb
Damit unsere Leser abe
Bande suchen können,
und den Hauptinhalt ei
Die 1ste Abhandlung vo
vom Hrn. Dr. A. v. L
wöhnliche Beschreibung,
dieses langwierigen und
bels. Der Verf. bemerkt
durch die anscheinende Flu
lassen müsse diese Art Ge
Einschnitte, so wie das von
seil immer schlimme, oft tödl
Unter den angegebenen äuß
Recensent jenes Holländisch
einigen Fällen mit Nutzen ang
nen, auf Hanfwerg gestreu
Weingeist angefeuchtetes Cole
schwulst geschlagen, und einig
— In der 4ten Abhandlung,
der Fieberrinde, des Queckſilb
beym Tetanus, von einer Ver
J. J. Plenk; beweist der Ver
hängte Krankengeschichten den

rgne Schärfe, (bey den Soldaten die Krätz- am häufigsten) die venerischen Krankheiten lig mache, welche aber der gewöhnlichen, vor- Erfolg angewandten Behandlung leicht wei- hdem man diese versteckte Schärfe durch ge- ittel aus dem Körper geschafft hat. Durch s Schwefelblumen mit ein paar Gran ermischt und mit vielem Hollunderthee ge- der Verf. in den hier beschriebenen Be- die übel geheilte und versteckte Krätze zurück, (in einigen Fällen nahm er Hülfe) und heilte hierauf die vene- durch Quecksilbermittel, welchen sie widerstanden. Ein Beweiß, daß zur Vertreibung aller Schärfen, schärfe specifisch hinlänglich Abhandlung, über die krampf- den Kon- Gäste zurst und

von A. Brambilla. Zum Glück des Lesers füllt diese Beobachtung nur einen Bogen an, denn sie ist äußerst unwichtig, und der Fall, welchen sie enthält, eben so schlecht beschrieben als behandelt. — VIII. Ueber menschliche Monstren überhaupt, und insbesondere die Geschichte einer vierzehnjährigen Schwangerschaft. Diese Misgeburt befindet sich unter den Präparaten der Academie, ist hier auf 3 Kupfertafeln abgebildet und höchst mager beschrieben. — IX. Ueber den Nutzen des Absuds von grünen Wallnußschaalen bey Geschwüren, von Dr. J. Hunczovsky. Die angeführten Fälle, in welchen der Absud der Nußschaalen neben dem Gebrauch anderer Mittel Nutzen schaffte, betreffen alle Fußgeschwüre; auch rühmt der Verf. dieses Mittel in andern Geschwüren, in welchen keine beträchtliche Entzündung, Verhärtung oder innerliche Schärfe zugegen ist. — X. Von einigen widernatürlichen Bildungen des Herzens, und seiner nächsten Gefäße; nämlich: 1) Geschichte einer doppelt aufsteigenden untern Hohlader (ven. cav. ascend.) und eines ungewöhnlich erweiterten Herzohrs; 2) Beschreibung einer widernatürlichen Beschaffenheit und Lage der Brusteingeweide, und einer ganz eignen Structur der Herzensgefäße; 3) Geschichte zweyer an erwachsenen Körpern offen gefundner foraminum ovalium; und endlich 4) Beschreibung eines in der Spitze des Herzens gefundnen muschelförmigen Beins. Alle diese Geschichten werden durch die Kupfertafeln näher erläutert. — XI. Ueber die Hartnäckigkeit gewisser venerischen (r) mit der Krätzschärfe vergesellschafteten (r) Geschwüre, von Dr. W. Böking. Eine der wenigen guten praktischen Abhandlungen dieses Bandes, in welcher der Verf. durch guterzählte Beobachtungen es beweist, daß eine im Körper

verborgne Schärfe, (bey den Soldaten die Krätzschärfe am häufigſten) die veneriſchen Krankheiten hartnäckig mache, welche aber der gewöhnlichen, vorher ohne Erfolg angewandten Behandlung leicht weichen, nachdem man dieſe verſteckte Schärfe durch gehörige Mittel aus dem Körper geſchafft hat. Durch Pulver aus Schwefelblumen mit ein paar Gran Campher vermiſcht und mit vielem Hollunderthee gegeben, trieb der Verf. in den hier beſchriebenen Beobachtungen die übel geheilte und verſteckte Krätze nach der Haut zurück, (in einigen Fällen nahm er warme Bäder zu Hülfe) und heilte hierauf die veneriſchen Zufälle durch Queckſilbermittel, welchen ſie vorher hartnäckig widerſtanden. Ein Beweiß, daß auch das Queckſilber zur Vertreibung aller Schärfen, ja nicht einmal der Krätzſchärfe ſpecifiſch hinlänglich ſey. — Die XIIte Abhandlung, über die krampfſtillende Eigenſchaft der Ipecacuanha bey den Konvulſionen (Convul) der Schwangeren und Gebährenden, von Dr. J. J. Plenk, iſt an praktiſcher Güte der vorigen völlig ähnlich. Der Verf. giebt zuerſt die Urſachen der Convulſionen bey Schwangeren und Gebährenden an, und verſichert, daß die Ipecacuanha in kleinen Gaben (gewöhnlich reichte der Verf. $\frac{1}{4}$ Gran alle $\frac{1}{4}$ Stunden) in dieſen eben ſo fürchterlichen als gefährlichen Zufällen, ihm die ſicherſte Hülfe geleiſtet habe, wenn nur die andern, in den verſchiedenen Fällen verſchiedentlich angezeigten Mittel, als Aderlaſſen, Klyſtire, warmes Baden, Caueleſſenz, kalte Umſchläge u. ſ. w. neben dem Gebrauch der Ipecacuanha nicht verſäumt wurden. Fünf hier erzählte Fälle beweiſen die Wahrheit des Geſagten. — XIII. Ueber den Gebrauch eines wirkſamen Liniments bey ſcrophulähnlichen Geſchwülſten

von Dr. H. Streit. Der Verf. versteht hier bloß Drüsenverhärtungen, welche aus verschiednen Ursachen ihren Ursprung nehmen, und nicht jene Geschwüre und Krankheiten, welche aus der scrophulösen Schärfe entspringen, jetzt leider so häufig vorkommen, so hartnäckig meistens sind, und Recens. dem ausgearteten oder übel behandelten venerischen Gifte ihr erstes Daseyn hauptsächlich verdanken zu haben scheinen. Das Mittel welches er gegen jene Geschwülste als so wirksam anräth, ist aus *Francisci Boncali* historiae morborum Brix. 1742. entlehnt, und besteht aus Rp. Ochsengalle 13 Loth, Nußöl 1 Loth 3 Quentgen, Kochsalz 2½ Loth, dieses wird 36 Stunden lang in der Ofenwärme digerirt, in einer gläsernen Reibschaale 2 Stunden lang vermischt, und mittelst Hanfwerg 2mal des Tags auf die Geschwulst (welche man vorhero gelinde mit Flanel reiben kann) aufgelegt. Wenn Röthe und Ausschlag auf der leidenden Stelle entsteht, muß man dieß Mittel so lange aussetzen, und durch eine lindernde Salbe diese zu vertreiben suchen. Die angeführten Fälle betreffen, zwey Kniegeschwulsten, welche glücklich dadurch geheilt wurden, ausgenommen, alle verhärtete Halsdrüsen, welche aber nicht alle, auch durch den lange fortgesetzten Gebrauch dieses Liniments völlig aufgelöst wurden. — XIV. Beobachtung einer eignen Gattung von Elephantenaussatze von Dr. v. Brambille. Die Beobachtung betrifft ein dreyjähriges, dem Anschein nach von einem durch Venusgift angesteckten Vater erzeugtes Mädchen, welches durch innerlich und äusserlich angewandte Mercurialmittel und warme Bäder von einem häßlichen schwarzen Elephantenaussatz der ihren ganzen Körper einnahm, geheilt wurde. Auf 2 Kupfertafeln ist das Aussehn des Kindes im

gesun-

gefunden und im kranken Zustande abgebildet. —

XV. Ueber den zum achten Paar der Gehirnnerven hinlaufenden Beynerven der Rückgräte von Dr. A. Scarpa, enthält eine genaue anatomische Beschreibung dieses von manchem Anatomiker nicht genug beachteten nervi accessorii, seiner Verbindungen und seines Nutzens. Zwey vom Verf. selbst gezeichnete Kupfertafeln stellen das Beschriebene deutlich vor Augen.

Anzeigen müssen wir endlich noch, daß dieses Werk mit lateinischen Lettern gedruckt, und durch ein Titelkupfer und viele allegorische Vignetten geziert sey. Es wird auch eine lateinische Ausgabe dieser academischen Abhandlungen, um sie noch weiter auszubreiten, in der Vorrede versprochen, in welcher, wenn sie erscheinen sollte, wir doch wenigstens die vielen Provinzialausdrücke und Schreibfehler nicht finden werden, welche auf jedem Bogen dieser deutschen Academischen Arbeiten so häufig anzutreffen sind. —

Dr.

V.

Ueber das Schuldenwesen des churſächsischen Adels und das beste Mittel, ihn wider den fernern Verfall zu sichern. Ein frommer Wunsch bey Gelegenheit des im Jahr 1787. ausgeschriebnen allgemeinen Landtags, geäußert von — — r. Leipzig, bey Hilscher. 1787. 288 S.

Diese vortreffliche, wohlgemeinte, mit Wahrheitsliebe entworfne Darstellung über das Schuldenwesen des churſächsischen Adels und dabey nach dem Muster der 1777. in Schlesien ausgeführten Assecuranz und eingerichteten ritterlichen Casse zu Tilgung der Schulden des dasigen Adels, entworfne ausführbare Project, ihn wider den fernern Verfall nicht allein zu sichern, sondern endlich wider zu seinem verlohrnen Ansehen und schuldenfreyen Unabhängigkeit zu bringen, ist allerdings der Beherzigung dieses ansehnlichen Corps würdig, und verdient, da die Vorschläge bey dem meisten unmittelbaren und mittelbaren Adel Deutschlandes eben so nöthig anwendbar wären, eine nähere Auseinandersetzung und erwägende Empfehlung. Bey gleichen Ursachen des Verfalls, sind auch gleiche Mittel der Wiederherstellung mit wenigen localen Abänderungen anzuwenden. Und da der Adel einmal nach unsrer deutschen gewiß guten Staatsverfassung die nothwendige Stütze derselben worden ist, so wird jeder warme Patriot, der sich nicht von den neuern wider den Adel declamirenden Staatslehrern, die der Despotie so gern aufhelfen wollen, irre führen läßt, dessen Aufhelfung mit dem Verf. wünschen, seine wahren nicht eingebildeten Vorzüge, die ihm eigentlich so theuer zu stehen kommen, nicht beneiden, vielmehr zur Erhaltung des Ganzen gern hergestellet sehen. Der Verf. hat sein Werk in 14 Abschnitte getheilet, wir folgen ihm Schritt vor Schritt, und wollen das Gute, Anwendbare in aller Kürze daraus angeben, und hie und da unsre Gedanken beyfügen.

Der Inhalt des ersten Abschnitts enthält allgemeine Bemerkungen über den Verfall des churſächsischen

ſiſchen Landadels und deſſen Schuldenweſens. Der Verfaſſer ſetzt die erſte Gelegenheit zum Verfall in der, nach eingeführter Erblichkeit der Lehne „auf „krummen Wegen der Erbſchleicherey manches Lehn„dorf und Zinnßbauern an ſich reißenden Geiſtlichkeit, „und in die den Staaten ſo gefährlichen Begünſtigun„gen der ſo betittelten milden Stiftungen, worauf „das noch gefährlichere Privilegium Kaiſer Carl IV. „vom Jahr 1350 folgte, in welchem den Städten „in Thüringen und Meißen das Recht ertheilet wur„de, daß die Freygebohrnen bürgerlichen Standes „lehnfähig ſeyn, und ihnen der Erwerb adlicher Lehngü„ter nachgelaſſen ſeyn ſollte.“ Es war nicht Karl IV. ſondern der Kayſer Ludwig aus Bayern, der Friedrichen den Ernſthaften, Landgrafen in Thüringen und Markgrafen in Meißen, ſeinem Schwiegerſohne 1329. zuerſt mittelſt eines offnen Briefes dieſes nachließ. K. Karl IV. beſtätigte nachher dieſes Privilegium: die Urkunden ſowohl Ludwig des Bayern, als Karls IV. findet man in Schöttgens Oberſächſiſcher Nachleſe p. 69. ſeqq. — Die Lehngüter ſtiegen zwar hierdurch im Werthe, aber die Standſchaft verminderte ſich, weil nur der 8 Ahnen habende Adel mit dem Beſitze eines altſchriftſäßigen Lehnguts, als Landesſtand auf die Landtäge erſcheinen durfte. Das Recht der Landſtandſchaft haftet im Grunde nur auf die Lehn- und Rittergüter und nicht auf die Perſonen. Die Vorzeigung des atteſtirten Stammbaums, ohne deſſen Richtigkeit keiner in der allgemeinen Landesverſammlung erſcheinen darf, iſt indeſſen einmal zum Geſetz geworden, wodurch der Eitelkeit des alten Adels dergeſtalt geſchmeichelt wird, daß er auch außer dieſen Vorzügen gemeiniglich nicht oder doch ſelten, die nöthige Einſichten und Kenntniſſe

der innern Landesverfassung auf die Landtäge mitbringt. Dem Lande würde es gewiß weit zuträglicher seyn, wenn auch bürgerliche Rittergutsbesitzer, die sich besonders durch Staatseinsichten und andre Verdienste auszeichneten, das Landstandsrecht ausüben und auf Landtägen erscheinen dürften. Mit ihnen könnte ja die Einrichtung, wie bey der Amtssässigen Ritterschaft getroffen werden, daß sie durch Repraesentanten erscheinen. Vielleicht noch zuträglicher fürs Ganze würde es seyn, wenn die Landtäge, weil auf den Kreistägen das nämliche verhandelt werden kann, gar abgeschaft würden, oder doch nur Deputati dahin giengen. Denn die Landtäge sind ohnehin gröſtentheils doch nur Ueberbleibsel des von den Höfen vor diesem so übertriebnen asiatischen Luxus, der jetzt so sehr gefallen ist. Von Kreistägen sind die bürgerlichen Rittergutsbesitzer so nicht ausgeschlossen. Wenn nun das Steuer-Excurrens, wovon auf den Landtägen die Diäten bestritten werden, wenigstens zum Theile auf die Diäten der Kreistäge verwendet würde, erhielte jeder Kreis, doch wenigstens etwas von dem Excurrens, wozu er so reichlich beyzutragen hat, und sähe doch dessen Verwendung, anstatt, daß auf den Landtägen die Diäten in der Residenz so verthan werden, sollte dieß dem Ganzen nicht weit vortheilhafter seyn? — Es beförderten zwar die so reiche Ausbeute gebende Schneeberger Bergwerke von 1470. an von neuem den Reichthum des durch viele Kriege erschöpften Adels; damals waren zwar keine Güter feil, allein die nachher erfolgte Reformation verbreitete mit der Aufklärung, den ganz natürlich allemal folgenden Luxus. Die baaren voralterlichen Reichthümer wurden verschwendet, die Güter mit Schulden belastet, und der Adel fiel wu-

chern-

cheinden Kapitaliſten in die Hände. Zu Kaiſer Carls V. Zeiten war der Luxus ſo groß, daß Churfürſt Johann Friedrich ſchon auf dem Ausſchußtage zu Torgau 1540. Beyhülfe am Gelde von der Landſchaft, zu Beſtreitung Dero Koſten, zu den häufigen und langwierigen Reichsverſammlungen fodern mußte, weil darzu mehrere Pracht, als ſonſt erforderlich ſey. Der im Dienſte des Lehnherrn ſtehende niedere Adel ahmte dem hohen Adel in der Verſchwendung nach, um dem Glanze ſeines Fürſten keine Unehre zu machen, und ſank dadurch immer mehr in Dürftigkeit. Der 30jährige Krieg vermehrte das Schuldenweſen, doch erholte ſich der größte Theil wieder. Aber unter den glänzenden Höfen der Könige Auguſte in Pohlen, gieng der mächtigſte Theil des Adels durch ſeine Hofämter ſeinem Verderben geradezu entgegen. Die Luſtbarkeiten der Höfe lockten auch den außer Dienſt ſeyenden Landadel dahin, alles ſuchte Bedienungen und Titel, verſchwendete ſein baares Vermögen, und machte Schulden über Schulden auf die Güter. Unternahm er noch dazu ſogenannte gelehrte Reiſen nach Frankreich und Italien, um eigentlich nur die Verſchwendung noch ganz zu ſtudieren, ſo fielen unhintertreiblich die Ritterſitze in die Hände gewinnſichtiger und lüderlicher Pächter und Verwalter; die Einkünfte erſt noch kommender Jahre wurden beſchnittenen und unbeſchnittenen Juden gegen anſehnliche Proviſionen vorher ſchon überlaſſen, die dadurch in den jährlichen Revenüen entſtehende Lücken durch Erborgung neuer Kapitale ausgefüllet, die Landwirthſchaft, wie die Gerechtſame der Güter durch Miethlinge vernachläßiget; der Kredit des Adels erloſch endlich, und anſtatt der bis dahin durchgängig üblichen Obligationen und Wechſel, mußten den Darleihern zur Sicherheit

wieder

wieder Geldkoſtende Landes- und lehnsherrlich verſicherte Schuld- und Pfandverſchreibungen gegeben werden; der Luxus ſtieg immer fort, ſo wie der Glanz des Hofes, und die Einfuhr ausländiſcher Waaren: der Erfindungsgeiſt, Verſchwendung und Weichlichkeit zu verbreiten, Titel- Rangſucht, Hofſlebenszeit mit Cabalen, vermehrte ſich gleichfalls, nur die Einkünfte des Landes und die Reichthümer des Adels fielen von Tage zu Tage. Jene wurden durch Erfindung neuer Abgaben, dieſe durch mehrere Aufborgung von Kapitalien unterſtützt. Das eine ſtürzte das ganze Land, das andre den Adel in Armuth; die adlichen Lehngüter wurden Schulden wegen feil, der bürgerliche Kapitaliſte kaufte ſie in einem ziemlich hohen Werthe. Der Adel meublirte von dem Ueberſchuß des Kaufgeldes Paläſte großer Städte, um dort den Reſt der Tage und des Lebens vergnügt hinzubringen. Die Kinder und Enkel aber hatten ganz und gar keinen Vortheil von dem erhöheten Kaufpreis der adlichen Stamm- und Ritterſitze, da ihre Vorältern ſie ſchon dem Hofleben geopfert hatten. Wie viele arme Adliche müſſen nicht jetzt die Folgen von der Verſchwendung ihrer Vorfahren fühlen? Wurde der Bürgerliche nicht lehnsfähig, ſo ſtiegen die Güter in keinem ſo hohen Werthe, die Verſchwendung fand engere Grenzen, und die Ritterſitze mußten bey den Familien bleiben. Die in dieſem Jahrhunderte geführte Kriege, in welche ſich Churſachſen verwickelte, beſonders der 7jährige landverderbliche Krieg, erſchöpfte durch Contributionen und Magazinlieferungen den Adel gänzlich, ſo, daß Pächter ſich bloß von gethanen Vorſchüſſen die Rittergüter, auf denen ſie wirthſchafteten, zu eigen machen konnten, und die Beſitzer, durch wenige Herausgabe ſie mit dem Rücken anſehen

mußten.

nußten. Die wahre Beſtimmung des Adels waren die Waffen und der Pflug, der Bürger hingegen der Handel, Gewerbe, Künſte und Gelehrſamkeit. Durch den Tauſch dieſer Beſtimmungen kam der Adel immer mehr zur Dürftigkeit herab, und der reiche Bürger und Handelsmann entzog dem Gewerbe anſehnliche Summen; dieß erſchwerete den Landescredit und hemmte die Circulation des Geldes, verſchönerte zwar äußerlich die Rittergüter, aber vermehrte den Ertrag des Erdbodens nicht: denn der arme Adliche muß bey einem mäßigen Ritterſitze, um die Schulden zu bezahlen, und ſeine Familie zu erhalten, fleißiger auf die Vermehrung der Erdproducte ſehen. Der niedere Preiß der Landgüter würde ihm Gewinn worden ſeyn, weil er ſein erſpartes Geld nirgends ſo hoch, als in ſeinen Beſitzungen nutzen konnte. Wäre es möglich, den Credit des Adels wieder ganz herzuſtellen, ſo würde die Lehnsunfähigkeit des bürgerlichen Standes im Grunde gar kein ſo großes Uebel eines Staats ſeyn, wofür es einige Staasmänner träumend anſehen, weil jene oben angeführte Beſchäfftigungsarten ihm immer noch Anſehen und Nahrung genug verſchafften. Aber die gehäßigen gerichtlichen Sequeſtrationen der Ritter- und Lehngüter müßten dann vermieden werden können, weil Sachwalter, Richter und Sequeſters ſich dadurch zu ſehr mäſten, und öfters erſt den Urenkeln ein ganz ausgeſaugtes Gut zurückgeben. — Der Verf. glaubt ſich nicht weit von der Wahrheit zu entfernen, wenn er annimmt, daß beynahe ½tel der ſächſiſchen Ritterſitze, ſeit 30 Jahren in dergleichen gerichtliche Verwaltung gefallen, und entweder noch derſelben unterworfen, oder durch einbüßende Vergleiche daraus gerettet worden ſind; daß jetzt ½tel dem Concurſe äuſ-

ſerſt

erst nahe und nur $\frac{1}{3}$tel allenfalls unverschuldet sey: $\frac{1}{3}$tel der Ritter- und Lehngüter bürgerliche Besitzer inne hätten, und $\frac{1}{3}$tel derselben bis auf den halben Werth mit hypothekarischen Schulden belastet wären. Ist dieß nicht eine traurige Lage! und noch traurigere sind die Aussichten für die Zukunft, wenn Mißjahre, Viehseuchen, und andere landwirthschaftliche Uebel nöthigen sollten, mehrere Kapitalien aufzuborgen? Die Summen der Zinnsen würden denn von neuem steigen, aber nicht die jährlichen Nutzungen: die Geldnegozianten, die gerichtlichen Schuld- und Pfandverschreibungen und Cassationen älterer Hypotheken drücken so schon den Erborger, daß er immer ein größer Darlehn bedarf, und so werden die Umstände des schon stark verschuldeten Adels jährlich traurigen. Den Adel der große Besitzungen und wenig Schuld hat, trifft dieses zwar nicht, aber wie wenig sind derer? Hier kann nun die Aufhebung der Lehnsfähigkeit des bürgerlichen Standes keine wirksame Dienste leisten, es würde vielmehr durch sie in der jetzigen Lage das größte Unheil für Erborger und Darleiher entstehen. Der Preiß der Güter würde zu einem Werthe herabsinken, der kaum zu Tilgung der darauf versicherten Schulden hinreichend seyn dürfte; der Zinnsfuß würde steigen: das Schuldenwesen sich häufen, und der adliche Rittergutsbesitzer, welcher jetzt noch einen ansehnlichen Theil des Preises seiner Besitzungen als sein Eigenthum ansehen kann, würde solchen auf einmal verliehren, und seine Güter bloß noch für die Gläubiger administriren. — Nun muß also, um den immer tiefer herabsinkenden Adel den Credit und seinen noch habenden Gütern zu erhalten, ein anderes und kräftigeres Mittel gewählet werden: „Ihn muß man in den Stand setzen, bey einer guten

und

„und haushälteriſchen Wirthſchaft ſich allen Bedrückungen der Wucherer zu entziehen. Jene Koſten „und Unbequemlichkeiten, die mit der Erborgung gerichtlich und lehnsherrlich zu verſichernden Kapitalien „verknüpft ſind, aufheben: die Erborgung derſelben, „in ſo weit den davon laufenden Zinnſen, die Revenüen der Güter gewachſen ſind, ſo leicht als möglich machen; aber auch allen fernern Credit ſchwächen, welcher die Kräfte ſeines Vermögens überſteigen ſollte; die Darleiher auf alle Fälle ſichern „und dadurch den Zinnsfuß erniedrigen: auch den „Adel mehr zu Abtragung alter, als Aufborgung „neuerer Kapitalien anreizen.“ Dieß ſind die Grundlinien des Plans, den der Verf. in der Folge auszeichnet, und deſſen Ausführung ſo ſchwer würklich nicht iſt, als er anfänglich vielen ſcheinen möchte. Die beſondere Verfaſſung des Churfürſtenthums Sachſen legt zwar hie und da noch Schwierigkeiten in den Weg, aber auch ſie ſind in der Folge gut gehoben worden, und würden bey ernſtlicher Bearbeitung, durch Denkung und Zuſammenkettung des Adels ganz hinweggeräumt werden können.

Der Verf. handelt daher im 2ten Abſchnitte: Von der Eigenſchaft und den verſchiednen Klaſſen der, auf den churſächſiſchen Lehn- und Rittergütern haftenden Schulden, welche theils hypothekariſch theils chyrographariſch ſind; jene haften auf dem Lehn ſelbſt, dieſe werden von den Früchten des Lehns befriediget: jene bezahlen die Lehns- — dieſe die Allodialerben. Der Verf. wünſcht, daß die vielen ſtillſchweigenden Hypotheken geſetzlich aufgehoben und nur dieſe drey Arten von Forderungen, als vorzügliche, hypothekariſche und chirographariſche feſtge-

seßt werden möchten. Wir übergehen das Detail, überlassen es dem Leser des Buchs, erwähnen hier auch nicht die verschiednen Klassen der Rittergüter, sondern kommen dem Hauptplane des Verf. näher, der, weil es im eigentlichen Verstande nicht viel über zwölf hundert wirkliche Rittergüter, dagegen aber an zwey tausend drey hundert und zwey und siebenzig mit besondern Gerechtsamen versehene Lehn- und Erbgüter mit Inschluß der Ober- und Niederlausiz und aller übrigen Lande giebt, darin besteht, „wie „Kapital und Zinnsen auf die leichteste Art vom „Schuldner erhalten und bezahlet und dabey doch „die größte Sicherheit dem Gläubiger angedeihen „könne. Er seßt die Summe der zu einer ritter„schaftlichen Association qualificirten Güter daher nur „auf zwölf hundert, und bestimmt den Preiß eines „jeden von 24000 Rthlr. die Summe des Ganzen, „von 28,800,000 Thlrn. am Werthe. Seßt ferner „fest, daß sie durchgängig bis auf den dritten Theil „ihres Werths verpfändet wären, welches 9,600,000 „Thlr. betragen möchte, nimmt diese Summe zum „Maaßstabe an, weil sie nicht überspannt, sondern „vielmehr das wirkliche Resultat mühsamer Berech„nungen sey, und kömmt nun im 3ten Abschnitte „auf die richtige Bestimmung eines verhältnißmäßi„gen Zinnsfußes," den der Verf. nach vorher untersuchten mit mehr und weniger Risico verbundenen Darleihen und der doch zuverläßig zu gebenden Sicherheit an den Creditor nach allen hinweggeräumten Schwierigkeiten auf 3 von hundert zu seßen glaubt. Im 4ten Abschnitte folgen allgemeine Grundsäße über Errichtung eines landschaftlichen Systems durch wechselseitige Assecuration der Rittergutsbesißer wegen der auf ihren Besißungen haftenden Passiv-

schul-

ſchulden nach den Regeln der Staatsklugheit und mit Rückſicht auf die beſondere Verfaſſung des Churfürſtenthums Sachſen. Der Plan iſt von dem landſchaftlichen Aſſecurationsſyſtem in Schleſien entlehnet, wovon die ritterſchaftlichen Vereinigungen in Pommern und in der Mark, ſo wie erſteres ſchon an ſich nutzbar, letztre auch von der Anwendbarkeit und Nutzbarkeit überführende Copien ſind. Folgende allgemeine Grundſätze werden feſtgeſtellet. „Der begüterte „Adel ſowohl, als die bürgerlichen Beſitzer adlicher „Lehne haben gleiche Rechte. Zum Beytritte wird „Niemand gezwungen, bleibt aber auch nach Verfluß eines feſtzuſetzenden Zeitraums auf immer von „der Theilnehmung ausgeſchloſſen. Nur die zur „Zeit der errichteten Aſſociation in Sequeſtration begriffnen Güter, werden nach Beendigung derſelben, „nach Verlauf eines halben Jahres des freyen Beſitzes noch aufgenommen, alsdenn ſind ſie ebenfalls „auf immer ausgeſchloſſen. Nach erhaltener ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Genehmigung des „Landesfürſten, werden die Rittergutsbeſitzer zu ihrer „Erklärung wegen des Beytritts binnen einer Friſt „von 2 bis 3 Monaten aufgefodert.“ Zur feſten Gründung dieſes heilſamen Syſtems wäre nun der erſte und wichtigſte Schritt die genaue Erörterung des Werths der Beſitzungen und denn die richtige Beſtimmung aller darauf haftenden hypothekariſchen Schulden; der zweyte die Errichtung einer gemeinſchaftlichen Kaſſe; der dritte die alten Schuld- und Pfandverſchreibungen, wenn die Darleiher lieber das Kapital zurück, als den Zinsfuß herabgeſetzt haben wollten, mit baarem Gelde auszulöſen, die übrigen aber gegen ritterſchaftliche Pfandbriefe zu vertauſchen. Hiezu ſey nun nöthig, daß die aſ-

securirten Rittergutsbesitzer sich wegen ihrer Kapitalien und der davon laufenden Zinnsen anheischig machten, den Darleihern alle für einen und einer für alle zur Bezahlung der Kapitalien und Zinnsen verpflichtet und mit ihren Rittergütern dergestalt verhaftet zu seyn, daß dem Darleiher durch den ritterschaftlichen Pfandbrief überhaupt alle sich vereinigte Rittergüter insgemein, und dann ein gewisses Rittergut insbesondre, in der M[illegible] verpfändete, und dennoch den Darleihern nicht erfolgender pünktlichen Zurückzahlung [illegible] frey bleiben, in welches Rittergut sie [illegible] Hülfe vollstrecken lassen wollten. Die [illegible] selbst geschähe denn allein durch die [illegible] Kasse, und jeder Gutsbesitzer schickte die [illegible] Zinnsen an selbige ein, die Kasse hin [illegible] halbjährig die Auszahlung ohne alle die Gläubiger, die Zinsen möchten [illegible] seyn oder nicht. Die Schwie[illegible] immer Interesse- und Capital [illegible] können, entgegen zu bringen s[illegible] und erfordern keine unendliche Summen [illegible] schaftlichen Fond, weil nach Einrichtu[illegible] der jährlichen Zinnsabgabe immer eine beträ[illegible] Geldes in der Kasse vorräthig ist; [illegible] Verbindlichkeiten der einzelnen Mitglie[illegible] ganze Vereinigung macht die richtige [illegible] sicher und ausführbar. Der vorzüglichste [illegible] für die Theilhaber wäre dabey, daß sie ihre [illegible] briefe ohne Beschwerden, Procuraturgeb[illegible] Kosten, wenn sie wollten, in baares Geld [illegible] deln könnten, daß sie einen gemäßigten Zi[illegible] erhielten, weder durch Aufkündigungen noch C[illegible] sionen und dergleichen Veränderungen geb[illegible] sich

ſchätzt und doch zur gelegentlichen Abzahlung ihrer Schulden aufgemuntert würden. Das letzte würde nun dadurch erlangt werden, wenn man mit Abzahlung der Schulden die Verminderung der Zinnſen verbände, und deswegen die Rittergüter in zwey Klaſſen A. und B. abtheilete. A. wären die, welche bis auf ein Drittheil des Werths aſſecurirte Pfandbriefe erhalten, und deren Beſitzer 3½ pro Cent Zinnſen geben müſten, wovon der Darleiher nur 3 p. C. erhielte, das übrige ½ p. C. aber in der Kaſſe verbliebe. Wenn 4 Millionen Pfandbriefe in dieſe Klaſſe gehörten, hätte die Caſſe jährlich 20,000 Rthlr. an Zinnſen Ueberſchuß.

Die Klaſſe B. beſtände aus den über ein Drittheil bis zur Hälfte des Werths mit hypothecariſchen Schulden behafteten Rittergütern. Dieſe müßten, weil ſie für die Aſſociation beſchwerlicher und gefahrvoller wären, 4 p. C. Zinnſen entrichten, doch bekäme der Gläubiger davon ebenfalls nicht mehr wie 3 p. C. wenn man die Summe der Schulden dieſer Güter auf 5 Millionen rechnete, bliebe der Caſſe jährlich ein Ueberſchuß von der Zinnsbezahlung von 50,000 Rthlr. welche beyde Ueberſchüſſe denn als ein Fond zur Bezahlung der nicht zu rechter Zeit einlaufenden Zinnſen, der Beſoldungen und etwa aufgekündigten Kapitalien verwendet würden. Sobald aber der Schuldner B. ſeine Schulden bis auf ein Drittheil abgezahlet hätte, käme er in die Klaſſe A. und erhielte ſich denn ſelbſt ½ p. C. von ſeinen zuzählenden Zinnſen. Hingegen würde es nie erlaubt werden können, aus der Klaſſe A. in die Klaſſe B. zu treten. Was endlich die Lehnsſtämme und alle diejenigen unabzahlbaren Kapitalien, welche nach alten

Familienverträgen oder auch nach den Ges
p. C. verzinnset werden müßten, und dere
der Verf. auf 600,000 Rthlr. annimmt,
so würden aus ihnen eine eigne Schulde C.
richtet und davon kein Ueberschuß zur
chen Kasse genommen. Das wichtigste An
bleibt also darauf stehen, daß die Kasse sich
dig im Stande befinde, die aufgekündigten
lien und die laufenden Interessen zu bezahlen.
wäre in Sachsen sehr leicht zu erfüllen, weil
immer noch mehr baares Geld, als sichere Un
der anzutreffen wären, und der Credit e so
sehnlichen associirten Körpers verschaffte gewiß
zeit binnen der halbjährigen Aufkündigung die
thigten Kapitale, wenn man sich nur seines Cre
mit weiser Vorsicht bediente. Um die Zinnszal
gen richtig abführen zu können, würden die Sch
ner angehalten, dieselben an die Kasse 8 Te
der Leipziger Oster- und Michaelismesse einzur
und diese zahlen sie auf die bestimmten Tage
bigern. Geschähe die Bezahlung der Zin n
so hätte sich sogleich der Schuldner der Sequest
unterworfen, und daferne auch auf diesen W
nen halber Jahresfrist zur Befriedigung nicht
langen wäre, müßte er sich den Verkauf des
an den Meistbietenden gefallen lassen. I
die Sequestration nicht durch die Obrigk
weil sonst Kosten mit Kosten gehäufet, u
Schuldner zu Grunde gerichtet werden würde.
verbundne Adel müßte sich selbst sequest n k
weil diese Selbsthülfe ein unumgä ich er
Triebrad der ganzen Maschine sey, da
kein Mißbrauch zu befürchten stünde,
gent das Verfahren durch eigene dazu

n , Concursproceſſe über dergleichen hy-
carisi i Foderungen, wenn die ſtillſchweige.-
J ypeken ganz wegfielen, nicht geſtattete, und
erſchaftlichen Pfandbriefe, nebſt den darüber
tenden Hauptbüchern, vollen Glauben beleg-
her alle jene unſelige Zwiſte, welche ; zt über
keit und Priorität ſolcher Schulden geführt
gänzlich aufgehoben würden. Gewiß groß
l ingt würde der Credit einer ſolchen Kaſſe
der Kapitaliſt würde ſie als die ſicherſte
ſitenbank betrachten und gegen die billigſten Zinn-
Vermögen derſelben überlaſſen! Um aber
bey der Aufkündigung die Kaſſe ſicher zu ſtellen,
ißte der Darleiher und Schuldner ihre Kapi-
binnen einer halbjährigen Friſt aufkündigen;
ſſe hingegen bedürfte wegen Zurückzahlung
einer Vierteljährigen Aufkündigung an den
leiher. Daher würde man Meſſe vor Meſſe
völliger Gewißheit überſehen können, welche
me jedesmal fehle, überflüßig oder hinlänglich
und zum Vortheil der Kaſſe, der Gläubiger
Schuldner die Maaßregeln zu nehmen wiſſen.
Einrichtung wird gewiß verhüten, daß die
men unbenutzter Gelder, zur Laſt der Ritter-
nicht zu hoch anwachſen könnten. Was aber
lieder der Aſſociation anbetrafe, die von ihren
bbriefen keinen Gebrauch machen und ſie bey
aſſe laſſen wollten, ſo wären ſie von aller Zinns-
ng frey, und könnten ſie, wenns ihnen ge-
ach vorhergängiger halbjähriger Anzeige, bey
in baar Geld verwandeln. Hätten ſie die
bbriefe aber in Händen, ſo wären ſie nur zu
ung des Zinnsüberſchuſſes gehalten, müßten
er jedes halbe Jahr in der Haupturkunde,

bey der Kaſſe aufweiſen, und könnten zu jeder Zeit mit Bewuſt der Kaſſe davon Gebrauch machen. Von ſich ſelbſt würden ſich endlich dieſe Pfandbriefe der klingenden Münze gleichſetzen, weil der Inhaber ohne gerichtliche oder außergerichtliche Ceſſion, allezeit als der wahre Eigenthümer bey der Kaſſe ſo lange gelten würde, bis ein anderer ein beſſeres Recht erwieſen habe.

Im fünften Abſchnitte redet der Verf. über die Direction des ganzen Syſtems, und über die genaue Erörterung des hypothekariſchen Paſſivzuſtandes der ſich aſſociirenden Ritterſchaft. Der Regent erlaubte der Ritterſchaft ein eignes Gerichte zu Erörterung aller bey der gemeinſchaftlichen Kaſſe vorfallenden Streitigkeiten und andern vorkommenden gerichtlichen Handlungen ſich anzuordnen, wozu die Kreiß- und Amtshauptleute mit einigen Deputirten von der Ritterſchaft gezogen, und in Haupt-Kreiß- und Stiftsdeputationen abgetheilet würden, welche Hauptdeputation unter dem geheimen Rathe des Regenten ſtehen, in ſtreitigen Rechtsſachen aber an die übrigen Inſtanzen gewieſen ſeyn ſollten. Bey allgemeinen Landtägen würden dann die Fortſchritte der Aſſociation unterſucht und die vorfallenden Mängel abgeſtellet, neue Deputirte gewählet und was dergleichen mehr vorfallen könnte. Es würden anſehnliche Beſoldungen fixiret, um geſchickte und redliche Perſonen zu allen nöthigen Verrichtungen zu finden, und alle Vorſicht angewendet, um die Würderung der Güter auf das richtigſte nach dem wahren Werthe zu beſtimmen, damit auf alle ſich ereignenden Zufälle die Aſſociation keinen Verluſt leiden möge.

Im

Im 6ten Abſchnitt handelt er ferner von der Ein-
ſtung der ritterſchaftlichen Kaſſe ſelbſt, und wie
lich die Ritterſchaft einen eignen ſichern Fond
ch ſich ſelbſt und durch Beyhülfe des Regenten
alten könne, Kapitale und Intereſſen auch im-
r vorhanden wären, ziemlich ausführlich; alle
er zu machende Einwendungen werden nach
ſter Wahrſcheinlichkeit gehoben, und die Ma-
i einfach als möglich gemacht.

Wegen der Anleihen in Holland und England
ganzen Tonnen Goldes zu $2\frac{1}{2}$ und 3 pro Cent
nten ſich wohl Schwierigkeiten ereignen. In
lland ſind, wie bekannt, $2\frac{1}{2}$ und 3 p. C. als land-
liche Zinnſe durch die Geſetze beſtimmt, und ohne
l Verbrechen der unerlaubten Wucherer zu fal-
darf Niemand mehr nehmen. Wenn die Hol-
der alſo, ihre müßigliegende Capitalien außer Lan-
anzubringen ſuchen, thun ſie es aus keiner an-
n Abſicht, als 4 bis 5 vom hundert davon zu zie-
. Der ritterſchaftlichen Aſſociation dürfte alſo
l von dieſer Seite das Negoz fehlſchlagen, und
r ritterſchaftliche Fond wenig Unterſtützung finden.
ie 1763 zwar nothwendige Veränderung der Steuer-
bitcaſſe wird demohngeachtet bey dem Holländer
ch lange nicht in Vergeſſenheit gerathen, da die
achſen bey dieſer Nation überhaupt wegen der Auf-
meiderey und wegen eines unbeſtändigen Charakters
einem ſo üblen Rufe ſtehen, daß man es faſt vor
öglich hält, daß noch Treu und Glaube unter ih-
i gefun werden könne. Inzwiſchen verändern
auch die Geſinnungen, und Umſtände geben
zu auch die beſte Gelegenheit, wenn gute Negocia-
i dabey gebraucht werden. England kann nichts

verborgen; denn die Londner Bank selbst nimmt Capitalien zu 4 von hundert an. Was hauptsächlich in Sachsen des Credits wegen zu befürchten ist, und was vors erste hinweggeräumt werden muß, ist die zur andern Natur gewordne gerichtliche Chicane, deren Unterdrückung aber für einen Rückfall in die Barbarey angesehen werden würde; diese Chicane, die stolz die gesunde Vernunft und die Billigkeit gefesselt hält, verachtet die Prediger derselben als Phantasten, und wird also auch die besten Plane, die nicht legulegiftisch sind, zu hindern suchen)

Ueber die zweckmäßige Abfassung der ritterschaftlichen Schuld- und Pfandbriefe, die nach 12 Klassen von 50,000 Rthlr. bis auf 10 Rthlr. herunter gestellet werden können, und die sonst hiebey in Obacht zu nehmenden Grundsätze, und Bemerkungen über die zweckmäßige Ordnung der vorgebildeten ritterschaftlichen Kasse, machen den Inhalt des 7ten und 8ten Abschnitts aus. Um nicht zu weitläuftig zu werden, müssen wir den Inhalt übergehen, weil darin die haushältrische Manipulation angegeben wird, wodurch der eigne Fond der Kasse vermehret werden könne.

Der 9te Abschnitt zeigt die Vortheile des vorgebildeten Systems, die 1) in beförderter Circulation des Geldes, weil die Pfandbriefe als baares Geld anzusehen wären, und also 10 Millionen Thaler im Umtrieb gesetzt würden. 2) In Hemmung übertriebener Schulden des begüterten Adels, 3) und in leichten Mitteln, die Güter landwirthschaftlich zu verbessern, und zur verbesserten Cultur aller Landbesitzungen Beyspiele geben zu können, bestehen sollen. Im 10ten Abschnitte sind Bemerkungen über die wahren und falschen Begriffe von dem Wohlstande

ſtandes des Adels, die theils in ſeinen perſönlichen bürgerlichen Vorrechten, weil er ſich von ſchreibt, theils in ſeinen adelichen Beſitzungen und der damit verknüpften dinglichen Gerechtſame beſtehen, und die, weil ſie zu genau mit der eingeführten Staatsverfaſſung verknüpft ſind, um dieſe zu erhalten, er auch ſo viel möglich im Flor erhalten werden müßte, beygebracht. Im 11ten Abſchnitt wird über die adlichen Lehn- und Rittergüter und die Aufrechthaltung ihrer beſondern Gerechtſame geſprochen. Das unpaſſende des Lehnſyſtems für jetzige Zeiten wird hier gerügt, und der Wunſch hinzugefügt, „daß eine allgemeine Allodification der Lehngüter ſtatt finden, „aber auch zugleich ein angemeſſener Repartitionsfuß „der Ritterpferdſteuer eingeführt werden möchte; daß „auf den Dörfern Handel, Gewerbe, Profeſſionen „einzuführen dem Ganzen nützlich ſey, wenn dabey „die Conſumtions- und andere Abgaben gleicher und „beſſer vertheilet, wenn die patrimonielle Gerichtsbarkeit nicht habſüchtig verwaltet, die Ertheilung „der gerichtlichen Schuld- und Pfandverſchreibungen „mehr eingeſchränkt, die großen Bauergüter zertheilet, die Prozeßſucht zwiſchen Lehn- und Gerichtsherrn und den Unterthanen geſteuert, und glaubwürdigere Erbregiſter, zur geſetzlichen Nothwendigkeit „gemacht würden,“ ſo würde dadurch auch das angenommene Syſtem der ritterſchaftlichen Aſſociation eine deſto feſtere Grundlage erhalten. Nur hat Rec. zu S. 22. noch etwas zu erinnern. Er glaubt, daß die ritterſchaftlichen Beſitzungen, die im ganzen Lande nicht mehr als $\frac{1}{12}$ betragen ſollten, in Anſehung des Churſächſ. Thüringens gewiß zu gering angegeben ſind. Wenn da eine genaue Unterſuchung angeſtellt werden ſollte, würde man finden, daß die großen

Rit-

Rittergüter gemeiniglich mehr
so viel als ihre Bauern besitzen,
oder ¼ und die kleinern ½, ⅓
Fluren, worin sie gelegen,
Waldungen und Gärten
theil hat ohngefähr 15700 steuerbare
Caducitäten, verhufte Waldungen,
Gärten mit inbegriffen; Ritter und
also gewiß an Ländereyen, wo nicht
nigstens eben so viel, weil fast kein Dorf
wird, in welchem nicht Ritter- oder
gen wären. —

Zur Ansäßigkeit des Adels mit Bauerhöfen und andern unbeweglichen Gütern, glaubt der V. dem ärmern Adel im 12ten Abschnitte rathen zu müssen, weil dadurch ihre Erhaltung am leichtesten bewürkt, die gänzliche Verarmung gehindert, auch ihre Kinder durch Kriegsdienste und andre ihnen angemessene Beschäfftigungen zu ihrem vorigen Ansehen und Reichthum wieder gelangen könnten.

Bey dieser Gelegenheit S. 253. 254. und oben S. 238. ist der Hr. Verf. sehr für die Theilbarkeit der Bauergüter eingenommen. Rec. seines Orts, wenige Gegenden und einzelne Dörfer ausgenommen, fand immer kein anderes Resultat davon, als daß ein Land dadurch einen Ueberfluß an Bettlern bekömmt, wie besonders in Oberthüringen davon Beyspiele anzutreffen sind. Der Hr. Verf. giebt zwar S. 254—55. eben in Ansehung Thüringens das Gegentheil an, und will behaupten, daß hier sich die Bauern bey den sogenannten walzenden Grundstücken in den gesegnetesten Umständen befänden: daß es aber ganz wider die Erfahrung läuft, wird jeder Thüringer, der Aufmerken gelernt hat, von selbst finden. Sel-

ten

rifft man ein Bauergut an, das mehr als 4 bis
ufen Land hätte: dieſe theile man nun unter 2 Er-
bey der zweyten Generation unter 4, bey der
en unter 8, werden endlich unſre Landbeſitzer nicht
er Bettler werden, die von ihrem Bauerngutsan-
e nicht mehr das Jahrbrod erhalten? Man gehe
v andern nach dem Langenſalzer Amtsdörfe Groß-
Gottern, wo man den fruchtbarſten Boden an-
— alle Bauernhöfe ſind vertheilet — das
f wimmelt von Bettlern, eine Menge Häuſer
verlaſſen, ein jeder Annehmer kann eins für 6
Gr. Zuſchreibegebühr bekommen — die Ge-
de im Ganzen betrachtet, iſt beynahe nicht mehr
ribuable. Die Urſache liegt allein in den walzen-
Grundſtücken, die bis ins Unendliche vertheilt
, und nun entweder durch Miethlinge bearbeitet
ten müſſen, oder einem Pachter übergeben wer-
müſſen. Erſterer pflügt vor baare Bezahlung
jahre ins Land; der andere ſchindet es in wenig
ren aus. Der Beſitzer muß taglöhnern, und
für Menge der Taglöhner keine Arbeit erhalten;
und der Hunger bringen ihn zur Verzweiflung;
icht aus dem Lande, ſein Haus und ſeine Paar
lerchen verfallen in die Caducität; und ſo giebt es
Orte in Thüringen, die ihres herrlichen Bodens
geachtet, von Bettlern bewohnet werden. Unter
ufen ſollte keine Theilung der Bauernländerey
laſſen werden. Der Hüfner kann ſich nicht er-
ren, er muß taglöhnern, dreſchen, oder ſonſt ein
er Gewerbe dabey treiben, wie viel weniger der,
noch weniger hat, und wenn nun das ganze Dorf
ſolchen beſtehet? —

Der 13te Abſchnitt giebt noch Bemerkungen
verſchiedne Mittel, wodurch man dem hinab-

ſinken-

unausgeführt bleiben ſollte, würde der Adel allein ſich ſelbſt ſeinen endlichen gänzlichen Verfall zuzuſchreiben haben. Er müßte die Unterſuchung ſeines Vermögenszuſtandes genau aufgedeckt zu ſehen, fürchten, weil es ſich leicht fügen könnte, daß manchem Rittergutsbeſitzer mehr ausdrückliche und ſtillſchweigende hypothekariſche Schulden vorgezeiget werden würden, als er mit Grundſtücken zu bezahlen im Stande wäre. Oder ſollte der noch reiche und ſich wohlbefindende Adel Hinderniſſe in Weg legen, da ihm der Beytritt ja ganz frey ſtehet, er Pfandſcheine nehmen und nicht nehmen, folglich ſich von allen Beyträgen frey erhalten kann, ſo lange er will? doch aber für ſeine Nachkommenſchaft ſo väterlich ſorgen, daß Familiengüter länger erhalten werden können, als durch Fideicommiſſa und pacta ſucceſſoria, die zur Herabwürderung mehrentheils Gelegenheit geben. Will der Adel ſich ſelbſt wohl, ſo werden Dicaſterien, Procuratoren, Advocaten, Notarien, Sequeſtratoren, Commiſſarien, Unterhändler und Wucherer, beſonders zu unſrer aufgeklärten, Gerechtigkeit liebenden, zwar immer noch zu ſportulſüchtigen Zeit, in welcher überall auf Verbeſſerung der Juſtizpflege und der Landwirthſchaft gedacht wird, keine Hinderniß in Weg legen können. Auch den nicht zu verhindernden Ereigniſſen, Krieg, Contributionen, Lieferungen, Plünderung, Raub, Brand, Mißwachs, Ueberſchwemmungen und Veruntrauungen würde ein ſo feſt verbundner Körper, wie der Adel Churſachſens dann ſeyn könnte, auf alle Fälle die Stirne bieten, wenn er ſich ſelbſt liebte, und ſein fortdauerndes Wohl befördern wollte. Nur allein Mangel an Liebe gegen ſich ſelbſt, daß ihm Einſicht fehle, glauben

den wir nicht, würde Urſache der Nichtausführung der Verhütungsmittel ſeines Verfalles ſeyn und bleiben.

Eg.

VI.

Critik der reinen Vernunft von Immanuel Kant, Prof. in Königsberg, der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin Mitglied. Zweyte hin und wieder verbeſſerte Auflage. Riga, bey Hartknoch. 1787. 884 Seiten.

Rec. geſteht, daß er mit großer Begierde an die Durchſicht der neuen Auflage dieſes berühmten Werks gieng. Die Einwürfe, welche ſeit einiger Zeit ſowohl von mehrern berühmten Gelehrten, einem Feder, Reimarus und andern, als auch in unſrer Bibliothek gegen dieſelbe gemacht worden ſind, ſchienen ihm zu bedeutend zu ſeyn, und die Grundpfeiler des ganzen Kantiſchen Syſtems zu ſehr anzugreifen, als daß er es nicht gewiß vermuthet hätte, hier eine Beantwortung derſelben zu finden. Allein er ſahe ſich in dieſer ſeiner Erwartung gänzlich getäuſcht. Denn er fand nicht allein keine Widerlegung der gemachten Einwürfe, keine Auflöſung der vorgelegten Zweifel, ſondern auch einen gewiſſen, der Rec. möchte nicht gern ſagen, arroganten Ton wieder, den man mit Bedauern bey Hrn. Kant und einigen ſeiner Schüler bemerkt, da ſie ſich auf die Evidenz ihrer Be-

hauptungen und die apodiktiſche Gew
getragenen Beweiſe allein verlaſſen, u all
ſen ihrer Gegner Hohn ſprechen. Nur dieſ ſt
Zutrauen auf den innern Beſtand und die u ſch
terliche Feſtigkeit ſeines aufgeſtellten Syſtems
in welchem Hr. Kant die wirklich e
Worte entfahren konnten: „Widerlegt zu werden
„iſt hier keine Gefahr, wohl aber nicht verſt
„zu werden.“ In wie weit nun dieſes Zutrau
gründet iſt, u. ob es bey dem gründlichen Unte
geiſte eines ſo großen Denkers wie Hr. Kant w
iſt, dem doch jede Prüfung, auch wenn er ſ
im Beſitze der Wahrheit glaubte, ange m
ſollte, Statt finden ſollte, wagen wir nun zwar
zu entſcheiden. Indeſſen iſt es doch unleugbar,
die Kantiſche Critik ſelbſt ſehr vieles dabey
wonnen haben, wenn auch dieſe ſcheinbaren E
dungen (denn ſcheinbar ſollen ſie nach des F
theil doch nur ſeyn) bey dieſer Gelegenheit
hoben, und die Männer, die ſie aus
machten, einer freundſchaftlichen Belehrun
rechtweiſung gewürdiget worden. Ehe l es
hen iſt, wird doch ſchwerlich die Kritik zu dem
meinen hohen Anſehen gelangen, zu welch
Kant ſie ſo gerne erheben möchte, indem er, ob
gleich mit Recht die Unbilligkeit eines
Verbots fühlt und rügt, doch gewiß zu
Wenn Regierungen ſich ja mit Angelegen
Gelehrten zu befaſſen für gut finden, ſo wür
rer weiſen Vorſorge für Wiſſenſchaften und
weit gemäßer ſeyn, die Freyheit einer ſolch
zu begünſtigen, wodurch die Vernunftbearbeit
allein auf einen feſten Fuß gebracht werden
als den lächerlichen Deſpotiſm der Schulen zu u

ſti

Nützen, welche über öffentliche Gefahr ein lautes Geschrey erheben, wenn man ihre Spinnenweben zerreißt, von denen doch das Publikum niemals Notiz genommen hat, und deren Verlust es also auch nie fühlen kann. Wenigstens wird es jenen Philosophen nicht zu verdenken seyn, wenn sie bis dahin noch die Untrüglichkeit und Unleugbarkeit der Kantischen Grundsätze bezweifeln, und dem hierauf gebauten System selbst, welches wir noch von Hrn. Kant zu erwarten haben, nicht den Namen einer demonstrirten und festgegründeten Wissenschaft zugestehen. Aus dieser Ursache wollen wir auch jetzt hier noch einige Anmerkungen theils über die Aeußerungen des Verf. in der Vorrede, theils über die ganz neue zu dieser Ausgabe hinzugesetzte Widerlegung des Idealismus machen, ob wir gleich mit unsern Erinnerungen jetzt eben so wenig als ehemals bey Hrn. Kant Gehör zu finden hoffen dürfen, besonders da er geradezu erklärt, daß er sich auf Streitigkeiten von nun an nicht einlassen könne.

In der Vorrede wird unter andern die Ursache untersucht, warum der Metaphysik, einer ganz isolirten speculativen Wissenschaft, das Schicksal bisher noch nicht so günstig gewesen ist, daß sie den sichern Gang einer Wissenschaft einzuschlagen vermocht hätte, da sie doch älter als alle übrige Wissenschaften ist und bleiben würde, wenn auch die übrigen alle insgesammt in dem Schlunde einer alles vertilgenden Barbarey endlich verschlungen werden sollten. Diese Ursache findet der Verf. besonders darin, daß man bisher annahm, alle unsre Erkenntniß müsse sich nach den Gegenständen richten. Unter dieser Voraussetzung nämlich, giengen alle Versuche über sie a priori etwas

durch Begriffe auszumachen, zu Grunde. Man verſuche es daher, heißt es, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphyſik beſſer damit fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenſtände müſſen ſich nach unſerer Erkenntniß richten. Es iſt hiemit eben ſo als mit den erſten Gedanken des Copernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fortwollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe ſich um den Zuſchauer, verſuchte, ob es nicht beſſer gelingen möchte, wenn er den Zuſchauer ſich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließ. In der Metaphyſik kann man, was die Anſchauung der Gegenſtände anbetrifft, es auf ähnliche Art verſuchen, und dieſer Verſuch gelingt vortrefflich, und verſpricht der Metaphyſik den ſichern Gang einer Wiſſenſchaft. Denn man kann nach dieſer Veränderung der Denkart, die Möglichkeit einer Erkenntniß a priori ganz wohl erklären, und was noch mehr iſt, die Geſetze, welche a priori der Natur als dem Inbegriff der Gegenſtände der Erfahrung zum Grunde liegen, mit ihren genugthuenden Beweiſen verſehen, welches beydes nach der bisherigen Verfahrungsart unmöglich war.“ Unſtreitig hat dieſe Hrn. Kant ganz eigenthümliche und den Naturforſchern nachgeahmte Behandlungsart der Metaphyſik ihre großen und wichtigen Vorzüge. Denn ſie thut nicht allein dem ſtolzen Dogmatismus und der ſchädlichen Definirſucht Einhalt, welche bisher in dieſer Wiſſenſchaft zu ihrem großen Nachtheil geherrſcht hat, ſondern ſie zeiget uns auch, was der eigentliche und vornehmſte Gegenſtand aller ſpekulativen Unterſuchung ſeyn ſoll, nämlich Kenntniß des menſchlichen Geiſtes, ſeiner Kräfte und der Geſetze, nach denen er wirkte, und es laſſen ſich auch ſehr viele Erſchei-

nungen nicht anders als durch die Voraussetzung erklären, daß die Gegenstände unsrer Anschauung sich nach unsrer Art sie uns vorzustellen, richten müssen. Allein dennoch muß man auf der andern Seite wieder gestehen, daß diese Behauptung, so wie sie hier aufgestellt und in der Kritik der reinen Vernunft selbst angewendet wird, sehr übertrieben ist, und unmöglich in ihrer ganzen Ausdehnung bestehen kann, sobald man überhaupt das reelle, von unsrer Vorstellung unabhängige, durch sich selbst subsistirende Daseyn einer wirklichen Außenwelt annimmt. Wird nämlich dieses reelle Daseyn wirklicher Objekte außer uns zugestanden, und will man die Aussenwelt noch für etwas anders als eine bloße Ideenwelt halten, so folgt auch daraus nothwendig, daß diese äußern Dinge auf eine bestimmte Art, das heißt nach gewissen Regeln und nach einer Ordnung existiren müssen, die wesentlich in den Dingen selbst und in ihren Verhältnissen unter einander gegründet ist, und die also unser Verstand ihnen nicht erst vorgeschrieben haben kann. Diese Ordnung würde unter ihnen statt finden, auch wenn sie von keinem Geiste vorgestellt würden, weil sich ohne dieselbe gar keine Existenz denken läßt, und wir können also nicht geradezu sagen, daß sich die Gegenstände nach unsrer Erkenntniß richten, oder daß der Verstand der Natur ihre Gesetze erst vorschreibt. Zwar leiden sie mancherley Abänderungen von der menschlichen Vorstellungskraft, werden von unsrer besondern Organisation und nach den bestimmten Regeln unsers Empfindens und Denkens oft in ganz andere Gestalten umgebildet, als sie wirklich außer unsrer Vorstellung hatten. Aber sie sind deswegen doch nicht so ganz träge und gleichgültig, daß sie alles aus sich machen ließen, und allen Einfällen

der vorstellenden Wesen unterworfen wären. Vielmehr müssen sich diese sehr oft nach ihnen bequemen, wenn sie mit ihnen auskommen wollen, und sind nicht so unumschränkte Herren über sie, daß sie nie einen Ungehorsam von ihnen zu befürchten hätten. Zwar muß die bewegte Luft z. B. mannichfaltige Modificationen bey ihrem Durchgange durch die Organe unsers Gehörs erleiden, ehe das daraus wird, was wir einen Ton nennen; indessen hängt es doch nicht von uns in jedem besondern Fall ab, ob wir einen tiefern oder einen höhern Ton, einen stärkern oder schwächern Schall hören wollen, sondern hiebey kömmt es allein auf die Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Vibrationen in den Lufttheilchen an, welche unsere Gehörnerven erschüttern. Die Lichtmaterie wird zwar in unsern Sehwerkzeugen zu sehr verschiedenen Farben umgebildet; allein es steht doch nicht in unsrer Gewalt, ob wir einen Gegenstand blau oder roth oder grün sehen wollen, sondern die Farben der Gegenstände werden durch ihre Eigenschaften und durch die Art bestimmt, wie das Licht von ihnen zurückgeworfen wird. Eben so würden wir die Dinge nicht im Raum und in der Zeit anschauen können, wenn in ihnen nicht Eigenschaften und Verhältnisse lägen, wodurch diese unsre bestimmte Art der Anschauung möglich gemacht würde, wir würden ihnen nicht die allgemeinen Naturgesetze vorschreiben können, wenn sie nicht selbst nach jenen Gesetzen oder wenigstens nach Gesetzen geordnet wären, die den Regeln unsers Verstandes entsprächen. Denn sonst müßten sie entweder eine ganz rohe ungebildete Masse ausmachen, die sich in jede Form schmiegte, welche man ihr geben wollte, oder wir würden auch sehr oft wider sie verstoßen und nicht mit ihnen auskommen, wenn wir sie

nach

nach den Regeln unſers vernünftigen Denkens behandelten. Das erſtere iſt gar nicht denkbar, und dem zweyten widerſpricht die beſtändige Erfahrung, und man ſieht alſo, wie wenig die Behauptung, die Gegenſtände richten ſich nach unſrer Erkenntniß, in dem Sinne, wie ſie Hr. Kant nimmt, beſtehen kann.

Aus dieſen Urſachen ſcheint nun auch die S. 275. hinzugeſetzte Widerlegung des Idealismus, welche als eigentliche Vermehrung dieſer neuen Ausgabe anzuſehen iſt, ganz und gar nicht in das Kantiſche Syſtem zu paſſen. Denn der Verf. ſucht in derſelben zu beweiſen, daß das bloße, aber empiriſch beſtimmte Bewußtſeyn unſers eigenen Daſeyns, das Daſeyn der Gegenſtände im Raum außer uns vorausſetze; und doch weiß jeder, der das Kantiſche Syſtem genau kennt, daß nach demſelben das wirkliche Daſeyn äuſſerer Dinge bloß problematiſch iſt, indem wir der vornehmſten Regel der Kritik gemäß, die Begriffe des Verſtandes nicht auf die Dinge an ſich ſelbſt anwenden dürfen, und alſo auch nicht ſagen können, ob ſie möglich, wirklich oder nothwendig ſind. Der Beweis ſelbſt wird auf folgende Art geführt: „Ich bin „mir meines Daſeyns als in der Zeit beſtimmt bewußt. Alle Zeitbeſtimmung ſetzt etwas Beharrliches in der Wahrnehmung voraus. Dieſes Beharrliche aber kann nicht eine Anſchauung in mir „ſeyn. Denn alle Beſtimmungsgründe meines Daſeyns, die in mir angetroffen werden können, ſind „Vorſtellungen, und bedürfen als ſolche, ſelbſt ein „von ihnen unterſchiedenes Beharrliches, worauf in „Beziehung der Wechſel derſelben, mithin mein Daſeyn in der Zeit, darin ſie wechſeln, beſtimmt werden könne. Alſo iſt die Wahrnehmung dieſes Be-

der vorſtellenden Weſen unterworfen wären. Vielmehr müſſen ſich dieſe ſehr oft nach ihnen bequemen, wenn ſie mit ihnen auskommen wollen, und ſind nicht ſo unumſchränkte Herren über ſie, daß ſie nie einen Ungehorſam von ihnen zu befürchten hätten. Zwar muß die bewegte Luft z. B. mannichfaltige Modificationen bey ihrem Durchgange durch die Organe unſers Gehörs erleiden, ehe das daraus wird, was wir einen Ton nennen; indeſſen hängt es doch nicht von uns in jedem beſondern Fall ab, ob wir einen tiefern oder einen höhern Ton, einen ſtärkern oder ſchwächern Schall hören wollen, ſondern hiebey kömmt es allein auf die Langſamkeit oder Geſchwindigkeit der Vibrationen in den Lufttheilchen an, welche unſere Gehörnerven erſchüttern. Die Lichtmaterie wird zwar in unſern Sehwerkzeugen zu ſehr verſchiedenen Farben umgebildet; allein es ſteht doch nicht in unſrer Gewalt, ob wir einen Gegenſtand blau oder roth oder grün ſehen wollen, ſondern die Farben der Gegenſtände werden durch ihre Eigenſchaften und durch die Art beſtimmt, wie das Licht von ihnen zurückgeworfen wird. Eben ſo würden wir die Dinge nicht im Raum und in der Zeit anſchauen können, wenn in ihnen nicht Eigenſchaften und Verhältniſſe lägen, wodurch dieſe unſre beſtimmte Art der Anſchauung möglich gemacht würde, wir würden ihnen nicht die allgemeinen Naturgeſetze vorſchreiben können, wenn ſie nicht ſelbſt nach jenen Geſetzen oder wenigſtens nach Geſetzen geordnet wären, die den Regeln unſers Verſtandes entſprächen. Denn ſonſt müßten ſie entweder eine ganz rohe ungebildete Maſſe ausmachen, die ſich in jede Form ſchmiegte, welche man ihr geben wollte, oder wir würden auch ſehr oft wider ſie verſtoßen und nicht mit ihnen auskommen, wenn wir ſie

nach

nach den Regeln unſers vernünftigen Denkens behandelten. Das erſtere iſt gar nicht denkbar, und dem zweyten widerſpricht die beſtändige Erfahrung, und man ſieht alſo, wie wenig die Behauptung, die Gegenſtände richten ſich nach unſrer Erkenntniß, in dem Sinne, wie ſie Hr. Kant nimmt, beſtehen kann.

Aus dieſen Urſachen ſcheint nun auch die S. 275. hinzugeſetzte Widerlegung des Idealismus, welche als eigentliche Vermehrung dieſer neuen Ausgabe anzuſehen iſt, ganz und gar nicht in das Kantiſche Syſtem zu paſſen. Denn der Verf. ſucht in derſelben zu beweiſen, daß das bloße, aber empiriſch beſtimmte Bewußtſeyn unſers eigenen Daſeyns, das Daſeyn der Gegenſtände im Raum außer uns vorausſetze; und doch weiß jeder, der das Kantiſche Syſtem genau kennt, daß nach demſelben das wirkliche Daſeyn äuſſerer Dinge bloß problematiſch iſt, indem wir der vornehmſten Regel der Kritik gemäß, die Begriffe des Verſtandes nicht auf die Dinge an ſich ſelbſt anwenden dürfen, und alſo auch nicht ſagen können, ob ſie möglich, wirklich oder nothwendig ſind. Der Beweis ſelbſt wird auf folgende Art geführt: „Ich bin „mir meines Daſeyns als in der Zeit beſtimmt bewußt. Alle Zeitbeſtimmung ſetzt etwas Beharrliches in der Wahrnehmung voraus. Dieſes Beharrliche aber kann nicht eine Anſchauung in mir „ſeyn. Denn alle Beſtimmungsgründe meines Daſeyns, die in mir angetroffen werden können, ſind „Vorſtellungen, und bedürfen als ſolche, ſelbſt ein „von ihnen unterſchiedenes Beharrliches, worauf in „Beziehung der Wechſel derſelben, mithin mein Daſeyn in der Zeit, darin ſie wechſeln, beſtimmt werden könne. Alſo iſt die Wahrnehmung dieſes Be-

„harrlichen nur durch ein Ding außer mir, und nicht „durch die bloße Vorstellung eines Dinges außer mir „möglich. Folglich ist die Bestimmung meines Da„seyns in der Zeit, nur durch die Existenz wirklicher „Dinge, die ich außer mir wahrnehme, möglich. „Nun ist das Bewußtseyn in der Zeit mit dem Be„wußtseyn der Möglichkeit dieser Zeitbestimmung „nothwendig verbunden; also ist es auch mit der „Existenz der Dinge außer mir als Bedingung der „Zeitbestimmung, nothwendig verbunden; das ist „das Bewußtseyn meines eigenen Daseyns, ist zu„gleich ein unmittelbares Bewußtseyn des Daseyns „anderer Dinge außer mir.“ Ich lege Hrn. Kant hierbey nur die einzige Frage vor, die ich von ihm beantwortet zu sehen wünschte: Soll in diesem ganzen Beweise unter dem Daseyn äußerer Gegenstände ein wirkliches für sich bestehendes Daseyn der Dinge verstanden werden, oder nur ein logisches scheinbares Daseyn, daß wir nämlich zum Behuf eines ordentlichen Denkens und um innere Erscheinungen haben zu können, auch äußere Erscheinungen haben müßten? Denn vor dergleichen Zweydeutigkeiten kann man sich bey den Kantischen Schriften nicht genug in Acht nehmen. Ist das erstere, nun so fällt nicht allein die ganze Theorie von Raum und Zeit, die Hr. Kant aufgestellt hat, über den Haufen; sondern auch jenes kritische Hauptgesetz wird von ihm selbst übertreten. Denn nach dieser Widerlegung des Idealismus hat ja der Begriff der Zeit ein objectives Fundament in den wirklichen Aussendingen, das Bewußtseyn unsers eigenen Daseyns in der Zeit, wird nur durch Anschauung äußerer Dinge möglich, und die Idee des Beharrlichen kann in uns nur durch äußere wirklich daseyende Objekte hervorgebracht werden. Wie

stimmt

ſtimmt aber dieſes mit der Kantiſchen tranſcendentalen Aeſthetik überein, wo weitläuftig und mit vielen Gründen dargethan wird, daß der Begriff der Zeit eine bloß ſubjective Form der Sinnlichkeit iſt, daß er nicht in den Eigenſchaften der Dinge an ſich ſelbſt gegründet, oder von denſelben abſtrahiret ſeyn kann? Hier wird behauptet, daß es wirkliche Auſſendinge geben müſſe, weil wir ſonſt kein Bewußtſeyn des Beharrlichen in uns haben könnten, und dort wird angenommen, daß alle unſere Begriffe vom Wechſel in der Zeit, von Veränderung und alſo auch vom Beharrlichen nur ſubjektiv ſind, und aus der weſentlichen Einrichtung der menſchlichen Vorſtellungskraft entſpringen, die es nothwendig macht, daß wir alles unter Zeitbeſtimmungen anſchauen müſſen, ohne daß wir deshalb im geringſten berechtigt wären, die Zeit als etwas den Dingen an ſich ſelbſt anhängendes oder ihnen entſprechendes anzuſehen. Hatte überdem Hr. Kant, als er dieſes ſchrieb, es ganz vergeſſen, daß er der Vernunft das Bewußtſeyn vom Beharrlichen in uns ſelbſt, von unſerm eigenen inviduellen Daſeyn für leere Täuſchung ausgiebt? Wenn dieſes Täuſchung iſt, wenn unſre eigene Perſönlichkeit nicht Gewißheit hat, ſo wird ja die Idee des Beharrlichen in den äußern Objekten noch vielmehr täuſchend ſeyn, da wir von denſelben doch nur eine mittelbare Erfahrung haben können. Dieſer Widerſpruch iſt meinem Bedünken nach ſehr auffallend, und kann wohl nicht aus einem bloßen Mißverſtande entſtehen. Doch vielleicht iſt hier nur von einem logiſchen Daſeyn der Dinge, von einem Daſeyn in der Erſcheinung die Rede. Aber alsdann iſt die ganze Widerlegung des Idealismus ein bloßes Wortſpiel, und beſtätigt den-

unverändert ſtehen geblieben, und der Verf. hat weder in den Sätzen ſelbſt, noch in der Beweisart etwas zu ändern für gut befunden. In manchen Stellen iſt durch Abkürzungen, oder Zuſätze die Deutlichkeit zwar vermehrt, und durch häufigere Ueberſchriften die Ueberſicht des Ganzen erleichtert. Aber im Weſentlichen iſt dieſe Ausgabe der erſten vollkommen gleich geblieben.

Rk.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Briefe über die neuen Wächter der proteſtantiſchen Kirche, von S. L. Fr. de Marees. Zweytes Heft. Leipzig, bey Sommer. 1787. 150 S. 8.

Wenn wir in dem ſehr unangenehmen Geſchäffte fortfahren müſſen, unbeſtimmte, ins Wilde hineingeworfene Beſchuldigungen unerwieſene und unerweisliche Verläſterungen, wie ſie dies zweyte Heft nicht weniger enthält, als das erſte, ſo viel möglich ins Licht zu ſtellen, und eben dadurch in ihrer Blöße zu zeigen, ſo werden wir uns näher auf das, was die Allg. d. Bibl. angehet, einſchränken, und ſchon bey dieſer Einſchränkung werden wir beſorgen müſſen, die Geduld unſerer Leſer zu ermüden. Aber es ſoll hoffentlich dies das letztemal ſeyn, daß wir uns mit dieſem Syſtemsfiscal öffentlich einlaſſen werden, er müßte dann neue Urkunden auffinden, und beſſere Belege ſeiner Beſchuldigungen, als er bisher auftreiben können, und überhaupt etwas Erheblicheres, als bisher geſchehen, vorbringen.

Dies zweyte Heft fängt ſich mit dem ſechſten Briefe an, den Hr. de M. mit der Behauptung anhebt, daß das Verfahren mit der heil. Schrift deutlich entdecke, wo Pabſtthum ſey, es mag nun, (wie er ſchreibt) vom Vatikan oder von Nicolais Clubb ausherrſchen wollen. Am Lichte des Worts Gottes wird alles offenbar. Gegen das Eindringen dieſes Lichts ſuchte ſich das alte Pabſtthum durch zwey Mittel zu ſchützen. Einmal durch das Verbot an alle Layen die Bibel

zu

des Zusammenhangs und des Zwecks der Rede darüber, vom Hrn. T. in seinem Wörterbuche vorzüglich beobachtet und angewandt gefunden, und diese Bemerkung rieß ihn vielleicht ein wenig über die Grenzen einer strengen und genauen Critik hin. Aber es folgt denn auch aus diesem dem Hrn. de M. so anstößigen Lobsprüchen keinesweges, daß dieser Rec. oder gar alle theol. Mitarbeiter an der Bibliothek jede besondere Tellerische Auslegung für richtig und unverbesserlich halten müssen. Man kann ohne Zweifel die Grundsätze und Regeln, wornach ein Schriftsteller denkt und urtheilet, für richtig erklären, ohne dadurch zu behaupten, daß er sie nun auch wirklich in jedem besondern Falle angewandt, und so wie er hätte sollen, befolgt habe. Was hätte denn nun Hr. de M. wider die Bibliothek Großes gewonnen, wenn er, wie er sich im Verfolg dieses sechsten Briefes so sehr angelegen seyn läßt, zeigen können, daß die Erklärung, die Hr. T. vom Ebenbild Gottes giebt („Ebenbild Gottes „2 Cor. IV, 4. des Unsichtbaren Col. I, 16. des göttlichen „Wesens Ebr. I, 3. ward Jesus genannt, insofern er mit „dem göttlichen Ansehen auf der Welt erschien Phil. II, 6.“) unrichtig wäre; würde daraus folgen, daß seine ganze Erklärungsart darin verwerflich sey? Der Rec. kann sich hierüber nicht weitläuftig einlassen. Es kommt darauf an, ob Jesus, so wie überhaupt, also insonderheit in den angeführten Stellen in moralischer oder in physischer oder vielmehr metaphysischer Betrachtung ein Ebenbild Gottes genannt werde. Mich dünkt, er könne in beyden Betrachtungen so genannt werden, und werde auch wirklich so genannt. In der ersten Stelle scheint die moralische Aehnlichkeit besser zu passen, wegen des Folgenden; denn wenn in den Herzen der Christen die Erleuchtung von der Klarheit Gottes in dem Angesichte Christi entstehen sollte, oder wenn die Gläubigen in Jesu gleichsam als in einem Spiegel die Klarheit oder Herrlichkeit Gottes wahrnehmen sollten, so war es wohl seine sittliche Vortrefflichkeit, die ihnen gleichsam ein Abdruck der göttlichen seyn sollte, denn von der physischen Natur oder Klarheit Gottes konnte ihnen J. C. wohl kein Bild seyn, da sie überhaupt für diese keinen Sinn hatten, und also auch ein Bild derselben nicht wahrnehmen konnten. Eben so läßt sich, meiner Einsicht nach, auch Col. I, 16. ganz unbedenklich von einer moralischen Aehnlichkeit erklären. Ob aber Ebr. I, 3. auch von weiter nichts, als einem moralischen Ebenbilde

e Gottes die Rede ſey, oder ob hier auf das unbegreiffli-
geheimnißvolle Verhältniß des Sohns zum Vater gezielt
de, worauf einige Ausſprüche der Apoſtel, inſonderheit
hannis Anzeige thun, dieß iſt eine andere Frage. Auch
n man immer zugeben, daß Hrn. T. Erläuterung der Re-
garten: Glanz ſeiner Herrlichkeit, Ebenbild ſeines
eſens, von der Feuerſäule hergenommen, nicht völlig paſ-
ſey. Durch dies alles, und wenn man auch mit Hrn.
orus die angezognen Worte überſetzen müßte: der ein
d der göttlichen Majeſtät und ein Abdruck der gött-
en Natur iſt — durch dies alles wird die Telleriſche Er-
ung nicht das, wozu ſie Hr. Dr. M. gerne machen möch-
eine vorſetzliche Verdrehung und Verſtümmelung des wah-
Sinnes. Denn auch nach Hrn. Morus Ueberſetzung
die er ſich beruft, kann Jeſus entweder bedinglich oder
otſächlich in moraliſcher Rückſicht, ein Bild der göttlichen
ſeſtät, und ein Abdruck der göttlichen Natur genannt
den. Wozu nun alle die weitſchweifigen Declamationen,
die bittern Invectiven? Einen andern Beleg zu dem
ern des Telleriſchen Wörterbuchs, der die Erklärung des
rts Fülle hergeben ſoll, laſſen wir weg, weil wir uns
ſolche ſpecielle Unterſuchungen nicht einlaſſen können.

Der ſiebente Brief. Immer noch ärgert ſich der
ſſt. an den unerhörten Lobpreiſungen und dem ungewöhn-
n Beyfall des Telleriſchen Wörterbuchs und den drey
gar vier Auflagen, die in nicht gar langer Zeit davon
cht worden. Aber er ſucht ſich mit dem Gedanken zu
en, daß die gelehrte Welt nicht viel beſſer handle, als
Putzwelt, und ſchreibt alles auf die Gewalt der Mode.
beyden heiße erfinden, nicht eben neue wichtige Ent-
ungen machen, ſondern meiſtens nur das alte längſt ver-
ne wieder hervorſuchen. Eine geringe Veränderung des
huittes, ein kleiner Zuſatz errege ein Geſchrey der Neuheit,
verſchaffe atmſeeligen Aufwärmungen ein wichtiges Anſe-
In beyden ſind ſich auch, wie er hinzuſetzt, die ſoge-
ten Erfinder darin ähnlich, daß ſie und ſie allein aus
chten handeln. Auch entdecke uns der Rec. des Telleri-
Wörterbuchs deutlich die Abſicht der neumodiſchen Exe-
, die chriſtliche Religion nämlich von allen Menſchen-
ngen zu reinigen. — Dieſe Reinigung von Menſchen-
ngen iſt nun, wie Hr. M. erinnert, das wahre und

eigentliche Geschäfft unsrer seeligen Reformatoren gewesen, indem sie durch die Uebersetzung der heil. Schrift die Welt schnell und gewiß überzeugt haben, daß alles, womit sie die Kirche Christi saubern wollen, wirkliche Menschensatzungen seyn. Nun möchten die Theologen neuern Styls gar zu gern für Luthers und Calvins ächte Nachfolger gehalten werden, gar zu gerne möchten sie uns überreden, daß sie von eben dem Triebe, wie jene auserwählte und einzige Reformatoren, beseelt würden, das Evangelium in seiner Lauterkeit ohne alle Menschensatzungen zu lehren. Allein dieß ist nur ein für allemal eine zu dreiste, ganz widerrechtliche, und misgedeutete Anmaßung, indem die ältern Reformatoren sogleich auf einmal alle Menschensatzungen entdeckten, alles was zu säubern war, säuberten, und ihren Nachfolgern nichts mehr zu reinigen überließen. Was sie in dieser Absicht thun, kann kein Sterblicher mehr leisten, so untrüglich wie sie, kann kein Gelehrter jetzt mehr Gottes Wort von menschlichen Zusätzen und Erklärungen unterscheiden, (ob es uns gleich bey dieser ihrer vorausgesetzten Untrüglichkeit, und vorgegebnen vervollkommneten Reinigung des Evangeliums billig Wunder nehmen müsse, wie die auserwählten Rüstzeuge Luther und Calvin sich doch in so wichtigen, oder wenigstens von ihnen für richtig gehaltenen Puncten so sehr uneinig seyn, der eine etwas für Menschensatzung halten konnte, was der andre für ächtes Gotteswerk erkannte, wie sich ihre Schüler die Freyheit nehmen konnten, in wichtigen Sachen von ihrem Bekenntnisse abzugehen, und ihr Reformationswerk weiter zu reformiren u. s. w.) Genug die Theologen neuern Styls sind nun nach Hrn. de M. Ausspruch ein für allemal präcludirt, und jeder Versuch noch weiter zu reinigen, ist ein strafbares Unternehmen. „Denn man höre, setzt er „hinzu, und erstaune, daß die ersten Menschen gut und nach „dem Bilde Gottes geschaffen, und durch Uebertretung des „Prüfungsgebots Sünder, fleischlich gesinnt und sterblich „geworden; daß sie Fleischlichgesinntheit und Sterblichkeit „auf alle ihre Nachkommen fortgepflanzet haben; daß daher „alles, was vom Fleisch gebohren wird, Fleisch sey; daß der, „der wieder geistlich gesinnet werden soll, auch durch den „Geist wieder gebohren werden müsse; daß Vater, Sohn „und heiliger Geist zugleich der Gegenstand der religiösen „Verehrung aller derer seyn sollen, die durch die Taufe zum „Christenthum geweiht worden; daß Christus, der von den

„Vätern

„Vätern herkommt, nach dem Fleisch, zugleich Gott sey, „über alles gelobt; daß wir durch sein Blut gerecht werden, „daß der Vater im Himmel den heiligen Geist denen geben „wolle, die ihn darum bitten, daß Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drey ein Christenthum bleiben sollen; daß unsere Leiber wieder auferstehen, und auf die Stimme des „Sohnes Gottes aus ihren Gräbern wieder sollen hervorgehen. — Dieses alles und noch mehreres sind, nach dieser „Herren Vorgeben, die Menschensatzungen, die Scholastik, „das kirchliche System, die Schulsprache, wovon sie das „Christenthum reinigen wollen. Da aber alles dieses lauter „deutliche eigene biblische Lehren sind, und buchstäblich in der „Bibel gestanden haben, ehe Scholastik und System und „Compendien und Schulsprache ins Christenthum gekommen „sind, so muß freylich eine andere Auslegungsart, als wir „bisher gehabt haben (vorher behauptete Hr. de M. ja, daß „die neue Tellerische Exegetik nur etwas altes aufgewärmtes „sey) eingeführt werden.“ Ob sie besser und natürlicher sey, dies meynt er, hätten die angeführten Proben bewiesen. Von den natürlichen schwane diesen Herren selbst nicht viel Gutes. Einer derselben gestehe, daß den gebrauchten Wörtern durch Verlassung ihrer ersten ursprünglichen Bedeutung der äußerste Zwang angethan zu seyn scheine, sie wußten sich schon wieder zu helfen, sie sollen nämlich alles dieses mit einem Sprachgebrauch zu Boden schlagen, der damals den Lehrern und Schülern soll bekannt gewesen seyn u. s. w. — Wie doch Hr. de M. alles untereinander mischt, um seiner Klage gegen Bibliothek und ihre Freunde ein recht fürchterliches Ansehen zu geben. Um jene Lehren auszumerzen, dazu soll die neue Tellerische Exegetik erfunden seyn. Es ist aber die Frage, ob sie die wahre und richtige sey, nicht in welcher Absicht sie erfunden worden, denn darüber kann Hr. de M. nicht Richter seyn; auch nicht davon, ob sie vom Hrn. T. immer selbst genau befolgt, nur glücklich angewandt worden. Mit diesem letztern mag es seyn, wie es will, so wird diese Exegetik, dadurch, daß sie auf den Sprachgebrauch der Zeiten, worin die Schriften abgefaßt worden, vorzüglich achten heißt, gewiß nicht verwerflich, und einer solchen Exegetik, worin man bald ängstlich am Buchstaben hängt, bald ihn verläßt, je nachdem es frühern Auslegern gefällt, die jener Hülfsmittel zur Auslegung, die uns eine vernünftige Logik bey jedem alten Buche vorschreibt, entweder ganz unkundig

waren, oder sie verachteten und vernachläßigten, einer Exegetik, wobey man mit Einem Auge auf den Text siehet und mit zehn Augen auf die vorhesbestimmten Lehrmeynungen blickt, die man darin finden soll, mit einem Worte der symbolischen Exegetik, deren sich Hr. de M. und Consorten bedienen, ohne Zweifel weit vorzuziehen seyn. Sollte es sich nun finden, daß bey der Anwendung jener freyen vernunftmäßigen Exegetik, ein Theil der oben angeführten Lehrmeynungen selbst, oder vielmehr nur ihre symbolische Bestimmung, Ausbildung und Anwendung als unschriftmäßig oder gar schriftwidrig befunden würde, so sollte dies, wie mir deucht, derselben bey allen aufrichtigen Verehrern einer verständlichen und praktischen Religion zur Empfehlung und nicht zum Vorwurf gereichen, denn so würden wir vielleicht von so mancher den menschlichen Verstand vergebens martternden Unbegreiflichkeit, von so manchen, der Wirksamkeit des Christenthums hinderlichen Meynungen, die in finstern barbarischen Jahrhunderten die Scholastik und der Geist der Hierarchie in das christliche System hineingeschoben haben, glücklich befreyet worden. Und dies würde ein wahres Verdienst um die vernünftige und praktische Religion Jesu seyn, so wenig auch Hr. de M. dasselbe zu erkennen und zu schätzen geneigt und fähig ist. Dies sey genug in Absicht auf alles was unser Briefst. gegen besondre Tellerische Erklärungen einwendet. Wir finden es nicht für nöthig und nützlich, uns deshalb mit ihm herum zu streiten, und überlassen dies unangenehme Geschäfft, allenfalls, wenn er es der Mühe werth findet, Hrn. T. selbst. Doch über den Vorwurf der Partheylichkeit, den Hr. de M. dem Recensenten des Tellerischen Wörterbuchs noch zuletzt macht, müssen wir noch etwas erinnern. Dieser Rec. hatte an Hrn. T. Bescheidenheit und Freymüthigkeit gerühmt, obgleich Hr. T. von gewissen Gelehrten geredet hatte, die mehr um ihre Finanzen als um die Wahrheit bekümmert wären, ohne doch jemanden besonders zu nennen. Dies Urtheil von Hrn. Teller soll hauptsächlich darin so partheyisch seyn, weil ein andrer Recensent dem Verfasser der Provinzialblätter darüber einen ernstlichen Verweiß gegeben, daß dieser hämische Tadler des Buchs über die Nutzbarkeit des Predigtamts den wohlbekannten Verfasser dieses Buchs beschuldiget, „daß er aus Gefälligkeit gegen Juliane, Freygeister oder abtrünnige Christen die wichtigsten Lehren des „Christenthums zu predigen, untersage.“ Dieß letztere näm-

lich

sich lange nicht ein so bittrer Vorwurf, als derjenige, Hr. T. gewissen Gelehrten gemacht habe, daß sie mehr ihre Pfründen als um die Wahrheit bekümmert seyn. — doch werde Hr. T. wegen seiner Bescheidenheit gelobt, der Provinzialblättler werde mit diesem Zetergeschrey anfahren: „Was ist derjenige, der so mit lustigem Herzen eine Beschuldigung auf das Papier werfen kann, an die man auch, ohne die unwiderleglichsten Gründe kaum denken darf" Nun in diesen Worten kann ich doch wirklich das mäßige Geschrey, das Hr. de M. darin höret, nicht finden, daß der Rec. wie er hier weiter beschuldigt wird, Feuer und Flammen hauche, seine Verachtung und seinen Unwillen nicht stark genug auszudrücken wisse, daß er alle Gelehrten und Leser in Harnisch bringen wolle, wie gesagt, ich finde von diesem allen nichts darin, aber eine ernstliche Gewissensrüge, wie sie mir der bitter und ganz unerwiesene Vorwurf zu verdienen scheint — Vorwurf, der nicht wie jener so äußerst unbescheiden seyn soll, der Tellerische Vorwurf im Allgemeinen, ohne Jemanden besonders zu treffen, sondern gegen einen bekannten verdienten und rechtschaffnen Gottesgelehrten vorgebracht sey. Sollte dieser Vorwurf so viel sagen, wie ihn Hr. de M. selbst ausdrückt, daß dieser Gottesgelehrte, um sich Juden gefällig zu machen, die wichtigsten Lehren des Christenthums, die er selbst dafür hielte, und ob er sie gleich dafür halten, zu lehren untersage, so kann einem Gottesgelehrten schwerlich ein bittrer Vorwurf gemacht werden, als daß er eine so unwürdige Weise ein Verräther an der erkannten Wahrheit wird. Sollte er aber selbst diese Lehren, die er predigen untersagte, etwa gar nicht für Lehren des Christenthums, oder wenigstens nicht für so wichtige Lehren, die gepredigt werden müßten, erkennen; nun dann war es freylich ein ungereimter, sich selbst aufhebender Vorwurf, doch aber immer eine hämische Absicht zu kränken, bey einigen voraussetzte, der ihn auf eine so unbestimmte und ungewisse Art gegen einen würdigen Schriftsteller hinwerfen konnte. Und wie bitter auch immer die Beschuldigung ungegründet, die sich Hr. Teller gegen gewisse Gelehrten erlaubt hat, seyn mag, so hat er doch wenigstens keinen namentlich angegriffen.

Bey dieser Gelegenheit läßt der Briefsteller seinen Freund bemerken, daß doch überhaupt nichts offenbarer am Tage liege, als die beständige Rücksicht seiner Gegner auf Rationalisten und Freygeister, indem sie fast bey jeder nichtigen eigenthümlichen Lehre des Christenthums rathen sollen, selbige den Theisten aufzuopfern, dies heißen sie, wie er bemerkt, die Aussenwerke aufgeben, um die Vestung unüberwindlich zu machen. — Die Vestung selbst, die diese Verräther den Aussenwerke unüberwindlich machen wollen, sind, seiner Angabe nach, ein paar Lehren einer sogenannten natürlichen Religion, die aber nach ihrem System nichts weniger als fest sind. „Denn, setzt er hinzu, Glaube an eine alles lenkende Vorsehung ist bey den Lehren von einem untheilnehmenden Gott, von einer ewigen Welt, vom Determinismus — sicher nur Blendwerk.“ Wenn er unter den Lehren, wobey, seiner Meynung nach, der Glaube an eine alles lenkende Vorsehung nicht bestehen kann, auch die von einem untheilnehmenden Gott anführet, und in seinem ersten Hefte dieser Lehre einen gewissen Recensenten hauptsächlich mit darum beschuldigt hatte, weil er den bekannten Ausspruch des englischen Dichters: Gott siehet mit gleichem Auge einen Sperling fallen, und einen Helden sterben; nun eine Wasserblase und nun eine Welt bersten, angeführt hätte, so bedenkt er nicht, daß ein sehr orthodoxer Gottesgelehrter, Hr. D. Leß, eben diese von einem untheilnehmenden Gotte zeugen sollende Stelle sogar in einer Predigt von der Vorsehung angebracht hat. (Sonnt. Evang. übersetzt, erläutert und angewandt S. 205.) — Und den Determinismus erklärt Hr. de M. für unverträglich mit dem Glauben an eine alles lenkende Vorsehung! Er, ein reformirter Gottesgelehrter, den ältesten und respectabelsten Bekenntnißschriften seiner Kirche, den strengen Schlüssen der Dortrechtischen Synode zum Trotz! die mehr als Determinismus, die einen unbedingten Rathschluß, und also wahren Fatalismus lehren, und unter der Strafe aus der rechtgläubigen reformirten Kirche ausgestoßen zu werden, zu glauben befehlen? Er konnte seinen orthodoxern Glaubensbrüdern die Möglichkeit absprechen, an eine alles lenkende Vorsehung zu glauben!!! Sicherlich hat er hier, wie in mehrern Stellen seiner Briefe über die neuen Zionswächter, nicht bedacht, was er hinschrieb, oder hat er das Wort Determinismus mit Bedacht hingeschrieben, und soll der Determinismus nur bey den Ver-

en, nicht aber bey den Calviniſten den Glau-
lenke e Vorſehung aufheben, ſo ſtellet er
h und übertriebenen Partheylichkeit,
die x ioryerare ſo oft beſchuldigt, an ſich ſelbſt
a 1 : rdiges Beyſpiel auf. Doch, da mich
eit 1 auf den Determinismus gebracht hat, ſo
unterlaſſen, an dieſem Falle zu zeigen, wie er
1 ſeiner Glaubensbrüder, die in dem Punct der
., von der orthodoxen Lehre ihrer Kirche abge-
den erſten Glauben verleugnet haben, gera-
ı 1 der ſich haben, und ſich alles deſſen ſchuldig
n, was er mit ſo vieler Heftigkeit den Vernunft-
m Anſehung andrer Kirchenlehren, beymißt, daß
kein Bedenken daraus machen, vom klaren
der hriſt, der dieſe Lehren ſo deutlich vortra-
en, zu allerhand exegetiſchen Künſten u. ſ. w.
l. In der That, was könnte er einem
er r allenfalls Infralapſarier antworten, die
rende Stelle des Briefs an die Römer verwieſen:
nder gebohren wurden, und weder Gutes
Boses gethan hatten (auf daß der Vorſatz Got-
nach der Wahl) ward zu ihnen geſagt —
: rdienſt der Werke, ſondern aus Gnade
— der Gröſſere ſoll dienſtbar werden
, wie denn geſchrieben ſtehet: Jacob
ıı , und Eſau habe ich gehaſſet. — Es
an J nds Wollen oder Laufen, ſondern
rbarmen. — So erbarmet er ſich nun
er ll, und verſtocket, welchen er will. —
ı ı ou zu mir! was ſchuldiget er denn uns?
ſeinem Willen widerſtehen? Ja, lieber
ı r biſt du dann, daß du mit Gott rechten
: ſicht auch ein Werk zu ſeinem Meiſter?
oft du mich alſo? hat nicht ein Töpfer
ne, 1 Einem Klumpen zu machen, ein Faß zu
ano das andre zu Unehren? u. ſ. w. (Röm. IX.)
e : verſuche es, den unbedingten Rathſchluß mit der
der Prädeſtination, de ſervo arbitrio u. ſ. w.
andre Worte des Apoſtels ſo klar, ſo unleugbar
uaren ſcheinen, wegzuerklären — wir wollen es ihm
ich zeigen, daß er alle die exegetiſchen Hülfsmittel,
rr an den Vernunfttheologen ſo ſtrenge tadelt,

und noch weit gezwungnere anwenden muß, um in den apostolischen Worten, das was sie eigentlich erweisen sollen, nicht zu sehen. Ja, wollte er einigermaßen billig und unpartheyisch seyn, so müßte er gestehen, daß bey weitem nicht so viele exegetische Kunst und Anstrengung erfordert werde, um irgend eine Kirchenlehre aus jeder gegebnen Beweisstelle wegzuerklären (oder wenigstens so zu erklären, daß sie eine vernunft- und zweckmäßigere Wendung annehme) als erfordert wird, um den Verf. des Briefs an die Römer in einen Indeterministen umzuschaffen. Vielleicht möchte er sogar auf die Vermuthung zu bringen seyn, daß selbst bey ihm die leidige Vernunft, so gram er ihr auch sonst ist, insgeheim ihr Spiel habe, und ganz unvermerkt, auch sogar, sage ich, bey ihm, hier ihren Einfluß äußere. Und käme es dahin, daß er dergleichen nur erst argwöhnte, so würde er mit den Vernunftheologen, da er wenigstens in Einem Falle sich mit ihnen auf gleichem Wege ertappen lassen, einigermaßen sympathisiren lernen, sich nicht mehr so ungebärdig gegen sie stellen, und ihnen die große Sünde vergeben, daß sie — consequenter sind als er. Dann würde er sich auch entsehen, eine jede vernunftmäßigere Erklärung einer Schriftstelle, oder einer Kirchenlehre sogleich für eine sträfliche Gefälligkeit und für eine verrätherische Annäherung gegen die Naturalisten und Freygeister zu schelten; nicht meinen, daß dieß eben so sey, als wenn ein Gesandter an einem auswärtigen Hofe über den Sinn der von seinem Herrn erhaltenen Depeschen erst die Gesandten derjenigen Mächte zu Rathe ziehen wollte, die mit seinem Hofe in keinem guten Vernehmen stehen. Dieß Gleichniß ist indessen artig genug, nur Schade, daß es nicht passend ist. Es sey mir erlaubt, es etwas passender und zugleich vollständiger zu geben. — Mit diesem Gesandten, von dem das Gerücht gieng, daß er seit einiger Zeit über den Inhalt seiner Depeschen mit den Gesandten fremder Höfe, die mit dem seinigen in keinem guten Vernehmen waren, zu Rathe gehe, verhielt es sich eigentlich folgendermaßen. Er und seine Vorfahren hatten sich schon seit geraumer Zeit eine ganz sonderbare Art, die ihnen zugefertigten Depeschen auszulegen, angewöhnet. Sie war mehrentheils sehr ängstlich, genau und buchstäblich. Zwar bisweilen wich sie auch weit genug von dem buchstäblichen Sinne der Depeschen ab; überhaupt war etwas unbeständiges und Bizarres in diesen Auslegungen. Und dies schien daher zu kommen, daß nur selten

das

Staatsintereſſe des Hofes, der die Depeſchen
, zum Prinzip der Auslegung diente, ſondern man
ce l r Urſache zu haben, zu vermuthen, daß ſchon
die dten ſich ein beſonderes Geſandſchaftsintereſſe,
derung ihres eignen Anſehens und Vortheils ausge-
oft aber mochte auch bloße Unwiſſenheit der Geſand-
der ſeltſamen Erklärung der Depeſchen Schuld ſeyn,
te, wie man ſagte, wirklich ein Theil der Depeſchen
ren aufgeſetzt, aber der Schlüſſel derſelben bey
ndſchaft gar nicht beachtet und längſt bey Seite
ſeyn. Indeſſen was auch davon die Urſache ſeyn
lo trieb es der Geſandte mit ſeinen wunderlichen Aus-
ſo arg, daß der Hof an dem er accreditirt war, und
mußer der freundſchaftlichen Höfe ſehr oft Gelegenheit
Geduld und Mitleiden gegen ihn zu beweiſen, da
s die t ſeinem Hofe in keinem guten Vernehmen
C i en öffentlich und in Geheim über den ſonder-
J au oer Depeſchen, die dieſer Geſandte von ſeinem
ute erhalten haben, ſpotteten, und viele gar nicht
lten, daß ihm ſolche Aufträge von ſeinem Hofe je
gemacht ſeyn. So ſtanden die Sachen, als man an
ſe ſelbſt den ſchlechten Fortgang ſeiner Negociatio-
rkte, und um dem Uebel einigermaßen Einhalt zu
, entſchloß, dem alten Geſandten, (den man von
wollen abzurufen, ſehr Bedenken trug) einen verſtän-
rechtſchaffnen Geſandſchaftsſekretär zuzuſchicken, der
Depeſchen vernünftiger und zweckmäßiger auslegen
oure, der mit allen dazu nöthigen Kenntniſſen verſehen
ver aber dies alles mit vielem Glimpf und auf eine ſol-
thut, daß die Ehre und das Anſehen des alten Ge-
y geſchonet würde. Dieſem Sekretär glückte es
v, l a alten Geſandten über manche Punkte ſei-
und nach durch vernünftige Vorſtellungen
n n; und es war merkwürdig, ſo oft ſich der
l der Erklärung ſeiner Depeſchen von ſeinem Se-
retarn ließ, ſo zeigte es ſich, daß der Inhalt derſelben
ſtig und zweckmäßig war. Zugleich fiengen nun
, man wohl denken kann, die Negociationen der
l ſt an, ſehr viel beſſern Fortgang zu gewinnen;
Vertrauens ward weniger, das gute Vernehmen nahm
inſonderheit fielen nun die Spöttereyen der übelge-
en Mitgeſandten immer mehr und mehr weg; ja ſogar
die Anträge und Erklärungen des Geſandten allmäh-

lig selbst manchen dieser Spötter respektabel. D
Umstand, der billig jedem Wohlgesinnten hätte angene
den sollen, fiel einigen Kanzleybedienten der Gesandschaft
auf, die sich bey der alten Erklärungsart weit besser
den, und daher dem Einführer der neuen sehr abhold wa
und ihm gerne was anhaben wollten. Sie waren es
eigentlich, die das Gerücht ausbrachten, daß er mit den
den ihres Hofes ein geheimes Verständniß unterhalte,
ihnen zu gefallen, die Depeschen nicht mehr so erklä
daß sie darüber spotten könnten. Andre aber, wel
che unpartheyischer beurtheilten, brachten diese Verlä
bald zum Stillschweigen, indem sie ihnen vorstellten,
äußerst unwahrscheinlich es sey, daß er es mit denen hal
denen er durch die vernünftige und zweckmäßige Auslegung
der den Gesandten zugefertigten Depeschen nicht nur alle Ge-
legenheit zum Spotten benahm, sondern auch wirklich entge-
gen handelte, dagegen den glücklichen Fortgang der Negotia-
tionen, den jene so gerne hintertreiben möchten, so merklich
beförderte.

Ein jedes Gleichniß hinkt. Besonders ein Gleichniß, das ein so confuser Kopf wie Hr. Demarees erdacht hat, ist noch weniger passend, und kann schwerlich ganz passend gemacht werden, also kann auch in dieser Veränderung immer noch der Zahn der Verunglimpfung haften. Dieß veränderte Gleichniß zeigt wenigstens, daß man sich den Fall auch auf eine andere und viel glimpflichere Art vorstellen könne. Es mag also nun so viel erläutern, als es kann, so sieht man doch wenigstens daraus, daß jene anscheinende Gefälligkeit und Nachgiebigkeit der Vernunfttheologen gegen die Naturalisten und Freygeister, nicht bey den nachgebenden eine Absicht die Wahrheit aufzuopfern, sondern vielmehr sie kenntlicher und ehrwürdiger zu machen, voraussetze. Und wie wenig diese anscheinende Nachgiebigkeit vermögend sey, ihnen die Gunst und den Beyfall der Freygeister zu verschaffen, lehret die Erfahrung genugsam. Gewöhnlich sind den spottenden sowohl als den raisonnirenden Freygeistern die starken Orthodoxen, mit denen sie in jeder Absicht das leichteste Spiel haben, die liebsten und willkommensten; und sie pflegen sich ihrer bey Gelegenheit gegen die Vernunfttheologen eifrig genug anzunehmen. Mit welchem befremdlichen Ernste vertheidigte nicht vormals Bayle die orthodoxe Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen gegen die Freunde der Wiederbringung? und auf unsre Zeiten zu kommen, der Sittenlehrer für alle Menschen ohne Unter-

schied

ſchied der Religion, mit welcher cyniſchen Wuth fiel er nicht den Verfaſſer der vertrauten Briefe, die Religion betreffend, an?

Der Briefſt. hatte im vorhergehenden, wie ſich die Leſer erinnern werden, des Buchs über die Nutzbarkeit des Predigtamtes erwähnt, und wie man von ſeinem Geſchmack ſchon erwarten kann, läßt er auch daſſelbe und ſeinen Verfaſſer nicht unangefochten. Er klagt alſo an, daß es, ohngeachtet des reellen Guten, ſo darin zu finden iſt, und ohngeachtet der Hochachtung, die dem Verf. ſo billig gebühret, doch im Ganzen genommen, wirklich der guten Sache des evangeliſchen Chriſtenthums nachtheilig ſey. „Die Verwandlung „der Diener Chriſti und Prediger ſeines Evangeliums in „Diener des Staats, die Weisheit und Tugend lehren ſollen, „raubt, wie er ſagt, ihrem Amte allen den Nachdruck, alle „die Wirkung, die es eigentlich haben ſoll. Chriſtenthum „als Staatsanſtalt betrachtet, was iſt es? was wird es wer„den? Wäre ich nicht auf das innigſte überzeugt: es ſey eine „eigne Anordnung Chriſti, die bis ans Ende der Welt dau„ren ſoll, daß Menſchen ſeine Lehre allen Völkern predigen, „ſeine Einſetzungen in ſeinem Namen austheilen ſollen; mit „welchen mich ſelbſt beſchämenden Vorwürfen müßte ich je„desmal eine Taufe verrichten, oder das heil. Abendmahl „austheilen, wobey es auf Verſicherungen von ſolchen Din„gen ankömmt, die der Staat weder geben noch nehmen „kann? In Summe, die untrügliche Gewißheit unſerer „Chriſten über ihre Beſtimmung, die nachdrücklichſte und „keine Ausflucht verſtattende Anweiſung zu ihrem Betragen; „die völlige Sicherheit über ihre Erwartungen: mithin „Glaube, Liebe, Hoffnung, alles hängt davon ab, daß die „chriſtlichen Prediger Bothſchafter an Chriſtus ſtatt, daß ſie „ſeine Diener ſind, die in ſeinem Namen lehren, ermahnen, „tröſten, daß ihre Zuhörer glauben können, Gott rede auch „zu ihnen durch die, die ſein Wort predigen?“ — Wie unbillig iſt doch dieſe Klage, wie übel angebracht alle dieſe Declamation! Hat denn je der Verf des Buchs von der Nutzbarkeit des Predigtamts behauptet, daß die Prediger nichts weiter als Diener des Staats ſind, und daß ihre Befugniß zu lehren, ſo wie die Wahrheit und Zuverläßigkeit ihrer Lehren, Vorſchriften und Verheißungen in nichts als ihrem Beruf von der weltlichen Obrigkeit gegründet ſeynd?

So

So etwas müßte er behauptet haben, wenn die hier über ihn erhobne Klage gerecht und gegründet seyn sollte. Aber nie hat er es geleugnet, daß die christlichen Prediger (in einem denkbaren, dem ganzen Inhalt des Evangeliums gemäßen, und durch die Erfahrung nicht widerlegtem Sinn) Diener Jesu Christi oder Diener des göttlichen Worts und Botschafter an Christus statt sind. Er sagt ausdrücklich, daß sie verordnete Ausleger und Erklärer des göttlichen Gesetzes, Lehrer der Weisheit und Tugend sind. Zwar will er nicht, daß sie weder mit den Jüdischen noch Heidnischen Priestern etwas gemein haben, in sofern man sich diese auf einige Art unter der Gestalt von Vermittlern oder göttlichen Bevollmächtigten vorstellt. Vielmehr heißt es: „wenn man doch „eine Gleichheit für sich mit jenen alten Zeiten suchen wollte, „sind sie gewissermaaßen das, was unter dem Israelitischen „Volke die Propheten im niedern Verstande, und in dem „Heidenthum die Philosophen wären, verordnete Ausleger „und Erklärer des göttlichen Gesetzes, Lehrer der Weisheit „und Tugend.“ Was will Hr. de M. aus den christlichen Predigern mehr gemacht haben, wenn sie keine eigentliche Priester, keine Opferbringer für das Volk, keine abgesonderte Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen, keine geweihete Besorger heiliger Gebräuche, die nach ihrer Willkühr vermittelst einer magischen Kraft, Heil oder Elend über andre bringen konnten; keine thätige Austheiler der Vergebung; keine privilegirte Inhaber der Schlüssel zum Himmel und zur Hölle sind! — Haben sie nicht den Auftrag und das Recht, die Lehre Jesu zu verkündigen, und gehet sie nicht, wie jeden dazu fähigen Christen, der Befehl Jesu an? lehret sie halten, alles, was ich euch befohlen habe, taufet im Namen des Vaters u. s. w. Wenn wir aber sagen, dieser Befehl gehe sie insbesondere an, so ist dies Besondre doch nur in ihrer äußern Berufung zum Predigtamte gegründet. Denn sonst gehet obgedachter Befehl Christi an die Jünger, nicht einen besondern Orden von Christen an, der durch seine Auswahl und Weihung ein Vermögen erhielte, auf eine kräftigere Weise zu lehren, und die Sakramente auszuspenden — sondern er gehet, wie gesagt, alle dazu fähige Christen überhaupt an. Nur um der Ordnung und des größern Nutzens willen, haben die Apostel zuerst Lehrer verordnet, ohne ihnen ein ausschließendes Recht zum Lehren und zur Verwaltung der Sakramente, zu ertheilen.

Wie

[illegible] denn dem Prediger das abgeleugnet werden, was [illegible] allermaßen, ein Recht und die Pflicht eines jeden [illegible] und rechtschaffenen christlichen Layen ist, das er [illegible] konnte und mußte, wenn es aus irgend einer Ursache, [illegible] und zur bestellten Lehrern fehlete? Denn sollte nicht [illegible] christliche Hausvater seine Hausgenossen so gut als ein [illegible] unterführen, vermahnen, trösten, nicht, wenn er [illegible] Predigers habhaft werden könnte, seine Kinder selbst [illegible], und auch ohne Prediger mit den Seinen das Abend- [illegible] halten können — und sollte dies nicht an und für sich [illegible] rechtmäßig, eben so kräftig und gottgefällig seyn, als [illegible] von einem verordneten Prediger verrichtet worden? [illegible] denn Hr. de M. allein einen besonders von jenem [illegible] Befehl Christi an seine ersten und alle nachfolgende [illegible] noch verschiednen unmittelbaren Beruf nöthig finden, [illegible] seines christlichen Lehramts und der Ausübung desselben [illegible] zu schämen? Warum sollte ihm jener allgemeine [illegible] Christi an alle Christen, nach ihrem Vermögen zur [illegible]tung und Vermehrung der Gemeine Christi beyzutragen, allenfalls hinlänglich seyn, das Lehramt zu verwalten, [illegible] er auch keinen besondern Auftrag dazu von der christlichen [illegible] oder an deren statt, von der Obrigkeit hätte, vielmehr den Umständen nach, nicht haben könnte? aber, da er noch außerdem auch diesen letztern Auftrag [illegible] hatte er sich ja um so weniger bedenken, oder schämen, [illegible] durch den ursprünglichen Befehl Christi und die Bestätigung der Gemeine oder der Obrigkeit übertragne [illegible] auszuüben. Unmöglich kann er auch behaupten [illegible], daß jener ursprüngliche Ruf Christi an alle Christen [illegible] einander zu lehren und zu erbauen, durch den äußern [illegible] der Gemeine oder der Obrigkeit, wenn man diesen auch bloß für menschlich hielte, auch glaubte, daß [illegible]ordnung eigener Prediger, bloß um der Ordnung, des [illegible], der mehrern Nutzbarkeit willen geschehe, unmöglich [illegible] er behaupten wollen, daß jener erste Ruf durch den [illegible] aufgehoben oder unkräftig gemacht werde. Ueberhaupt [illegible] alles von ihm so widersinnig und verwirrt vorgebracht, [illegible] es mir auf keine Weise erklären kann, wie er, ohne [illegible]angelisches Priesterthum einführen, und insonderheit [illegible]rediger zu geweiheten Beförnern heiliger Gebräuche ma[illegible] wollen, dem Verf. des Buchs von der Nutzbarkeit [illegible]redigtamts den Vorwurf machen könne, daß nach sei-

ner

ner Vorstellung dieses Amts, die Verwalter desselben sich ihrer Ausübung der damit verbundenen Verrichtungen vor sich selbst schämen müßten. Hat er denn etwa behauptet, daß der evangelische Lehrer von dem Staat, die Lehre die er vortragen soll, die Sanction derselben, die heiligen Gebräuche, die er verrichtet, vorgeschrieben erhalte, und kein anderes Recht zu der Ausübung dieses Amts in allen seinen Theilen aufzuweisen habe, als das ihm der Staat ertheilt habe? hat er je geleugnet, daß dieses Recht ursprünglich in dem Befehl Jesu: lehret sie halten, alles was ich euch geboten habe u. s. w. gegründet sey, — je geleugnet, daß aller Einfluß, den der Staat oder die Obrigkeit auf die Rechtmäßigkeit des evangelischen Predigtamts hat, bloß sich darauf einschränke, daß sie dasselbe zur Sicherung der nöthigen Ordnung und Ruhe und zur Beförderung größerer Nutzbarkeit einigen dazu besonders geschickten Personen, und zwar in Namen der Gemeine selbst auftrage, und also nur eben das thue, was die Apostel vormals, und Paulus insonderheit that, wenn er den Timotheus und andre zu Lehrern bestellte? Wie konnte es ihm einfallen zu leugnen, daß dieß ordentliche Lehramt, insofern es zur Verhütung sonst unvermeidlicher Misbräuche, (wenn nämlich ein jeder Christ sich zum Lehrer aufwerfen wollte) zur bessern Wartung der Lehre, zu zweckmäßigerer und anständigerer Besorgung des öffentlichen Gottesdienstes nöthig und beförderlich ist, eine Ordnung und Stiftung Gottes und Jesu Christi sey, und daß die ordentlich berufnen Prediger, bloß Diener des Staats, und nicht Diener Gottes und Jesu Christi genannt werden könnten, und sollten? Es ist ganz zwecklos, daß sich Hr. de M. bemühet, zu beweisen, daß das evangelische Predigtamt darum nicht aufhöre, eine göttliche Ordnung und Stiftung zu seyn, weil die jetzigen Prediger nicht mehr unmittelbar von Gott, wie die Apostel, sondern von Menschen berufen würden. Niemand hat dies geleugnet, daß in einem denkbaren und dem Inhalte des Evangeliums so viel als der wirklichen Erfahrung gemäßen Sinne, das christliche Lehramt von Gott sey, und daß die Lehrer Gottes Diener sind. Nur eine besondre diesem Amte anklebende Heiligkeit, vermöge der eben dasselbe, was ein Prediger in seinem Amte spricht oder thut, einen besondern Segen, eine vorzügliche gewissermaßen magische Kraft haben sollte, die eben diese Lehre, eben diese heiligen Gebräuche, wenn sie von andern verständigen und dazu geschickten Chri-

sten

vorgetragen und verrichtet würden, nicht haben sollten, sie nämlich keine berufne und ordinirte Lehrer sind, — und iter nichts hat der Verf. der Nutzbarkeit des us, und zwar mit Recht geleugnet, und so lange Hr. de M. nicht bestreitet, ficht er mit seinem eignen en.

D r kommen nun zu einer andern Klage, nämlich evenen Probe von der Partheylichkeit der theolo- Recensenten in der Allg. d. Bibl. Hr. de M. ver- auf die Beurtheilung einer Schrift, die den Titel D. Joh. Sal. Semlers ausführliche Erklärung über theol. Aufgaben, Censuren und Klagen, Halle, In dieser Schrift soll Hr. Dr. S. seine Gegner mit stigkeit behandelt haben, die in unserm Jahrhundert ires Gleichen hat. Nicht nur Sätze und Einwen- sondern die Personen selbst sollen auf eine Art ge- wobey die oben angeführte Anmerkung des der Provinzialblätter ungleich nöthiger gewesen aber, wie Hr. de M. bemerkt, die Hitze des s, die Menge der Gegner, die eilfertige Ueb.rgabe u. s. w. und dieses kaum Anspruch auf Entschul- schnellen Ausdrücke machen könne, was solle der kalten, mit Unpartheylichkeit prahlenden Recen- , die diese persönlichen Beschimpfungen der Sem- Gegner aus allen drey christlichen Religionspartheyen Röm. Reichs nicht etwa entschuldigt, sondern für gerechten Amtseifer, für nothwendig, für recht erklärt, dann die Recension so beschließt: „So kann nur ein ann von wahrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sprechen, seiner Sache gewiß ist, und zum Wahlspruche hat: den richtigen läßt es Gott gelingen. O die Nachwelt ren ehrenvollen Namen noch mit Dank nennen, un der Lästerer und Hasser unter seinen Zeitverwandten ht mehr wird gedacht werden.“ (Anh. vom 28 — 36 B. Abtheil. S. 2740.) Gesetzt, dieser Rec. hätte die Hef- eit des Hrn. D. S. gegen seine freylich sehr ungelehrte, ige und auf seinen völligen Untergang losarbeitende ner (einen Piederit, einen Freyburgischen und Bützowi- censenten) mit zu vieler Schonung beurtheilt, so hat e verdient, und in Hrn. S. besondern Umständen abgedrungne Nothwehr gehalten, aber doch hat er

auch zugleich unterthänigst gewünschet, daß dies ein für allemal und immer seyn möchte, daß Hr. D. S. sich so gegen seine Gegner vertheidigte. Was wäre denn das nun ein so großes gewesen, wenn er das Urtheil, das er vom Hrn. D. S. und seinen zum Theil freylich sehr unwürdigen Gegnern fällete, öffentlich hinschrieb? Sollte darum ein andrer Recensent, der mit seinen eignen Augen sieht, mit jenem nicht in der geringsten Verbindung steht, und wenn etwa für Hrn. D. S. zu günstig geurtheilt worden, nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, gleich partheyisch seyn, wenn er in andrer Hinsicht, diesen gelehrten Mann etwa zu streng getadelt hätte? Dies soll nun der Rec. der Semlerischen Schriften, die eine Beziehung auf Bahrdt und Basedow haben, gethan haben, und zwar wie Hr. de M. sehr lieblos urtheilt, bloß darum gethan haben, weil Hr. D. S. den gelehrten Bahrdt und Basedow so unsanft angegriffen habe. — Aber ohne uns in diese nichtswürdige Klätscherey einzulassen, können wir getrost auf die gerügte Recension verweisen; diese bewähren es genugsam, daß es insonderheit die befremdliche Umstimmung des Semlerischen Tones, die Inconsequenz, deren sich, nach der Einsicht des Rec. dieser gelehrte Mann bey seiner Streitigkeit mit Bahrdt und Basedow schuldig gemacht, war, weswegen er ihn tadelte, und ihn zu tadeln sich berechtigt hielt, ob er gleich nach Hrn. de M. seltsamen Vorgeben, noch vor kurzem unser Haupt soll gewesen seyn, und, setzen wir noch hinzu, ohngeachtet aller der aufrichtigen Hochachtung, die wir damals gegen seine Gelehrsamkeit und Verdienst hegten und noch jetzund hegen.

Achter Brief. Unser Briefst. hatte seinem Correspondenten die Belege zu dem greulichen Schimpfen, das sich die Bibliothekare zu Schulden kommen lassen, bisher noch nicht geliefert. Diese Belege will er ihm nun vorlegen. Er wählt dazu zuförderst die Recension des letzten Theils von Bahrdts Uebersetzung des N. Test. (B. XXIX. S. 447.) Da ertheilt der Rec. das in der Vorrede von dem Uebersetzer verlangte Zeugniß, daß Hr. Bahrdt in die heilige Schriften, wenigstens in diesem vierten Theil, durch seine Uebersetzung keine Heterodoxien hineingetragen, fügt aber hinzu: „Indessen muß ich besorgen, daß mein Zeugniß bey den Schwachen, die unter dem Einfluß der unverständigen Eiferer stehen, worüber er sich beklagt, wenig Gewicht haben werde,

„denn

„denn diese Schergen haben längst, um ihre Herrschaft „über das Urtheil und das Gewissen ihrer Mündel zu sichern, „denselben das Zeugniß eines theol. Recensenten in der A. d. B. „über Orthodoxie und Heterodoxie verhächtig zu machen gewußt.“ — Und nun fährt Hr. de M. wie man wohl denken kann, mit seinem gewöhnlichen Eifer über das Wort Schergen her, ohne daß es ihm nur einmal einfällt, ob dieser so äußerst unanständige und pöbelhafte Ausdruck (wie er von demselben auch durch Anführungen aus Adelung erweiset,) dergleichen sich sonst nie ein theologischer Recensent, am wenigsten derjenige, der diese Recension unterzeichnet hatte, gegen seine Gegner erlaubt, nicht vielleicht ein Druckfehler seyn möchte, insonderheit da er auch gegen den übrigen Ton der Recension so äußerst seltsam absticht, als wenn ihn ein böser Dämon hineingeschoben hätte. Er weiß nichts davon, daß gleich bey Erscheinung dieser Recension, in einer gelehrten Zeitung dieser Ausdruck als äußerst hart, mit einem eben so lieblosen Eifer, als Er selbst beweiset, gerügt worden, daß Hr. Nicolai, noch ehe er darüber den Recensenten vernehmen konnte, in der Ueberzeugung, die er von des Denk- und Schreibart desselben hatte, sogleich, wo ich nicht irre, im Hamburg. Correspondenten, dieß so anstößige Schergen für einen Druckfehler erklärt hatte, und dafür, wie er vorläufig vermuthete, Herren wollte gelesen haben — hat sich nicht die kleine Mühe gegeben, da doch diese Recension und gerade dieser Ausdruck in derselben für ihn ein so wichtiger Beleg seyn sollte, in den folgenden Bänden nachzusehen, ob dies so misstönende Schergen nicht etwa von dem Recensenten für einen Druckfehler erklärt worden. — Hätte er indessen dieses gethan, so würde ihm auf einmal dieser wichtige Beleg entrissen seyn; er würde gefunden haben, daß sobald es möglich war, nämlich gleich hinter dem ersten Stücke des 30sten Bandes der Druckfehler so angegeben ward: statt Schergen lies Schreyer. Es läßt sich auch leicht einsehen, wie bey einer nicht sehr deutlichen Hand wo das e und i und n und das y und g leicht eins für das andre könne gelesen werden, dieser dem Recensenten übrigens höchst unangenehme Druckfehler sich habe einschleichen können. Es erhellet also, daß der hauptsächlichste Beleg des Hrn. de M. zum Schimpfen der A. d. B. sein Achilles gleichsam, ein Druckfehler ist. Dagegen sind nun andre Ausdrücke, die er in eben dieser Recension rügt, wahre Kleinigkeiten, z. B. daß der

Recenſ. von einer Herrſchaft über das Urtheil und Gewiſſen der Mündel geredet hatte; dieß nämlich ſey eine ungerechte Beſchuldigung, weil ein rechtſchaffner proteſtantiſcher Lehrer nicht dem Urtheil ſeiner Gemeine vorgreife, ſondern alles ihrer eignen Prüfung, ob ſichs auch ſo verhalte, überlaſſe u. ſ. w. — Freylich in der Regel ſollte es ſo ſeyn, aber wo iſt unter tauſenden unſrer Zuhörer Einer, auf deſſen Urtheil nicht das Urtheil ſeines Lehrers, des erlernten Catechismus, oder des früh erhaltenen Religionsunterrichts beynahe einen allgewaltigen Einfluß äußert; unter tauſenden Einer, der wirklich mit eignen Augen ſiehet, und mit unbefangnem Herzen und Verſtande, was wahr oder falſch, orthodox oder heterodox iſt, unterſcheiden kann? So ungerecht indeſſen dieſe Beſchuldigung des Rec. ſeyn ſoll, ſo hell ſoll das Pabſtthum der Allg. d. Bibl. durchſchimmern. „Was gehet dieſem Rec. die Herrſchaft der Lehrer über ihre Gemeinen an, würden die Bibliothekare ſo darüber ſchimpfen, wenn ſie nicht die Abſicht gefaßt hätten, in dieſe Herrſchaft Eingriffe zu thun, und ſie an ſich zu reißen," u. ſ. w. — Da haben wir alſo nun das helle Pabſtthum der Allg. d. Bibl. Ihre Theologen wollen ein ſogenanntes vernunftmäßiges Chriſtenthum einführen. — Aber doch wohl nicht mit Gewalt, nicht mit Practicken und durch Hinterliſt? Doch wohl nicht durch andre, als ſolche Mittel, wodurch wir andre belehren und überzeugen können und dürfen? Dies ſoll bald Vernunftdespotismus, bald Pabſtthum ſeyn, hingegen wenn die ſymboliſchen Theologen, nach praejudicatis opinionibus das N. T. auslegen, ſo ſind ſie die Männer, die einem jeden den freyen Gebrauch ſeiner eignen Kenntniſſe und Einſichten überlaſſen.

Doch Hr. de M. findet noch einen wichtigen Beleg zum Schimpfen der A. d. B. in der Anzeige einer Schrift, die den Titel hat: Lehrbegriff der chriſtlichen Kirche in den drey erſten Jahrhunderten im XXVII. B. S. 91. Hier werde nämlich die ganz vortreffliche Schrift des gelehrten Hrn. Rößlers ganz kurz, ohne die geringſte Anzeige ihres Inhalts abgefertigt, und mit dem unglimpflichſten Machtſpruche beſchloſſen: „Zur Unterſuchung über die dogmatiſche Geſchichte „gehöret mehr Gelehrſamkeit; zur Geſchichtſchreibung ſelbſt „aber mehr Philoſophie und Präciſion." Doch dieß iſts eigentlich noch nicht, worauf Hr. de M. ſeine Klage gründet, ſondern

dern eine anderweitige Anzeige dieses Buchs in XXX. B.
106. die in Absicht auf die Schrift selbst eine bloße Be-
fung auf die angezeigte Beurtheilung derselben ist — „aber
un folgt, wie Hr. de M. hinzusetzt, ein Zusatz, den ich zu
einer Rechtfertigung ganz abschreiben muß.“ Wenn der
rf. auf dem von ihm betretnem Wege weiter fortgehet,
e wir nicht zweifeln, so wird er in seiner Schrift verschie-
les umzuschmelzen finden. Immer ist es und bleibt es sehr
mlich, daß er in einem Lande, wo theils der Geist des
engelianismus und Oettingerianismus, theils der des
chlafes und des Müßigganges in die meisten Prediger und
rofessoren von allen Facultäten und Graden gefahren zu
n scheinet, beyden den Eingang muthig verwehret, und
dem Herzogthum Würtenberg vor den meisten Ländern
enthümliche vielfache Hülfsmittel zur Erwerbung ächter
ologischer Gelehrsamkeit, wodurch billig mehr als ein Chri-
ph Matthäus Pfaff hätte empfangen und gebohren werden
en, statt der über vielen Jäger, Schotte, Sartorius
f. w. nicht unbenutzt läßt. Wenn ihm sein Vaterland die
lohnung seines Fleißes versaget, so stehet zu hoffen, daß
ie in andern Provinzen Deutschlands finden werde, da
änner von dergleichen Studien mehr geschätzt und bedacht
rden, denn müßige Asceten, Schwedenborgische Träumer,
okalyptische Schwärmer, Roos, Glöckler, Sußkind und
tensische faule Bäuche, die vor großer Menge nicht kön-
gezählt werden.“ Dies Schimpfen nun, meint Hr. de
, sey desto unerhörter, weil die ganze Geistlichkeit eines
ßen protestantischen Herzogthums (es werden indessen Aus-
nmen wie billig zugestanden, und es wird nur von den mei-
n, d. i. vom großen Haufen geredet) auf eine solche Art öf-
tlich, und theils mit Namen (die genannt werden, werden
ls als mittelmäßige Gelehrte in Vergleichung mit einem
off, theils als erklärte Anhänger Bengels, Oettingers und
vedenborgs angeführt, und beydes heißt nicht schimpfen)
egriffen werde. Es sollen doch notorisch so viele wirklich
ehrte und fromme Männer unter denselben anzutreffen
n, (ob notorisch? das ist die Frage; nach des Rec. Urtheil
e die Notorietät ihrer Gelehrsamkeit nicht ausgemacht;
e Frömmigkeit der Bengelianer u. s. w. wenigstens nicht
t ihm bestritten. In Ansehung der kretensischen faulen
uche freylich könnte es noch die Frage seyn, ob ihre Un-
tigkeit in gelehrten Arbeiten, denn davon ist doch hier nur

die Rede, eine fromme Ruhe zu nennen sey oder nicht. Immer aber war von der eigentlichen Frömmigkeit hier nicht die Rede. Ob Bengel in Ansehung der Gelehrsamkeit Chr. M. Pfaff wohl zu vergleichen sey, darüber mag Hr. de M. denken was er will, nur mußte er dem Rec. dies gleichfalls erlauben.) Dieß Schimpfen soll um desto sträflicher seyn, weil es nicht etwa in der Hitze einer Streitigkeit, sondern ohne alle Veranlassung, bey Erwähnung einer Schrift geschehen, die man nicht loben wollte, deren Verf. aber zu wichtig schien, um ihn schelten zu können. — Ey, das war ja gut, daß nicht in der Hitze, und im Zorn geschimpft ward; es war also wohl ein etwas bittrer, und wenn man will, ein zu bittrer und zu allgemein ausgedrückter Tadel, oder zu freymüthiges Urtheil, wozu der Rec. ohne Zweifel in seiner besondern Kenntniß des Lokals Stoff und Veranlassung genug fand. — Hr. de M. heißt ferner bemerken, daß dies Schimpfen nicht etwa Schriften, sondern Personen selbst betreffe — aber wohl gemerkt, diese eigentlich nur als Schriftsteller und Gelehrte von Profession betrachtet. Der Vorwurf der Faulheit scheint gleichfalls, wie ich schon bemerkt habe, nur darauf zu gehen, daß die dortigen Gelehrten die herrlichen Hülfsmittel, die ihnen ihr Vaterland darbietet, so wenig benutzen, um in den Wissenschaften, wie sie doch könnten, etwas ganz Vorzügliches zu leisten. — Haben sie dies etwa wirklich geleistet? daß ich nicht wüßte! — Endlich soll die wahre Ursache von diesem Schimpfen in nichts, als in der Anhänglichkeit der Würtenbergischen Theologen an dem ächten System der protestantischen Kirche zu suchen seyn. — Eine offenbar falsche Beschuldigung. Ist denn der Bengelianismus, Oettingerianismus, Swedenborgsche Träumerey ist dieß das ächte System der protestantischen Kirche? Nein, so weit ist es noch nicht mit ihr gekommen. — Und dieß und Müßiggang oder Unthätigkeit wird den dortigen Theologen vorgeworfen, und in diesen Vorwürfen besteht nun am Ende dies unerhörte Schimpfen. — Bey dieser Gelegenheit bemerkt Hr. de M. als den seltsamsten Contrast, daß ein katholischer Landesherr seinen protestantischen Unterthanen gebiete, ächte Protestanten zu bleiben, und das evangelische Christenthum nach ihren Bekenntnißschriften, und nicht nach socinischen und naturalistischen Grundsätzen zu lehren; daß hingegen Protestanten, die so laut über Gefahr schreyen, welche die Katholiken den Protestanten zubereiten sollen, ihre Schwäbischen Brüder

darüber

ſo , daß ſie einem ſo billigen, verehrungswür-
x pu igres Herrn, deſſen Erfüllung ohnedem ihre
elobte Pflicht iſt, gehorchen. — Nicht zu geden-
, dieſer Vorwurf, wie ſchon geſagt, ganz ungerecht
egründet iſt, muß man ſich in der That über den ſo
Bemerkungsſinn des Hrn. de M. verwundern, der
, B hlen eines katholiſchen Landesherrn an ſeine
us Unterthanen etwas Seltſames und Wun-
iges finden kann, als wenn ſich von einem katho-
ben - wenn er anders ein aufrichtiger Katholik iſt,
rer fehl in Religionsſachen erwarten ließe, und
vielmehr das Gegentheil das wunderbarſte
de.

Ich hierauf verſchiedne Schmähungen und äußerſt
wigungen vorbey, weil ſie ſich offenbar theils
, theils auf Verdrehungen gründen, dahin
die vergeblichen Beweiſe von einer Chriſtum
en Geſinnung gehören. Hrn. de M. fällt es
doch wohl nicht alle theologiſche Mitarbeiter
ſolcher Sünden theilhaftig gemacht, und
b mir einwenden, daß doch verſchiedne theolo-
n in der A. d. B. ganz andre Geſinnungen
ezu und die heil. Schrift geäußert haben. Er
hierauf: „ich gebe das ſehr gerne zu, und entlehne
Antwort vom Hrn. Nicolai: (Unterſuchung
10. des Hrn. Garve S. 199.) es iſt beynahe
rflüſſige Proteſtation, daß ich bey Erwähnung
a. d. B. nie alle Recenſenten meyne, mit allen,
in allen andern Fächern arbeiten, habe ich gar
es zu thun; ich meyne auch nicht einmal
Theologen, ſondern nur den esprit de corps,
llzu ſichtbar in dieſem Werke herrſcht.“ Und da ver-
er auf die Recenſion der Apologie der Vernunft
Gründe der Schrift unterſtützt in Bezug auf
verſ ungslehre. Hrn. D. Seiler zugeeignet.
dieſer Schrift hatte nämlich unter andern von ſich
rede geſagt: „Beſonders begann die A. d. B. mir
u werden, was ſie vielen Tauſenden in Deutſchland
en — eine electriſche Maſchine für die Seele —
s und wieder einer, und ſchon wieder einer —
ſo ward der Verſtand aufgeregt, der Blick ſchär-

„ser, der Muth stärker, die Entschlossenheit fester, das Bedürfniß, angefangene Untersuchungen zu vollenden, dringender, das Gewissen etwas ruhiger, die Scheu gegen gewisse philosophische Secten gemilderter, und ich fand endlich „— Wahrheit, und bey der Wahrheit — Friede und Beruhigung. — Damit Sie aber, fährt Hr. de M. gegen seinen „Correspondenten fort, gleich sehen können, was diese elektrischen Stöße weggenommen haben, so lassen Sie es sich „von dem Verf. selbst sagen — Inspiration, Adamsfall, „Ebenbild, Erbsünde, Gnade und Ewigkeit der Höllenstrafen waren die ersten Artikel, welche ich mit „völliger Beruhigung in meinem Kopfe ins reine „brachte. Mit der Dreyeinigkeitslehre und Genugthuung hielte es am längsten.“ — Es würde unbescheiden gewesen seyn, wenn die Bibliothek sich dessen selbst gerühmt hätte, was hier ein anderer ihr zuschreibt, daß sie nämlich gleich einer electrischen Maschine für die Seele, den Verstand mancher ihrer Leser aufgeregt habe, indessen war es doch zu verzeihen, daß wir dieß fremde Zeugniß anführten. Wenn Hr. de M. den esprit de corps oder den herrschenden Geist ihrer theol. Mitarbeiter hieraus zu schliessen glaubte, so mußte er ihn doch noch genauer angeben, und zeigen, was es denn für eine Maxime sey, durch deren Befolgung die Bibliothekare den Verstand ihrer Leser aufzuregen vermögend geworden, denn unmöglich konnten sie es blos dadurch thun, daß sie nur gewisse Lehren bestritten und andere vertheidigten, denn das haben bisher alle theologische Journalisten gethan, ohne auf eine vorzügliche Weise den Verstand ihrer Leser aufzuregen. — Ich will indessen so offenherzig seyn, und ihm diese Maxime im Vertrauen entdecken, und zwar in folgenden Worten des Seneca: Qui ante nos ista moverunt, non domini nostri, sed duces sunt. Veritas omnibus patet, nondum occupata est. Multum ex illa etiam futuris relictum est. So dachten bey aller ihrer sonstigen Verschiedenheit an Kenntnissen und Einsichten die theologischen Mitarbeiter der A. d. B. und dadurch, daß sie diese Worte zu ihrem gemeinschaftlichen Wahlspruch machten, und so weit es menschliche Schwachheit erlaubte zu befolgen suchten, ermunterten sie diejenigen ihrer Leser, die an unpartheyischer Untersuchung der Wahrheit und Freymüthigkeit im Urtheil Geschmack fanden, nach ihrem Beyspiel, mit eignen Augen zu sehen, selbst zu urtheilen, und nichts als eigentli-

che Wahrheitsgründe bey sich gelten zu lassen. Zugleich hat es ihnen durch die gemeinschaftliche Befolgung dieser Maxime geglückt, ihre Urtheile in eine gewisse allgemeine Harmonie zu bringen, die sie sonst bey ihrer so sehr zerstreuten und gänzlich unabhängigen Lage, da kaum einer dem andern, dem Namen nach, noch weniger persönlich bekannt waren, und sie folglich nichts mit einander verabreden konnten, nimmermehr hätten erreichen können. Dieser freye Untersuchungsgeist, der den eigenthümlichen Charakter der theol. Aufsätze, vom Anfang an, ausmacht, und wodurch sie sich, wo ich nicht irre, von jedem von ihr in Deutschland erschienenen theol. Journal unterscheidet, verhindert nun nicht, daß nicht die Mitarbeiter, in ihren freyen und unabhängigen Untersuchungen, der eine weiter gehen sollte als der andere, der eine ein ganz anderes Resultat herausbrächte als der andre; aber dies war doch die gemeinschaftliche Wirkung ihrer Untersuchungen, daß ein ähnlicher freyer Untersuchungsgeist, bey solchen Lesern, die noch überall selbst denken konnten und wollten, aufgeregt wurde. Und so hatten sie doch den wichtigsten und edelsten Zweck, den sich nur die Verf. eines beurtheilenden Journals vorsetzen können, nicht ganz verfehlt, und so sollten sie doch billig (wenn man ihnen auch dies in Ansehung der Gottesgelahrtheit geleistet zu haben, desfalls sie es in jedem andern Fache menschlicher Erkenntniß, etwa in der Natur oder Heilkunde geleistet hätten, man ihnen zu einem rühmlichen Verdienste würde angerechnet haben, nicht als Verdienst zugestehen wollte) dafür, daß sie nach ihrem Vermögen, freylich bey immer unterlaufender menschlichen Schwachheit und Unvollkommenheit, ruhiges unpartheyisches Nachdenken über die wichtigste Angelegenheit des Menschen, bey ihren Lesern zu befordern suchten, nicht so lieblos verlästert, nicht so unchristlich verdammt werden. — Freylich konnten und mußten nun gewisse Kirchenlehren, weil sie das helle Licht der Prüfung, an das sie gezogen wurden, nicht ertragen konnten, ins Gedränge kommen, aber dies war die unvermeidliche Folge der redlichen Anwendung jener Maxime, nicht eines vorgefaßten Hasses oder Widerwillens der Prüfer gegen diese Lehrmeynungen. Wenn sie also ihr bisher usurpirtes Ansehen verlohren, zu blos menschlichen ohne genugsamen Grund ergriffenen Hypothesen herabsunken, waren denn die Prüfer, die sich keiner andern als redlicher und erlaubter Waffen sie zu bestreiten bedient hatten, dafür verantwortlich

zu machen? Lag es nicht offenbar an der Unhaltbarkeit dieſer Meynungen ſelbſt, wenn ſie ſich nicht behaupten konnten? Die Bibliothekare konnten nichts weiter als die Gründe der Schriftſteller für die ihre, deren Bücher ſie beurtheilten, redlich mittheilen, ihnen ihre Gegengründe entgegenſetzen, und mußten nun dem eignem Nachdenken der Leſer die Entſcheidung überlaſſen. Und wenn dieſe nun wider jene Kirchenlehren aneckt, ſo iſt es ja eben ſo unbillig als lächerlich, den Prüfern daraus ein Verbrechen machen zu wollen. Eben ſo gut könnte man es dem Goldarbeiter, der ein vorgelegtes Goldſtück bey der richtig angeſtellten Probe, als minderhaltig oder gar als unächt befunden, zum Verbrechen anrechnen, daß dies falſch befundne Goldſtück nun nicht mehr für voll oder für ächt auszugeben ſey. Hr. de M. beweiſe alſo entweder, daß die oben angegebene Maxime der Bibliothekare unrichtig und verwerflich ſey, oder wenigſtens nicht allgemein, und inſonderheit in theologiſchen Unterſuchungen nicht gelte, oder daß ſie von den Bibliothekaren gar nicht oder nicht gehörig angewandt worden. Ehe er dieß leiſtet, werden alle ſeine Klagen und Invectiven gegen die A. d. B. und den darin herrſchenden esprit de corps ganz unbedeutend ſeyn.

Wir kommen nun zu dem neunten Briefe. In demſelben bemühet ſich Hr. de M. zu beweiſen, daß Hr. Nicolai bey Anlegung und Ausführung des Plans, eine allgemeine Deutſche Bibliothek herauszugeben, das Jeſuiteninſtitut, das er ſeinem eignen Geſtändniſſe zufolge, ſehr genau und ſorgfältig ſtudirt hat, zum Muſter gewählt, und alle die Kunſtgriffe angebracht habe, deren ſich der Jeſuitenorden mit ſo glücklichem Erfolge zur Erreichung ſeiner ehrgeitzigen und eigennützigen Abſichten bisher bedient habe. Dies ganze Vergeben iſt nun ſo äußerſt ungereimt, und die verſuchte Beweisführung ſo elend, daß es kaum einer ernſthaften Widerlegung bedürfte; aber da dieß alles doch von ihm ſo ernſtlich und böſe gemeint iſt, ſo laßt uns Wundershalber doch die ſaubre Ausführung etwas genauer beleuchten. Da bekümmert ſich nun Hr. de M. gar nicht darum, ob Hr. N. vor mehr als 24 Jahren, da er zuerſt auf den Gedanken kam, eine Alla d Bibl. herauszugeben, ſchon die genaue Kenntniß der Geſchichte und des Inſtituts des Jeſuitenordens hatte, die er ſich hernach, wahrſcheinlich auf nähere Veranlaſſung, erſt erworben. Genug, ſchon damals modelte er ſeinen Plan

nach

nach Jesuitischen Grundsätzen. — Beyläufig macht Hr. de M. ihm darüber einen Vorwurf, daß er diesen Plan mit seinem Freunde Mendelssohn vorher überlegt, indem er meynt, daß dieses zu Rathnehmen eines jüdischen Philosophen, der entschlossen war, in seinem jüdischen Unglauben zu bleiben, über die Einrichtung eines Werks, worin so viel Theologisches vorkommen sollte, für die gute Sache des evangelischen Christenthums, keine günstige Vorbedeutung gewesen. — Wie doch der Briefst. aus der unschuldigsten Sache von der Welt Gift zu saugen versteht! wie lieblos er den hämischen Argwohn auszustreuen sucht, daß es bey diesem Zurathziehen eines Philosophen und Kenners der Wissenschaften schon im voraus auf die Zerstörung des Christenthums angesehen gewesen? Aber was für einen nachtheiligen Einfluß sollte denn der Rath des Juden haben? sollte er etwa den Hrn. R. die christlichen Gottesgelehrten angeben, die ihm, dem Juden zu gefallen, das Christenthum bestreiten sollten? oder gar Plane angeben, wie es am vortheilhaftesten bestritten werden könnte? Und was würden diese Anschläge genutzt haben, da sich Hr. R. es nie in den Sinn kommen lassen, den Theologen der Bibl. Plane, wie und was sie schreiben, und wie sie die theol. Artikel bearbeiten sollten, vorzuschreiben? Will Hr. de M. dergleichen andeuten, so können wir dergleichen Vorspiegelungen für nichts anders als für die boshaftesten Verleumdungen erklären — oder was wollte er sonst durch diesen hämischen Verdacht, den er so leichtsinniger Weise hinwirft, eigentlich sagen? Wir fordern ihn hiedurch auf, sich näher hierüber zu erklären. — Doch nun näher zur Klage. — „Daß Hr. „R. die A. d. B. um weit höherer Ursachen, als um des „Debits willen, angelegt habe, sagt er, und ebenfalls selbst „in seiner Reisebeschreibung, die höhern Ursachen, vor deren „Riesengröße selbst Mendelssohn erschrocken zurückfuhr, wären nichts Geringers, als eine allgemeine **Weltreformation**. Man wollte statt der Bibel die Vernunft, das ist, „die Weisheit dieser Reformatoren, statt aller andern Religionen die Vernunftreligion einführen. In den Schulen „sollte eine **Weltbürgerreligion** gelehret; und Synagogen, „Moscheen und Christenkirchen nachgerade in Providenztempel verwandelt werden. Auf den Stühlen Mosis und der „Propheten, Christi und der Apostel, Luthers und Calvins, „auch wohl der Päbste und Cardinäle, auch wohl Omars „und Ali's sollten Philosophen sitzen. Und da immer Staat

„und Religion von Anfang der Welt an, mit einander verbunden gewesen, so sollten künftig auch nur Philosophen herrschen. Und dann Felix Res publica! wann philosophische Fürsten, philosophische Religionslehrer, philosophische Bürger, philosophische Bauern den Erdboden erfüllen würden! Schon hörte man Weissagungen vom neunzehnten Jahrhundert, schon sah man sie mit Macht anrücken, die goldnen Zeiten, sah sie der Menschheit alle ihre Rechte wiederbringen, und allem Menschenelend, über welches bisher mit höchstem Unrecht zu viel gewinselt worden, ein völliges Ende machen. Schon hatte man dem Jupiter die Donnerkeile aus der Rechte gewunden; schon dachte man mit ihm über die Wolken zu fahren. Und die Philosophie schmeichelte sich für die andern Kleinigkeiten: Erdbeben, Stürme, Dürre, Ueberschwemmungen, Miswachs, Theurung, Seuchen u. s. w. auch noch Rath zu schaffen, wenn sie erst noch die gewaltigen Reßourcen, die in den mächtigen Erdensöhnen versteckt liegen, würde herausgehoben haben. Die Erbsünde (diese liegt unserm Systemsfiscal doch gewaltig am Herzen) die alte Elendsquelle, hatten die neuern Erziehungskünste bereits verstopft. Und das Höllenfeuer, welches ein eitler Franzose in natura auszulöschen, sich erboten hatte, war durch die gründlichern Deutschen, vermittelst ihrer Lieblingslehren: daß Gott nicht strafen könne, daß man ihn nicht fürchten dürfe, in den Ideen der Menschen ausgelöscht. Was fehlte nun zur Menschenglückseeligkeit, wenn kein Elend im Leben, keine Furcht im Sterben sie mehr quälen könnte? — So erstaunliche Absichten wollte man durch eben so bewundernswürdige Mittel ausführen. Nicht geradezu durch lauter Geräusch und Lärmen, wie unsre philosophische Reformatoren gethan hatten, wodurch nur Haß und Verfolgung und Unruhen und blutige Kriege erregt werden, sondern bloß durch Aufklärung, zu deren allgemeiner Verbreitung die Allg. d. Bibl. die Grundlage werden sollte.“ In der That weiß man nicht, ob man sich über dies seltsame Gewäsch ärgern, oder darüber lachen, oder vielmehr über den schwachen Kopf, der sich dergleichen Träume ausgeheckt, oder von andern, die vielleicht ihren Spas mit ihm treiben wollten, aufheften lassen, mitleidig die Achseln zucken soll. Diese Phantaseyen ernsthaft widerlegen wollen, würde beynahe eben so lächerlich seyn, als sie ausdenken. — Und ein solches phantastisches Project einem

Manne

Manne wie Nicolai, dem ſeine Feinde ſelbſt eine nicht gemeine Menſchen- und Weltkenntniß nie abgeleugnet haben, der ſich allen hochfliegenden und abentheuerlichen Planen, allen geheimen Verbindungen und Intrigen widerſetzt, dem erklärten Gegner aller Schwärmer und Phantaſten, beylegen zu wollen, dieß zeigt denn auf der andern Seite die eingeſchränkteſte Menſchen- und Charakterkenntniß an, die nur möglich iſt. — Aber boshaft und hämiſch iſt denn doch bey aller ihrer auffallenden Ungereimtheit dieſe Erdichtung nicht wenigen. Es ſcheint, daß unſer Ankläger alle ſeine bittre Galle gegen die A. d. B. in dieſe vorgebliche Entdeckung des Plans derſelben concentrirt hat, um alle ſeine hin und wieder angebrachte Anklagen und ausgeſtreueten Verläumdungen theils zu beſtätigen, theils zu erklären. — Wenn er aber keine geheime Nachrichten, keine aufgefangne Briefe u. dgl. m. wie er doch vorzeigen müßte, falls er ſeine Anklage rechtlich erhärten und beweiſen wollte, aufweiſen kann, was kann er dann für einen andern Grund zu dieſer Anklage, für eine andre Quelle ſeiner Erdichtung haben, als daß in der That die ihm ſo verhaßte Bibliothekaufklärung, den freyen und zweckmäßigen Gebrauch des Verſtandes bey manchen ihrer Leſer hervorzubringen geſchickt war, und auch wirklich veranlaßt hat? Und konnte dies für einen Menſchenfreund, der überzeugt iſt, daß er ſich um ſeine Mitmenſchen wirklich verdient mache, wenn er dazu beyträge, ſie mündiger zu machen, ſie aus dem Gängelbande des Anſehens zum eignen freyen Gebrauch ihrer vernünftigen Fähigkeit zu verhelfen, war dieß, ſage ich, nicht edler hoher Zweck genug, um ſich denſelben bey irgend einer ſchwierigen Unternehmung, wie allerdings die Veranſtaltung und Herausgabe, der A. d. B. war, vorzuſetzen? mußte er auch noch auf unmögliche, und der Beſchaffenheit und den Zuſtand der menſchlichen Natur und Geſellſchaft widerſtreitende Abſichten abzielen? Doch dies Vorgeben kommt wahrſcheinlich aus eben der Quelle, aus welcher des fanatiſchen Lavaters Ausſtreuungen auf ſeiner Bremiſchen Reiſe von dem naturaliſtiſchen Glaubensbekenntniß das Nicolai in der Schweiz ſoll haben zur Unterſchrift herumreichen laſſen, kommt aus eben dieſer unreinen Quelle, ſcheint auch dieſe Angabe von dem Grundplane der A. d. B. herzurühren. Eine beſondre Urſache zu dieſer Angabe findet indeſſen unſer Syſtemsfiscal ohne Zweifel in ſeiner ausnehmenden Anhänglichkeit an gewiſſen Kirchenlehren, namentlich

lich vom Adamsfall, und von der Erbsünde. Er kann es sich gar nicht anders erklären, als daß nach einem irgends dazu angelegten Plane diese Lehren so geprüfet, und behandelt worden, als in der A. d. B. insonderheit mit seiner eignen Vorstellung und Erklärung derselben ergangen ist. Er will es nicht einsehen, daß es eine eben so lächerliche als unverweisliche Voraussetzung ist, als habe man sich im voraus gegen gewisse Kirchenlehren verschworen. Er will nicht einsehen, daß der Fall derselben, wenn er ja erfolgt seyn sollte, nur eine nothwendige Folge ihrer einleuchtenden Unvernunft- und Unschriftmäßigkeit war. — Er bedenkt bey dem allen nicht, daß falls auch Hr. Nicolai für seine Person ein bloßer Anhänger der sogenannten reinen Vernunftreligion seyn sollte, er doch die Menschen, ihre Bedürfnisse, Fähigkeiten und Lagen zu gut kennet, als daß er sich überreden könne, als ob der große Haufen sich je mit einer reinen Vernunftreligion, ohne Einmischung alles Positiven begnügen, daß Menschen von gewöhnlicher Geistesconstitution je in einer so dünnen, subtilen Athmosphäre athmen, leben und weben könnten. — Trauete er also ihm und den theologischen Mitarbeitern der A. d. B. nur diese wahrlich nicht vorzügliche Menschen- und Weltkenntniß zu, wie er auch übrigens über ihre Orthodoxie denken mag, so würde er sich doch nie die Beschuldigung erlaubt haben, daß sie auf den unmöglichen Zweck, den Menschen alle positive Religion zu nehmen, und auf den menschenfeindlichen Zweck, das Christenthum überhaupt, (dem Wesentlichen nach, die vernünftigste und wohlthätigste, positive, Religion, die je in der Welt erschienen) aus derselben zu verdrängen, ohne den Menschen ein nothwendiges Surrogat wieder geben zu können, als sinnlose und boshafte Phantasten losarbeiten sollten. Was er also dahin deuten mag, das rührt hauptsächlich mit daher, daß er Christenthum und Kirchenthum nicht zu unterscheiden weiß. Dies sey genug zur Abfertigung dieser ungereimten Beschuldigung im Allgemeinen. —

Indessen müssen wir doch noch über den Scharfsinn unsers Anklägers in Entdeckung besonderer Jesuitischer Kunstgriffe bey Ausführung des Plans der A. d. B. einige Anmerkung hinzufügen. Der erste Kunstgriff, die wahre Absicht verdecken, hinter dem Vorhang arbeiten, von Ferne im Stillen Vorbereitungen machen. — Dies soll ganz der Geist

und

und die Wirkungsart des Jeſuitismus ſeyn — und war gerade auch der Geiſt der A. d. B. — Es kann nun Hrn. de M. gar nicht ſchwer werden zu zeigen, wie man einen Zweck, den man ſich gar nicht vorgeſetzt hatte, und den er ſich erdichtete, maskirt habe. „Kein Menſch, ſagt er, habe aus dem „Titel, den die Bibliothek führte, eine Polemik wider das „Syſtem der Proteſtanten, ja wider die eigenthümlichen Lehren der Chriſten vermuthen können, von welchen immer „eine nach der andern angegriffen würde — die Polemik „wurde verſchrieen.“ — Freylich gehörte ſie nicht in ein recenſirendes Journal. Nur mußte dem Recenſenten, falls er anders über das angezeigte urtheilen durfte, erlaubt ſeyn, dem recenſirten Schriftſteller zu ſagen, er ſey nicht ſeiner Meynung, finde ſeine Gründe ſchwach und unhinlänglich, und zwar aus dieſen oder jenen Urſachen u. ſ. w. Soll dies Polemik ſeyn, ſo durfte ſie in einem ſolchem Journal, als die A. d. B. war, nicht fehlen, und ſo iſt ſie auch vom Anfang her darin geweſen. Unter dieſer Rubrik der jeſuit. Kunſtgriffe wird auch angeführt, daß man zwar an den ſchwächern Widerſprechern hin und wieder ein Exempel ſtatuirt, aber die beſſern und gründlichern Gegenſchriften entweder gar nicht recenſirt, oder im Allgemeinen als ſchlecht verrufen, oder über eine und andre Zeilen daraus ein großes Geſchrey erhoben, oder überhaupt damit abgefertigt: „der Verf. bleibt „bey ſeinem Kirchenſyſtem, auf dieſem Wege kann man mit „ihm nicht zuſammenkommen, die Wahrheit liegt oft in der „Mitte, oder wie die Floskeln weiter lauten.“ Die wichtigern Schriften hätten wir gar nicht recenſirt? wo das etwa einpaarmal geſchehen, mögen die Bibliothekare in dem Urtheil über die Wichtigkeit einer Schrift mit dem Hrn. de M. und ſeinen Freunden nicht einerley Meynung geweſen ſeyn, oder es iſt aus Vergeſſenheit geſchehen u. ſ. w. oder es mag eine ſolche Schrift, um gehörig beantwortet zu werden, eine Weitläuftigkeit gefordert haben, die dem Rec. der A. d. B. nicht verſtattet war. — Und was war es denn nun mehr? wer verwehrte es dem Hrn. de M. und den ſymboliſchen Theologen in dieſem Fall das Stillſchweigen der Bibliothekare, als ein Bekenntniß von der überwiegenden Stärke der Gegner anzuſehen, und ſich ihres Sieges zu erfreuen? Die Bibliothekare die kein Syſtem durchzuſetzen hatten, konnten dies gerne geſchehen laſſen, und hatten ſich nie verbindlich gemacht, immer Recht zu haben, oder das letzte Wort zu behalten. — —

„Wagte

„Wagte es Einer etwa gar zu laut zu werden, ſo mußte „man es dahin zu bringen, daß er beſtraft, und ihm das „weitere Schreiben verboten ward, wie die Bibliothek ſolches „von D. Piederit ſelbſt mit einer Art von Triumph anführ„ret.“ Wieder eine ſehr boshafte Inſinuation, die aber nichts als eine niedrige Verläumdung iſt, wofern Hr. de M. nicht beweiſen kann, daß es inſonderheit auf Betrieb, der A. d. B. ihres Herausgebers, und ihrer Verfaſſer geſchehen, daß D. Piederit für ſeinen inquiſitormäßigen Unfug, gelehrte Unterſuchungen, als Staats- und Criminalfälle vor dem weltlichen Gerichte anhängig zu machen, und das corpus evangelicum in gelehrte Zänkereyen zu miſchen, beſtraft ward. Wenn die Bibliothek ſeine Beſtrafung oder vielmehr ſeine Verweiſung zur Ruhe mit Vergnügen und Beyfall angeführt hatte, ſo war es ihr wohl nicht zu verargen, daß ſich die Freunde der Freyheit zu denken, über den mislungnen Verſuch eine Art von Ketzergericht im proteſtantiſchen Deutſchlande einzuführen, freueten. — Ein neuer Kunſtgriff. „Die Jeſuiten haben zur Verdeckung ihrer Abſichten den „Proteſtanten, die ſie zu Proſelyten gemacht, verſtattet, „äußerlich Proteſtanten zu bleiben. — Die Beförderer der „allgemeinen Vernunftreligion folgen dieſer Maxime gleich„falls.“ Sie wollten den Juden vor der Hand ihren Moſen mit ſeinen Geſetzen, ſo viel ſie davon noch zu halten belieben, laſſen. Man mußte ſie nur überführen, daß das Judenthum keine geoffenbarte Religion ſey; daß es keinen Glauben an geoffenbarte Lehren fordre; daß es durchaus die Vernunftreligion vorausſetze, und lediglich an die Vernunft verweiſe, daß ſogar Spinoza ſeiner ſpeculativen Lehre ungeachtet, ein orthodoxer Jude hätte bleiben können.“ — Man ſieht, daß Hr. de M. hier wieder vergißt, daß er den Jeſuitismus der A. d. B. nicht des Moſes Mendelsſohns zu beweiſen habe; aber er hauet links und rechts um ſich, und nimmts nicht ſo genau, wenn er nur bey ſeinem Schwadroniren irgend einem ſeiner zahlloſen Gegner d. i. irgend einem Vernunftliebhaber eines verſetzen kann. Indeſſen hat dieſer Streich auch gegen Mendelsſohn nicht viel zu bedeuten, da Michaelis, dieſer große Kenner des Judenthums, Mendelsſohnen in der Hauptſache, daß das Judenthum eigentlich ein geoffenbartes Geſetz, nicht aber geoffenbarte Lehre enthalte, völlig Recht giebt. — „Den Chriſten mußte zuerſt das ganze A. T. als völlig für ſie unnützes Kinderwerk entzogen wer-

den,

n, in Hoffnung, daß wenn die Wurzel und der Stamm rdorrt iſt, das Pfropfreis auch verdorren werde. — Frey- ch wollte man ihnen Chriſtenthum und die Apoſtel laſſen; er ſo geläutert, wie Mendelsſohn das Judenthum und n Spinozismus geläutert hatte. — Nur ihre Namen nd mit denſelben ihre allgemeine Sittenlehre ſollten die hriſten behalten.“ — Ich habe hier nicht nöthig etwas erinnern. Was ich bey Anzeige des erſten Hefts dieſes els (B. LXXV. S. 366.) über das Chriſtenthum der d. B. geſagt habe, mag auch zur Beantwortung aller bey ſer Gelegenheit ausgeſtoßenen Schmähungen und Ver- mdungen dienen. —

Ein neuer Kunſtgriff. „Die Jeſuiten ſind, wie Hr. Nicolai ſelbſt ſchreibt, äuſſerſt achtſam, alles, was in er Welt vorgeht, zu ihrem Nutzen zu verwenden, lbſt Aufklärung, und Toleranz. Und Toleranz und ufklärung waren die rechten Zauberworte, wodurch unſre hriſtenthumsläuter alles in ihre Kreiſe zu bannen wußten. m das erſtere recht kräftig zu machen, fieng die A. d. B. eich Anfangs ein Geſchrey über Päbſte, Inquiſitoren- und etzergerichte an, zu einer Zeit, da wirklich ein groſſer riede in der proteſtantiſchen Kirche, eine weit gröſſere Mäßigung in den theologiſchen Streitſchriften, als vielleicht mals herrſchte u. ſ. w. Unter dieſen Larven hat man nun nen ſocinianiſchen Lehrſatz nach dem andern frey verbreitet, nd wenn Einer oder der Andre nur zu ſagen wagte, daß ſocinianiſch ſey, ſo erſchallte aus allen Orten ein ſolches eſchrey über Ketzermachen, daß ſogar Leſſing darüber ſei- n Unwillen bezeugte. — Eben ſo verfuhr man mit dem ndern Machtworte: Aufklärung. — Wie aber das laute ufen von Toleranz und Aufklärung eigentlich zu verſtehen y, erklärt man ſo: Toleranz ſollte blos zum Beſten der aturaliſten gelten. So weit man ſie in Abſicht auf dieſe ausdehnen wollte, ſo ſehr wollte man ſie für die Catholiken nziehen, zu einer Zeit, da dieſe für ſie uns erweiterten. Und as die gerühmte Aufklärung betrifft, ſo ſchreibt der Hr. eſter: „ich habe immer geglaubt, daß, was wir ſo olz, unſre jetzige Aufklärung nennen, ſey nur öchſt prekär.“

Es läßt ſich ſchwerlich erkennen, was doch Hr. de M. allen dieſen Declamationen wider Toleranz und Aufklä-

rung

rung dem Hrn. N. von jesuitischen Kunstgriffen aufbürden, oder wider die A. d. B. als ein nach ächten jesuitischen Grundsätzen angelegtes Werk erweisen wolle. — Was hat denn die A. d. B. durch die Zauberworte Toleranz und Aufklärung besonders gewinnen und ausrichten wollen, oder wirklich ausgerichtet? Es sind, wie bekannt, Modeworte unsers Jahrhunderts, deren sich freylich mancher in einem sehr schwankenden und oft wenigbedeutendem Sinne bedienten, ich denke aber, wenn man sie in der Bibliothek gebraucht, so hat man etwas sehr reelles und bestimmtes darunter verstanden. Aber als einen feinen Kunstgriff haben wir diese Worte nie gebraucht. Vielmehr haben wir Bibliothekare geglaubt, daß wir anstatt mit Toleranz und Aufklärung zu prahlen, und Unwissenden Staub in die Augen zu streuen, beyde wirklich in unsern Betragen und in unsern Arbeiten beweisen müßten. — In wiefern wir aber glauben, daß gegen die Katholiken Toleranz bewiesen oder nicht bewiesen werden könne und müsse, und was wir für Gründe hierüber haben, darüber haben wir uns schon bey der Anzeige des ersten Hefts dieser Briefe (B. LXXV. S. 370.) genugsam erklärt.

Wir kommen noch zu einem jesuitischen Kunstgriff, den Hr. N. bey der A. d. B. soll angebracht haben. „Man sagt „nämlich von den Jesuiten, daß sie an allen Orten Kund„schafter und Correspondenten haben. Dieser Maxime bedient „sich die A. d. B. ebenfalls. Sie hatte dergleichen in allen „Provinzen Deutschlands. Es blieb nicht bey Anzeigen und „Beurtheilungen der gedruckten Bücher. Nein, was Hr. „Seiler zu seinen Studenten, was Hr. Kocher zu einem „Candidaten, ja zu seiner Ehefrau soll geredet haben, das „wurde auf namenlose Nachrichten der Welt zur Schau ge„tragen. Ein furchtbares Mittel, jeden von allem Wider„spruch abzuschrecken. Wer sich aber dennoch nicht zurück„halten ließ, konnte, wie der seel. Göze, jede Woche einen „neuen Pasquills gewärtig seyn. Sind das Waffen, die „wahre Religion zu verbreiten?“ — Wenn die Jesuiten an allen Orten Kundschaften und Correspondenten haben, so halten sie die eingezogenen Nachrichten geheim, und machen die eingegangnen Berichte, um sich derselben zu ihren geheimen Absichten bedienen zu können, nichts weniger als bekannt; ganz anders Hr. Nicolai, der einmal gar keine geheime Nachricht einzieht, um seine Maaßregeln darnach zu neh-

men,

nen, sondern die litterarischen Nachrichten, die ihm seine Correspondenten etwa mittheilen, zum Vortheil seiner Leser und zur Beförderung der Wissenschaften bekannt macht. Durch diese Bekanntmachung kann er nun unmöglich jesuitische Streiche ausführen. Wenn er das bekannt machte, was Hr. Seiler in einer öffentlichen academischen Rede zu seinen Studenten gesagt hatte, so waren dies einmal keine Geheimnisse; es ward also durch die Bekanntmachung keine Verrätherey begangen; sie diente aber dazu, den Charakter dieses Mannes, der öffentlich sonst mit den Vernunfttheologen gute Miene machte, aber wenn er mehr in Geheim zu sprechen glaubte, sich alle gewöhnliche Verunglimpfungen derselben erlaubte, etwas mehr ins Licht zu setzen. Die Bekanntmachung dessen, was Hr. Kocher zu einem St. d.n.n und zu seiner Ehegattin sollte gesprochen haben, konnte demselben, da es seine orthodoxe Denkungsart, worin er ohne Zweifel seine höchste Ehre setzte, im rühmlichsten Lichte zeigte, auf keine Weise schimpflich seyn. Es konnte also um so weniger unerlaubt seyn, dergl.chen öffentlich bekannt zu machen, da es zugleich zur Charakterisirung der Gegenden, wo man so denkt und spricht, dienen konnte. — Es ist also nicht wohl einzusehen, wie die Bekanntmachung einer orthodoxen Denkungsart bey denen, die dieselbe hegen und sie sich zur Ehre rechnen, ein fruchtbares Mittel werden könne, sie von allem Widerspruch abzuschrecken. Denn kein rechtschaffener Mann sollte sich dadurch irre machen und abschrecken lassen, daß die Denkungsart, die er für die wahre und richtige hält, wornach er in Geheim und öffentlich handelt, bekannt wird. Wie boshaft noch zuletzt die Bemerkung des Briefst. daß wenn man sich dadurch nicht abschrecken ließe, man alle Woche, wie Götze, einem Pasquill entgegen sehen müßte! wie boshaft, sage ich, die Bibliothekare, ihrer Herausgeber und ihre Verfasser, die sich nie als Pasquillanten gezeigt haben, für die auf Götzen gemachte Pasquillen verantwortlich zu machen? Nicht nach Art solcher Banditen haben die Bibliothekare, diesem ihrem vormahligen heftigen Gegner, oder sonst einem ihrer zahllosen Feinde heimliche Dolchstiche zu versetzen gesucht, sondern was sie ihnen zu sagen hatten, haben sie ihnen freymüthig und öffentlich ins Gesicht gesagt. Und so wäre ich jetzt mit den wichtigsten Beschuldigungen, die Hr. de M. der Bibliothek und Hrn. Nicolai insonderheit macht, fertig. Das übrige was er noch vorbringt, sind ge-

gen das, was wir bisher gehört haben, Kleinigkeiten, wenn er z. B. zeigen will, daß die Bibliothek andern versage, was sie sich selbst erlaubt, daß hin und wieder Widersprüche darin vorkommen u. s. w. Ueberhaupt läßt sich darauf antworten, daß da wir uns nie für unfehlbar ausgegeben, wir ganz wohl gestehen können, hin und wieder in unsern Urtheilen gefehlt zu haben, aber es ist auch eben so leicht möglich, daß unser Ankläger, wenn er uns solcher Inconsequenzen beschuldigt, sehr verschiedne Fälle nicht gehörig unterscheidet, und jene alte Regel: duo cum faciunt idem non est idem, nicht gehörig beherzigt habe. Aber es verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe, sich über dergleichen Nebendinge mit ihm herumzuzanken. Eben so wenig werde ich mich also auch mit ihm über den Inhalt des zehnten Briefes einlassen. Er soll eine Beantwortung der Beherzigungen seyn, die Hr. Teller dem Hrn. de W. vorgelegt hatte, und betrifft hauptsächlich die Frage, wie die siebenzig Dolmetscher die Wörter Jehova und Elohim übersetzt haben.

St.

Das einzige wahre System der christlichen Religion. Berlin, bey Unger. 1787. 617 S. 8.

Die Theologen, auch die Protestantischen, die dem Verf. es überall, wenige seltene Menschen ausgenommen, nicht recht machten, führten den Beweis für die Göttlichkeit der Offenbarung, besonders auch der christlichen, (wenn man durch dies Werk überzeugt wird,) ganz vergeblich, 1) aus deren Nothwendigkeit, und den an einer Offenbarung erforderlichen Merkmalen, die die Vernunft a priori daran sehe; 2) aus den Wunderwerken und Prophezeyhungen; 3) aus der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums; 4) aus der Beschaffenheit der Lehre, aus der Vortrefflichkeit und den gerühmten herrlichen Wirkungen der Moral des Christenthums. Dies will der Verf. besonders bey dem letzten Punct mit noch neuen Gründen wider alle Apologeten des Christenthums, besonders Hr. D. Leß zeigen. Um ihnen insonderheit ihre stärksten Gründe aus der Hand zu schlagen, denn alles will er nicht einmal rügen — häuft er Gründe für die Dunkelheit, Zweydeutigkeit, Ungewißheit der uns in der Bibel gebliebenen Zeugnisse, Wundernachrichten, und selbst der moralischen Leh-

:en, deren Mangelhaftigkeit, Widerſprüche mit der na-
d Moral, Ohnmacht, die Sitten zu verbeſſern, den
auszurotten, Verfolgungsgeiſt zu hemmen, die
ur zu erleuchten, den Forſchungsgeiſt zu befriedigen, den
ſchaften aufzuhelfen, (welchen das Chriſtenthum viel-
: immer das obſtat gehalten,) die der V. mehr als je el-
ihm zu erhärten ſich bemüht; wie auch die Thorheit
, die die Moral der Offenbarung zu einem politiſchen
kleug bürgerlicher Tugenden machen wollen. — Und
dieſen Niederreißungen baut der Verf. der dem
gen Orden der Theologen, auch der Proteſtantiſchen,
erſchſucht beymißt, ein durchweg polemiſirender Beſtreiter
Theologen, und doch ein treuer Anhänger des Calvins,
einig wahres Syſtem des Chriſtenthums!! auf;
durch ſeiner Meynung nach, alle Schwürig-
der, als ſie in einem andern, aufgeleſet wer-
Syſtem, wie es ſich mit der Vernunft und
beſten vereinigen laſſen ſoll, ein Syſtem, das der
n zweymal 9 Jahre in Pult gehabt hat. Und
— der übernatürlich und unwiderſtehlich von
einigen wenigen auf unerklärbare unbekannte Art,
ein den Menſchen erforſchbares Beſte gewirkte
de Glaube; und das ſtärker als alle Apologien
aus den Männern, voll unerſchütterlicher Ueberzeu-
hoher moraliſcher Güte, voll Liebe, Vertrauen,
Verachtung des Irdiſchen (z. B. der Schau-
lle, Gaſtmahle,) zeugende Gefühl von den
kungen des heiligen Geiſtes.

Kr.

Ueber reine Lehre und wahre Gottſeeligkeit in Inſchriften ans Volk von A. F. Schulze, Prediger in Magdeburg. Erſter Beytrag. Magdeburg. 1787.

Dieſe Schrift iſt, wie der Verf. ſagt, gewiſſermaßen eine Erſetzung der Inſchriften ans Volk, welche mit dem zten Bande beſchloſſen wurden. Er bezeugt in der kurzen Vorrede, daß er orthodox ſey, daß er außerordentliche Gebohrungen nicht für Wunder, aber doch für Beweiſe ei-

ner besondern göttlichen Vorsehung halte, daß die Lebensb schreibungen oder Bekehrungsarten, die er einrückt, zu lehrreich, aber nicht für einen jeden Form und Richtschn seyn sollen u. s. w. Es sollte uns gewiß gleich viel gelten, der Vers. orthodox wäre oder nicht, wenn seine Schrift n nützlich und brauchbar wäre, aber sie enthält bloßes theolo sches Geschwätz, was bisweilen unverständlich, bisweil ganz ohne Sinn, bisweilen widersprechend, kurz ganz in d Geschmack der Urlspergischen Gesellschaft ist.

P.

Versuch eines faßlichen Unterrichtes in der christlich Glaubens- und Sittenlehre für Kinder unter Jahren, von Johann Christoph Salfeld, H capellan. Hannover, bey Helwing. 1787. 9 B gen in 8.

Enthält das gewöhnliche System mit einer großen W schweifigkeit und unzähligen Sprüchen. Wenn Faßlich nicht bloß das heißt, in Fragen und Antworten schrei sondern Begriffe entwickeln, und sie der Faßungskraft Kinder anzupassen, so ist dieser Unterricht auch nicht ein faßlich. Dasselbe müssen wir auch von dem Versuche Confirmanden sagen, welcher fast dasselbe mit denselben ten enthält, außer daß hin und wieder noch eine Frage au aufgeworfen wird; dergleichen z. B. diese ist: Wie sich erklären lasse, daß wir schon Sünder sind, wenn wir auf Welt kommen; die denn so beantwortet wird: Kinder können nicht anders und besser seyn, als ihre Eltern sind, von d chen sie gebohren werden. Und damit die liebe Jugend w durch Gewöhnung an eine neue Lehrart in ihren Kenntnis aufgehalten werde, so solat dasselbe Buch zum drittenm unter dem Titel für die fähigere Jugend 1 Alph. 2 B stark; τὸ ἀκριβὲς βάπτισμα.

Gu.

Das Neue Testament, so übersetzt und erklärt, d es ein jeder Ungelehrte verstehen kann. Erst Theil

Theil, welcher die Evangelien und die Apostelgeschichte enthält, von J. H. D. Moldenhaver. — Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernst. 1787. 704 S. gr. 8.

t des Verf. nach, soll dieses Buch, das eine
mit eingeschalteten Erläuterungen enthält,
nungsbuch für die häusliche Andacht dienen,
ne zetischen Arbeiten über das N. T. gewisser-
Allein, obgleich in der Vorrede versichert
verf. die Aufklärungen die das N. T. seit Lu-
ng erhalten hat, benutzt, und alles und jedes
Gemüthe sehr oft von Anfang bis zu Ende revi-
haue; so glauben wir doch nicht, daß diese Arbeit die
hen Werke dieser Art übertreffe. Die Uebersee
sehr schleppend und nicht selten undeutsch, und in den
en ist manches unbefriedigende und unrichtige oder
we. Nur ein paar Stellen zur Probe. Matth. 5,
sage euch mit der stärksten Betheurung, daß eher
und Erde vergehen werden, als daß nicht alles das,
ß befielt, bis auf das Gebot, welches
zu int, von mir auf das genaueste beob-
re, (und so wie daher eine Ebräische Schrift
wenn auch nicht einmal das Jod, welches
chstabe ist, und die Spitze eines Buchstaben
rde ich euch keine einzige Pflicht unausgeübt
n alles das thun, was Gott gethan haben will,
euch auch beweisen, weil es der unwandelba-
es ist) Joh. 1, 51. erklärt er von den Engeln
zur Zeit der Himmelfarth Jesu mit ihm hinauf-
zur Zeit des Gerichts mit ihm herabfahren werden.
4, 22. 23. Die seligmachende Lehre wird von den Ju-
deren Vorfahren sie vermittelst göttlicher Offenbarung
rden) vorgetragen (und besonders von dem Messias
get werden, und durch Juden an andre Völker ge-
(23.) Und es kommt die Zeit heran, und findet
jetzt, daß der (himmlische Vater als) Vater von
n so wie es recht ist und folglich im Geist und
eit (und demnach so) angerufen werden wird,
des geistlichen Guten, um welches sie bitten, in-
ßt sind, und es aufrichtig verlangen,) und will

auch Gott, daß er so angerufen werde. — Diese undeutsche Construction kommt sehr häufig vor, so wie das Wort derselbe. Z. B. Joh. 9, 35. daſselbe vernahm Jesus u. s. w. 36. und als derselbe sprach: Herr! wer ist derselbe, damit auch ich an ihn glaube? so sprach Jesus zu ihm: du hast ihn gesehen, und der jetzt mit dir redet, der ist derselbe. Cap. 12, 3. und in den Parallelstellen versteht der Vers nicht ὁ ἀρχιερεὺς τὸ κατ' ἐξοχὴν τοῦτο den Hohenpriester, daher Cap. 14, 30. die sonderbare Uebersetzung: Es kommt das Oberhaupt der Juden, (um mich durch seine Leute in Verhaft zu nehmen —) ob er gleich nichts strafbares an mir findet." — Diese Proben werden hinreichen unser Urtheil zu rechtfertigen.

Khr.

Beantwortung der Frage: Woher es komme, daß die Irrlehren und Spöttereyen jetzt so überhand nehmen? Nebst Anmerkungen herausgegeben von Heinr. Casimir Gottlob, Grafen zu Lynar. Halle, bey Curts Wittwe. 1785.

Dieser kleine unwichtige Aufsatz eines Ungenannten war dem Hrn. Grafen zu Lynar zugeschickt worden, um ihn drucken zu lassen, der dieses auch that, und ihn zugleich mit seinen Anmerkungen begleitete. Er enthält nichts als eine unwesentliche und mit vielen wehmüthigen Klagen über die Gottlosigkeiten der Heterodoxen untermischte Geschichte der Neuerungen, die man in den letzten Zeiten mit der Theologie und dem dogmatischen System derselben vorgenommen hat. Denn alle neuern Berichtigungen, Veränderungen und Abweichungen unsrer Theologen von dem gewöhnlichen System nennt der Verf., der es freylich sonst recht gut meinen mag, Irrlehren und Spöttereyen, schilt auf Semler, Teller, Bahrdt, Basedow und besonders auf die allgemeine deutsche Bibliothek, die er des schrecklichsten Socinianismus anklagt, und der er es hauptsächlich Schuld giebt, daß der unselige Reformationsgeist zur Verdrehung, Entkräftung und Verwerfung aller uns von Gott geoffenbarten Glaubenslehren unter Begünstigung der Preßfreyheit immer mehrere Kraft erhalten hat, und schließt endlich mit einem herzbrechenden Gebet, daß doch Jesus Christus sich seiner Kirche erbarmen,

und

und ſich ſelbſt treue Hirten und Lehrer erwecken wolle, damit dem einreißenden Verderben geſteuert werde, und ſich das Licht ſeines Evangeliums nicht ganz von uns wende. Der Hr. Graf zu Lynar, der freylich etwas heller denkt, als ſein Verf. aber auch noch ein eifriger Schüler und Verehrer Baumgartens iſt, den er faſt auf eine übertriebne Art erhebt, macht ſich in ſeinen Anmerkungen die Mühe, daß er die vielen Inconſequenzen und aus Unwiſſenheit und Mangel an Bekanntſchaft mit den Werken und Meynungen unſrer neuen Theologen entſtehenden Unrichtigkeiten, die in dieſer Schrift vorkommen, aufdeckt, und eſt die offenbarſten Widerſprüche darin zeigt. Wir ſehen uns alſo deſſen überhoben, noch etwas weiteres darüber zu ſagen.

Kr.

Ueber dogmatiſche und moraliſche Predigten, wie auch über Luthers kleinen Catechismus nebſt Auszug aus einer Predigt über 1 Cor. 2, 1. von D. Johann George Roſenmüller. Leipzig. 1786. 78 S. in 8.

In den Leipziger Wochenblättern ſind ſchon ſeit einiger Zeit mit großer Heftigkeit und vielem Misverſtande Ausfälle gegen die moraliſchen Predigten unternommen worden, und der Verf. geht darin mit den ſogenannten Neologen, die er immer aufs Korn nimmt, ohne Unterſchied und Schonung um, ſucht einzelne Exempel zuſammen, und greift alles tumultuariſch auf, um durch ein quid pro quo die verdienteſten Männer unſerer Tage, die er als eine Art von gefährlichem Complott abzuſchildern weiß, auf die ungerechteſte Weiſe verhaßt zu machen. Es iſt daher recht gut, daß ſich in dieſer Stadt ſelbſt ein würdiger Mann, der ſich durch ſeine theologiſche Einſichten eben ſo wohl, als durch ſeinen rechtſchaffnen Character Achtung und Liebe in der gelehrten Welt erworben hat, unpartheyiſch ins Mittel ſchlägt, die ſtreitenden Theile ordentlich abhört, und einen billigen Vergleich unter den erhitzten Gemüthern zu ſtiften ſucht, damit wir nicht die alten Fehden in der Kirche wieder erleben. — Er erhielt den 7ten Jan. 1786. mit der Poſt N. 22. und 55. des Leipziger Intelligenzblattes ohne Namen und Erläuterung des Einſenders,

Da fand ſich nun N. 22. ein kurzer Aufſatz mit der Ueberſchrift: Ein Wort zu ſeiner Zeit über den bis zum Ekel wiederhohlten neologiſchen Satz, daß man keine dogmatiſche Predigten halten, ſondern hauptſächlich Moral vortragen müſſe. Der andre N. 55. führte die Aufſchrift: Wider die zur Mode gewordene Behauptung, daß Luthers kleiner Catechismus zwar für die damaligen Zeiten nützlich und brauchbar geweſen, für die jetzigen aber nicht mehr paſſend, und ſo beſchaffen ſey, daß Luther nach ſeiner bekannten Denkart ihn jetzt ſelbſt abſchaffen würde. Hr. Roſenmüller rechtfertiget ſich und ſeine Denkungsart ſelbſt erſt gegen den Verdacht, als ob dies ihn zunächſt was angehe, und auf ihn treffend ſey. Nachher theilt er, damit man wiſſe worauf es ankomme, den Artikel im Intelligenzblatte N. 22. mit. Er vermißt darin Deutlichkeit und Beſtimmtheit, wenn er gleich manches wahre darin nicht verkennen will, und ſagt, daß dem Verfaſſer ſein unüberlegter Eifer zu Behauptungen hingeriſſen habe, die ſehr zum Schaden des thätigen Chriſtenthums gemißbraucht werden könnten. Er prüft alſo, da der Verfaſſer des erſtern Aufſatzes die dogmatiſchen Predigten ſo ſehr empfiehlet, was es heiße: dogmatiſch predigen. Hievon ſchließt er den gelehrten ſyſtematiſchen Vortrag mit ſeinen hergebrachten Definitionen, Kunſtwörtern und ſcholaſtiſchen Beſtimmungen aus, die weder auf die Kanzel noch für den Zuhörer ſich ſchicken. Sollten aber die hiſtoriſchen Glaubenswahrheiten und Grundlehren des Chriſtenthums gemeynt ſeyn; ſo muß ſie freylich ein jeder rechtſchaffener Lehrer oft und bey aller Gelegenheit predigen, wenn er das Evangelium zu lehren, und den chriſtlichen Lehrſtuhl in einer Gemeine zu betreten werth ſeyn wolle. Dieſe Wahrheiten werden von ihm ausdrücklich auch angeführt. — Aber wie dieſe Glaubenslehren vorgetragen werden ſollen? darauf antwortet er durchaus practiſch nach dem Muſter Jeſu und ſeiner Apoſtel, ſo, daß die Zuhörer immer eine hinlängliche Anweiſung erhalten, wie ſie die Glaubenslehren zur Beſſerung, zur Erweckung und Befeſtigung im Guten, zum Troſt und Erbauung anwenden ſollen, indem die ganze Religion Jeſu praktiſch ſeyn, und weder in trocknen unfruchtbaren Speculationen, noch einer tändelnden Myſtik beſtehen müſſe. Wenn das aber ſey, ſo werde es ſchwer, die Gränzlinien zu beſtimmen, wo Dogmatik und Moral ſich ſcheiden. Die

Tren-

Trennung der Dogmatik und Moral ſey erſt eine ſpäte Erfindung des 17ten Jahrhunderts, (ſonderlich ſeitdem Calixt den Ton angab) die ihre große Unbequemlichkeiten habe. Manche Lehren gehörten ſo gut in das eine, als das andre Fach, und ſey daher unvermeidlich, beydes zugleich vorzutragen. Manche müſſen wohl lieber auch dem catechetiſchen Unterricht vorbehalten, und in einer Predigt als bekannt vorausgeſetzt werden, wenn anders der wahre Entzweck einer Predigt erreicht werden ſolle. Er würde z. E. über die Lehre von der Dreyeinigkeit, von der Gottheit Chriſti, und Vereinigung der beyden Naturen niemals ganze Predigten halten. — Ferner: Was man unter Moral und moraliſche Predigten zu verſtehen habe. Nicht philoſophiſche, die, wenn ſie gleich von dem Prediger, der die Gabe der Popularität beſitze, ſehr wohl genützt werden könnte, doch nie die Hauptſache ausmachen müſſe, wenn jemand den Namen eines chriſtlichen Predigers mit Recht führen wolle, ſondern die chriſtliche. Darauf geht er noch den Aufſatz Stück vor Stück durch, und beantwortet ihn mit gründlichen und beſcheidnen Anmerkungen, nachdem er auch vorher wegen der verſchrieenen Neologie dem Verf. eine gute Weiſung nebenher gegeben. II. Ueber Luthers Catechismus. Auch dieſer Aufſatz, der ihm einen ganz andern Verfaſſer zu haben ſcheint, wird mitgetheilt, mit eben der Präciſion geprüft und beantwortet, auch unverhohlen geſagt, was vernünftige und rechtgläubige Prediger an Luthers Catechismo auszuſetzen finden. Den Schluß macht ein Auszug aus einer Inveſtiturpredigt des Hrn. Doct. über 1 Cor. 2, 1. 2. welcher einige wichtige Regeln für Evangeliſche Prediger enthält. — Alles unſerm Gefühl nach gut, freymüthig, und unpartheyiſch geſagt, ſo daß es manchem unverſtändigen ſo leicht Gefahren witternden Zeloten das Verſtändniß öffnen, den lärmenden Mund ſtopfen, im Ganzen aber einen ſchätzbaren Beytrag zur neuern Paſtoraltheologie abgeben kann.

Do.

2. Rechtsgelahrheit.

Praecognita veriora universae Iurisprudentiae ecclesiasticae Positivae Germanorum. Scripsit *Christ. Frid. Glück*, I. U. D. atque in Academia Friderico-Alexandrina Professor Publicus Ordinarius et Facultatis Iuridicae Assessor. Halae. 1786. Pag. 578. 8.

In der großen Krisis, worinnen die Hierarchie abermalen, und nun selbst in den katholischen Staaten, sich mit ihrer kanonischen Gesetzgebung befindet, scheint es mit einem neuen Werke über die Vorkenntnisse des Kirchenrechts ziemlich gewagt zu seyn, zumalen nachdem erst in den Jahren 1775—1779 die Doviatischen vortrefflichen Praenotiones Canonicae durch die Schottische Ausgabe aufs neue in Umlauf gekommen sind. Hr. Glück hat aber bey seinem Werke nichts weniger als bloß auf das kanonische Recht sich eingeschränkt, vielmehr das gesammte positive in Deutschland übliche Kirchen- Staats- und Privatrecht in seinen Plan aufgenommen, und damit allerdings mit seinen Praecognitis etc. eine sehr brauchbare Einleitung in das Studium des deutschen Kirchenrechts geliefert. Im Kap. I. handelt er vom Begriff und den Eintheilungen des positiven deutschen Kirchenrechts. Kap. II. von den Quellen desselben, a) und zwar denen, die bey den Religionspartheyen im T. R. gemein sind; der h. Schrift; den R. Gesetzen, dem Corpore Iuris Canonici und Romani, der Consuetudine und Observantia, sodann von den eigenthümlichen Quellen des Protestantischen und des Katholischen Kirchenrechts. Kap. III. von den Hülfsmitteln desselben, der Geschichte, und zwar der Kirchen- und Litterargeschichte, bey welcher letzterer er die nöthigsten Nachrichten von den Kanonisten, den Schicksalen der Kirchen-Rechtswissenschaft selbst, und endlich den hieher gehörigen Büchern giebt; sodann von den weitern Hülfsmitteln, der Critica Iuris Canonici; der Geographia sacra; Diplomatica, Chronologia Ecclesiastica und re numaria, so viel davon hieher gehört; und endlich Kap. IV. von der Methode, diesen

diesen Theil der Rechtswissenschaft zu lehren, und zu erlernen, nebst dem Nutzen derselben. Im Ganzen ist das Werk seiner guten Ordnung, zweckmäßigen Vollständigkeit und des darauf verwandten vielen Fleißes zu empfehlen, wenn auch gleich in einzelnen Stellen hie und da es noch genauer oder richtiger hätte genommen werden können. Nur etwas hievon Beyspielsweise anzuführen, so ist S. 8. das Conclusum Evangelicorum dd. 28 Febr. 1722. über die Benennung von Evangelisch und Evangelischreformirten vergessen worden. S. 9. wird die Boehmerische Lehre von den Sacris externis und internis und daß letztere ad jura Singulorum, selbst nach den neuern Grundsätzen der Katholiken gehörten, wiederhohlt und behauptet, obgleich ersteres zu Misdeutungen Anlaß giebt, und letzteres unerweislich und mit dem Katholicismus durchaus unvereinbarlich ist. S. 27. werden bey der Anzeige des Inhalts vom Westph. Fr. die wichtigen Punkte der Religionsgleichheit und der geistlichen Güter ganz mit Stillschweigen übergangen. S. 28. die Maternische Ausgabe des Fr. J. für die beste, und S. 373. eine andere, v. J. 1648. als solche angegeben. S. 381. und 383. verdienen noch folgende Bücher angemerkt zu werden: *Reiss*, Udalrici, Ord. Praed. Analysis collectionum et fontium juris ecclesiastici publ. et privati germanici quam in commodiorem usum tyronum juris sacri ex probatissimis auctoribus collegit etc. 8. Aug. Vindel. 1777. *Lackics*, Ge. Sig. Iuris publici ecclesiastici Pars generalis 8. Viennae 1774. *Litterich* Fr. Ge. primae lineae Iur. publ. eccles. 8. Argentor. 1778. *Corvini* Io. Arn. Ius Canonicum. Accedunt P. Ios. de *Riegger* Principia Iur. eccl. publ. et privati, cum Praef. et Adjunctis Io. Val. *Eybel*. 8. Aug. Vind. 1782. *Oberrotter*, Philib. Minoritae Convent. Institutiones Iur. eccles. P. I. 8. Constant. 1782. *Curalt* Rob. Genuina totius Iurisprud. Sacrae Principia. II. Tomi 8. Viennae. 1781. (ist auch ins Deutsche übersetzt worden.) *van Espen*, Zeg. Bern. Ius ecclesiasticum in Epitome redactum ac subjunctis brevibus sententiis atque Argumentis Studii Patristici instructum à P. Bened. *Oberhauser*. Vol. II. 8. Aug. Vind. 1782. *Lackics* G. S. Praelectiones Canonicae. 8. Vind. 1783. *Zaccaria* Fr. Ant. Apparatus omnigenae Eruditionis ad Theologiam et Ius Canonicum 8. Aug. Vind. 1783. *van Espen* Z. B. Commentarius in Ius Canon. Novissimum, animadversionibus ad statum

Ger-

Germaniae accommodatus. 4. Aug. Vind. 1782. *Zallingeri* Iac. Institutiones Iur. naturalis et ecclesiastici publ. Libr. V. 8. Aug. Vindel. 1784. *Pehem* I. I. N. Praelectiones in Ius Ecclesiast. Partes 2. 8. Viennae 1785.

Abänderungen der geistlichen Gerichtsbarkeit, von Mumelter. Wien. 1786. 214 S. gr. 8.

Die gänzliche Aufhebung der weltlichen Gerichtsbarkeit der Consistorien und des persönlichen privilegirten Gerichtsstandes der Clerisey in der österreichischen Staaten veranlaßte den Verf. die Geschichte dieses wichtigen Punkts der bisherigen Staatsverfassung zu entwerfen, um daraus die Rechtmäßigkeit der vorgenommenen Reformation zu erweisen. Er hat nicht selbst aus den Quellen geschöpft, sondern ist andern, vornehmlich dem van Espen, Thomassin, Fleury und Schmidt in s. Gesch. d. Deutschen gefolgt; der sachkundige Leser findet also meist bekannte Sachen, und wird selten von einer etwa ihm entgangenen wichtigen Bemerkung überrascht. Doch kann es für Manche lehrreich seyn, diese einzelne Materie durch alle die auf einander gefolgten Hauptgesetzgebungen und Staatsrevolutionen sehr gut ausgeführt zu lesen. Von der römischchristlichen Staatsverfassung und Gesetzgebung, worinnen schon aus unvorsichtiger Politik den Bischöfen große Vorrechte und die Aufsicht über die Gouverneurs in den Provinzen eingeräumt worden, das der V. für den ersten Grund zur Unabhängigkeit der Bischöfe in spätern Zeiten hält, geht er im Hauptst. IV. auf die Fränkische Verfassung über, wo die bischöfliche Gewalt durch die Meynung einer göttlichen Immunität des Priesterthums, die Erkenntlichkeit der Karolinger für die Beförderung des Sturzes des Merovingischen Geschlechtes und die Einführung der Send- oder Sittengerichte — einen mächtigen Zuwachs erhalten habe. Im Hauptst. VI. und den folgenden kömmt der Verf. auf die falsche Dekretalen, Gregor VII. Innocenz III. die Decretalen Gregor's IX. Edikt Friederichs II. von den Kirchenfreyheiten und die unglückliche Fehde Bonifacius VIII. mit K. Philipp dem Schönen. Vom Hauptst. XII. und dieser Begebenheit an führt der Verf. nun die stufenweise geschehenen Einschränkungen der geistlichen Gerichts-

ichtsbarkeit — bis ins Hauptſt. XV. aus, wo er mit den neueſten dagegen gemachten Verordnungen Kayſ. Joſephs I. endigt.

Nm.

leditatio ferialis de lege Amortizationis, ſuſcepta a *Goſw. Ioſepho de Buininch* Elect. Palat. conſil. int. etc. Düſſeldorp. 1787. 84 Seiten in 4.

Im erſten Kap. handelt der Verf. vom Begriff und Uung, ingleichen von der Geſchichte und den verſchiedenen ntheilungen der Amortization uberhaupt. Im zweyten v. werden die Jülich-Bergiſchen Amortizationsgeſetze anzeführt. Die erſte in den Jülich-Bergiſchen Landen deßhalb ergangene Verordnung iſt vom Jahr 1478. gegen welder Verf. aber einige Erinnerungen macht, und die neueſte vom Jahr 1775. Im dritten Kap. werden einige, beſonders ſtreitige Fragen, welche dieſen Gegenſtand betreffen, r unterſucht, und darüber die Meynungen anderer Schriftſteller über dieſe Materie, theils angenommen, theils worfen. Die zwey diſſertt von Fr. Chriſt. Aug. Walch de iure amortizationis, wovon die erſte unter Perſch Vore Helmſt. 1745. und die zweyte ebend. 1746. 4. erſchien ſind, ſcheint der Verf. nicht gekannt, wenigſtens nicht benutzt zu haben.

Uk.

Hannikel, oder die Räuber- und Mörderbande, welche in Sulzen am Neckar in Verhaft genommen, und am 17ten Jul. daſelbſt juſtificirt worden. Ein wahrhafter Zigeunerroman ganz aus den Criminalacten gezogen. Tübingen. 1787. 144 S. in 8vo.

Hannikels und ſeiner Conſorten letzte Auftritte als ein Anhang zu ſeiner Lebensgeſchichte. Tübingen. 1787. 32 S. 8.

Solche

Solche Geschichten, wenn sie mit sorgfältiger Auswahl dessen was merkwürdig ist, und mit Weglassung alles dessen, was es nicht ist, geschrieben sind, haben außer dem Vergnügen, welches mancher an der Erzählung findet, ihren großen Nutzen für das Publikum. Der erste Gedanke, der jedem aufmerksamen Leser gewiß aufstößt, ist dieser: Was hätte ein Mann von Hannikels Muth, Entschlossenheit und Verschlagenheit werden können, wenn ihm durch gute Erziehung und Unterricht eine bessere Richtung gegeben worden wäre? Der von Hannikel und seiner Gesellschaft in Mittelbrann, im dem französischen Amt Pfalzburg begangne Diebstahl muß jeden Menschenfreund äußerst rühren, und hat selbst Hannikeln, da er von den Folgen hörte, gerührt; von sieben ganz unschuldigen Bürgern eines benachbarten Orts, welche der Bestohlene als die Thäter angegeben hatte, wurden vier zum Strang, und drey zu ewigen Galeeren verurtheilt, und nun — liegt ihre Unschuld klär am Tage. Merkwürdig ists, daß diese Böswichter vom ersten Rang sich unter andern damit entschuldigten, daß sie geglaubt hätten, die Todesstrafen wären fast aller Orten aufgehoben, und gegen Juden (an welchen die wichtigste Räubereyen und Grausamkeiten begangen wurden) wäre alles erlaubt, weil sie auch die Leute betrügen. Aus S. 16. des zwoten Stücks schließen wir, daß der Hr. Oberamtmann mehr Talente zum Inquisitor, als zum Redner habe. Die Geschichte selbst ist außer einigen unerheblichen moralischen und theologischen Betrachtungen, welche füglich hätten unterbleiben können, gut geschrieben.

Im.

Etwas über das Römische Recht und besonders über die Ausflucht des nicht empfangenen Geldes, für Rechnungsbeamte, von einem Rechnungsverständigen. Erlangen, in der Palmischen Buchhandlung. 1787. 24 S. 4.

Der Verf. zeigt, daß die Römische Gesetze, welche dem Inhaber eines klaren Schuldbekenntnisses, oder einer Quittung, demohngeachtet, binnen 2 Jahren oder 30 Tagen, den Beweiß der geschehnen Zahlung des Anlehens oder der Schuld auflegen,

auftegen, dem Betrug Thür und Thore öffnen, die Geldgeschäffte ohne Noth erschweren, die Processe vervielfältige, und beswegen eben so unbillig und Vernunftwidrig an sich selbst, als der bürgerlichen Gesellschaft schädlich seyen. Er giebt den Rechnungsbeamten die nöthige Cautelen an die Hand, um sich gegen die nachtheilige Würkungen dieser Gesetze, denen hauptsächlich sie ausgesetzt sind, sicher zu setzen: und, da diese Cautelen äußerst beschwerlich sind; so beschließt er mit einer Aufforderung an die Gesetzgeber, hierinnen ein unvernünftigeres und billigeres Recht einzuführen. Daß er in der Hauptsache vollkommen Recht habe, wird kein Sachverständiger leugnen. Auch ist sein Eifer gegen die Indolenz, mit welcher, man schon seit so langer Zeit, die meisten Gesetzgeber Deutschlandes, das mancherley Unheil, welches ausländische, auf unsre Verfassung nicht anwendbare, und noch überdieß dem größten Theile des Volks unbekannte Gesetze, in so vielen Fällen verursachen, und welches mit so wenig Mühe verhindert werden könnte, noch immer ruhig geschehen lassen, allerdings zu loben. Uebrigens aber holt er ein wenig zu weit aus, wenn er mit einer allgemeinen Geschichte des Römischen Rechts, die den größten Theil dieser kleinen Schrift ausmacht, und die doch nicht ganz richtig ist, anhebt, um zu seinem Zweck zu kommen. Das allzuviele Böse, was er von den Justinianeischen Gesetzbüchern sagt, ist einseitige Deklamation, die man theils mit seinem Eifer, theils mit seinem Mangel an genauer Kenntniß des Geists dieser Gesetze, und der großen Schwierigkeiten, etwas Vollkommnes in dieser Art zu Stande zu bringen, entschuldigen muß.

Uw.

Der Reichscavalier auf seinen Reichsohnmittelbaren Gebiete; nach beyder Prärogativen, Gerechtsamen, Freyheiten und Obliegenheiten, summarisch abgebildet von Christoph Ludwig Pfeiffer, Consulent und Advocat. Nürnberg und Altdorf. 1787. 5½ Bog. 8.

Der Verf. der schon als ein rüstiger Schriftsteller bekannt ist, und in seiner schriftstellerischen Laufbahn, ohne sich irren zu lassen, muthig fortwandelt, lieferte bereits einen Versuch

ſuch eines ausführlichen Staatsrechts der unmittelbaren freyen Reichsritterſchaft, und nach der Vorrede zur gegenwärtigen Schrift haben wir künftig noch von ihm einen Verſuch eines ausführlichen Privatrechts des deutſchen Reichsadels in 2 Theilen, ſo wie vertrauliche Briefe zur Erläuterung des Reichsritterſchaftlichen Staats und Reichsritterſchaftlichen Privatrechts gleichfalls in 2 Theilen zu erwarten. (Beyde werden hier ſchon im voraus und in ſpem futuri häufig allegirt.) Gegenwärtiger Reichscavalier nun iſt eigentlich nichts anders, als ein Auszug aus den beyden erſten vorhin angezeigten ausführlichen Werken, oder vielmehr ein Grundriß des Staats- und Privatrechts der unmittelbaren freyen Reichsritterſchaft. Warum unſer Verf. nicht lieber dieſen, für Jedermann verſtändlichen, ſtatt des obigen etwas geſuchten Titels, gewählt, wiſſen wir nicht. Und ſo hätte er dann, wenn erſt die beyden angekündigten Werke erſchienen ſind, über die Rechte der freyen Reichsritterſchaft alles geſchrieben, was ſich nur darüber ſchreiben läßt, ein Handbuch, zwey ausführliche Commentarien darüber, und wieder über dieſe zu ihrer Erläuterung einen Commentar.

Die Abſicht des Verf. bey gegenwärtigem Grundriſſe war, den Herren Reichscavaliers, die ſelbſt keine Rechtsverſtändige ſind, dadurch in kurzem die ihnen ſo nöthige Rechtskenntniß ihres eigenthümlichen Staats- und Privatrechts zu verſchaffen, und ſie der Mühe zu überheben, darüber weitläuftige Schriften nachzuleſen, wozu ihnen der V. (ob mit Recht? laſſen wir dahin geſtellt ſeyn) überall keine Luſt und Neigung zutrauet. Dieſe Abſicht iſt allerdings löblich, und beſagte Herren werden die Bemühung des Verf. für ſie hoffentlich mit Dank erkennen. Uns ſcheint dieß kleine Handbuch zur Erreichung ſeiner Abſicht ganz geſchickt zu ſeyn, ob wir gleich deswegen demſelben auch für Andre, welche von der eigentlichen Verfaſſung der freyen Reichsritterſchaft, und ihren beſondern Gerechtſamen im Allgemeinen eine Idee zu haben wünſchen, nicht allen Nutzen abſprechen wollen.

Der Verf. hat es in 4 Abſchnitte getheilt. Der erſte enthält eine allgemeine Abhandlung eines Reichscavaliers, und des Reichsadels überhaupt, wobey er zugleich die allgemeine Gleichheit, und den beſondern Unterſchied deſſelben, ſowohl unter ſich, als im Gegentheil der wirklichen Reichsſtände,

und

und des deutschen hohen Adels zeigt. Der zweyte handelt von den besondern Gerechtsamen eines Reichscavaliers. Der dritte von den besondern Freyheiten desselben, sowohl für seine Person, als wegen seiner Güterbesitzungen, und im vierten geht der Verf. die besondern Obliegenheiten eines unmittelbaren Güterbesitzers durch.

Dieß alles ist in diesem summarischen Entwurfe zwar mit der erforderlichen Kürze, aber doch gründlich und für Jedermann, der auch nicht eigentlicher Jurist ist, verständlich vorgetragen, und Rec. kann nicht sagen, daß er etwas Wesentliches von dem, was den abzuhandelnden Gegenstand betrifft, darin vermißt habe. Im ersten Abschnitte hätte doch bey der Schilderung des Reichscavaliers manches Ménagement über das gewöhnliche Benehmen mancher dieser Herren, das zwar in der Wahrheit wohl gegründet seyn mag, und immer gerügt zu werden verdient, aber desswegen doch nicht in einen Grundriß der reichsritterschaftlichen Rechte gehört, wegbleiben können; so wie unsers Bedünkens nach die sich wieder geschehenen Ausfälle auf die Reichscavaliers, wie z. B. S. 55. wo ihnen der Verf. Erziehung, Kenntnisse, ja sogar das Gefühl des Guten und Schönen abspricht, in diesem Buche wohl ganz am unrechten Orte angebracht sind, und dasselbe dadurch seinen Hauptzweck leicht verfehlen können, indem dergleichen bittere Sentenzen für den Reichscavalier eben keinen sonderlichen Reiz zum Studium dieses Buchs geben möchten.

Prm.

3. Arzneygelahrheit.

John Hunter's Abhandlung über die venerische Krankheit. Aus dem Englischen. Mit drey Kupfertafeln. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787. 50 Bog. 8.

Obgleich wir gewünscht hätten, daß der Verf. einige zu gesucht, oft paradox scheinende Sätze mit mehrerer Ein-

ſchränkung und Beſtimmtheit geſagt, um ſeinem ganzen Werke mehr ſyſtematiſche Ordnung, Präciſion und gedrängte Kürze verliehn hätte; ſo zweifeln wir doch keinesweges es für eine der lehrreichſten Abhandlungen zu erklären, welche kürzlich über veneriſche Krankheiten herausgekommen ſind; ſo viel verräth der Verf. in derſelben hellen, practiſchen Blick und ausgebreitete Erfahrung in der Behandlung dieſer auch in London ſo alltäglichen Krankheit. Aus der gut gerathnen Ueberſetzung dieſes wichtigen Buchs einen, nur irgend vollſtändigen Auszug liefern wollen, würde aber, ſo gerne wir es auch gethan hätten, die Gränzen unſerer Bibliothek zu weit überſchreiten; wir müſſen uns alſo begnügen, ſo kurz als es uns möglich ſeyn wird, dasjenige auszuheben, welches uns das Wichtigſte und dem Verf. eigenthümlich geſchienen iſt, und aus welchem unſre Leſer über den Werth des Ganzen ſelbſt werden urtheilen können.

Man glaubt zwar, ſagt der Verf. daß das veneriſche Uebel in vielen Fällen zugegen ſey, wo ſich die Natur der Krankheit nicht deutlich auszeichnet, und ſetzt ſogar voraus, daß ſich daſſelbe mit andern Krankheiten als z. B. mit der Krätze und dem Scorbut verbinden könne. Allein dieſe Vorausſetzungen wären, ſeiner Meynung nach, ungegründet; denn niemalen könnten zwey verſchiedne Fieber in einem Körper, oder zwey locale Krankheiten in eben demſelben Theile zu eben der Zeit exiſtiren. Aus dieſem Grunde glaubt der Verf. daß das Fehlſchlagen bey der Inoculation der Blattern und die Kraft einiger Körper vieleu Anſteckungen zu widerſtehn daher rühren, daß zu derſelben Zeit irgend eine andre Krankheit im Körper vorhanden, und derſelbe alſo zu einer neuen Anſteckung unfähig ſey. — Die Entzündung iſt eine vermehrte Würkung derjenigen Kraft, welche ein Theil in ſeinem natürlichen Zuſtande beſitzt. Dieſe vermehrte Würkung iſt, wenigſtens bey heilſamen Entzündungen, wahrſcheinlicherweiſe mit einer Vermehrung der Kraft verknüpft; allein bey ſolchen Entzündungen, welche in den Brand übergehn, giebt es keine Vermehrung der Kraft; es iſt vielmehr eine Verminderung der Kraft vorhanden, welche, in Verbindung mit einer vermehrten Würkung zu der Urſache des Brandes wird, weil ſie das Gleichgewicht zerſtört, welches zwiſchen der Kraft und Würkung eines jeden Theils nothwendig beſtehen muß. — Nach dieſer, der Ueberzeugung des

Verf.

zufolge, so seinen als wahren Erklärung tadelt der Verf. gewöhnliche Behandlung des Brandes, weil man zwar die Schwäche dabey Rücksicht nehme, allein die verkte Würkung der Theile gänzlich übersehe, und solche rkende Mittel reiche, welche die Würkungskraft ver- n ohne eine wahre Stärke mitzutheilen. — Zufolge r :undsätze sey also die Fieberrinde das einzige Mittel l s man sich verlassen könne, da es die Kräfte ver- und die Bewegung schwäche. In vielen Fällen wird ohnsast, in großen Gaben innerlich und äußerlich ge- r, ganz besondre Dienste leisten, weil er die Bewegung cht, obgleich er keine wahre Stärke giebt. Es ist alle- bey dem Brande schicklich, die leidenden Theile kühl zu n, und alle Umschläge kalt aufzulegen. Bey dem Bran- welcher bey der venerischen Krankheit vorkommt, muß diese angerathne Behandlung vorzüglich anwenden. — Eiter enthält ganz allein das venerische Gift, denn es ohne die Erzeugung des Eiters kein venerisches Gift be- (??) Es sey also auch nicht möglich, daß eine Per- den venerischen Reiz unter irgend einer Gestalt pac, der jedoch nicht mit einer Ausleerung von Feuch- verbunden ist, dieses Uebel einer andern mittheilen . Sehr häufig sahe der Verf. angesteckte Mannsperso- das eingesogne Gift zum Ausbruch kam, ihren ge- Weibern beywohnen, und nicht einmal erfuhr er, daß r dergleichen Umständen die venerische Krankheit mit- hätte, wenn der Angesteckte nur aufmerksam genug Beyschlaf aufzugeben, sobald ein Ausfluß seinen An- genommen hatte. — Die venerische Materie ist in al- ällen die nämliche; eine gewisse Menge dieser Materie nicht einen größern Grad von giftiger Eigenschaft be- wie die andre; und giebt es einen Unterschied, so be- er in einer größern oder geringeren Verdünnung des , durch eine sanfte, unschädliche Feuchtigkeit. — Daß Gift bey verschiednen Personen verschiedne Zufälle her- ingt, hängt von der Leibesbeschaffenheit und dem Zu- ab, in welchem sich der Patient zur Zeit der Anste- befand. Dieselbe Person giebt oft dem einen Ritter rres, dem andern eine leichte Gonorrhöe. (Bey dem ern ist der Fall derselbe; dieselbe Materie bringt bey einem zusammenfließende, bey dem andern leichte und e Pocken hervor.) Der Verf. inoculirte mit Tripper-

materie und es entſtanden Chancres, bei
lich die völlige Luſtſeuche — Die du das von
erregten Wirkungen rühren nach l wſerf. e
ſeinem ſpecifiſchen Reiz her; weil es alſo l ebe
lichen Theile auf eine, ihm eigenthümliche Art r
eine, dieſem Reiz ganz eigne Entzündung,
ein, dieſer Entzündung eignes Eiter hervor
Einige Thiere ſind des veneriſchen Reizes ganz
empfänglich. Zu wiederholtenmalen brächte der
per oder Chancrenmaterie in die Mutterſcheide
oder Eſelinnen ohne den geringſten Erfolg der
Er machte Einſchnitte in die Haut dieſer Thiere, ver
neriſches Gift darein, und es entſtand ein gemei
heilendes Geſchwür ohne weitere Folgen. —
führt Erfahrungen an, daß die Theile gegen
Reiz durch Gewohnheit ſo unempfindlich
angeſteckte Perſon mit einer Angeſteckten
ne, ohne ſich dadurch eine neue Anſteckung zuzu
aber die Theile ihre natürliche Stärke und
erlangt haben, wird dieſelbe Perſon ſich
Krankheit durch den Beyſchlaf bey derſelben
der zuziehn. — Er geſteht, daß er kein
eines vorhandenen veneriſchen Trippers bey
aus dem äußern Anſehn der Theile hat hernehmen
Von Einſprützungen iſt der Verf. beym Tripper
freund. Er hält aber 1 — 2 Gran Sublimat in
Waſſer für die beſte reizende Einſprützung, wenn eine
in der ſpäteren Periode dieſer Krankheit erfordert wird
lindernde Einſprützung ſchlägt er, (da alle Körper
nicht vertragen) eine Auflöſung des Bleyzuckers vor.
cher, der Meynung des Rec. im veneriſchen Tripper
immer ſchädlich ſeyn muß, da er den Ausfluß ſtopft,
die Krankheit zu heilen.) Doch iſt der Verf. überzeugt,
der häufige Genuß eines ſchleimigten Getränkes
Linderungsmittel in dieſem Fall ſey. — Wenn die
der Harnröhre ſo ſtark angeſchwollen ſind, daß man ſie
ſerlich fühlt, ſo iſt das Einreiben der Mercurialſalbe in
leidenden Theil nützlich. — Beym weiblichen Tripper
Einreibungen der Mercurialſalbe in die Geburtsth
Einſprützungen in dieſelben, welche aber doppelt ſo
bey Mannsperſonen ſeyn dürften, das Hauptmittel
äußerlichen Behandlung. — Die innerliche

er [illegible] der Conſtitution des Patienten be-
; bey ſtarken vollſäftigen Körpern ſind ausleer-
, beſonders das Blutlaſſen; bey Schwachen
r Arzneyen nöthig. — Der Gebrauch des Queckſil-
[illegible] überſtandner inflammatoriſcher Periode, iſt zur
[illegible] Luſtſeuche, welche auch nach einem einfachen
ipper entſtehen kann, nothwendig. — Die
Krümmung des männlichen Gliedes, wird
die leidenden Theile gelegte Blutigel, erweichende
Campher und durch den innerlichen Gebrauch
ja mit Campher am beſten gelindert. Oft ver-
[illegible] gſam, ja ſpäter als der Ausfluß ſelber,
von ver- Bedeutung und Folgen; Queckſilberſalbe,
rling und China ſind dann mit Nutzen an-
: — [illegible] ſehr beſchwerliches Uebel iſt es, wenn
bis in die Blaſe erſtreckt. Ausleerende, be-
nde Mittel, Blutigel, Blaſenpflaſter und Queckſil-
r ungen am Mittelfleiſch ſind hier nützlich. Dieſelben
durch Ruhe und ein Suſpenſorium unterſtützt, ſind
der Hodengeſchwulſt von Nutzen; Brechmittel
dieſen letzten Zufall zuweilen, doch nicht beſtändig
[illegible] ich dieſes Uebel nach frühzeitiger Stopfung des
s entſteht; ſo iſt die Inoculation des Trippers doch
einem günſtigen Erfolg. — Der Nachtripper
[illegible] ichfalls von der Conſtitution des Kranken oder der
de Theile ab; und dieſe verſchiedne Conſtitution muß
ie anzuwendende Heilmethode beſtimmen, welche, ſo
ie, oft ſchwer ausfündig zu machen iſt. Die Balſame,
thinarten, Spaniſchen Fliegen u. ſ. w. würken in die-
ebel oft ſpecifiſch und ſchleunig, äußerlich kann man zu-
hende Mittel, als eine Abkochung der Fieberrinde,
[illegible] riol, Alaun und Bleyzubereitungen, oft auch rei-
n [illegible] ungen und Bougies mit Nutzen anwenden.
inen [illegible] ewurzelten Fällen half ein Blaſenpflaſter
[illegible] e [illegible] ute der Harnröhre gelegt, oder die Electri-
[illegible] he der Verf. überhaupt in mehreren hartnäckigen
Ueberbleibſeln als nützlich empfiehlt.) Daß bey
[illegible] chtrippern etwas ſcrophulöſes mit im Spiel ſey,
der [illegible] rf. um deſto feſter, weil er gefunden hat, daß
[illegible] mehrere Nachtripper geheilt haben, als alle Arten
vom gemeinen Waſſer es zu thun vermögen. Auf
ng und Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, und ruhiges

Verhalten muß man bey der Cur des Nachtrippers sehr aufmerksam seyn. Der Beyschlaf verursacht oft einen Rückfall dieser Beschwerde, welche nie ansteckend sey, und mit welcher der Verf. gewöhnlich eine Stricture in der Harnröhre verknüpft zu seyn glaubt. — Von diesen Verengerungen, (Stricture) und der Vereiterung der Harnröhre, den Fisteln im Mittelfleisch, und den übrigen aus jener Verengerung entstehenden Zufällen, ihrer Behandlung durch Bougies, durch Aezmittel, (zu dessen Anwendung der Verf. ein eignes, auf den angehängten Kupfertafeln abgebildetes Instrument vorschlägt) und durch andre Arzeneyen sagt der Verf. viele nachdenkende, practisch-schöne Wahrheiten und Lehren. — Bey Gelegenheit der Impotenz raisonnirt er über die Einwirkung der Seele bey dem Beyschlaf sehr richtig und schön. Daß er aber in diesem Capitel den Schaden, welchen die Selbstbefleckung anrichtet, zu klein anschlage, muß auch Rec. eingestehn.

Der vierte Theil dieses Buchs handelt vom Chancre. Chancres entstehn seltner wie Tripper, und brechen gemeiniglich später nach dem unreinen Beyschlaf als dieß aus. Der Verf. sahe sie acht Wochen nach geschehener Ansteckung erst erscheinen. — Zuweilen ereignet es sich, daß Chancres sehr zeitig anfangen Schorfe zu bilden, ein Zeichen, daß sie große Neigung haben, brandig zu werden. — Auch die Chancres erleiden durch gewisse Umstände der gegenwärtigen Constitution des Körpers verschiedne Abänderungen, da hier die locale Behandlung sowohl, als die innerliche, großen Abänderungen unterworfen sind; und von der richtigen Beurtheilung dieser Verschiedenheiten hängt, auch bey diesem Uebel das Glück des Arztes ab. Bloß bey der ersten Erscheinung des Chancres, wenn er sich noch nicht weit hat ausbreiten können, darf man ihn durch Aezmittel oder das Messer ausrotten, (das Berühren mit dem Höllenstein scheint dem Verf. zu diesem Behuf am vorzüglichsten) doch muß man, der Sicherheit wegen, Quecksilbermittel nachher zu gebrauchen, nicht versäumen. Der Verf. zieht zum äußerlichen Gebrauch in diesem Uebel den Calomel, oder eine andre Mercurialzubereitung mit schleimigten wässerigen Substanzen vermischt, den Salben vor, weil sich diese Substanzen besser mit dem Eiter vermischen, als die ölichten. — Je öfterer der Verband erneuert wird, desto besser ist es. Das Geschwür muß

täglich

wenigſtens dreymal verbunden werden, zumal wenn öhlichter Mittel dazu bedient. — — Gegen die ancre ähnliche Geſchwüre, welche an den Geburts- nach geheiltem veneriſchen Uebel zurückbleiben, und ange nachher noch wieder ausbrechen, hartnäckig und wahrhaft veneriſcher Art ſind, leiſteten dem Verf. Holz- e und das Lixivium tartari zu 40 Tropfen Abends und gens in Fleiſchbrühe gegeben, die beſte Hülfe. Weil h, mit welcher Venusgift vermiſcht war, mehrermale geſunden Menſchen verſchluckt iſt, ohne dieſe Krankheit zubringen, und weil das Blut der veneriſchen Kranken von dieſem Gifte durchdrungen ſey, (denn wäre dieſes, üßte die Wunde bey dem Aderlaß eines Veneriſchen zum ere werden, welches aber nicht geſchicht) ſo behauptet Verf. daß Kinder von veneriſchen Müttern gebohren, von dieſem Gifte angeſteckt, zur Welt kämen. (??) y überzeugt, (und dieſes iſt Rec. gleichfalls) daß Aus- e und Geſchwüre auch bey Kindern vielfältig für vene- g lten, würden, welche in der That nicht veneriſch l wenn ſie es wären, ſo glaubt er, daß die Kinder a Durchgange durch die Mutterſcheide oder auf eine t angeſteckt würden. —

e veneriſche Materie bringt, wenn ſie in die Conſti- des rpers übergeht, einen Reiz zuwege, welcher, r der Einſaugung fortgeſetzt werden kann; und er hat kein Vermögen ſich einige Erleichterung zu , oder ſelbſt zu helfen, daher denn das veneriſche rfort zunimmt, und nicht von ſelbſt heilen kann, l v ſpecifiſchen Krankheiten, in welchen dieſer n nder eine gewiſſe beſtimmte Zeit hinausdauern (i bey einigen dieſer Krankheiten, z. B. bey den rern wird der Körper gegen den Reiz des Giftes eitm daß der Patiente dieſelbe Krankheit zum m te zu bekommen nie fähig iſt.) Jener Umſtand, ver rf. — daß nämlich der veneriſche Reiz ohne fort- Einſaugung fortgeſetzt werden kann, und der Kör- r rmögen habe, ſich ſelbſt zu helfen — iſt, mit den n ze n verbunden, vielleicht eines der beſten Unter- ſcheidungszeichen der wahren veneriſchen Krankheit. — . ilmethode des würklich veneriſchen Uebels iſt weit zu beſtimmen als wie die Cur der beyden erſten

Krankheiten, (nämlich des Trippers, und Chancres) welche, da sie allemal local sind und sichtbare Würkungen äußern, mehr in die Sinne fallen, so daß man sich selten oder niemals in Ansehung der Cur irren wird, ohngeachtet sie oft langwieriger und mühsamer ist. Wenn die Zufälle des Chancres und Trippers gänzlich verschwunden sind, so kann der Patiente in den mehrsten Fällen sich als geheilt ansehn, dieses gilt aber keinesweges von der venerischen Seuche, denn es kann die venerische Würkung dem Anscheine nach gehoben seyn, die Zufälle können verschwinden und gleichwohl können dieselben wieder ausbrechen, wenn die venerische Würkung nicht gänzlich zerstört worden, sondern noch in andern Theilen eine venerische Disposition zurückgeblieben ist. Man muß also mit der Behandlungsart einige Zeit nachher noch fortfahren, nachdem alle Zufälle schon verschwunden sind. — Wenn man das Quecksilber auf eine schickliche Weise durch die äußerliche Methode in den Körper bringen kann, so verdient diese Behandlungsart vor der innern, auch nach unsers Verf. Erfahrung bey weitem den Vorzug. Sehr irrig, sagt er, ist die Meynung derjenigen, welche wähnen, daß sich der Mercurius in metallischer Gestalt in die Knochen ansetzt. — Die Würkung des Quecksilbers gegen das venerische Gift hängt, seiner Meynung nach, nicht davon ab, daß es Ausleerungen irgend einer Art errege, oder als ein, mit dem Venusgift sich vereinigendes und dieses verbesserndes Mittel würke, sondern die Würkungsart dieses Heilmittels sey so beschaffen, daß es die widernatürliche Würkung der lebenden Theile aufhebt und der venerischen Reizung dadurch entgegenwürkt, daß es einen Reiz einer entgegengesetzten Art hervorbringt. — Wenn der Gebrauch des Mercurius den Hals und Mund sehr angriff, so fand der Verf. ein Gurgelwasser aus einem Quentchen Thubaischer Tinctur und 1 Unze Wasser sehr heilsam. — So sehr er auch von den wohlthätigen Würkungen des Opiums überzeugt ist, so haben wiederholte Versuche den Verf. doch gelehrt, daß es zur Heilung der Lustseuche unwürksam sey, und, daß man bey Darreichung großer Gaben dieses Mittels viele Vorsicht anwenden müsse. — Ganjacharz thue etwas zur Heilung venerischer Zufälle, die Sarsaparillenwurzel aber wenig oder gar nichts. — Daß durch gemeinschaftliche Trinkgeschirre das venerische Gift sich mittheilen könne, läugnet der Verf. und wir verhoffen, daß der in Deutschland bis zur Unart

weit

weit getriebene Streit über dieſe Frage auch durch dieſe Erklärung eines in dieſer Sache völlig competenten Richters, gewiß in der Zukunft ſich leichter wird beylegen laſſen.

Die drey angehängten Kupfertafeln bilden die, durch Stricturen in der Harnröhre widernatürlich geſtalteten Urinwege und das Inſtrument ab, mittelſt welchem der Verf. das Aezmittel an die verengerte Stelle, der Harnröhre zu bringen vorſchlägt. Es iſt dieſes ein biegſamer Catheter mit der Oeffnung vorne am Ende, in welchen man einen Drath einbringen kann, der an ſeiner Spitze mit einer kleinen Zwinge (port crayon) verſehen iſt, um ein Stück eines Aezmittels darin einzuklemmen.

Dr.

Unterſuchung des thieriſchen Magnetismus. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig, bey Haugs Wittwe. 1787. 96 S. 8.

Dieſes iſt eigentlich nur ein neuer Titel zu einem ſchon 1785. in Wien gedruckten Werke, deſſen weggelaſſener Titel heißt: Merkwürdiger Bericht der vom Könige v. Frankr. zur Unterſuchung des thieriſchen Magnetismus abgeordneten Commiſſion. Hintenan iſt eine Vertheidigung von Meſmer. Was die Commiſſion urtheilte iſt bekannt; an Meſmers Magnetismus glaubt kein vernünftiger Menſch, der hinlängliche Kenntniſſe hat, um die Sache beurtheilen zu können, daher halten wir uns dabey nicht weiter auf.

Mf.

Mediciniſche Beobachtungen. Zweyten Bandes erſtes Heft. Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernſt. 1786. 64 S. 8.

Es ſind im Ganzen 12 mittelmäßige Beobachtungen, dergleichen jetzt ſchaarenweiſe zum Vorſchein kommen, ohne die Arzneywiſſenſchaft nur einen Schritt weiter zu bringen.

Hr.

Hippokrates Werke. Aus dem Griechiſchen überſetzt, und mit Erläuterungen von D. Johann Friedrich Carl Grimm, Sr. Durchl. des reg. Herz. von S. Gotha Hofrath und Leibarzte. Dritter Band. Altenburg, in der Richterſchen Buchhandlung. 1785. 618 S. 8.

Dieſer Band enthält die chirurgiſchen Bücher des Hippokrates, namentlich das B. über die Vorrichtungen (officina) zur Wundarzeney, von den Beinbrüchen, von den Gelenken, von der Einrichtung mit dem Hebel, von den Geſchwüren, von den Fiſteln, von der goldnen Ader, von den Kopfwunden, von dem Bringen eines zu zerſtückelnden Kindes (Exſectio foetus,) von der Zergliederung, von den Krankheiten, von den innerlichen Krankheiten, und vom Sehen. Den Beſchluß machen, wie gewöhnlich, Erläuterungen, die weit ſchicklicher und bequemer für den Leſer unter den Text gehören. Die botaniſchen Wörter ſind gut erläutert, wie man es von einem ſolchen Pflanzenkenner erwarten kann, aber auch allemal getroffen? dazu gehört noch mehr Wegräumung des alten Schuttes, und beſſere Beſtimmung der Frage, ob die Pflanzennamen bey dem Hippokrates, Dioskorides und ſpätern Griechen immer einerley bedeuten. Ueberdieß ſcheint es, als ob die Ueberſetzung dieſer Dinge den jetzigen Aerzten ganz gleichgültig, wo nicht gar entbehrlich ſeyn möchte. Uebrigens iſt die Ueberſetzung größtentheils treu, hier und da geſchmeidiger, als im vorigen Bande, doch manchmal mehr Paraphraſe, als Ueberſetzung. Der Reſt ſoll nächſtens folgen.

* * * *

Lehrbuch der Vieharzneykunde von Dr. Johann Heinrich Jung, ordentlichen öffentlichen Profeſſor zu Heidelberg. Zweyter Theil, welcher die mediziniſche Materie und Clinik enthält. Heidelberg, bey den Gebrüder Pfähler. 1786.

Eben

il, welches wir von dem erſten Bande ge-
verholen wir hier. Es enthält dieſer zweyte
nervös und bündig verbunden mit eignen
ken des rfaſſers, was bisher in der Vieharzneykunde
ſeria wor iſt. Rec. ſchränkt ſich daher auch auf dieſe
, indem er gewiß iſt, daß auch dieſer Theil,
) in den .h n' aller praktiſchen Aerzte und Viehärzte
wird.

E. Z.

kung zur Bildung ächter Wundärzte von D.
hl 2s. Dritter Band. Regensburg, mit
r|(Schriften. 1786. 345 S. 8.

trägt der Verf. nach einer kurzen Einleitung in die
oſophie und philoſophiſchen Wiſſenſchaften überhaupt,
pſychologiſchen Vorerkenntniſſen und Metaphyſik,
nach Feders und Titels Grundſätzen, vor. Bey
hier vorgefundenen, dem Verf. gewiß auch nicht un-
, wünſchen wir doch dem Wundarzte Glück,
er Philoſophie, als hier vorgetragen iſt, im
l nae gefaßt hat, und vermögend iſt, ſie anzu-
uz ver utzen davon d)t gering ſeyn. Ein
ini s! erbuch i einem allgemeinen Re-
l h zu gebrauchenden Schrift-
, l c| 57 dieſes Buches aus.

ſiologie des weiblichen Geſchlechts von D. M.
Rouſſel. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von
C. F. Michaelis. Berlin, bey Vieweg. 1786.
294 S. in 8.

ſi hier zuſammen, was das weibliche Ge-
d ren und inneren Körperbaue ſowohl, als auch
in en Anlagen vor dem männlichen beſonders hat
n voll. Daraus bildet er ſich nun, wie ein Maler,
nen natürlichen Geſetzen der Schönheit, vermittelſt des
:webes des Bordeu, eine Venus; giebt dieſer ein ſan-
guini-

guinisches Temperament; beseelet ihre Körperreize durch einen moralischen Sinn, nach Stahls Grundsätzen; besieht sie dann vom Kopf bis zur Fußsohle, und macht ihr dabey, nach Art der Franzosen, manches verbindliche und elegante Kompliment. Nun durchhüpft er, mit vieler Leichtigkeit Seele und Leib mit einem anatomischen und philosophischen Blicke, und macht dabey einen Seiten-Pas auf Börhaaven. Hier mag ihm aber manche Tour zu schwer und unbegreiflich gewesen seyn: aus Groll nennt er also sein System leeres Geschwätz einer ungewissen Mechanik. Nun! wer eine flüchtige Compilation schuldig ist, kann mit dieser Physiologie bezahlen.

Pgr.

Handbuch der Staatsarzneykunde, enthaltend die medicinische Polizey und gerichtliche Arzneywissenschaft. Von Joh. Dan. Metzger. Zürich. 1787. in 8.

Ein gutes für academische Vorlesungen taugliches Handbuch beyder Wissenschaften wurde bisher noch vermißt und das Hrn. Hofr. Verdienst ist also um desto größer. In der medicinischen Polizey sey noch kein Buch vorhanden, dem man nicht den Vorwurf machen könne, es habe seine Gränzen viel zu weit gesteckt, auch selbst Franks Werk sey von diesem Vorwurfe nicht frey. Die medicinische Polizey wird einsweilen in Pflichten der Landesobrigkeit, und in Pflichten der der Landesobrigkeit untergeordneten Collegien. Manches kann doch unter diese beyde Abtheilungen nicht füglich gebracht werden, als diätetische Einrichtung der Kirchen und Schulen, und dieses ist in einem Anhange zugefügt. Unter den ersten Abschnitt gehört Sorge für die Population und hierher wird gerechnet Beförderung der Ehen, Einschränkung des Luxus, Vorsorge für Schwangere, Vorsorge für Neugebohrne und für Kranke, Anstalten für Rettung der Scheintodten, Verbot allzufrüher Beerdigungen, Verlegung der Kirchhöfe ausserhalb der Stadt, Vorsorge wider ansteckende Krankheiten, in die zweyte Abtheilung dieses Abschnitts: Vorsorge der Landesobrigkeit wider Viehseuchen und Begünstigung der veterinair Arzneykunde. In dem zweyten Abschnitt kommt

Pflich-

Landesobrigkeit untergeordneten Collegien,
ctionen für bürgerliche Ruhe, für die Bequem-
ürger, und wider Unglücksfälle, Pflichten der
gien, der Provinzialärzte, Prüfung der Medi-
n, und Grundsätze zur Visitation der Apotheken.
el sind kurz aber vollständig ausgeführt, das
bey dieser Eintheilung nicht vermieden wer-
es entweder doppelt vorkömmt, oder doch
ähnliche Materien weit von einander getrennt
B. Pflichten des practischen Arztes und eines
doch so sehr nicht von einander verschieden, und
in zwey ganz verschiedenen Abschnitten. Wür-
Polizey als Diätetik des Staats angesehen,
einem ähnlichen Plan wie Diätetik behandelt, oder
dieser ganz verbunden, so würde unserer Meynung
natürlicher System herauskommen, wir sind
entfernt deswegen das Ganze zu tadeln, eine in ihren
leicht zu übersehende Wissenschaft, kann nach ver-
schiedenen Systemen vollständig und faßlich behandelt werden,
wirklich geschehen ist. In den Vorschlägen zur Ver-
besserung kirchlicher Gebräuche, ist vorzüglich
ng der Kirchen, auf die Gefahr des gemeinschaftli-
auf den Misbrauch frommer Personen nüchtern
mal zu nehmen, auf die Schädlichkeit der zu lan-
nzeitigen Andachtsübungen, und vorzüglich Predig-
eit und gleich nach Tisch, auf die Gefahr der
umlungen bey Ungewitter, Stürmen und
darauf folgenden Erdbeben, und auf die Schäd-
neugebohrne Kinder, besonders bey Winterszei-
oder che getauft werden, aufmerksam gemacht. In
erichtlichen Arzneykunde zuerst eine sehr treffliche Schil-
von den Eigenschaften eines guten gerichtlichen Arztes,
aber Lethalität der Wunden im Allgemeinen, die Ein-
in absolut, für sich und zufällig tödtlich, scheint dem
f. noch immer die passendste. Dann Bestimmung
kät der Wunden nach ihrer Gattung, Menge,
nach Alter und Leibesbeschaffenheit u. s. w. dann Er-
rgiftungen, Selbstmord. Zu bestimmt sind
penetrirende Wunden der Gelenke, besonders des
mehrentheils tödtlich angegeben, weil durch
ren Ausfluß des Gelenkwassers nothwendig
igen müsse. Fallen sie nicht durch erregte
Zuckun-

esdienſtes, aus dem Journale von und für Deutſchland, aus welchem hier mehr entlehnt iſt. Bey der ſehr nachahmungswürdigen Verfaſſung des Medicinalweſens im Badenſchen S. 74. hat uns gefallen, daß man die Phyſici nicht nur ſelbſt erhält, ſondern ihnen auch Futter für ein Pferd giebt, da ſonſt in vielen Provinzen Deutſchlandes der Phyſikus ſeinen Gehalt faſt allein ſchon zur Erhaltung deſſelben anwenden muß. Die S. 71. gelieferte Sterbeliſte nach den Krankheiten mag für unmedicinische Leſer des hiſtoriſchen Porteſeuille befriedigend ſeyn, aber für Aerzte verdiente ſie hier nicht abgedruckt zu werden, denen die Rubriken: Bettlägerigkeiten, an wunden Gaumen, an Geſchwulſt und dergleichen ſehr poßierlich ſcheinen muß; die ſchon ſo oft erwieſene Unzuverläßigkeit ſolcher Londonſchen Sterbeliſten nicht einmal mitgerechnet. Warum ſollte denn unſer Deutſchland nicht etwas inſtructives dieſer Art liefern können? warum nicht lieber aus Klockenbrings vermiſchten Aufſätzen etwas hieher gehöriges in dies Magazin aufgenommen? Intereſſanter iſt ſchon die Berlinſche Tabelle S. 71. Außer den hier angegebenen Aufſätzen ſind auch noch die Nachricht von dem Zucht- und Arbeitshauſe zu Brieg von Dr. Glawing, und die Stralſundiſche Verordnung wegen Kur und Verpflegung der Kranken im Spitale das wichtigſte in dieſem Stück des Magazins.

Rg.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Karl und Karoline, oder: ſo iſt denn die Freundſchaft ſtärker, als die Liebe? Ein dramatiſches Familiengemälde in vier Aufzügen von G. F. W. Breslau, bey Korn dem Aeltern. 1787. 14 Bogen in 8.

Karl liebt Karolinen, Karoline liebt Karlen, und beyde ſind dem Ziel ihrer Wünſche nah, als Ferdinand, Karls Freund, erſcheint und ſich bekannt, vor einem Jahre Karolinen

geſehen und ſich in ſie verliebt zu haben. Dieſe
wagt beym Anblick des geliebten Gegenſtandes in neue
auf. Karl entdeckt dieſe Leidenſchaft, und iſt groß-
genug, ſich ſeinem Freunde aufzuopfern; ja er ſagt
Karoline den Kauf auf, ohne ſich vorher zu erkundigen,
er auch Luſt hat, ſeinen Freund in ſeine Rechte treten zu
ſſen. Ferdinand aber iſt nicht minder großmüthig, und
das Glück, das ihm Karl anbietet, eben ſo ſtandhaft
ndlich, da man nicht einig werden kann, wird die
h Karolinen überlaſſen, die, wie zu vermuthen
ar, ihren Karl wählt, und Ferdinand — giebt ſich zufrie-
n. Wer Luſt hat, dieſe intereſſante und wahrſcheinliche
ſchichte in 14 Bogen ausgeſponnen zu leſen, der nehme
Buch ſelbſt zur Hand. Rec. beſinnt ſich in ſeinem Leben
t ſolch eine gutmüthige, zugleich aber auch keine ſo lang-
eilige Geſellſchaft beyſammen geſehen zu haben. Er bietet
niglich Trotz, ihm eine ſo langweilige prima donna, als
e, ein paar ſo langweilige Liebhaber, als Karl und
d, einen ſo langweiligen Vater, als den alten Wid-
ac, ja ſogar ein paar langweiligere Bediente, als Friedrich
nd Liſette ſind, zu zeigen! Kurz, es fällt ihm unmöglich,
h etwas langweiligeres zu denken, es müßte denn der Schö-
dieſer langweiligen Geſchöpfe ſelbſt ſeyn. Man braucht
ur eine Scene geleſen zu haben, um überzeugt zu ſeyn, daß
r Verf. nicht mehr, als an Alle dem fehlt, was ein
ii tiſcher Dichter durchaus nöthig hat. Deſto größere An-
ige hat er zu einem moraliſchen Chrienmacher. Selten ſchlie-
en ſeine Perſonen, wenn ſie einmal den Mund geöffnet ha-
en, ihn eher, als auf der zweyten, dritten, oft auch wohl
ſt auf der vierten Seite. Nur eine kleine Probe des Dia-
ogs. Karoline ſagt zu ihrem geliebten Karl: „Macht ſie
(Ihre Gattinn) Fehler, ſo verweiſen ſie ihr dieſelben mit
Güte, dadurch wird ihre Frau, wenn ſie anders Gefühl
hat, und Gefühl muß ſie haben, ſonſt wäre ſie nicht ihre
Frau, dadurch, ſage ich, wird Sie dieſelbe täglich mehr
und mehr liebgewinnen, und darauf bedacht ſeyn, Ihnen
es gleichfalls immer fühlen zu laſſen, was für ein glücklicher
Ehemann Sie ſind u. ſ. w.“

Nt.

Das Muttersöhnchen. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Aus dem ruſſiſchen Original, betitelt: Nedoroſt, von einer Geſellſchaft Freunde überſetzt. Leipzig und Wien, bey Gräffer. 1787. 11 Bogen in 8.

Daß irgend ein nach Sibirien verwieſener Ruſſe, um ſich an der böſen Welt zu rächen, und ſie an ſeiner Langenweile Theil nehmen zu laſſen, ſie mit einer ſo ſchlechten Farce beſchenken konnte, das kann nicht unwahrſcheinlich ſeyn; aber daß eine Geſellſchaft von Deutſchen — eine Geſellſchaft! — ohne Einer vor dem Andern ſchamroth zu werden, die ſündliche Arbeit übernehmen dürfte, ſo etwas zu überſetzen, das iſt weniger zu begreifen.

Nicht immer macht Erziehung den Menſchen, oder: Der Inſtinkt. Ein Schauſpiel mit Arien in fünf Aufzügen von dem Verfaſſer des Pagen. Breslau, bey Korn dem Aeltern. 1787. 12 Bogen in 8vo.

Es ſcheint, der Verf. will ſich durch manche gute Warnung nicht abhalten laſſen, uns mit ſeinen theatraliſchen Geſchreibſel heim zu ſuchen. Hier iſt nun wieder ein ſolches Schauſpiel, wovon ſich nichts ſagen läßt, als daß es nichts taugt.

Die reduzirte Nonne, oder der Gewiſſensſkrupel. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von J. C. Germus. „Wir beſſern nicht gern an dem Werke der alma“ u. ſ. f. Wieland. Frankfurt und Leipzig, bey Stahel. 1786. 164 S. 8.

Ein junges, dummes Mädchen, die Nonne geweſen, kommt, nach aufgehobenem Kloſter, wieder in die Welt, möchte gern einen jungen Kerl heyrathen, glaubt aber, ihr Gelübde ſtehe ihrer Liebe im Wege. Dieſer Kampf wird auf eine ganz gemeine Art in dieſem Stücke fünf Aufzüge hindurch dargeſtellt.

Endlich macht sie Hochzeit. Alle übrigen Personen tun zur Handlung gar nichts, als daß sie uns durch Gewäsche in österreichischem Provinzialdeutsch Langeweile machen.

ie Rückkehr aus Ostindien; oder wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire, von J. C. Kaffka. Magdeburg, 1787. bey Creuz. 11 B. 8.

er Verfasser sagt in der Vorrede: er wisse wohl, daß er ien Beruf zur Schriftstellerey habe. — Er hat Recht; ru | ibt er denn aber? Allein er glaubt doch hier ein rück : : ltaire, wovon schon eine Verdeutschung unter i Ti : die Frau, welche Recht hat, gar schön umt zu haben; diese Arbeit ist ihm indessen sehr mislun- | : des alten Wölflings Kinder sind ekelhafte Karrikatu- : und Hans ist noch obendrein mit seinem „Potz, Puder Pommade“ u. dgl. eine Kopie von Junker Ackerland, r r plump gerathen. Wenn Herr K** sich etwas darqute thut, den alten Müller seiner dargestellt zu haals Voltaire seinen Daru, so läßt er ihn doch im letzten iemlich dragonermäßig schimpfen. Mit der Sprachreir | es auch übel aus. Es heißt ja doch wohl nicht: die Eigenschaft, sondern ohne diese, und nicht mir in, sondern mich.

ermählungstag. Ein Schauspiel in drey Aufleipzig, Ofen und Preßburg, bey Die-. 1786. 4½ B. 8.

Unter aller Kritik die kahlste Intrigue, die schon im ersten Aufzuge der Entwicklung nahe ist, auf die langweiligste Art drey Aufzüge gedehnt. Nichts, was auch nur einen Schat- i einiger Kenntniß der Menschen und der Kunst ver- ier . Ein origineller Einfall bey diesem quasi Schauspiele ist i , daß im letzten Auftritte der Held des Stücks von jedermann für todt gehalten wird, und so hätte das Ding ohne weitere ühe für ein Trauerspiel gelten können; allein der Zauber- des Verfassers läßt ihn die Augen wieder aufschlagen, je-

doch ohne ein Wort zu reden, dann rufen alle Anwesende aus: „O Glück! o Glück! nun soll er heute noch Hochzeit halten!“ Ob der vom Tode Auferstandene dazu aufgelegt ist, wird nicht gefragt, auch redet er keine Sylbe, sondern der Vorhang fällt, und so ist es dann ein Lustspiel.

G.

1) Verbrechen aus Ehrfurcht. Ein ernsthaftes Familiengemälde in fünf Aufzügen, von Wilhelm August Iffland. Neue veränderte Originalausgabe. Manheim, bey Schwan und Götz. 1787. 8 Bog. gr. 8. (Mit dem Brustbilde des Verf.)

2) Bewußtseyn! Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von W. A. Iffland. Für die kurfürstliche Nationalbühne geschrieben. Berlin, bey Decker. 1787. 11 Bogen 8. (Mit einer Titelvignette.)

Nr. 1. Die erste Ausgabe dieses Schauspiels ist bereits im 62sten B. 1sten Stücks S. 118 von einem andern Rec. mit dem verdienten Lobe angezeigt worden. Auch wir haben dieses vortreffliche Stück in dieser neuen Auflage mit erneuertem Vergnügen gelesen, und sind in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß Herr J. gewiß einer unserer ersten dramatischen Dichter — wo nicht schon ist — doch sicherlich werden wird, wenn er auf der so rühmlich betretenen Laufbahn mit gleichem Eifer und gleicher Vorsicht langsam forteilt. Wesentliche Veränderungen hat das Stück in diesem Abdruck nicht erhalten: sie betreffen nur einzelne Ausdrücke und Wendungen. Der Verf. vertheidigt sich deshalb, und wir wollen nicht mit ihm streiten. Selbst den Juden wollen wir ihm lassen; aber gestehen müssen wir doch, daß wir ihn ungern zum zweytenmal erscheinen sehen. (2. Aufz. 6. Auftr.) Ist es nicht ein Aergerniß für den fühlenden Zuschauer, wenn er sich durch ein dummes Gelächter stören lassen muß, und wer die deutschen Logen, Parterre, Amphitheater und Gallerieen kennt, wird wohl nicht zweifeln, daß sich nicht von allen diesen Orten her Stimmen vereinigen sollten, eine Person, wie diesen Juden, mit lautem Gelächter zu empfangen, ehe er noch den

Mund

und geöffnet hat. So natürlich und angemeſſen die Spra-
größtentheils iſt, ſo möchte doch hier und da in Kleinigkei-
etwas auszuſetzen, und dem Dialog hie und da etwas
hr Rundung und Wahrheit zu wünſchen ſeyn. Die De-
ation iſt in einem pretiöſen Ton geſchrieben, den wir nie-
nd weniger verzeihen, als unſerm Verfaſſer. Einige Ti-
den ſind ſo geſucht und koſtbar, daß wir offenherzig beken-
, ſie nicht verſtanden zu haben.

Nr. 2. Dieſes Stück iſt eine Fortſetzung des vorigen.
an hatte nämlich an jenem Schauſpiel ausgeſetzt, daß der
rſt den jungen Ruhberg doch glücklich werden laſſe. „Die-
Vorwurf, (ſagt der Verf.) wenn er gerecht iſt, macht
s unnütz, gefährlich.“ Sollte dieß ſo ganz unbedingt rich-
ſeyn? Doch die Beantwortung dieſer Frage würde uns
zu weit führen; wir fragen aber weiter: iſt jener Vor-
rf wirklich gegründet, und wie iſt ers? Ein junger Mann
Ehrgeiz; aber nicht minder edlen, gefühlvollen Herzens,
aus dem Schoos ſeiner Aeltern und Verwandten geſtoſ-
und in die weite Welt hineingetrieben wird; der ſich das
glück einer ganzen Familie und den Tod eines Vaters vor-
erſen hat; der, ſelbſt von ſeinen Freunden, nichts, als
Mitleid, erwarten darf, das einem Mann ſeiner Art ſo
igend, und peinigender iſt, als Verachtung; ein Mann,
aus dem Taumel der großen Welt herausgeriſſen iſt, ohn
n ſich ſelbſt Ruhe zu finden, ohne ſeinen Schmerz mit-
len zu dürfen — Wer einen ſolchen Mann für glücklich
en kann, der beweiſt weiter nichts, als daß er in einer
lichen Lage vielleicht nicht unglücklich ſeyn würde, und zu-
h, daß er ein ſtumpfes Gefühl beſitzet, deſſen Ausſpruch
nichts entſcheidet. Indeß fand Herr Iffland es doch für
ig, dem Uebel auf alle Fälle vorzubauen, und die wei-
Schickſale des jungen Ruhberg zum Gegenſtand eines
n Schauſpiels zu machen. Er hat ſich nach einem drey-
gen Herumirren endlich fixirt, und iſt Kabinetsſekretär
s Miniſters worden, deſſen ganzes Vertrauen und die
ndſchaft ſeines Sohnes, des Barons, er ſich erworben
Dieſes Glück zieht ihm die Feindſchaft eines Rath Be-
rti zu, der ſich durch ihn verdunkelt ſieht, und mit einem
llmeiſter Uebel, dem Spaßmacher vom Hauſe, und ei-
Kammerdiener des Miniſters, den Plan macht, ihn zu
ey. Zum Unglück für Ruhberg erfahren ſie von einem

Steuerkasse. Der Baron entdeckt Rubberg seine Lie
Sophien, der, ohne sich zu entdecken, seinen Anspr
auf sie zu entsagen sich entschließt. Der Minister ist a
bracht gegen Rubberg, als er ihm berichtet, daß seine U
redung nichts über den Baron vermocht, und schöpft Ver
gegen ihn. Der Baron erklärt der Gräfin, daß es ihm
möglich sey, sie zu lieben, und entdeckt seinem Vater
Liebe zu Sophien. Dieser erschrickt, und sagt, daß un
windliche Schwierigkeiten dieser Leidenschaft im Wege l
und verspricht, ihm Erläuterung zu geben. Der Kapel
ster, der durch den Grafen heimlich entwendete Briefe
Rubberg an Sophien erhalten hat, entdeckt dem V
das Verständniß dieser beyden Liebenden. Rubberg is
schlossen zu fliehen. Sophie schickt ihm ihren Schmuck
dem Versprechen, ihm heute noch zu schreiben. Der V
hält ihm seine Briefe an Sophien vor, und fragt ihn
er sich dazu bekenne. Auf seine Bejahung läßt er seine
chen in Verwahrung nehmen, und Bezanetti kündigt
Arrest an. Der Baron erzählt, daß Sophie entflohe
und daß man ihn im Verdacht habe, daß er sie verführt
Willens sey, ihr nachzufolgen. Man macht Anstalt,
phien aufzusuchen. Ihr Brief an Rubberg kömm
und wird dem Baron eingehändigt. Der Inhalt des
rechtfertigt Rubberg. Der Minister entdeckt seinem S
daß Sophie die Tochter seiner verstorbenen Gemahlin
die Frucht einer unehelichen Liebe vor ihrer Ehe sey, und
er dieses Geheimniß selbst erst nach ihrem Tode erfahren
Vater und Sohn versöhnen sich. Der Baron berei

raſches Verfahren gegen Ruhberg, bittet ihn in Beyſeyn ſeiner Feinde um Verzeihung, und entlarvt ſeinem Vater die Betrüger. Ruhberg beharret bey ſeinem Entſchluß, den Ort ſeines jetzigen Aufenthalts zu verlaſſen, und ſich in einem Winkel der Erde zu verbergen. Sophie erſcheint: eine ſtumme, pantomimiſche Scene; Ruhberg geht ab, und der Vorhang fällt. — Das iſt der Inhalt dieſes Schauſpiels, das bey allen ſeinen Schönheiten doch mit jenem, zu welchem es den Pendant abgiebt, in gar keine Vergleichung kommen kann. Das ſind die verſchlungenen, verwirreten Fäden eines Knotens, den der Verf. ſo feſt geſchürzt hat, daß es ihm unmöglich war, ohne gewaltſame Mittel ihn wieder zu löſen. Das Stück ſchließt ſich, nicht weil es zu einem beſtimmten Ziele gekommen, ſondern weil die beſtimmte Zeit verlaufen, die fünf Akte voll, und dem Verf. nichts übrig war, als über ſeine Perſonen, mit denen er weiter nichts anzufangen wußte, entweder das Haus einſtürzen oder den Vorhang fallen zu laſſen. Das Ganze iſt ein unüberdachtes, wildes Imbroglio; das aber den Saamen vielleicht zu mehr, als einem vortreflichen Stücke, und einige glücklich gezeichnete Charaktere; die aber freylich mehr angegeben, als ausgeführt ſind, enthält. Man ſieht, daß unſer Dichter einen Reichthum von Ideen hat; den er aber nicht mit der nöthigen Sparſamkeit anwender. Er hat ſo viel in einen ſo engen Raum gedrängt, daß er nichts gehörig entwickeln und verarbeiten konnte. Die Vorfälle drängen ſich; ſich aber weder motivirt genug, noch genug mit einander verbunden. Es ſind zuviel Perſonen im Spiel, die alle faſt gleich thätig und intereſſirt ſind: ſo wird das Intereſſe der Zuſchauer vertheilt, und der Eindruck des Ganzen geſchwächt. Das Meiſterſtück der Kunſt iſt aus Wenigem Viel zu ziehen; nicht aber durch unzählliche, wenn gleich noch ſo ſinnreich erfundene und angewandte Triebfedern am Ende nichts zu bewirken. Wir fürchten, Hr. J. wird ſich auf dieſe Weiſe bald erſchöpfen. Es iſt hier der Ort nicht, das Stück weitläuftig zu beurtheilen, und alle einzelne Fehler und Schönheiten zu zergliedern. Wir begnügen uns alſo, einige Bemerkungen herzuſetzen. Der Endzweck des Stücks iſt, die traurige Lage zu ſchildern, in welcher ein Mann von Gefühl und ſonſt ädlen Grundſätzen iſt, den das Bewußtſeyn eines Verbrechens martert, und ihm alle Freuden des Lebens vergällt. Wie kam es, daß Hr. J. nicht fühlte, wie ſehr er ſich ſelbſt die Hände gebunden hatte? Ruhbergs Verſpre-

chen an seinen Vater, nie Hand an sich selbst zu legen, ein Versprechen, das er nach seiner Denkungsart erfüllen mußte, verhinderte eine tragische — und die Moral, die er sich zu sehr vorgenommen hatte, eine glückliche Katastrophe. Sah er nicht voraus, daß der Ausgang seines Stücks unmöglich befriedigend ausfallen würde? Die Sprache ist in diesem Stücke weit unnatürlicher, gesuchter und in jeder Rücksicht unter der Sprache im Verbrechen aus Ehrsucht, woran freylich auch die gezwungenen Situationen mit Schuld seyn mögen. Proben hievon zu geben, würde uns zu weit führen; man sehe aber nur z. B. S. 81. 88, und vorzüglich die ganze Scene zwischen dem Baron und der Gräfin, S. 89, die so unnatürlich, so frostig, so dunkel und metaphysisch ist, daß nichts darüber geht. Die Scene zwischen Bezanetti und dem Grafen (3. Aufz. 3. Auftr.) ist, wiewohl in anderer Rücksicht, eben so tadelhaft. Wir errathen nicht, warum der Dichter den Grafen so gar dumm schildert. Läßt es sich begreifen, daß ein Mann, wie der Minister, ihm Sophien sollte zur Frau geben wollen? Eben so unbegreiflich ist Bezanettis lappischdemüthiges Betragen gegen ihn. Dieser würde sich gegen einen solchen Menschen ohne Einfluß und Vermögen, gewiß eher eine wichtige Miene geben, als kriechen. Sophiens Brief an Ruhberg (S. 148.) ist so eingerichtet, wie ihn der Dichter brauchte; aber eben daher auch so unnatürlich und auf Schrauben gestellt. Sophie sagt Dinge, wie sie sie in ihrer Situation nicht sagen konnte, und auf eine Art, die die Unwahrscheinlichkeit erhöht. Z. B. „sie kommen, ob „gleich nichts verabredet ist.“ Frauenzimmer glücken unserm Dichter überhaupt wenig. Die Gräfin ist eine seltsame, empfindsame Romanenheldin. Sophie erscheint gar nicht auf dem Theater, und doch zu welchen interessanten Scenen würde sie nicht Gelegenheit gegeben haben; da hingegen die Gräfin unvermißt aus dem Spiele geblieben wäre. Der Charakter Ruhbergs ist fast durchaus sehr glücklich gehalten, nicht ganz so der Charakter des Ministers und des Barons. Auch Bezanetti bleibt sich nicht gleich; aber desto meisterhafter sind der alte Christian, der Kammerdiener und vorzüglich der Kapellmeister gezeichnet, der auf dem deutschen Theater ein ganz neuer Charakter ist. Schade, daß der Verf. ihn nicht von seiner eigenthümlichen Seite im Stücke selbst darstellen konnte, von welcher ihn Bezanetti und der Kammerdiener (S. 11) schildern. Die letzten Scenen zwischen Ruhberg, dem Mi-

nister

r und ſeinem Sohne ſind vortrefflich, und ganz nach der ur. Wie wahr iſt dieſe gänzliche Niedergeſchlagenheit Erſchlaffung, trotz der vollſtändigſten Genugthuung, dieſe hätigkeit, dieſe Hingebung in Alles, und doch die Stand- igkeit des Entſchluſſes, aus den Armen ſeiner verſöhnten nde zu fliehen! Eine Menge einzelner, ſchöner Züge, die der Natur abgelauſcht ſind, müſſen wir übergehen. Nur Beyſpiel zu geben, welche Natur in der Art, wie der ſter (S. 85) die Unterredung mit Rubberg abbricht, unnatürlicher iſt die Art, wie ſich Rubberg in einem ichen Falle mit der Gräfin benimmt. (S. 88.) Eine un- nehme Zweydeutigkeit wird dadurch verurſacht, daß Hr. as Wort Bewußtſeyn bald von Bewußtſeyn von Schuld, von Bewußtſeyn von Unſchuld braucht, da es doch, dem hnlichen Sprachgebrauch nach, ohne weitern Zuſatz nur Erſtern bedeutet.

Nc.

heus und Euridice. Eine tragiſche Oper. Nach em Däniſchen, von C. F. Cramer. Die Mu- k vom Herrn Kapellmeiſter Naumann. Kiel nd Hamburg, bey Hoffmann. 5½ B. 8.

s Sujet zu dieſer Oper iſt bekannt. Es wäre zu wün- geweſen, daß ein ſo ſeelenvoller Tonſetzer, als Hr. Nau- n iſt, mit einem Dichter hätte wetteifern können, der, ſo, wie hier Herr C., dieß Sujet in ſo rauhen, holpri- unmuſikaliſchen Verſen bearbeitet hätte. Dieß ſcheint Poet zwar nicht zu fühlen, denn in ſeiner Vorrede, die ner nicht weniger ungeſchmeidigen Proſe geſchrieben iſt, lernen aus derſelben auch manche neue Wörter, z. B. ebérigkeitsvoll, bemittheilungswerth,) in dieſer ede iſt er mit ſeiner Arbeit recht wohl zufrieden. Zu rſtützung unſerer Behauptung aber mögen ein Paar Stel- lenen, die uns das Ohngefähr beym Aufſchlagen unter lugen bringen wird.

e 9. „Doch mein Geſeufz, mein Klagen
„In dünne Luft zerflieſſt's, und dringet nicht zu Dir.“

Seite 10. „Nymphe ſanfter Melodien
„Rufe Deine Schweſter wieder!
„Laß dieß thränenvolle Auge,
„Ach, die Huldin wieder ſehn!“

Seite 11. „ — — — ſie ſenden,
„Mitleidig Deinem Schmerze,
„Zu Dir als Friedensboten mich.“

Orpheus.

„Zu mir? ſie! Dich?“

Der Oberprieſter.

„Zu Dir! mit Lindrung, ſag' ich.“

Glücklicher iſt Herr von L** in Dresden, der Verfaſſer der Oper Orpheus, geweſen, welche Hr. F. Benda kürzlich komponirt hat. Zum Beweiſe wollen wir gleich die erſte Arie aus beyden Opern gegen einander halten.

Hr. v. L.	Hr. C.
Das Rachſchwerdt in der Hand,	Mit Dolchen in der Hand,
Von Durſt nach Blut entbrannt,	Entflammt den wilden Blick,
Tobt Eiferſucht umher.	Sucht Opfer ſich verſchmähte Liebe;
Für ſie hat Zevs auf ſeinem Sitze	Nicht die donnerſchwange Wolke,
Zu wenig der Donner, zu wenig der Blitze,	Nein! ihr Blitz nicht, ihr Zerſtörer,
Zu wenig der Stürme das brauſende Meer.	Nicht die Macht des ſchärfſten Giftes
	Reicht für meine Rache zu.

Y.

5. Schöne Künste.

sschrift der Academie der Künste und mechan. 3 nschaften zu Berlin. Erstes Stück. Jaar. 1788. 50 S. in gr. 4. und 5 Blatt Kuern. Zweytes Stück. Febr. 98 S. und 5 att Kupfer.

Hr. Prediger Riem (denn der ist der Herausgeber) will diese nützliche Monatsschrift der Academie Fortdurch die Anzeigen der Werke der Kunst, und Bekanntung der besten Abhandlungen erweisen. Sr. Excell. des Staats Minister Baron von Heinitz gehaltene Rede er Erneuerung der Academie, worinnen der Entzweck Nutzen derselben gezeiget wird, ist hier voran zu lesen. t folgt der Anfang von Hrn. Prof. Ramlers Allegorie inigen Kupferstichen gezieret; der gelehrte Verf. handelt von richtigen Abbildungen allegorischer Personen, z. B. eigkeit, der Zeit, des Jahres, der Jahreszeiten, der the, der sieben Wochentage, des Tages, der Nacht, Tageszeiten; der gelehrte Verf. hat hier in beliebter e die Vorstellungen der Alten und Neuern sehr richtig rieben, die Zeichnungen sind mit unter sehr gut, z. B. Kind in der Anfangsleiste, mit unter auch unrichtig, . die Ferse an des Saturn rechten Fuß, die Groupe die Jahreszeiten vorstellen soll. 3) Die Anrede an die Aca- vom Hrn. D. Chodowiecki. Hier finden sich Ermunteen zur Erweiterung der bildenden Künste, und Vorschläey gute halberhabene Werke zu fertigen. 4) Hr. Prof. el beantwortet die Frage, wenn die rechte Zeit sey, da der Verfeinerung der Künste in einem Staate durch Einung einer Academie zu Hülfe kommen müsse? sehr richtig, Er annimmt, diese sey es, wenn der Regent den at hinlänglich geordnet, gebildet, gesichert finde, auch die Verfeinerung des Geschmacks denke, nun winkt Er freundlichem huldreichem Blick auch den Künsten. Es t 5) Hrn. Pfeffels gereimte Fabel der Fuchs, der Spür- und der Luchs. 6) Hrn. J. F. Ungers des jüngern

Etwas

Etwas über Buchhandel, Buchdruckerey und den Druck auſserhalb Landes. Der Verf. eifert zuerſt mit Recht wider den eingeriſſenen ſchlechten Nachdruck, und iſt hierauf der Meynung, daß das Drucken auſser Landes ohne alles Verbot, (welches ohnedieß unwirkſam ſeyn würde) von ſich ſelbſt durch die Vereinigung der Buchdruckerey mit dem Buchhandel könne gehoben werden. Dieſe Vereinigung wäre überhaupt auf alle Art zu wünſchen. Es würde der Literatur mancherley Vortheil dadurch erwachſen. Es ſind wohl ſchwerlich zwey Gewerbe ſo genau vereinigt, als Buchdruckerey und Buchhandel. 7) Die Kunſtanzeigen betreffen mahleriſche Gegenſtände.

Im zweyten Stücke ſtehet des Hrn. Prof. Manters Fortſetzung der Abbildungen allegoriſcher Perſonen voran, hier kann der Künſtler die Vorſtellungen des zwölf Stunden des Tages und der Nacht, des Schlafs, der Träume, des Todes, der Natur, der drey Reiche der Natur, der Seele, der fünf Sinne, der vier Stufen des menſchlichen Alters, und der vier Temperamente, lernen. 2) Des Hrn. J. C. Friſchens Fragment über die Idee, eine Academie der Künſte in Bezug auf Fabriken und Gewerke gemeinnützlicher zu machen. Ganz einig mit dem Verf. wünſchen wir die Erfüllung dieſes ſehr nothwendigen Unternehmen; Churfürſt Friedrich Chriſtian in Sachſen hatte bey Errichtung der Kunſtacademie die nämliche Abſicht, ein Hagedorn ſollte ſolche in die rechten Wege leiten. Aber Partheylichkeit, Egoismus haben vieles vereitelt, und die Erfahrung lehret uns, daß, je mehr man Lehrlinge annimmt, je mehr man mittelmäßige Künſtler erhält. Es wird alſo höchſt nothwendig ſeyn, die Geiſter zu prüfen, denn nicht jeder hat das angebohrne Künſtlergenie, die ſo ganz ſeltene Einigkeit der Lehrer zu erhalten, und die Lehrlinge vor der angebohrnen Eigenliebe, aus der der Hochmuth und das Stillſtehen, ja wohl gar Zurückgehen in der Kunſt erfolget, zu bewahren, und zu entfernen. 3) Die folgenden Blätter erfüllen die Klagen an Stella, aus der erſten Fortſetzung der Diana des Monte Mayor, durch Don Alonzo Perez, überſetzt von Hrn. Prof. Brunn. 4) Neue Erfindung über die Kunſt, in Glas und Porzellän zu ätzen, von Hrn. Prof. Klaproth. Forſcher und Liebhaber der Kunſt werden dem Verf. hiervor billig Dank ſagen. 5) Beſchreibung eines Gemäldes, eine ſchlafende Venus vorſtellend,

Hrn. M . Diese Venus schläft im Stande
, zu ihr füßen kniet Cupido vor einem Toilet-
I roergrunde schnäbeln sich zwey Tauben.
d soll ein Werk des Gnido Reni, oder
eſte der Tı n seyn: welches aber
Richters widersprochen
e verzeich der wirklichen und Ehr
richtigungen auch Kunst-
Und ein Auszug eines Schreibens aus Rom,
angestellte Abformung der besten antiken
ndiget, und der Apoll in Belvedere in Gips
50, in Scaiola für 60 Scudi zum Kauf angeboten wird,
beschließen diesen Heft:

Diese Monatschrift ist mit größerer typographischen
, als sonst in unserm lieben Deutschlande ge-
ist. Der Druck macht der Officin des Hrn. Un
Berlin Ehre, der dem Didot und Baskerville nach

Am.

Anweisung zur künstlichen Stickerey; von ei-
n Frauenzimmer. Mit 24 ausgemalten Des-
Nürnberg. 1786. 1 Bog. in 8. und 6
t Kupfer in 4.

— — — Zweyte Ausgabe (oder vielmehr,
zweytes Stück;) eben so viel Text und Kupfer.
Nürnberg, in der Raspischen Buchhandlung.

eine Art von Beurtheilung und Ergänzung der
vier Jahren herausgegebenen, und ehedem von
angenehmen, Kunst, eine Stickerin zu werden.
befindlichen Kupfertafeln und Muster liegen hier
zum Grunde, nur hat man sie etwas abgeändert,
mehr nach dem neuern Geschmack zu entwerfen gesucht.
Dieser Geschmack ist nun freylich auch in der Stickerey, wie
in allen von der Mode abhängigen Erfindungen und Anga-
ben, äußerst vorübergehend und bestandlos; und so bescheidet
sich auch die angebliche Verfasserin dieser kurzen Anwei-
sung, im zweyten Stücke derselben, daß auch die hier gelie-
ferten

großen Talente des Herrn Verfaſſers und ſeinen Verneinungsgeiſt kennt.

Dg.

Spitzbart der Zweyte, oder die Schulmeiſterwahl. Ein Gemählde menſchlicher Entwürfe, Leidenſchaften und Thorheiten. Nicht Roman, ſondern Beytrag zur Philoſophie und Geſchichte der Menſchheit. Als ein Pendant zum Leben des Herrn M. Sebald. Nothanker. Breslau und Halle. 1785. 10½ Bog. in 8.

Niemand laſſe ſich doch ja durch den Namen Spitzbart, durch den Beytrag zur Philoſophie der Menſchheit, noch durch den Pendant zum Leben Nothankers, irre führen: das ſind blos Kunſtgriffe eines elenden Schriftſtellers, um ſeiner Waare Abgang zu ſchaffen. Der Verf. erzählt vorgeblich ſeine eigne Geſchichte. Wir waren wirklich geneigt, eine wahre Geſchichte einer irgendwo vorgefallenen Schulmeiſterwahl zu erwarten, die man unter erdichteten Namen, zur Beſtrafung einer Lutheriſchen Hierarchie bekannt machte: allein wir fanden uns bald durch die höchſte Unwahrſcheinlichkeit der zuſammengedichteten Umſtände getäuſcht. Die Erzählung von ſeinen Kinder- und Schuljahren hat etwas ähnliches mit dem Anton Reiſer, nur mit dem Unterſchied, daß ſeine Erziehung auf die Bildung ſeines Charakters, und auf die Entwickelung ſeines Schickſals nicht den mindeſten Einfluß hat, und folglich ohne alle Abſicht da ſteht. Auch ſollten wir faſt nicht meynen, daß es einen ſo ſchlechten Charakter von einem Schulmanne, als hier der Conrector zu K. hat, geben könne. Inzwiſchen enthalten die Fragmente aus ſeinem Tagebuch auf der Schule einige ſehr wahre und treffende Züge, und ſind ohnfehlbar der beſte Theil des Buchs. Als G. Studente geht er als beſoldeter Geſellſchafter in die Dienſte eines ruſſiſchen Grafen, der, der Himmel weiß warum, ſich mit ihm an einem kleinen Ort niederläßt, wo eben Spitzbart der zweyte als verſchriebener Superintendent nach dem Tode des alten Spitzbarts, ſeinen Einzug hält. Er zieht zu dieſem ins Haus, ſchwängert ſeine Tochter, die

gleich

gleichwohl vorher als ein Riegel für die Liebe beſchrieben wird, die aber der Vater ſogleich an einen Candidaten verheyrathet, den er deswegen zum Diakonat verhilft, daß der Typ in dieſer Abſicht ſogleich vacant machen muß. Der Graf ſtirbt auch, und hinterläßt nun ſeinen Freund, den V. in der drückendſten Armuth. Der hätte nun als ein Menſch, der etwas gelernt haben will, ſein Glück anderwärts, und zunächſt in ſeinem Vaterlande ſuchen ſollen: allein er bleibt daſelbſt, von Spitzbarten verfolgt und gelästert, und bewirbt ſich mit einer Kleinmuth, die einem ehemaligen Schläger gar nicht ähnlich ſieht, um eine deutſche Schulmeiſterſtelle dieſes Ortes, wo Spitzbarts Bedienter ſein Nebenbuhler iſt, und ſiegt über deſſen Cabale. Damit er aber mit ſeiner Frau leben kann, kauft er — ein armer Schulmeiſter — ein für verlohren gehaltenes Lotterieloos von einem Juden für zwey Louisdors, und gewinnt damit 50000 Gulden. Spitzbart verwandelt die von ihm in der Schule zu haltende theologiſche Stunde in eine Converſationsſtunde, bey der ſeine Frau und Tochter den Schülern lehren, einem Frauenzimmer mit Anſtand die Hand zu küſſen, und erhält darüber den Titel eines Education-raths. — Der Styl iſt von gleichem Gehalt wie die Erfindung und der Witz, höchſt incorrect und ungleich. Oft verirrt er ſich in das Gebiet der komiſchen Epopee, und will nach Art des V. der Wilhelmine, lächerliche Scenen in poetiſcher Proſa mahlen: und hier wird er unausſtehlich.

Zſ.

Karoline von Lichtfeld, eine Geſchichte in zwey Theilen. Berlin, bey Unger. 1787. 24 Bog. 8.

Der Rec. glaubte erſt, es wäre vielleicht dies Buch ein deutſches Original, und glaubte beynahe hier wäre ein Plagium. Aber nachher erfuhr er, daß das franzöſiſche Original *Caroline de Lichtfield* wirklich exiſtirt. Von beſonderm Werthe iſt es nicht.

Nb.

Das letzte Lebensjahr meines Freundes. Berlin und Greifswald, in der Langeschen Buchhandlung. 1787. 3 und ½ Bog.

Es wäre freylich zu wünschen, daß wir häufiger Biographien bekämen, als gewöhnlich geschieht, da der größte Theil des Lesepublikums, — versteht sich derjenige, dem's darum zu thun ist, durchs Lesen weiser zu werden, und Erfahrungen über die Welt und den Menschen zu sammeln, — unausbleiblich zuträglichere Nahrung für Verstand und Herz darin finden müßte, als in unsern Alltagsromanen. Indessen müßte sich der Biograph denn doch immer das zum Hauptgesetz machen, sich einen Gegenstand zu wählen, in dessen Charakter, Handlungsart und Begebenheiten etwas belehrendes, und denkwürdiges gezeigt werden konnte; und gerade dies scheint der Verf. dieser Bogen vergessen zu haben; denn in den aus dem Tagebuch seines Freunds genommenen, und von ihm, wie er sich ausdrückt, hie und da, — um nicht trockne Krebsschwänze aufzutischen, — mit einer selbstverfertigten Sauce beträufelten Bruchstücken, konnten wir keinen hinlänglich würdigen biographischen Stoff bemerken. Den Grund, warum wir diesen Aufsatz vom Verf. zu lesen erhielten, giebt er selbst also an: „an meinen Freund zu denken, mir sein ganzes Schicksal zu wiederhohlen, und dieses Blatt zu schreiben, macht mir Freude. Sich allein zu freuen, ist, wie bekannt, ein trauriges Ding. Ich suche eine theilnehmende Seele.“ Ist es dem Verf. mit diesem Bekenntniß Ernst, so dächten wir, hätte er durchs mündliche Erzählen in dem engern Zirkel seiner Bekannten und Vertrauten diesen Endzweck gewisser erreichen können, als durch die Schriftstellerey, denn aus dieser Skizze wird sein Freund dem Leser offenbar zu wenig interessant, als daß er zu einiger lebhaften Theilnehmung an ihm erwärmt werden könnte. Dasselbe sey übrigens dem Verf. das Talent, etwas Gutes gut zu erzählen, nicht abgesprochen.

Bm.

7. Weltweisheit.

Die Grundsätze der natürlichen Theologie bewiesen und aus dem Weltgebäude erläutert, nebst ihren neuesten und wichtigsten Streitigkeiten von Johann Gottlieb Waldin, der Mathematik und Physik Professor, der Fürstlichen Akademie der Wissenschaften und Danziger naturforschenden Gesellschaft Mitglied. Marburg. 1786.

Ein ganz gewöhnliches Compendium der natürlichen Theologie, welches der Verf. auch eigentlich nur zum Gebrauch bey seinen eigenen Vorlesungen bestimmte, und welches sich weder durch neue Darstellung und Beweise der bekannten Grundsätze dieser Wissenschaft noch durch Eigenthümlichkeit im Vortrage merklich vor seinen Vorgängern auszeichnet; ob es gleich sowohl wegen der eingemischten Geschichte der verschiedenen Meynungen und neuern Streitigkeiten, als auch wegen seiner Deutlichkeit und Ordnung immer brauchbar bleibt. Der V. ist zwar der Wolfischen Philosophie sehr ergeben, indessen sagt er uns doch, daß er die Hauptsätze derselben nur darum in sein Compendium aufgenommen hat, weil er sie nach eigner Untersuchung wahr gefunden, und er unterscheidet sich auch dadurch sehr von den übrigen Anhängern dieser Schule, daß er die bisher in derselben übliche Methode aus bloßen festgesetzten Begriffen und angenommenen Definitionen zu philosophiren verwirft, und den Beweis a priori für das Daseyn Gottes seines großen Ansehns ungeachtet, selbst nach den scharfsinnigen Mendelssohnschen Erläuterungen nicht will gelten lassen. Denn er sagt unter andern, nachdem er diesen Beweis in seiner gewöhnlichen Form vorgetragen hat: „das vollkommenste Wesen muß auch existiren, heißt weiter nichts als in dem Begriff dieses Wesens liegt auch zugleich das Ideale der Existenz, und es kommt aus dem ganzen Beweise nichts weiter heraus, als daß man sich das Wesen Gottes nicht ohne das Ideale der Existenz denken könne, eben so wenig als man sich ein Dreyeck ohne drey Winkel denken kann. Dieses wird

gerne zugegeben, aber damit ist die Existenz Gottes noch nicht bewiesen. Denn ein anderes ist es, Gott existirt, ein anderes, ich denke mir einen Gott, in dessen Begriff das Ideale der Existenz liegt.“ Eine von den Ursachen, warum dieser Beweis, bey allen diesen und andern wichtigen Schwierigkeiten, die ihn unleugbar drücken, dennoch ein so großes Ansehn erhielte, war wohl keine andere, als daß man auf den Einfall gerieth, die mathematische Methode auch in die Philosophie überzutragen, die doch einen ganz verschiedenen und eigenthümlichen Gange ihrer Natur nach, folgen muß. Nur die reine Mathematik hat allein das ausschließende Vorrecht, von Begriffen und Definitionen auszugehen, weil sie sich vermittelst willkührlicher Constructionen erst selbst den Stoff zu ihren Beweisen und Schlüssen schaft, und diese Beweise und Schlüsse müssen dann eben darum auch wohl nothwendig wahr und gewiß seyn, da sie nichts anders als weitere Zerlegungen dieses selbstgeschaffnen Stoffs und genauere Entwickelungen dieser Constructionen sind, von denen dann durchaus alles das gelten muß, was schon unmittelbar in ihnen liegt. Ganz anders verhält es sich mit der Philosophie. Sie schafft sich ihren Stoff nicht selbst, sondern dieser wird ihr in der Erfahrung gegeben, sie sammlet Wahrnehmungen, vergleicht diese Wahrnehmungen unter einander, und indem sie darauf die Gesetze und Begriffe des Verstandes anwendet, kann sie zwar neue Resultate auffinden, und sich zur Erkenntniß von Wesen erheben, die nicht mehr in der Erfahrung gegeben werden; indessen muß sie doch, wenn sie vor Irrthümern und Fehlschlüssen gesichert seyn will, beständig diesem Leitfaden der Erfahrung folgen, und darf, wenn sie sicher gehen will, nie Begriffe und Definitionen zum Grunde legen, die sie erst von der Erfahrung geleitet, aufsuchen sollte. Auch die physikotheologischen Beweise für das Daseyn Gottes findet der Verf. nicht überzeugend, weil man 1) aus der künstlichen Einrichtung der Dinge in der Welt, auf mehrere Ursachen schließen könne, indem bey der Einförmigkeit der Natur zugleich auch Mannichfaltigkeit da sey. 2) Weil sich dagegen einwenden lasse, daß die Ursache von dieser großen Kunst vielleicht in der Natur selbst liege, welche eine Kraft besitzen könne, ihre Theile so zu ordnen, daß diese Kunst herauskomme. (Aber läßt sich auch das Absichtsvolle und Zweckmäßige in der Einrichtung der Dinge aus dem so unbestimmten Begriff von Natur erklären, wobey man sich eigentlich gar nichts

denken

denken kann, und setzt dasselbe nicht nothwendig einen ordnenden Verstand voraus?) 3) Weil wir in den Werken der Natur keine unendliche, sondern nur eine sehr große Kunst ken, welche unsere Einsichten übersteigt, mithin auch n denselben nicht auf einen unendlichen Verstand könne geossen werden. Möchte doch der Verf. hiebey genauer bet haben, was er unendlich nennt, und wie er dasselbe von dem unterscheiden will, was unsere Einsichten übersteigt. Ueberhaupt, dünkt mich, hätte er alle diese Einwürfe, die nicht neu sind, nicht so gerade andern nachschreiben, n genauer prüfen sollen, und wenn er bloß die Zufälligen Dinge als Beweis für die Existenz Gottes gelten lassen, so hätte er diesen Beweis mehr schärfen und weiter u en müssen. Gegen den Plan des Ganzen ließe sich erinnern, daß es nicht bequem zu seyn scheint, wie es f. thut, mit der Betrachtung der Natur und des We- es anzufangen, und mit den göttlichen Werken zu Vielmehr sollte man, meinem Bedünken nach, gen umgekehrten Weg gehen. Auch kann ich nicht unbert lassen, daß der V. sehr oft grobe Fehler gegen die deutSprache begeht. So steht sehr häufig vor statt für, ihm ihn, u. s. w.

Rk.

Johann Friedrich du Fours Versuch über die Verrichtungen und Krankheiten des menschlichen Verstandes, aus dem Französischen. Nebst einigen Betrachtungen über die Hypochondrie, von Hrn. D. Ernst Platner. Vltra enim quo progrediar, quam ut veri videam similia, non habeo. Cic. Tusc. Quaest. libr. 1. Disp. IX. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung. 1786. 338 S. in 8.

„Ich will," sagt Herr D. Platner in einem kurzen Vorbericht, „dem Urtheile des Publikums über den Werth des gegenwärtigen Werks nicht vorgreifen; aber so viel darf und muß ich als Herausgeber desselben sagen, daß es zur Aufklärung der wichtigen Materie, die darin abgehandelt wird,

„einen nicht zu verachtenden Beytrag leistet. Wenn ein wis„senschaftlicher Gegenstand noch wenig bearbeitet ist, so sind „uns auch die unvollkommensten Versuche, die zu seiner Bear„beitung eingerichtet werden, willkommen, und im Grunde „sind sie auch mehr werth, als die größten Meisterstücke, da, „wo die Materie längst erschöpft ist. — Aus eben diesem Grunde wird man auch die kleine Zugabe, die ich der Uebersetzung beygefügt habe, mit Nachsicht beurtheilen. Der Rec. findet kein Bedenken, dieß Urtheil zu unterschreiben, da es von einem Gelehrten herrührt, der das herausgegebene Werk nicht bloß, wie er selbst, nur von seiner philosophischen oder psychologischen Seite als Weltweiser, sondern auch nach seinem medicinischen Inhalt und Werthe, als Arzt beurtheilen kann. Indessen glaube ich fast, daß Hr. D. Platner bey seinem vortheilhaften Urtheil mehr auf die Verbindung des psychologischen und physiologischen Theils mit dem medicinischen, und auf die Anwendung der Theorie von den Verrichtungen des menschlichen Verstandes, als auf diese Theorie selbst und ihren Gehalt, Rücksicht genommen habe, denn diese scheint mir gegen das, was deutsche Weltweise und philosophische Aerzte darüber vorgetragen haben, in ihren Definitionen, Eintheilungen und Bemerkungen wirklich noch etwas mangelhaft und unvollkommen zu seyn, und was sie Richtiges enthält, z. B. der dem franz. Verf. so wichtige Satz, daß alle Ideen des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, und überhaupt alle sogenannte geistige Ideen vermittelst eben des Spiels der Gehirnfibern und der Nerven- oder der sogenannten materiellen Ideen, die bey den ursprünglichen Sensationen in Bewegung sind und wirken, nur auf einem entgegengesetzten Wege, vom Gehirn nämlich und der Seele, bis zu den Nerven der Sinnenwerkzeuge herab, hervorgebracht werden, und also wesentlich von jenen ursprünglichen äußern oder innern Empfindungen oder Sensationen nicht verschieden sind — daß dieser Satz selbst von deutschen Psychologen schon anerkannt und angewandt worden, wie denn der Rec. selbst schon längst versucht hat, sich daraus die Phänomene des Nachtwandelns zu erklären, (A. d. Bibl. XL. S. 136 u. f.) indessen sind immer die Bemerkungen, wodurch der Verf. diesen und andere wichtige psychologische Sätze erläutert und anzuwenden sucht, mit Dank anzunehmen. Und so mag es auch immer noch nöthig und nützlich seyn, den Hauptsatz dieses Werks einzuschärfen, daß die Gemüths- und Verstandeskrankheiten ihren hauptsächli-

ſächlichen Sitz im Unterleibe haben, und aus Unordnungen in denſelben mehr, als aus unmittelbaren Verletzungen und Zerrüttungen des Gehirns, herrühren; (wiewohl dieſe letzte Urſache ſolcher Krankheiten nicht ganz verworfen wird,) obgleich dieſe bey unſern gelehrteſten Aerzten, ſo viel mir bekannt iſt, vorlängſt bey einem Unzer, und neuerlich bey Kämpf u. a. m., als eine längſt ausgemachte Wahrheit gilt.

Von der Zugabe des Hrn. D. P. müſſen wir noch ein Wort ſagen: ſo klein ihr körperlicher Umfang iſt, (denn ſie beträgt nicht viel über zwey Bogen,) ſo wichtig und lehrreich iſt ihr Inhalt. Noch nie iſt wohl die Hypochondrie als Gemüthskrankheit mit ſo philoſophiſchem Geiſte unterſucht, ſo viel richtige und helle pſychologiſche Kenntniſſe zur Aufklärung dieſer in mancher Abſicht ſo befremdlich und unerklärlich ſcheinenden Krankheit angewandt worden. Wie weit in der ſpekulativen Philoſophie, inſonderheit der Pſychologie, der wahre deutſche Weltweiſe vor dem Ausländer, und namentlich dem franzöſiſchen Philoſophen, voraus ſey, wird einem jeden Kenner, wenn er nach dem überſetzten Werke dieſe kleine Abhandlung lieſet, auffallen müſſen. Wie lichtvoll, wie beſtimmt, wie zuſammenhängend, bündig und genugthuend iſt hier alles! Wir können uns auf keine beſondere Anzeige des Inhalts einlaſſen; welcher philoſophiſche Arzt wird ſie nicht ſelbſt leſen wollen? und keinen Pſychologen wird es gereuen, ſie geleſen und durchſtudirt zu haben.

Sg.

Einleitung zur gemeinnützigern Moralphiloſophie zunächſt für meine Schüler, und dann auch für jeden denkenden Tugendfreund, von J. M. Sailer. Mit Genehmigung des hochwürdigſten Ordinariats zu Augsburg. München, bey Lentner. 1787. 104 S. gr. 8.

Ein eben ſo fein angelegter, als blendend ausgeführter Verſuch, die ſo mühſam aus einandergeſetzten Grenzen der natürlichen Vernunft und des übernatürlichen Glaubens wieder zu verwirren, die erwieſene Unabhängigkeit des moraliſchen Geſetzes von der Religion umzuſtoßen, und dadurch die Bemühungen derjenigen zu vereiteln, die, indem ſie die Reli-

eine ganz neue Theorie der Freudefähigkeit des Menschen und der Erfreuungskraft der Dinge für nöthig befunden, und in die erstere die Würde und Bestimmung des Menschen, und in die zwote unter andern auch den Unterschied zwischen gut und böse, d. h. Begriffe mit aufgenommen, bey deren Realität nichts Geringeres, als das moralische Gesetz und dessen verbindende Kraft, mithin eben die Triebfeder Glückseligkeit vorausgesetzt wird, welche der Verf. von ihnen ableiten will!

Um nun dieser Triebfeder, mit welcher die ganze Moralphilosophie oder Glückseligkeitslehre oder Glückseligkeitsliebe, (denn dieß alles ist dem Verf. vollkommen einerley,) steht und fällt, gehörig zu begründen, sieht sich der Verf. freylich genöthiget, die Glückseligkeit, die größte mögliche Summe — oder dem fortdaurenden Zustand angenehmer Empfindungen, — durch die Hoffnung der bessern Zukunft jenseit des Grabes zu derjenigen Vollkommenheit und Fülle zu erheben, die sie durchaus haben muß, wenn sie kräftig genug seyn soll, nicht nur die Beobachtung des moralischen Gesetzes durchzusetzen, sondern auch sogar selbst die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit desselben zu bewirken. Da endlich das künftige Leben ohne Daseyn Gottes und Unsterblichkeit der Seele schlechterdings nicht denkbar ist, so hat Pater Sailer vollkommen recht, wenn er behauptet, daß diese zwo Grundwahrheiten der Religion von seiner Glückseligkeitslehre vorausgesetzt werden; jedoch so, daß nicht (wie in der Kantischen Theorie) die Nothwendigkeit dieser Voraussetzung aus dem moralischen Gesetze, sondern (gerade umgekehrt) das moralische Gesetz aus dieser Voraussetzung erwiesen werde, und also die Moralität schlechterdings von Religion abhängen müßte. — Und nun wird man folgende Aeußerungen des Herrn Sailers, die in einer Moralphilosophie von 1787 sonst sehr sonderbar auffallen müßten, weniger sonderbar finden: „1) Man wollte die Moral für Nichtchristen brauchbar machen, und sonderte also die sogenannte reine philosophische Moral von der christlichen." (Bravo, Herr Pater! dieß war die Absicht und der Grund von der Unterscheidung zwischen Philosophie und Theologie, dem Wissen und dem Glauben, dem Vernünftigen und Uebervernünftigen! man wollte den Nichtchristen einen Gefallen erweisen!) „Wäre man strenge bey dem Gedanken „nur Vernunftmoral, nur Vernunftmoral, (Hr. S.

hat

hat im ganzen Buche bis zur höchſten Evidenz bewieſen, daß er nicht wiſſe was Vernunftmoral iſt,) „ſo wurde aus dem „hellen Mittage ein Lämpchen mit ſchwachem Scheine gewor„den ſeyn. Aber man blieb nicht dabey. Man nahm das „Licht, wie Locke richtig bemerkt und redlich geſteht, ver„ſtohlner Weiſe, ohne es ſelbſt zu wiſſen, aus dem Evan„gelium, und ſchrieb der Vernunft die Helle zu, die man „dem Evangelium abgeborgt hatte.“ (Man bemerke die armſeelige Zweydeutigkeit, die hier in dem Worte Licht liegt. Allerdings hat das Chriſtenthum Moralität ausgebreitet; aber iſt das Chriſtenthum die Quelle, und das Evangelium der Erkenntnißgrund des moraliſchen Geſetzes?) „Und ſo „ward aus dem dürren Gerippe von Sittenregeln ein geſun„des Korpus von Vernunftmoral mit dem einzigen Fehler, „daß es anſtatt Vernunftmoral hätte heißen ſollen: Moral „des Chriſtenthums mit philoſophiſchen Ideen ver„webt, und der Vernunft als Erfinderin zugeſchrie„ben! — !! (?) 2) Man aieng noch weiter, und wollte die „Moral auch für Atheiſten brauchbar machen. (So chriſtlich erzählt unſer Pater die Geſchichte der Ableitung des moraliſchen Geſetzes aus Vernunftprinzipien.) „Alſo „ward die Natur Geſetzgeberin, weil man die Idee von „Gottes Geſetzgebung nicht mehr brauchen durfte. (O! über das Geſchlecht der Sykophanten!) „Alſo wur„den die Folgen der Tugend und des Laſters wie in die kurze „Linie von der Wiege bis zum Grabe eingeſchränkt, und von „dem Gedanken an eine geſetzgebende Macht, die dieſe Folgen „als Strafen und Belohnungen in den Lauf der Dinge einа„flochten, iſolirt. Da verlohr die Moral alle Seh„nen und Muskel. Die Moral ward zum Uhrzeiger, „der die Stunden zeigen ſollte — aber die ſchwerſten „Gewichter, die das Uhrwerk treiben ſollten, waren „ausgehängt!“ Eine ſaubere Sprache für ein philoſophiſches Kompendium! Wer ſieht nicht hier das offene Hinterthürchen, in dem ſchielenden Bilde; welches zugleich zwey widerſprechende Antwort auf eine und ebendieſelbe Frage enthält: — So hängt alſo die Moral lediglich von der Religion ab? 1) Nein! denn die Religion iſt (nur) das ſchwerſte, nicht das einzige Gewicht, welches das Uhrwerk der Moral treibt. 2) Ja! denn, wenn die ſchwerſten Gewichter ausgehängt ſind, ſteht das Uhrwerk. O über den Lehrer der Moralphiloſophie! Mo.

De

De ideis Platonis dissertatio philosophico-historica, quam pro loco rite obtinendo proposuit M. *Gottlob Ernst Schulze*. Wittenberg. 1786. 28 S. in 4.

Eine sehr lesenswerthe Abhandlung. Der Verf. thut mit vieler Kenntniß des Platonischen Systems dar, daß unter den Ideen nicht bloße Modifikationen der Denkkraft, sondern wahre Substanzen von Plato verstanden werden. Die Gründe scheinen uns hinlängliche Ueberzeugung mit sich zu führen. In Ansehung aber der andern Behauptung, daß Gott von den Ideen nicht unterschieden, sondern der Inbegriff dieser Ideen selbst ist, können wir ihm nicht beypflichten, so scharfsinnig er sie auch unterstützt. Wahr ist, daß Plato sich zuweilen so ausdrückt, als ob dies seine Meynung sey, daß auch Aristoteles ihm von dieser Seite her Einwurf macht; aber man weiß schon, daß Plato in einzelnen Stellen nicht allemal ganz bestimmt zu sprechen pflegt, und sein ganzes System nicht überall genau vor Augen hat; weiß auch, daß in allen philosophischen Systemen heimliche Widersprüche vorkommen, mithin der Beweis aus dem Widerspruche nicht der zuverläßigste ist. Wenn Plato an einem Orte lehrt, die Ideen seyn Ursache aller Dinge, an einem andern hingegen, es müssen Endursachen, Zwecke, weiser Plan des Ganzen seyn, und deshalb die alten Philosophen tadelt, daß sie hierauf keine Rücksicht genommen hätten: so ist wohl am natürlichsten, beyde Aussprüche dahin zu vereinbaren, daß Gott nach diesen Ideen handelt, mithin die Ideen allein nicht die Gottheit ausmachen. Wenn er daher sagt, die Idee des Guten, der Vollkommenheit, sey Ursache aller Wahrheit, alles Daseyns: so ist das so zu verstehen, daß aus ihr sich das alles begreifen läßt, nicht, daß sie einzige wirkende Ursache ist. Wenn er Gott die Formen aller Dinge nennt, und sagt: die Welt sey Gottes Bild, so heißt das nicht, außer den Ideen ist gar kein Gott; denn sonst würde folgen, daß Platos Satz: Gott habe die Welt gebildet nach den Ideen, heiße weiter nichts, als die Ideen haben die Welt gebildet nach sich selbst, und dann sind die Ideen keine Muster, keine Endursachen, sondern bloß physische, mechanische, blinde Ursachen. Vielmehr scheint auf folgende Art alles am besten zusammenzuhängen: Gott ist der Inbegriff aller Ideen, eine

Sub-

Subſtanz, die ſie alle umfaßt, deren Kraft nach ihnen und durch ſie zu handeln beſtimmt wird. Freylich liegen hierin bey weiterm Verfolge Ungereimtheiten, wenn man ſich Gott als eine Subſtanz vorſtellt, die in ſich mehrere Subſtanzen enthält; allein dieſe ſtellten ſich dem Urheber des Syſtems nicht ſo deutlich dar, er drang nicht tief genug in ſeine eigne Vorſtellungsart ein, und gerieth daher auf Widerſprüche, wenn er von den Ideen aus dem Geſichtspuncte ſprach, daß ſie allen Dingen Wahrheit verſchafften, alles hervorbringen, und hernach wieder aus dem, daß Gott nach Ideen handelt.

De-

Franklins freyer Wille, ein Wink für denkende Menſchen, über die Macht des Zufalls. Leipzig, bey Mößle. 1787. 246 S. 8.

Nach Candidens Muſter, ſtellt der Verf. einen Philoſophen auf, der Willensfreyheit trotz aller noch ſo bittern Erfahrungen des Gegentheils ſteif behauptet, indem er faſt nie thut, was er ſich vorgeſetzt hatte, und durch mancherley Ereigniſſe ſeinen freyen Entſchlüſſen entgegen zu handeln veranlaßt wird. So wenig aber durch Voltairens Candide der Optimismus im eigentlichen Verſtande erſchüttert wird, ſo wenig ſtoßen auch Franklins Begebenheiten die Willensfreyheit in den Augen desjenigen über den Haufen, der ſie aus dem rechten Geſichtspunkte anzuſehen gelernt hat. Willensfreyheit in dem Verſtande, wo Entſchließungen gar keine Gründe haben, aus einer libertate indifferentiae entſpringen, werden freylich dadurch widerlegt, ſolche aber behauptet auch heutzutage faſt kein gründlicher Philoſoph mehr. Wenn der Verf. ſich vorſtellt, mit der entgegengeſetzten Behauptung zugleich Nothwendigkeit aller menſchlichen Handlungen, alſo auch Ueberflüßigkeit aller Strafen dargethan zu haben, ſo irrt er ſehr; denn wenn auch unſre Entſchließungen ſich jedesmal nach den Umſtänden richten, ſo gehören doch bürgerliche Strafen mit unter dieſe beſtimmenden Urtheile, und zuverläßig würde in Staaten mehr Böſes geſchehen, wenn keine Strafen wären; ſo iſt dadurch noch bey weitem nicht erwieſen, daß dieſe Umſtände und Gründe gerade ſo auf den Willen wirken, wie Gewicht auf die Wage. Vor dieſem Extrem hätte ſich der Verf.

hüten

hüten sollen, denn dadurch predigt er eine jungen Leuten gefährliche, und für alle bürgerliche Ordnung höchst nachtheilige Lehre. Sonst ist das Buch nicht übel geschrieben, wiewohl es an Witz dem Voltairischen Urbilde bey weitem nicht gleich kömmt. Nachlässigkeiten der Schreibart laufen auch wie unter, wie gleich Anfangs: ein Zufall gab dem Ansehen dieses grossen Philosophen einen gewaltigen Stoß, und von diesem Augenblick an verlohr er das Ansehen, in welchem er alle Zeit bey den alten Grafen stand. Welche Tautologie! Auch ist ihnen wohl nicht das bessere, wie auch schwätzte immer für schwatzte. In Einmischen mancher Redensarten aus andern Sprachen ist der Verf. nicht glücklich, sie haben die Art meistens unrichtig zu seyn: z. B. God damne; une chambre a parer; cela s'arrivera! sauves moi de la fouetre.

Des Herrn von Alemberts Anfangsgründe der Philosophie; oder Sammlung verschiedener Abhandlungen über einige vorzügliche Gegenstände der Weltweisheit, aus den Schriften der besten Philosophen, aus dem Französischen übersetzt von J. M. Weißegger. Wien, bey Hörling. 1787. 325 S. 8.

Die Erklärung des sehr dunkel und unrichtig abgefaßten Titels ist laut der Vorrede folgende: der Verfasser will eine Sammlung von Uebersetzungen der besten ausländischen Philosophen veranstalten, wovon gegenwärtiges der erste Band ist, welchem noch etwa 5 andere nachfolgen sollen. Der V. muß sein Publikum kennen, ob bey dem Kenntniß des Französischen so selten ist, daß das Unternehmen glücken kann. So viel bemerkt man indeß mit Vergnügen hieraus, daß Streben nach besserer Philosophie, denn die bisherige scholastische, in Wien anfängt allgemeiner zu werden; diesem Streben Nahrung zu verschaffen, ist allerdings Verdienst. Nur wäre zu wünschen, daß der Verf. bey diesem Unternehmen ein wenig mehr auf Genauigkeit und Schönheit unserer Sprache gesehen hätte, um auch von der Seite sich um seine Landsleute verdient zu machen. So ist gleich der Anfang durch Weitläuftigkeit ein wenig zu matt gerathen: es hat das

Arti-

Aufsehen, heißt es, als ob seit drey hundert Jahren u. s. w. warum nicht: die Natur scheint seit drey hundert Jahren. Auf der folgenden Seite: die neuen Glaubenssätze der Reformirer, die mit einer Hitze (welche nur die Sache Gottes, sie mag nun gut oder übel verstanden werden, einflößen kann) sowohl vertheidigt als angegriffen worden u. s. w. Hier ist das Original kürzer, auch lauten die vielen Zeitwörter nach einander nicht gut; besser ließe sich die Sache wohl so ausdrücken: die neuen Lehren der Reformirer vertheidigt auf einer Seite, angegriffen auf der andern mit einer Hitze die nur Gottes Sache, gut oder übel verstanden einzugeben vermag. Gleich darauf, haben ihre Anhänger und Gegner gezwungen, sich zu unterrichten; welches im Deutschen nicht gebräuchlich, noch ganz klar ist, es will sagen, ihre Kenntnisse zu erweitern. Auf der folgenden Seite: man betrachte nur in etwas mit einem aufmerksamen Auge — man sehe auf die Begebenheiten womit wir uns abgeben, oder die wenigstens auf uns Einfluß haben. Dies würde richtiger so lauten: betrachtet man nur mit einigermaßen aufmerksamen Augen — die Begebenheiten woran wir Theil haben, oder die wenigstens unser Gemüth in Bewegung setzen. So auch: jedes Zeitalter, welches denkt (es mag nun gut oder schlecht denken) ließe sich kürzer geben, jedes Zeitalter, welches gut oder schlecht denkt.

Wr.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Nach einer Argumentation von der großen Seele Friedrichs des Zweyten. Ein Dialog, in Verbindung zweyer Anekdoten und anderer damit verknüpften Räsonnements. Berlin, bey Wegener. 1787. 46 Seiten in 8.

Ein prächtiger Titel vor einem kleinen, höchst seichten und unbedeutendem Schriftchen. Der Verf. scheint viel durch einander gelesen, aber wenig verdaut zu haben. Den einzelnen Ideen fehlt es immer an Richtigkeit und Bestimmtheit, und dem Ganzen an Verbindung und Plan. Die Unterredner kommen von einem Gegenstande auf den andern. Ein Wort ist hinreichend sie weit von ihrem Wege abzuführen —

doch vielleicht ſoll das die Illuſion des philoſophiſchen Dramas befördern, das, während eines fürchterlichen Sturms, in einem Schiffe auf der offnen See ſpielt. Die Argumentation, deren der Titel erwähnt, lautet alſo: „Was für ein „Jammer wäre es, wenn die große edle und gute Seele „Friedrichs des Einzigen aufhören ſollte, zu ſeyn. Das kann „nicht ſeyn! das iſt gewiß nicht! — ergo. —

Rh.

Diſcours ſur l'eclairciſſement national et ſes ſuites dans l'état, par *H. Petersen.* Traduit du Danois par *G. H. Olſen.* A Soröe, chez la veuve Lindgren. 1785. 32 pag. 8.

Eine ſeltene Erſcheinung iſt es allerdings, eine Franzöſiſche Ueberſetzung einer Rede zu ſehen, welche ein däniſcher Küſter in einer gelehrten Geſellſchaft zu Odenſe gehalten hat, wenn ſich gleich ſchon mehrmalen Küſter in Dänemark durch Gelehrſamkeit und Fleiß ausgezeichnet haben. Auch iſt die Rede für einen Küſter gut genug, und es iſt angenehm zu ſehen, daß die Aufklärung in Dänemark anfängt, ſich auch in den untern Ständen zu verbreiten. Aber dies iſt denn auch Alles, was bey dieſen paar Bogen Aufmerkſamkeit erregen kann. Der Ueberſetzer hat vermuthlich gute Urſachen gehabt, ſie um ſeiner ſelbſt willen ins Franzöſiſche zu überſetzen, und ſeine Ueberſetzung drucken zu laſſen, um ſich in einer vorgeſetzten Zueignungsſchrift einem Gönner zu empfehlen. Aber die Güte derſelben nöthigt uns den Wunſch ab, daß er ſeinen Fleiß lieber auf eine andere däniſche Schrift verwandt hätte, welche eine ausgebreitetere Bekanntmachung mehr, als dieſe, verdiente. Und daran konnte es ihm ja nicht fehlen.

Y.

8. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Magazin für die Naturkunde Helvetiens, herausgegeben von A. Höpfner. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 8. Erſter Band, 1787. mit Tabellen und Kupfern, 25½ Bogen. Zweyter Band, 1788. auch mit Kupfern, 25½ Bog.

Lange war es unſer Wunſch, daß in unſerm Zeitalter, das vor den verfloſſenen ſo viele Vortheile und Hülfsmittel voraus hat, eingebohrne, aufgeklärte Naturforſcher, deren doch Helvetien mehrere beſitzt, die Naturgeſchichte ihres an großen Naturerſcheinungen ſo vorzüglich reichen, für die Kenntniß der Erde ſo wichtigen Vaterlandes ſelbſt bearbeiten, und dieſes nicht blos reiſenden Ausländern überlaſſen möchten, deren Blick viel zu kurz verweilt um dieſes große Ganze zu umfaſſen, und nicht hin und wieder falſch zu ſehen. Was Herr von Sauſſüre für die ſavoiſche Hoch- und Eisgebirge unternommen, und zum Theil ſchon glücklich ausgeführt hat, das thut der Herausg. für die ſchweizeriſche, walliſche und bündtneriſche. Allein ſein Plan, den er in Verbindung mit mehreren ſeiner Freunde auszuführen gedenkt, und wenn er auf der betretenen Bahn unverdroſſen fortfährt, und, wie wir von dem erleuchteten Patriotismus ſeiner Landsleute hoffen, genug unterſtützt wird, zu großem Nutzen ſeines Vaterlandes und der Wiſſenſchaften ausführen wird, ſchränkt ſich nicht blos auf Erd- und Gebirgkunde und Mineralogie ein; auch auf die Kenntniß der Thiere und Gewächſe ſeines Vaterlandes, und auf die mit der Naturkunde ſo nahe verſchwiſterte Scheidekunſt, Land- und Staatswirthſchaft, auf Fabrikwiſſenſchaft, Völkerkunde und dergl. erſtreckt er ſich.

Der erſte Band fängt mit dem Anfang des Verſuchs einer Beſchreibung vom Grindelwaldthal S. 1 — 28 an, dem eine vortrefliche Charte dieſes Thals beygefügt iſt. Ein Jahr in das andere gerechnet werden jährlich 10,000 — 13,000 Klafter Heu gemacht; die Gemſe irret meiſtens nur einzeln herum; das Murmelthier iſt in verſchiedenen Gegenden ganz vertilgt; die zahmen Hausthiere ſind durchaus klein. Etwa

1000 Zentner Käs werden jährlich auswärts verkauft, die ungefähr 5500 — 9000 Thaler einbringen. Auf der Oberfläche des Bodens mehrere vom Morgen nach Abend parallel laufende Reihen von ungeheuern Granitblöcken. Der Verf. leitet sie aus dem Innern der Gebirge ab, und erzählt eine von ihm selbst beobachtete Erscheinung, die es sehr wahrscheinlich macht, daß die aus schmelzendem Eis und Schnee entstehende, unter dem Eisgewölbe sich fortwälzende Ströme nicht nur große Felsblöcke mit sich fortreißen, sondern auch, indem sie sich dadurch selbst den Weg versperren, immer mehr anschwellen, und zuletzt mit der äußersten Gewalt durch das Eisgewölb durchbrechen, die größten Felsenstücke und Eisschollen in die Höhe schleudern, und das ganze benachbarte Land mit Felsentrümmern, Eisschollen und Sand mehrere Klafter hoch bedecken. Der untere Theil der Grindelalp besteht aus schwarzem, mürbem, dünnblätterichtem Schiefererde, indem sie in den Ritzen der Felsen stehende Feuchtigkeit zum Frieren bringt und ausdehnt, ist das Hauptwerkzeug zur Zerstörung dieser Felsen; auch davon führt der Verf. Thatsachen an. Die Fortsetzung dieser in Schreibart und Reichthum an gut gefaßten Thatsachen vorzüglichen Abhandlung wird die südlichen Gebirge des Thals beschreiben.

Fragmente aus den Handschriften des Pfarrers zu Schüpfheim im Entlibuch im Lucerner Staate, Franz Xav. Schnyder S. 30 — 92, und fortgesetzt im zweyten Bande S. 30 — 76. Sie haben hauptsächlich die Landwirthschaft in diesem Theile des Lucerner Gebiets und ihre Verbesserung zum Gegenstande, zu welcher der Verf. meistens sehr gute, und oft schon von ihm selbst glücklich ausgeführte Vorschläge thut. Zuerst die Beschreibung der hier gebaueten Getraidearten; unter ihnen auch Wunderkorn, Spelz, von welchem der Verf. die bessere Unterart Dinkel nennt, unter dem Namen Korn, Einmer, worzu er nicht blos das Einkorn, sondern auch (botanisch freilich nicht richtig) pohlnischen Weizen und Reisgerste zählt, welscher oder ungarischer Haser, von welchem der Verf. (ohne Grund) vermuthet, er könnte die Linnéische Avena elatior seyn. Von den Krankheiten des Getraides, und den Unglücksfällen, die es betreffen können, den Kennzeichen seiner Güte, ihrem Ertrag auf dem Felde und in der Mühle. Unsere gemeinen Vitsbohnen nennt der Verf. Wintererbsen; sollte dieses wirklich ihr Name im Lucerner

cerner Gebiete ſeyn? Sehr für die Kleefütterung und für das Düngen der Kleefelder mit Gips; der Verf. läßt den Klee auch mit Haſer ſäen, dieſen zweymal abmähen, ehe er in Aehren ſchießt, und das dritte mal, wenn beyde blühen. Der lateiniſche Namen von Wiken ſollte wohl Vicia, nicht Piſum ſeyn. Vorſchläge zur guten Ausbewahrung des Miſtes und Grundriſſe zu Bauernhäuſern.

Beobachtungen über die Zerlegung des Sedativſalzes, und über die Verfertigung des Borares von H. Erſchaquet und Struve S. 94 — 116. Wir ſind weit entfernt, den V. Scharfſinn im Muthmaaßen und Geſchicklichkeit im Arbeiten abzuſprechen, aber wir können, wenigſtens aus ihren Verſuchen, das nicht folgern, was ſie daraus ſchließen, daß nämlich Sedativſalz nur Phosphorſäure, mit Kieſelerde geſättigt, ſey; denn einmal gehen ſie von Wahrheiten aus, die erſt noch erwieſen werden müſſen. Z. B. daß Alaunerde und Kieſelerde einerley ſind (eben ſo daß das brennbare Weſen in allen Metallen mit Säure gebunden ſey); daß Alcali eine Vermiſchung von verglasbarer Erde, vielem Feuerſtoff und weniger Phosphorſäure, und alſo nur in der Verhältniß der Theile vom Sedativſalze verſchieden ſey; auch zeigen die zuſammenſetzende Verſuche der V weiter nichts, als daß eine Miſchung aus Alaunerde und Phosphorſäure in einigen Eigenſchaften mit Sedativſalz übereinkomme, und wahre Zerlegung des Sedativſalzes finden wir nicht. Ein, wie es ſcheint, aus Quarz-, Kalk- und Feldſpath gemiſchtes Geſtein findet ſich auf den Alpen da häufig, wo ſich die Kalkgebirge den Granitgebirgen nähern.

B. Fr. Kuhn Verſuch über den Mechanismus der Gletſcher S. 118 — 136. Ein ſehr glücklicher Verſuch, aus eigenen Beobachtungen an dieſen Eiskoloſſen die Kräfte der Natur zu berechnen, ihre Verhältniſſe abzuwägen und feſtzuſetzen. Die Gletſcher legen ſich in Schichten an, welche ſelten Sand, Kies und größere Steine, eher dünne Streifen von Staub und Flugſand zwiſchen ſich haben; dadurch, daß der Schnee vom Regen und Schmelzwaſſer getränkt wird, wird er zu Gletſchereis; der Schnee, der den Winter über fällt, ſchmelzt im Frühling immer von der Oberfläche der tiefern Gletſcher gänzlich hinweg. Von 1770 — 1778 nahmen die beide Grindelwaldgletſcher, Sommers mehr, als Winters, oft um 20 — 30 Klafter in einem Sommer zu; ihre Ver-

gröſſerung iſt jedoch nur anſcheinend, und beruhe mehr auf einer Verſetzung der Eismaſſen. Die warme Jahrszeit theilt auch der Grundlage der Gletſcher Wärme mit. Es entſtehen unter den Eisgewölben geräumige Höhlen, jene ſchlieſſen alſo nicht mehr allenthalben an, und ruhen zuletzt nur hier und da auf einigen Stützen, vermögen das auf ihnen liegende Gewicht nicht mehr zu tragen, ſtürzen ein, und ſchieſſen vorwärts über die ſchiefe Fläche hinab, oft gegen die fruchtbare Gegenden tief unter den Froſtpunkt, und zerſchmettern oft auf dieſem Wege groſſe Felſenblöcke, oder wälzen ſie vor ſich her, ſelbſt Anhöhen hinan.

Ueber die Zerlegung der Eiſenerze von **Wiegleb** S. 138 — 152, mit einem kurzen Eingang von dem Herausgeber, der jenem die Zerlegung der Erze aus dem Mühlerthal auftrug; er erhielt aus 100 Pfunden des veſten ſchwarzen Eiſenſteins 72 Pfunde Eiſen, 17 Alaunerde, und 11 Kieſelerde, und aus eben ſo vielem verwittertem 89 Pfunde Eiſen, 2 Alaunerde, und 9 Kieſelerde. Er hält mit Recht das Roſten dieſer Erze für unnöthig und ſchädlich, den Zuſatz von $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{10}$ Kalkſtein um die Alaunerde in Fluß zu bringen, und vornehmlich einen weichlichen Zuſatz von Kohlen für ſehr zuträglich.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Oberſtnantrath **Gerhard** zu Berlin (der, wie wir hören, die Gruben und Hütten in dieſem Jahre ſelbſt bereiſen wird) S. 154 — 170, über dergleichen Gegenſtand mit einigen Anmerkungen des Herausgebers. Das Erz giebt in der trocknen Probe (wie ſehr verſchieden von **Wieglebs** naſſer Probe, welcher der V. überzeugt nicht traut?) über 50 Pfunde ſehr guten Eiſens aus dem Centner, beſſeres Eiſen, wenn es roh verſchmolzen wird, wiewohl es denn mehr Fluß erfordert. Der V. dringt ſehr darauf, zum Verſchmelzen im Groſſen recht reines, ſehr zart gemahlenes Kalk zu nehmen, und ihn mit dem Erze zu ſchichten; das Schmelzen im hohen Ofen vorzunehmen, und das Erz vorher zu röſten (ſollte hier der Vortheil, mehr Eiſen auszubringen, nicht mehr werth ſeyn, als die Nothwendigkeit, mehr Fluß zuzuſetzen?); auch hält der Verf. ſehr viel darauf, die Erze, ehe ſie gepocht werden, ein halbes Jahr, und denn noch einige Monate liegen zu laſſen, ehe ſie in den Ofen kommen. Allgemeine Vorſchriften zum Schmelzen der Eiſenerze und Friſchen des Eiſens. Ueber die Spu-

ren

von Veränderungen, die das Helvetiſche Alpengebirge, ch eine große Naturbegebenheit erlitten zu haben ſcheint, H. Pr. Store S. 172 — 178. Von der Grimſel bis eits des Jura, vom Gotthard bis zu den Wirtembergi- n Hochgebirgen, ſcheinen dem V. die Verſchiedenheiten in Zuſtand des Gebirges ſich in eine zuſammenhängende Kette Wirkungen einer von dorther ausgegangenen und mit ählich gemilderter Gewalt fortgeſchrittenen gemeinſchaft- n Urſache herzurühren; darüber führt der Verf. nun rere Thatſachen an, die keinen Auszug geſtatten. Die rnbegebenheit, welche dieſe Erſcheinungen veranlaßte, ſetzt r eine Zeit, da die erſte Bildung des Gebirgs ſchon voll- ht war. Gegen die Vermuthung des Verf., der Brand Apenninen könnte vielleicht Theil an jener Naturerſchei- z gehabt haben, wendet der Herausgeber mit Recht ein, der Veſuv jetzt nicht das geringſte auf die Eisgebirge wir- und muthmaaßt eher, ſie ſey jenen Erdbränden (auch älteſten?) vorangegangen. Chemiſche Zerlegung des vio- n Schörls vom Herrn Aſſ. **Klaproth** in Berlin S. 180 90. So wenig die Leſer in einer Sammlung für die urkunde Helvetiens dieſen Aufſatz erwarten, ſo willkom- muß er ihnen doch ſeyn; er betrift die Art Schörl (einer ingattung, die überhaupt noch vieles Sichtens und Läu- s bedarf), welcher Werner ohne Noth einen neuen, und uns noch mehr leid thut, den gar nicht paſſenden Na- Thumer Stein gegeben hat, da er ja nicht blos bey m im ſächſiſchen Erzgebirge, ſondern nur, ſo viel wir ſchon wiſſen, auch an mehreren Orten im Delphinat, Bereges in den Porenäen und bey Königsberg in Norwe- bricht; er ſchmelzt leichter als anderer Schörl, und zu ei- chwarzen Glasperle; daher iſt der Verf. geneigt, ihn zu Hornblende zu zählen (ſollte er darzu nicht zu vielen glanz haben?). 1000 Pfund gaben 527 Pfund Kieſel- , 256 Alaunerde, 94 Kalkerde, und 96 Eiſenerde mit unſtein vermiſcht.

H. D. **Dollfuß** Verſuche und Erfahrungen über die eitungsart des Zinnobers S. 191 — 198. Auch über Stelle, die der Herausgeber dieſer Abhandlung einge- nt hat, dürfte ſich mancher Leſer wundern. Der Verf. Weber's Vorſchlag zu weitläuftig und zu mühſam, die hältniß, welche **Demachy** angegeben hat, am richtig-

gröſſerung iſt jedoch nur anſcheinend, und beruht mehr auf einer Verſetzung der Eismaſſen. Die warme Jahrszeit theilt auch der Grundlage der Gletſcher Wärme mit. Es entſtehen unter den Eisgewölben geräumige Höhlen, jene ſchlieſſen alſo nicht mehr allenthalben an, und ruhen zuletzt nur hier und da auf einigen Stützen, vermögen das auf ihnen liegende Gewicht nicht mehr zu tragen, ſtürzen ein, und ſchieſſen vorwärts über die ſchiefe Fläche hinab, oft gegen die fruchtbare Gegenden tief unter den Froſtpunkt, und zerſchmettern oft auf dieſem Wege groſſe Felſenblöcke, oder wälzen ſie vor ſich her, ſelbſt Anhöhen hinan.

Ueber die Zerlegung der Eiſenerze von **Wieglеb** S. 138 — 152, mit einem kurzen Eingang von dem Herausgeber, der jenem die Zerlegung der Erze aus dem Mühlerthal auftrug; er erhielt aus 100 Pfunden des veſten ſchwarzen Eiſenſteins 72 Pfunde Eiſen, 17 Alaunerde, und 11 Kieſelerde, und aus eben ſo vielem verwittertem 89 Pfunde Eiſen, 2 Alaunerde, und 9 Kieſelerde. Er hält mit Recht das Roſten dieſer Erze für unnöthig und ſchädlich, den Zuſatz von $\frac{1}{16}$ oder $\frac{1}{20}$ Kalkſtein um die Alaunerde in Fluß zu bringen, und vornehmlich einen weichlichen Zuſatz von Kohlen für ſehr zuträglich.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Oberſtmanrath **Gerhard** zu Berlin (der, wie wir hören, die Gruben und Hütten in dieſem Jahre ſelbſt bereiſen wird) S. 154 — 170, über dergleichen Gegenſtand mit einigen Anmerkungen des Herausgebers. Das Erz giebt in der trocknen Probe (wie ſehr verſchieden von **Wieglebs** naſſer Probe, welcher der V. überzeugt nicht traut?) über 50 Pfunde ſehr guten Eiſens aus dem Centner, beſſeres Eiſen, wenn es roh verſchmolzen wird, wiewohl es denn mehr Fluß erfordert. Der V. dringt ſehr darauf, zum Verſchmelzen im Groſſen recht reinen, ſehr zart gemahlenen Kalk zu nehmen, und ihn mit dem Erze zu ſchichten; das Schmelzen im hohen Ofen vorzunehmen, und das Erz vorher zu röſten (ſollte hier der Vortheil, mehr Eiſen auszubringen, nicht mehr werth ſeyn, als die Nothwendigkeit, mehr Fluß zuzuſetzen?); auch hält der Verf. ſehr viel darauf, die Erze, ehe ſie gepocht werden, ein halbes Jahr, und denn noch einige Monate liegen zu laſſen, ehe ſie in den Ofen kommen. Allgemeine Vorſchriften zum Schmelzen der Eiſenerze und Friſchen des Eiſens. Ueber die Er-

n von Veränderungen, die das Helvetiſche Alpengebirge
rch eine große Naturbegebenheit erlitten zu haben ſcheint,
n H. Pr. Storr S. 172 — 178. Von der Grimſel bis
ſeits des Jura, vom Gotthard bis zu den Wirtembergi-
en Hochgebirgen, ſcheinen dem V. die Verſchiedenheiten in
n Zuſtand des Gebirges ſich in eine zuſammenhängende Kette
r Wirkungen einer von dorther ausgegangenen und mit
hlich gemilderter Gewalt fortgeſchrittenen gemeinſchaft-
n Urſache herzurühren; darüber führt der Verf. nun
yrere Thatſachen an, die keinen Auszug geſtatten. Die
turbegebenheit, welche dieſe Erſcheinungen veranlaßte, ſetzt
in eine Zeit, da die erſte Bildung des Gebirgs ſchon voll-
ndet war. Gegen die Vermuthung des Verf., der Brand
Apenninen könnte vielleicht Theil an jener Naturerſchei-
ng gehabt haben, wendet der Herausgeber mit Recht ein,
der Veſuv jetzt nicht das geringſte auf die Eisgebirge wir-
und muthmaaßt eher, ſie ſey jenen Erdbränden (auch
älteſten?) vorangegangen. Chemiſche Zerlegung des vio-
en Schörls vom Herrn Aſſ. Klaproth in Berlin S. 180
190. So wenig die Leſer in einer Sammlung für die
turkunde Helvetiens dieſen Aufſatz erwarten, ſo willkom-
n muß er ihnen doch ſeyn; er betrift die Art Schörl (einer
eingattung, die überhaupt noch vieles Sichtens und Läu-
ns bedarf), welcher Werner ohne Noth einen neuen, und
s uns noch mehr leid thut, den gar nicht paſſenden Na-
Thumer Stein gegeben hat, da er ja nicht blos bey
um im ſächſiſchen Erzgebirge, ſondern nur, ſo viel wir
r ſchon wiſſen, auch an mehreren Orten im Delphinat,
Bereges in den Pyrenäen und bey Königsberg in Norwe-
bricht; er ſchmelzt leichter als anderer Schörl, und zu ei-
ſchwarzen Glasperle; daher iſt der Verf. geneigt, ihn zu
Hornblende zu zählen (ſollte er darzu nicht zu vielen
ßglanz haben?). 1000 Pfund gaben 527 Pfund Kieſel-
e, 256 Alaunerde, 94 Kalkerde, und 96 Eiſenerde mit
aunſtein vermiſcht.

H. D. Dollfuß Verſuche und Erfahrungen über die
reitungsart des Zinnobers S. 192 — 198. Auch über
Stelle, die der Herausgeber dieſer Abhandlung einge-
mt hat, dürfte ſich mancher Leſer wundern. Der Verf.
d Weber's Vorſchlag zu weitläuftig und zu mühſam, die
rhältniß, welche Demachy angegeben hat, am richtig-

ken, und die Entzündung des Gemenges unnöthig, ja schädlich.

Ein Brief eines H. St. . . r voll von wichtigen Thatsachen zur Aufklärung mancher Erscheinungen auf den Eisgebirgen, S. 200—229. Auf kleinen dicken Pfeilern von Eis Felsstücke von 40 und mehrern Centnern, ganz abgerundete dichte Eiskegel mit feuchtem Sande bedeckt. Der V. leitet diese Erscheinungen, die er am Untermergletscher an Ort und Stelle beobachtet hat; von den mannichfaltigen Wirkungen der Sonnenstrahlen auf den Gletscher, und die auf seiner Oberfläche liegende Felsstücke, ab. Der Gletscher läuft, ganz anders als die meiste andere, beynahe gerade vom Morgen gegen Abend, wie der Montanvert in Chamouny, und der untere Grindelwaldgletscher hinter dem Jesenberge. Die Felsenstücke durch die Morgen-, Mittag und Abendsonne erwärmt, schmelzen alles um sie herum befindliche Eis, nur das nicht, auf welchem sie liegen, und das sie gegen die Sonne schützen; dieses bleibt also, wenn alles rund herum zu Wasser geworden ist, wie ein Pfeiler stehen, auf welchem das Felsstück ruht.

Ein anderes Schreiben, die Reise nach den Eisgebirgen, und einige daselbst beobachtete Merkwürdigkeiten betreffend S. 229—240. Der Verf. hat (so wie auch Dr. Hirzanner) auf den Alpen von Appenzell Inner Roden schon 1775 die pyrenäische Draba gefunden.

Auszug eines Schreibens aus Paris S. 240—244, das von den Anstalten daselbst für Naturlehre, Naturgeschichte, Scheide- und Arzneykunst nicht sehr vortheilhaft urtheilt.

Chymische Zerlegung der mineralischen Quelle zu Bensingen am Thuner See, von C. Fr. Morell S. 244—256. Vom Badwasser enthält das Maas 3¾ Grane Bittersalz, 21¾ Grane Selenit, 1⅝ Grane rohe Bittererde, $\frac{3}{17}$ rohe Kalkerde; vom Schwefelwasser 2 Würfelzolle gemeiner, 9½ Würfelzolle Schwefelleberluft, 3¾ Grane Bittersalz, 8¾ Grane roher Kalkerde, ½ Gran Eisenerde; vom Quellwasser einen Würfelzoll gemeine, 2½ Würfelzolle veste Luft, 6¾ Grane Bittersalz, $1\frac{17}{20}$ Grane rohe Kalkerde, $3\frac{6}{10}$ Grane roher Bittererde, $26\frac{6}{10}$ Grane Selenit.

Aeußerliche Beschreibung und chemische Zerlegung des Bittersteins, oder schweizerischen Inda, vom Herausgeber S. 258—270. Er ist lauchgrün, doch zieht er sich etwas

in's

s bläulichte, und findet ſich nicht einzeln, ſondern macht men Beſtandtheil der urſprünglichen Gebirgsarten aus; nach em Schwerſpat iſt er der ſchwerſte Stein, und nach dem Poliren fühlt er ſich fett an; aus zwey Loth davon erhielt Verf. 3 Quentchen und 46 Grane Kieſelerde, 3 Quent- und 4 Grane Bitterde, 18 Grane Alaunerde, 7 Grane kerde, und 48 Grane Eiſen. Wir würden ihn zunächſt n den Nierenſtein ſetzen, in welchem doch auch ſchon Marg- af Bittererde gefunden hat.

Verſuch einer ſyſtematiſchen Eintheilung der helvetiſchen birgsarten, nebſt deren vermuthlichen Entſtehung, auch om Herausgeber S. 272 — 298, nebſt 4 Tabellen zur deut- rn Ueberſicht. Zuerſt theilt er ſie in zuſammengeſetzte axa), einfache (Petras), und in ſolche, die durch neuere erſtörung und Verbindung entſtanden ſind (Recompoſit). ie Eintheilung ſollte freylich eigentlich ſo ſeyn: 1) Steine, noch in ihrem urſprünglichen Zuſtande, 2) ſolche, die aus r Zerſtörung anderer entſtanden ſind; aber ſollten zu den ern nur vulkaniſche Gebirgsarten, Breuken und Sand- (die wir nicht unter dem Namen Nacken vereinigen rden, da dieſer Name theils zu willkührlich, theils wo er ne beſtimmtere Bedeutung hat, in einem ganz andern Sinn braucht worden iſt) gehören? nicht auch manche Kalk-, hon- und andere Flötze? nicht z. B. der in Helvetien ſo ge- öhnliche Rogenſtein? Jene erſtere würden wir denn erſt lieder in zuſammengeſetzte, bey welchen der Unterſchied der ſtandtheile ſchon mit bloſſen Augen zu bemerken iſt, in ge- e, deren Beſtandtheile gleichförmiger und unmerklicher r der verbunden ſind (dahin gehörten denn viele von r. einfachen Gebirgsarten, nämlich die unreine), und einfa ere theilen, bey welchen nämlich die Vermiſchung em r Theile unbeträchtlich iſt. Seine zuſammengeſetzte gsarten theilt der Verf. ferner in faxa cryſtallina und rpha; unter jenen begreift er z. B. den Granit, unter en Porphyr; auch dieſer Abtheilungsgrund ſcheint uns ganz gut gewählt, wenn der Verf. nicht mit dem Wort ſſiſation eine ungewöhnliche willkührliche Bedeutung ert ft; denn Granit kömmt weder im Ganzen jemals in ryſtallengeſtalt vor, noch ſind es ſeine Beſtandtheile, z. B. limmer, Bitterſtein immer; und geben wir dem Verf. auch u, daß der Granit aus dem Bodenſatz vom Waſſer entſtan-

den ſey, und daß dieſes Niederſetzen aus Waſſer den Namen Kryſtalliſation verdiene, ſo könnten wir ihm das auch vom Porphyr, den er unter die amorpha ſetzt, wahrſcheinlich machen, zudem hat der Porphyr nicht ſehr ſelten Kryſtallengeſtalt, und ſein Feldſpath Schörl, Quarz öfters. Ueberhaupt würden wir den Namen Porphyr nur denen Arten geben, die der Verf unter der zwoten Abtheilung dieſer Klaſſe, unter h begreift; aber nicht den übrigen, wenn er gleich, was einige unter ihnen betrift, berühmte Schriftſteller auf ſeiner Seite hat, ſo wie den Granit keiner Steinart, die nicht Quarz und Feldſpath in ſich hat. Seine kryſtalliniſche Saxa theilt der Verfaſſer wieder in ſchiefrichte (z B. Gneus) und körnige (Granit). Hier hätten wir nur gar zu gerne eine Aeußerung des Verf. über diejenige Arten vernommen, welche von Sauſſüre geaderte nennt. Granit und Gneus werden denn wieder, wie nachdem ſie nur aus zwey, oder aus drey oder aus mehreren Theilen beſtehen in 2 Hauptarten, und dieſe wieder, wie nachdem es dieſe oder jene ſind, in mehrere Unter- und Abarten eingetheilt. Wir wünſchen und trauen es dem Verf. zu, daß er hier keine blos mögliche Verbindungen unter die wirklichen Dinge aufnehme, wie es ſelbſt Syſtematiker gethan haben, auch nicht gleich als beſondere Abarten dieſer Miſchungen aufſtelle, was nur hier und da einzeln gebrochen hat; und bey ſeinem Entſchluſſe, der Mineralogie keine neue Namen aufzubürden, beharre. Wir ſehen der Ausführung dieſes Entwurfs mit Verlangen entgegen.

Nothwendige Vorerinnerungen über die Reiſebeſchreibungen durch Helvetien, vom Herausgeber S. 300 — 330. Der Verf. zeigt die Erforderniſſe dazu, und wie wenig ſie alle bey den meiſten Reiſebeſchreibungen zutreffen, den Einfluß ſo vieler äußerlichen und zufälligen Dinge auf das Urtheil des Reiſenden; er verſpricht nun mehrere neuere Reiſebeſchreibungen mit kritiſcher Strenge durchzugehen, und nimmt dieſe Arbeit noch in dieſem Bande S. 332 — 346 mit Gerke's Reiſen durch Schwaben ꝛc. ſo wie im zweyten Bande Seite 332 — 370 mit Storr's Alpenreiſe vor, von deren Beurtheilung jedoch hier nur der Anfang geliefert iſt.

Den Schluß des erſten Bandes macht S. 348 — 356. ein Schreiben des Hrn. Bourrit, worin er von der glücklichen Erſteigung des Gipfels vom Montblanc am 8ten Aug. 1786. Nachricht giebt; dies gelang Hrn. Pacard zuerſt in

Geſell-

Geſellſchaft eines Führers Balmat, aber nach vielen erſtandenen Mühſeligkeiten, die hier lebhaft geſchildert ſind.

Nun iſt es aber auch Hrn. von Sauſſüre gelungen, der im zweyten Bande S. 287 — 308. von ſeiner Reiſe dahin und den dabey angeſtellten Beobachtungen vorläufige Nachricht giebt. Auf dem Gipfel ſtand das Queckſilber im Barometer 16 Zolle und eine Linie hoch, zu gleicher Zeit, da es zu Genf beynahe 3 Linien über 27 Zolle hoch ſtand. Der V. empfand, auch wenn er ſtill ſtand, ſo wie ſeine Gefährten, Uebelkeiten, Neigung zum Erbrechen, Mangel an Eſluſt, und bey der geringſten Anſtrengung zuſammenpreſſender Bruſt; um die Folgen der vom Schnee zurückprallenden Sonnenſtralen zu verhüten, hatten ſie ſich das Geſicht in ſchwarzen Flor eingehüllt; 4 Schuhe über dem Gipfel aufgehangen zeigte das Thermometer um Mittag + — 3, im Schatten — 2, 3, und ein andres mit ſchwarz gefärbter Kugel + 1, 9. Auf die Einwendungen, die Hr. de Lüc gegen ſein Hygrometer gemacht hat, wird der Verf. nächſtens antworten (die Antwort ſteht ſchon in einem der neueſten Hefte vom Journal de Phyſique). Waſſer kochte auf dem Gipfel ſchon bey nicht ganz 69 Grad eines mit einem Mikrometer verſehenen Thermometers; allein es verfloß eine halbe Stunde, ehe es zum Kochen kam, da am Strande des Meeres nur 12 — 13 Minuten darzu nöthig waren. Luftleeres Laugenſalz brauſte, nachdem damit beſtrichenes Papier offen anderthalb Stunden lang da gelegen hatte, mit Säuren auf; alſo auch in dieſer Höhe ſcheint der Luftkreis veſte Luft zu enthalten.

Der zweyte Band iſt der neuen naturforſchenden Geſellſchaft zu Bern zugeeignet, deren Mitglied der Herausgeber, und von welcher er aufgemuntert, und auf mannichfaltige Weiſe in ſeinem Vorhaben unterſtützt worden iſt.

Zuerſt Hrn. Wyttenbach's Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand der Naturgeſchichte Helvetiens, und insbeſondere des Kantons Bern, welche er im März 1787. der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern vorlas S. 2 — 22. Nachricht von dem was ſchon gethan iſt, und noch gethan werden ſollte; allgemeine und der Schweiz und ihren Einwohnern eigene Beweggründe zur eifrigen Kenntniß der Naturgeſchichte.

Betrachtungen über den wilden Urſprung der Hausziegen, von J. P. Berthout van Berchem, S. 24 — 34.

Der Steinbock ſey die Stammart; er habe auch, ſo lange er noch jung und ſchwach ſey, die äußere knorrichte der Länge nachgehende Kante an den Hörnern nicht, und die Hörner der Steinziege gleichen denen des durch ſeine Sklaverey entnervten Hausbocks faſt ganz; er habe die gleiche Geſelligkeit und Sanftmuth, und der Verf. ſah wirklich einen Steinbock in dem warmen Thale bey Aelen aufziehen. Kämpfers Paſen ſey nur durch die Hörner vom Steinbock verſchieden (uns dünkt dieſer Unterſchied bey wilden Thieren entſcheidend, wenn ſich gleich bey zahmen nichts Zuverläßiges daraus ſchließen läßt; auch die kaukaſiſche Ziege (die der Verf. mit Büffon's Capricorne verwechſelt) ſey nicht weſentlich verſchieden; die Gemſe keine Antilopenart, wohl aber knüpfe ſie die Antilopen an die Ziegen.

Beſchreibung von zweyerley Kleearten durch Hrn. Reynier S. 78 — 82. Des Naſenklees, der in den Schründen und an den geborſtenen Gerippen der niedern Alpen wüchſe, und vom kriechenden Klee, dem er ſehr ähnlich ſieht, darin abweicht, daß er keine Blattanſätze, und ſtatt der kriechenden Stämme Sproſſen hat, die keine Wurzel treiben, und des Gletſcherklees, den Hr. Thomas in dem S. Nicolausthale bey den Gletſchern des walliſchen Berg Sylvio angetroffen hat; die Blüthenſträuche ſind rund, ſitzen an den Zweigen der Aeſte, und haben 3 — 5 weißlichte Blüthenanſätze, und an den Blumen lang- und weißhaarige Kelche, und ziemlich kurze weißgelblichte Blumen. Die erſte Art iſt hier abgebildet.

Chymiſche Unterſuchung der Adularia oder (des) durchſichtigen Feldſpath(s), von B. Fr. Morell S. 84 — 98. In hundert Pfunden davon fand er 1¼ Pfund Waſſer, über 62¾ Pfund Kieſelerde, beynahe 19¼ Pfund Alaunerde, 5½ Pfund Bittererde, und beynahe 11 Pfund Selenit. Daß das letztere nicht Schwerſpath geweſen ſeyn könnte, der doch öfters in dieſer Geſellſchaft und in Urgebirge vorkömmt, wünſchten wir veſter überzeugt zu werden.

Geſchichte des Eiſenbergwerks im Mühlethal in der Landſchaft Hasle, im Kanton Bern, vom Herausgeber, S. 98 — 110. Schon von 1416 ſind Urkunden vorhanden, wo der Eiſenbergwerke in dieſem Lande erwähnt wird.

Beyträge zur Naturgeſchichte der Gemſen in Bündten und Veltlin, von C. Ul. von Salis Marſchlins, S. 112 — 132. Der Verf. beſchreibt hier ihre Lebensart, Nahrung,

Krank-

e, Jagd, meiſt aus eigner Beobachtung; man
ye d dieſen Gebirgen noch zu 60 beyſammen.
Beytrage zur Naturgeſchichte der Bären in Bundten
Veltlin, von C. Ul. von Salis Marſchlins, S. 134
344. Er iſt in Veltlin noch ſehr häufig und ſehr ſchädlich,
hml der kleinere rothe ſogenannte Pferdebär, weit
als der größere ſchwarze ſogenannte Grasbär,
im oe t großen Waldungen verſehenen Nebenthä-
i. l ustalenger, Waſmer Thal, im Val de Livrio,
ia; jener in den großen Nebenthälern; dieſer im
Hauptthal und den kleinen Nebenthälern. Im Frühling
ſich beyde von aufkeimender Saat, oder vom fetten
n auf d n Alpweiden; der rothe bricht in Viehſtälle ein,
nn ſie nicht wohl verrammelt ſind; der ſchwarze hält ſich
r en Gras und Früchte. Ihr Fleiſch iſt in Bündten
Veltlin eine angenehme Speiſe.
Frau Pfarrh. Schmid von S. Stephan im Simmen-
al Anweiſung zur Bereitung des Neſſelgarns, S. 146 —
12. Die Behandlung kömmt derjenigen des Flachſes und
anfes ziemlich gleich.
Ueber den Einfluß chemiſcher Kenntniſſe auf das Wohl
r n, beſonders in Rückſicht Helvetiens, vom Hm.
of. melin, S. 154—176. Der Verf. ſucht aus der
| e der handelnden Freyſtaaten, und aus der mannich-
nelt der Naturprodukte Helvetiens zu zeigen, was die-
: nat von glücklicher Anwendung der Chemie zu hoffen

uf Helvetiens Landesväter in Fragmenten vom
:d er 1. St. S. 178—200. Muntert mit vieler
me gr größerm Kunſtfleiße dem Staat, und zur Unter-
n i der Unternehmer ſeine Vorſteher auf; noch kaufe der
nton Bern alles Glas von auswärts; der Verf. be-
r, daß dafür allein in 20 Jahren 900000 Kronen
pe de gehen.
r an einen Freund in der Schweiz, welche Anlei-
wie e ſenſchaft in Ermanglung des
n un s rr rden könne, von H. Oberk.
n, S. 202 — 222. Der Name des V. bürgt ſchon
ver Brauchbarkeit dieſer Anleitung, wenn ſie Chemie ohne
ni r Unterricht erlernt werden könne; aber was ſoll
Magazin zur Naturkunde Helvetiens?

Vorſchlag einer Verbeſſerung der Strahlableiter auf hohen Thurmen. S. 224—230. mit einer Zeichnung. Der Verf. ſucht ihn mit einer Löſchmaſchine zu verbinden, die, wenn der Ableiter nicht zerriſſen wird, ihre Wirkung unausbleiblich thun muß.

Biographiſche Nachrichten vom Hrn. D. Locher von Zürich, in einem Briefe vom Hrn. D. Hirzel, dem jüngern, S. 232—242. Er iſt der Welt durch ſeine Schrift De ſecretione glandularum, und den Kräuterkundigen Europens durch ſeine ſorgfältige Aufſicht auf den botaniſchen Garten zu Zurich und ſeine Freygebigkeit bekannt.

Briefe an den Herausgeber S. 244—308. Zuerſt von dem ſo eben genannten Hrn. D. Hirzel über den Torf, den er im Kan. on Zürich zu Wiedlikon, bey Rüſchlikon und bey Rümlang an Ort und Stelle unterſucht hat; er zweifelt ſehr, daß der Torf nachwächſt (gewiß wächſt nicht aller nach), und wirft zuletzt noch 51 Fragen auf, welche dieſe Torfmore, ihren Nachwachs und ihre Urbarmachung betreffen. Hr. Pr. Forſter ſucht die Beobachtungen, die er im Südmeere an Eisbergen gemacht hat, auf die Gletſcher anzuwenden. Herr Bergh. Wild von Ber giebt Nachricht von ſeiner Reiſe nach dem Bernhard. Von S. Branchier kömmt man in ſchieferichtes glimmerreiches Kalkgebirg ohne Verſteinerungen; le Orſier, wo das Ferrerthal anfängt, hat man links Gips mit aufgeſetztem Kalkgebirge, rechts Kalkgebirge an hohen Granitgebirgen aufliegend; ganz nahe am Montblanc breche das Kalkgebirg von ſehr verſchiedenen Stufen der Härte durch die hohe Granit- und granitartige Alpenkette durch; unter Becca-Mozer ſey alles kalkartig, dieſer Berg ſelbſt Granitſchiefer (nicht Gneus oder Geſtellſtein?); hinter ihm liege wieder Kalkgebirg auf, auf dieſem Gips, denn wieder Kalkgebirg und wieder Granitſchiefer (das vielleicht hier nur durchbricht und zu Tage ausgeht.)

Briefe über den Asphalt, vom Hrn D. Hirzel dem jüngern, S. 310—330. Die Veranlaſſung darzu gab Hr. Ant. Groſs zu Wisko in Gallizien, der an den Karpathen ein zu Kerzen taugliches Erdepech entdeckt hatte, und ſich nun nach dem Gebrauche, den man in der Schweiz vom Erdpech mache, erkundigt; die Antwort iſt zum Theil aus gedruckten Schriften entlehnt; ſonſt erfährt man hier, daß zu Orbe eine ſchon vor 50 Jahren entdeckte Erdpechgrube im Gange iſt, die die Beſitzer im Großen auf Kütt nützen.

Ver-

…chte Nachrichten S. 372 — 390. Zuerst Ge…
…te abellen von verschiedenen Städten und
…nelvet s, von 1784 und 1785. Nachrichten von
…ung und Betreibung von Kohlenflözen in dem
…rge im Hochstift Basel, und im Frutigthale, bey
…auf dem Bratenberge, bey Tschangau, die Gre…
…bey Pauder im Freystaat Bern. Hr. Morell
…etische Pflanzengeschichte an, wo Haller und
…nder vereinigt sind, Hr. Studer arbeitet an
…e der helvetischen Erd- und Flußschnecken; Hr.
…en an einer helvetischen Thiergeschichte. Den
…oer Herausgeber auf die beste Beschreibung der
…, Thonschiefer, Waken u. dergl. gesetzt hat, ha…
…perren Karstens und Voigt erhalten.

Ht.

…g über das Ausmessen der Wärme, in
…rsicht und Anwendung auf das Höhenmessen,
mittelst des Barometers, von Johann Tobias
…ayer. Frankfurt und Leipzig, bey Monat,
1786. in 8. 142 Seiten, 1 Bl. Kupf.

einem Prg. de refractionibus astronomicis Altorf. 1781
…rte der Verf. in einer Formel für die Höhenmessung eine
Hypothese für das Abnehmen der Wärme bey wachsenden Hö…
…angenommen, und eben dieses fand derselbe in des Hrn.
…of. Hennerts Preißschrift über eben den Gegenstand, wel…
…ihn bewog, seine Formel weiter zu entwickeln, woraus
…se rtige lesenswürdige Schrift entstand, so die ganze
…eorie der Höhenmessung mit dem Barometer enthält, und
…s in ihr von dem Ausmessen der Wärme gesagt wird, be…
nur freye Wärme.

…Nachdem der Verf. die verschiedenen Gesichtspunkte fest…
…, aus welchen er die Wärme zu betrachten geden…
…nimmt er in (6.) den bekannten Satz an, daß sich
…die verschiede der Räume, in die ein Körper, bey unter…
…schiedenen Wärmen ausgedehnt ist, in den meisten Fällen,
…wie Differenzen der Wärme selbst verhalten, und da nach
Saussure sich besonders die Ausdehnung des Quecksilbers
rich…

richtet, so hat dieses auch zu Messung der Wärme den Vorzug für allen andern Flüßigkeiten. Um aber das Gesetz der Ausdehnung eines flüßigen Körpers zu finden, so muß man die Räume wissen, die es bey verschiedenen Wärmen einnimmt, und um die Wärmen selbst zu finden, bedient man sich, wie bekannt, des frierenden und kochenden Wassers, nimmt von jedem eine bestimmte Menge, vermischt beyde, und suchet den Raum, den eine Flüßigkeit in dieser Mischung einnimmt. Z. B. wenn man die Wärme beym Frierpunkt W, bey dem Kochpunkt W + Δ W und M. N. bestimmte Mengen von beyden sind, so muß die Wärme der Mischung $W + \frac{N}{M+N} \Delta W$ seyn. Durch Versuche dieser Art, ist besonders fürs Queckſilber oben gedachtes Gesetz bestätigt worden.

Das Verhältniß des Raumes, den das Queckſilber unter der Temperatur des frierenden Wassers, und unter der Temperatur des kochenden einnimmt, setzet der Verfaſſer 1:1,01566, saget aber nicht, ob er selbsten dieses Verhältniß gefunden habe, oder von wem es entdeckt worden sey, dieses bewog Rec. die verschiedenen Angaben der Physiker auf des Verf. Rechnung zu bringen, hiedurch fand er, daß sich obgedachte beyden Räume verhalten nach

de Liſle	1:1,0142
Fahrenheit	1:1,0161
Roſenthal	1:1,0166
Roy	1:1,0168
Lüz	1:1,0170
Schuckburgh	1:1,0182
de Lüc	1:1,0185

worunter sich des Verf. angegebene Größe nicht befindet, und obgleich solche öfterer angegeben, so scheint es doch Rec., daß solche ein Schreibfehler sey, und etwan, das Roſenthalsche 1:1,0166 seyn sollte, welches dem Anſehn nach am nächſten kömmt. Für die Ausdehnung des Weingeiſtes iſt des Herrn Reaumurs erwieſene unrichtige Angabe 0,080 angenommen worden. Da nun die Ausdehnung des Queckſilbers bekannt, so löst der Verf. die Aufgabe auf, „durch Hülfe eines Thermometers wahre Wärme, und nicht blos Unterſchiede der Temperaturen anzugeben," und findet, daß wenn man die wirkliche Wärme unter der Temperatur des frierenden Waſ-

ſers

ſers = 1 ſetzet, ſolche für ein Queckſilber-Thermometer unter der Temperatur des kochenden $1 + \frac{0,156}{\alpha}$ ſeyn würde, ſolche aber zu beſtimmen, muß der Werth = bekannt ſeyn, dieſen aber geradezu aus den Erfahrungen zu finden, zweifelt der Verfaſſer, in der Folge aber wird auf eine doppelte Art, und beſonders in (117), da derſelbe durch Verſuche mit dem Luftthermometer, die verſchiedenen Temperaturen des Reaumurſchen Queckſilberthermometers mit der Temperatur des ſchmelzenden Eiſens vergleichet das $\alpha = \frac{1}{215}$ ſey. Der Herr de Luc ſetzte, wie bekannt $\frac{1}{212}$, und dieſes nimmt auch der Verf. an. Dieſes = A und die Reaumurſchen Grade = t, ſo iſt für jeden Grad dieſer Skale die wahre Wärme $1 + At$, folglich für 80 Grad $1 + \frac{80}{215} = 1,370$, ſetzet man nun bey dem Frierpunkt 1000, und bey dem Kochpunkt 1370, und theilet den Raum zwiſchen beyden in 370 Theile, ſo würde man ein Thermometer haben, deſſen Grade die wahre Wärme anzeiget. Rez. wundert ſich hierbey, daß der Verf. auch nicht mit einem Worte hier des Roſenthalſchen Thermometers gedenket, denn dieſes iſt bereits ein ſolches, wie hier erſtlich in Vorſchlag gebracht wird, nur mit dem Unterſchied, daß Herr Roſenthal die wahre Wärme bey dem Frierpunkt = 928, und bey dem Kochpunkt 1272 ſetzet, und ſie Reaumurs 16⅔ die 1000 zu haben. Es iſt aber

928 : 1000 : 1272 : 1370

folglich genau mit dieſem einerley. Im 5. § werden Betrachtungen über die Dichtigkeit, Elaſticität und Wärme der Luft angeſtellet, und gezeiget, wie dieſe Dinge von einander abhängen. Dieſe Unterſuchung erfordert aber, wenn man nicht in jedem Falle eine beſondere Rechnung anſtellen will, die zuvor angegebene Thermometerſkale, wenn ε und E die Elaſticität vorſtellet, und dieſes bekannte Höhen von Queckſilberſäulen ſind, δ und D die zugehörigen dichten, $1 + Aτ$ und $1 + At$ die Wärmen, und $t = 0$, ſo iſt $\varepsilon : E = \delta(1 + A\tau) : D(1 + At)$ ſo iſt nach Rechnung des Rezenſenten

$$\delta = \frac{D(1 + At)}{E} \cdot \frac{\varepsilon}{(1 + A\tau)}$$

Da nun der erſte Theil der Formel eine beſtändige Größe iſt, und ε als ein beobachteter Barometerſtand $(1 + A\tau)$ als eine beobachtete Temperatur der Luft angeſehen werden kann, ſo findet

man

man die Dichte der Luft, wenn man den Barometerstand durch die Wärme dividirt, und durch einen gewissen Coefficienten multiplicirt, dieses ist ganz die Formel des Hrn. R., der eben dieses $\frac{B}{\beta} \cdot C$ setzet. So ist auch $\frac{D}{\delta} = \frac{\beta}{\beta} \cdot \frac{1 + At}{1 + At}$ weswegen sich die Dichten verkehrt, wie die Wärmen, verhalten, wenn $E = \beta$ ist.

Nunmehro untersucht der Verfasser das vorhergehende weiter, setzet $E = 28$ Zoll $t = 0$, und setzet für $D = m$, so ist

$$\delta = \frac{m \cdot \beta}{28 \cdot (1 + At)}$$

Hier kömmt es darauf an, den Werth für m zu wissen. Nach de Lüc soll solcher, wenn $\beta = 27$ Zoll $t = 10° = \frac{1}{11232}$ dieses giebt $\frac{m \cdot 27}{28 \cdot (1 + A \cdot 10)} = \frac{1}{11232}$ ist nun $A = \frac{1}{215}$

so ist $m = \frac{28}{27} \cdot \frac{1}{11232} \cdot \frac{225}{215} = \frac{1}{10350}$

also Verhältniß der Dichte der Luft zur Dichte des Quecksilbers

$$\frac{1}{10350 \cdot 28} \cdot \frac{\beta}{(1 + At)} : 1$$

Hier erinnert der Verfasser, daß man nach dieser Formel leicht eine Tafel verfertigen könne, wie man auch dergleichen bereits fände, ohne zu sagen, bey wem? so setzet Rez. hinzu, daß eine dergleichen sich in Rosenthals Beyträgen, zweytem Band, S. 215 befindet.

§. 8. Ueber das Höhenmessen mit dem Barometer, mit Erwägung des Gesetzes, nach welchem die Wärme von unten nach oben an der Luft abnimmt. Diese Untersuchung giebt, daß wenn h die Höhe, E und β aber die Barometerstände sind, so ist $h = \frac{28}{m \cdot 72} \cdot (1 + At) \log nat. \frac{E}{\beta}$ oder für Briggische Logarithmen und $m = 10350$

h =

$$h = 9277. (1 + At) \text{ Log. } \frac{E}{e}$$

nun $t = 16\frac{1}{4}$ Reaumur mit Hrn. de Lüc, ſo iſt

$$h = 9277. \frac{221,75}{215} \cdot \text{Log. } \frac{E}{e}$$

$$= 10000 \text{ Log. } \frac{E}{e}$$

völlig die Formel iſt, die des Verfaſſers Vater gefun- und nach der Zeit auch vom Herrn de Lüc gefunden en, jedoch aber beweiſet dieſer, daß ſolche nur bey der der Luft von $16\frac{1}{4}$ Grad Reaumur richtig ſey. Im 51 wird der Unterſchied unterſuchet der zwiſchen der Mayer- n und de Lücſchen Formel ſich befindet, und dieſer beſte- n, daß Herr Mayer für t die Temperatur der untern l, r de Lüc aber das arithmetiſche Mittel zwiſchen der n und untern Temperatur der Luft annimmt, welches in denen darauf folgenden Unterſuchungen über die Hy- , wie die Wärme von unten nach oben abnehmen e, als richtiger beſtätigt wird.

Der Verf. hat bey dieſer Schrift, die zwar im Ganzen keine neuen Aufſchlüſſe über dieſen Gegenſtand enthält, doch das Verdienſt, daß die Richtigkeit der de Lücſchen Regel, die dieſer nur empiriſch dargethan hatte, von ihm theoretiſch erwieſen worden. Aber in dieſem theoretiſchen Beweiſe iſt doch die aus bloſſer Erfahrung beſtimmte Größe als richtig, und als beſtändig angenommen worden, wenn man nun erweiſen könnte, daß das de Lücſche m nicht ſo groß ſey, als es hier von Hr. Mayern angenommen worden, ſo würde auch die Uebereinſtimmung zwiſchen beyden Formeln verſchwinden. Der Rez., der immer noch daran gezweifelt hat, daß der Coefficient 10000 wirklich aus den de Lücſchen Beobachtungen folge, hat ſich bey dieſer Gelegenheit die Mühe nicht verdrießen laſſen, dies zu unterſuchen, und glaubt denen Freunden dieſer Lehre gefällig zu ſeyn, hier das Reſultat ſeiner Unterſuchung aufzuſtellen.

Die erſte Zeile dieſer Tafel zeiget den Standpunkt des Hrn. de Lüc. Die zweyte, die durch das Barometer gefundene, und nach der Formel $10000 \text{ Log. } \frac{E}{e} (1 + A\,t)$ ge-

fundene mittlere Höhe. Die dritte, die durch die Geome
trie bestimmte Höhe. Die vierte, Verhältniß der ersten
zur letztern. Wenn nun diese Formel richtig ist, so muß
auch, die durch sie gefundene Höhe, der geometrisch gefunde
nen gleich seyn, ist dieses nicht, so muß, da in der Formel $\frac{E}{6}(1+Ax)$ richtig seyn wird, der Coefficient 1000
falsch seyn. Man berechne also erst die Höhe dieses Coeffi
cienten, wie hier der Hr. de Lüc gethan hat, und sehe
hiedurch gefundene Höhe als den Nenner eines Bruchs
dessen Zähler die geometrische Höhe ist, dividire wirklich,
wird man den Coefficienten für den Logarithmen erhalten
und dieses ist die letzte Columne.

1	2	3	4
1	230,7	216,2	1 : 0,9371
2	435,1	428,8	1 : 0,9855
3	591,9	586,6	1 : 0,9900
4	732,1	728,6	1 : 0,9952
5	919,7	917,0	1 : 0,9971
6	1221,2	1218,7	1 : 0,9979
7	1418,7	1420,0	1 : 1,0008
8	1798,4	1800,5	1 : 1,0011
9	1962,3	1968,2	1 : 1,0028
10	2210,0	2211,0	1 : 1,0004
11	2331,3	2333,0	1 : 1,0007
12	2583,8	2582,4	1 : 0,9994
13	2703,5	2700,0	1 : 0,9987
14	2741,2	2742,4	1 : 1,0004
15	2924,9	2926,6	1 : 1,0006

Das Mittel gäbe 9938, und dieser Coefficient würde ein
auf eine Höhe von 600 Fuß fallen, demnach wäre derse
wenn die Höhe kleiner als 600 Fuß, auch kleiner als 993
größer als 600 Fuß, auch größer. Bey 1300 Fuß ist

10000 ſeyn, und bey größern Höhen auch größer. ...ge annimmt, wie auch Hr. de Lüc ſelbſten gethan ...das

$$h = 10000 \text{ Log.} \frac{E}{e} \cdot (1 + Ax)$$ ſey, der nimmt

an, daß ſich aus des Hrn. de Lüc gemeſſenen Höhen ...s nicht erweiſen läßt, ſondern aus ihnen folget, ... Coefficient für den Logarithmen ſich mit ... Höhe auch größere. Da nun dieſer von allen ...ori... Schriftſtellern, außer dem Hrn. Roſenthal, ...beſtändige Größe angeſehen wird, ſo werden ſich die ... Bibliothek leicht überzeugen können, warum die... noch keine mathematiſche Gewißheit erhal...

...sgründe der Naturlehre. Entworfen von ...ann Chriſtian Polycarp Erxleben. Vierte ...e. Mit Zuſätzen von G. C. Lichtenberg. ...ungen, Dietrich, 1787. 8.

...kleine Zeitraum, ſo zwiſchen der vorigen und dieſer Auf... verſtrichen iſt, iſt der beſte Beweis, daß das Publikum Arbeit des Herausgebers zu ſchätzen weiß, weshalb wir ...a haben, dieſe Ausgabe anzuzeigen, und die damit an... ...e Veränderung zu bemerken. Der H. geſtehet ...in voriger Ausgabe noch einige Mängel ſich befun... ...den, und dieſe ſind allhier durch die Geduld und Auf... ...merk... des Hrn. Rode, eines jungen Gelehrten, der ...u... ...wöhnlichen Geiſtesgaben, ſich der Mathematik und ...gewidmet, gehoben, welchem man auch das vom Ham... Rezenſenten verlangte Regiſter zu danken hat. Die... ...r. Rode, der gewiß ein beſſer Schickſal verdiente, wel... ihm Rez. auch wünſchet, befindet ſich itzo in Berlin als — ...einer Bombardier — Diejenigen Anmerkungen, wel... ...er Rez. der vorigen Auflage in dieſer Bibliothek gemacht ...t, haben verſchiedene Veränderungen bewirket. Was die Vorſchläge wegen Einrichtung des Buchs ſelbſt be... ..., ſo machet der H. dem Publico die angenehme Hoff... ...g, uns mit einer ganz von ihm ſelbſt ausgearbeiteten ...urlehre zu beſchenken, und dieſes iſt es, was wir beſtän...

dig gewünscht haben, denn es ist doch nicht angenehm, beynahe auf jeder Seite Irrthümer, und deren Berichtigung zugleich neben einander zu lesen. Wir halten deshalb den Hrn. Prof. Lichtenberg bey seinem gegebenen Worte, und hoffen daß dieses die letzte Auflage von Erxlebens Physik seyn, und seine eigene an die Stelle treten werde.

Rg.

Johann Ingenhouß Versuche mit Pflanzen, hauptsächlich über die Eigenschaft, welche sie in einem hohen Grade besitzen, die Luft im Sonnenlichte zu reinigen, und in der Nacht und im Schatten zu verderben; nebst einer neuen Methode, den Grad der Reinigkeit und Heilsamkeit der Atmosphäre zu prüfen. Aus dem Französischen von Johann Andreas Scherer, d. A. W. D. Verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einer Kupfertafel. Wien, 1786. 8. bey Wapler. 437 Seiten, nebst dem Regiſter.

Wir haben bey Anzeige der ersten, aus dem Englischen gemachten Uebersetzung dieses Werkes einen überaus vollständigen Auszug des wesentlichen Inhaltes dieser Schrift bereits im 45. Bande der Bibl. S. 124 — 130. gegeben. Priestley's und Sennebier's Aeußerungen und Anmaaßungen vermochten den Verf. zu neuen Versuchen, durch die er jedoch seine Entdeckung immer mehr bestättigt fand. Was hierdurch einzelne Stellen des Werkes für Abänderungen und Berichtigungen erhielten, befand sich in der französischen Ausgabe und in den nachgedruckten Anmerkungen, welche der Verfasser an dem Rand seines eigenen Exemplars geschrieben hatte, und dem Hrn. Uebersetzer erlaubte, Gebrauch davon zu machen. Dieses, nebst den eigenen, vorzüglich die Eudiometrie betreffenden Anmerkungen des Hrn. Scherers macht den Vorzug der neuen, überaus prächtig abgedruckten Uebersetzung vor der ersten aus. Auch hat derselbe die Erklärung einiger Kunstwörter, und eine Abhandlung über die Art beygefügt, die dephlogistisirte Luft einzuathmen. Hr. J. fand doch, daß einige Früchte,

J. B.

z. B. Bohnenhülſen und Weintrauben, wie Sennebier richtig erinnert hat, im heiterſten Sonnenſchein, die Luft nicht verderben, ſondern ſehr gute Luft geben. — Die Flußſpathſäure ſieht er noch immer für Vitriolſäure an, die durch das Brennbare des Flußſpaths verflüchtiget worden ſey.

Dt.

Icones Piſcium Auſtriae indigenorum, quos collegit, vivisque coloribus expreſſos edidit *Carolus Lib. Baro a Meidinger. Decuria II.* Viennae, 1786. in Folio.

Dieſes Heft enthält Beſchreibungen und Abbildungen von folgenden Karpfenarten. Cyprinus Barbus, Naſus, Tinca, Idbarus, Aphya, Bipunctatus, Gobio; ferner von Lobitis barbatula, Salmoalpenus und Fario. Nur bey der Naſe wird Bloch genennt, und angeführt, daß er die Naſe mit dem Wimba verwechſelt habe, ſonſt wird ſeiner nirgends mit einer Sylbe gedacht, da doch viel andre, und elende Schriftſteller angeführt werden. Dieſe Affektation fiel uns ſehr auf. An Cyprinus aphya (im öſterreichiſchen Greßling) hat er auf der Stirn 9 zahnförmige Spitzen bemerkt, und in der Abbildung Pl. 15 dargeſtellt. Cyprinus bipunctatus tab. 16 iſt derſelbe, den Bloch zuerſt unter dieſem Namen beſchrieben und abgebildet hat. In Oberöſterreich heißt er Reiglaube, Steinlaube. In der Zahl der Stralen und in der Farbe des Körpers weichen beyde Beſchreibungen etwas von einander ab. Die Verſchiedenheit der Farbe kann daher rühren, weil Bloch ein Exemplar in Spiritus vor ſich hatte, wo die Farben ſich ſehr ändern. Dieſes iſt auch der Fall beym Bitterling, deſſen ſchöne Farben man in dem Blochiſchen Kupfer gar nicht findet. Uebrigens können wir den Grund des Vorwurfes, der hier dem Hrn. Dr. Bloch gemacht wird, noch nicht einſehn. Dieſer unterſcheidet die Zärthe und Naſe, und beweiſet, daß Linnés Wimba die Zärthe ſey. Will etwa Hr. von Meldinger ſagen, daß die Zärthe nicht der Wimba des Linnés ſey? Die Abbildungen kommen den Blochiſchen noch nicht bey.

Y.

I. A. Murray Opuſcula, in quib c
tiones varias, tam medicas, qu ad i
naturalem ſpectantes pertractauit, em
auxit. Goetting. 8. apud Dietrich. 1
1786. 9 Bogen über 1 Alph. ſtark.

In dieſem Bande, in welchem der Verf. ne e
gen, zur Berichtigung mehrerer vormals geä
ſätze, auf eine ſehr rühmliche Art genützt hat,
der Abhandlungen von XI—XXIII. Die erſt
oder die XI. S. 1—46, iſt die Schrift de a
coide, welche der Verf. 1779 zum erſten
Sollte wohl der Wurm, den der V. aus Pais
eigene Art ſeyn? Freylich iſt die Beſchreibung des
unvollkommen, um darüber zu entſcheiden; e er
lich in der Leber geweſen, und nicht vielmehr
den Ph. Fr. Gmelin im Gang der großen
aus dem Zwölffingerdarm dahin gekommen
wurm habe nicht immer einen Gürtel oder
Merkmale, an welchen er vom S
werden kann, hat der Verf. ſehr ſorgfältig a
ſetzt. Den letztern unterſcheidet er von dem
wurm, der gewöhnlich nur im Maſtdarm vo
daß dieſer am Schwanze keine Borſte
Schwanz vielmehr ſpitzig, wie eine Schuſte
Den Kornwurm zählt er noch mit Linne
Sonſt ſind hier die neuern Schriften ei
Götze, Bloch und Werner ſehr gut ge
den kommen doch auch Regenwürmer in
die zuweilen durch den Mund abgehen; bei
andern eigentlichen Eingeweidewürmern ab
len. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß wie
che Beireis und Mayer im Brunnenwaſſer ganz
Spulwürmer waren. XII. Or. de limitanda
rum medicorum practicorum uſui popul
auch von 1779. S. 49—75. Der Verf.
diejenige Aerzte, welche die ganze Kunſt blos
ſchen Theil einſchränken, und zeigt denn, ob er
Nutzen nicht ganz verkennt, wie wenig Anlei
Volk in Abſicht auf ſeine Geſundheit ihrem
chen; manche ſchröke der dicke Band ab,

Schriften nicht eher, als wenn die Krankheit ſchon da
wo es denn nicht viel mehr nützen könne, mancher ver-
ſie nicht, wenn ſie auch noch ſo faßlich geſchrieben zu ſeyn
ien, wenigſtens nicht ihre Anwendung auf den vorliegen-
Fall. Einem Manne, der nicht abſichtlich zum Arzte
der ſey, ſey es unmöglich, die wahre Urſache und die ver-
e Zeitläufte verwickelter, ja wohl oft einfacher Krank-
zu erforſchen, manche ſchröckt die fürchterliche Be-
ung der Krankheit, die ſie haben oder zu haben glau-
und ihres Ausgangs, wie ſie ihn da leſen, und ver-
merkt ihr Uebel, auch erregen dergleichen Schriften dem
, der nach ſeiner Ueberzeugung handeln will, öfters
rſprüche und Mistrauen von Seiten des Kranken oder
r Freunde, welche dergleichen geleſen haben, und unrich-
erſtehen. XIII. De carechu, auch von 1779. S. 79—
Voraus gehen einige neuere Entdeckungen in der Lehre
den einfachen Arzneyen aus dem Gewächsreiche, denn
ie Geſchichte dieſes Saftes von Garzias ab Horto an,
einer ſchon 1563 erwähnte; ob ihn gleich Wedel 1671
als etwas Neues anführt. Der Verf. leitet ihn mit
r von einem Baume aus der Gattung der himoſa ab;
: beſchreibt er nun zuerſt die Merkmale der Gattung,
diejenige der Art, wovon dieſer Saft kommt, insbe-
re; hierauf die Art, wie er gewonnen und weiter zube-
:, und die Geſtalt, unter welcher er zu uns gebracht
, die Verſchiedenheiten, welche davon bey Materialiſten
Apothekern vorkommen, ſeine Kräfte, (von der fäulniß-
igen hat ſich der Verf. durch einen eigenen Verſuch über-
t,) ſeine übrige Eigenſchaften, die Merkmale ſeiner Gü-
ab Aechtheit, chemiſche Verſuche, die er im Feuer und
Auflöſungsmitteln angeſtellt hat, die Arzneyen, welche
potheken daraus bereitet werden, und die Krankheiten,
welchen ſie empfohlen worden, und wirklich heilſam iſt.
Lichte brannte er nicht, ſondern blähte ſich nur mit Kni-
auf; ein Quentchen gab mit Waſſer 44, mit höchſt ge-
gtem Weingeiſt, 30 Grane Extrakt; Baumöl löſte nichts
n auf; Vitriolöl erhitzte ſich damit. Er wirkte nicht
durch ſeinen zuſammenziehenden, ſondern auch durch ſei-
ſchleimigen und bittern Grundſtoff. XIV. De dulcium
ira et viribus, auch von 1779. S. 141—190. Süßer
hmack verräthe bey organiſirten Körpern und ihren Thei-
mmer die Gegenwart des Zuckers oder ſeiner Säure, ein

Verzeichniß der Pflanzen, die ihn liefern, und eine kurze Nachricht von der Art, wie er gewonnen wird, die Arzneykraft süßer Körper, bey deren Beurtheilung man freylich auch auf die Beymischung der andern Bestandtheile Rücksicht nehmen muß, auch seine nachtheilige Wirkungen. Beydes aus Gründen, und sowohl nach Erfahrungen, die im lebendigen Leibe gemacht sind, als nach Versuchen, die außerhalb desselben angestellt wurden. XV. Spinae bifidae ex mala ossium conformatione initia von 1779. S. 193—222. Voran geht eine musterhafte Beschreibung des Uebels, seiner Zufälle, Merkmale und vermuthlichen Ursache. Der V. sucht diese in einer ursprünglich übeln Bildung der Knochen, in welchen das Uebel ursprünglich seinen Sitz hat, dann eine Beschreibung eines davon befallenen Mädchens, das von einer venerischen Mutter gebohren und ohne Wasserkopf war, nach dem Knochengerüste. XVI. De medendi ineae capitis ratione paralipomena von 1782. S. 225—254. Man hätte den Grind, statt ihn durch innerliche Mittel heilen zu wollen, hauptsächlich durch äußerliche bekämpfen, und sich nicht mit solchen begnügen sollen, die das Uebel nur auf einige Zeit schwächen, von den verschiedenen Benennungen dieses Uebels und der Bedeutung derselben bey den Aerzten, er sey ein bloßes örtliches Uebel, der Sitz sey aber nicht bloß in der Wurzel der Haare, und Ausraufen der Haare schaffe daher keine daurende Hülfe, er sey vielmehr in den Fettbälgchen oder im Zellgewebe selbst, obgleich auch andere Uebel damit verwickelt seyn können. Unter den innerlichen seyen die Spießglas- und Queckſilbermittel, diese besonders bey dem venerischen Grinde, und abführende die kräftigste; aber ohne äusserliche Mittel unwirksam. Werlhofs Krätzsalbe habe sich in seiner Erfahrung am kräftigsten erwiesen; in einem hartnäckigen Wachsgrinde half doch auch sie nichts, aber der Gebrauch des Schierlings, der äußerliche mit dem innerlichen, heilte ihn zuletzt. (Das Mistrauen des Verf. in die dreyfarbige Viole hat uns befremdet, denn nur dieses können wir für die Ursache ansehen, daß er ihrer nicht erwähnt hat.) XVII. De tempore exhibendi emetica in febribus intermittentibus maxime opportuno, auch von 1782. S. 257—292. Zuerst die Zufälle, welche den Gebrauch der Brechmittel erfordern, und nothwendiger machen, als den Gebrauch solcher, die auf den Stuhlgang treiben, denn ihre Wirkungen, die sich nicht bloß auf den Magen und seine Unreinigkeiten

iten beziehen. Dahin zählt der Verf. auch ihre Kraft, den auf den Gebrauch der Fieberrinde vorzubereiten, die vorlichſte die Brechwurzel und die Brechmittel aus Spießglas. Verf. räth das Brechmittel zu geben, wenn der neue nfall von Fieber auf dem Wege iſt, und empfiehlt zu dieſem ıdzweck eine Auflöſung des Brechweinſteins in Waſſer, wo cht beſondere Umſtände ſeine Anwendung im Anfall ſelbſt fordern. XVIII. Vindiciae nominum trivialium ſtirpis a Linneo Equ. impertitorum von 1782. S. 295—12. Der Verf. findet den Urſprung ſolcher abgekürzten Naı ſchon beym Dioskorides, und führt hier ſowohl von ihm, s von mehreren ſeiner Nachfolger, bis auf unſere Zeiten, eyſpiele davon an. Linné hat nur das Verdienſt, daß er rgleichen Namen allen Pflanzen beylegte, nur um ſich kürr auszudrücken, ohne dabey immer Rüſicht auf eine oder e andere ihrer auszeichnenden Eigenſchaften zu nehmen, und it der ausdrücklichen Warnung, ſie nicht ſtatt der beſtimmrn Beſchreibung zu gebrauchen, ſo würde doch immer dem nfänger die Kenntniß der Pflanze erleichtert, dem bey Erınung des Namens ihre Merkmale gegenwärtig ſeyn konnn; die Arten einer Gattung mit Numern zu bezeichnen, y abgeſchmackt. Zuletzt giebt der Verf. 28 Geſetze, die man y Ertheilung der Trivialnamen vor Augen haben müſſe, ıd erläutert ſie durch Beyſpiele; insbeſondere verwirft er die eynamen, welche vom Vaterlande, Boden, Blüthezeit, auer, Farbe, Geruch, Geſchmack der Pflanze, genommen ıd, auch die Provinzialnamen, auch ſolche, die vom ökonoiſchen oder Arzneygebrauche entlehnt ſind. XIX. Praeſtet no medico an pluribus iunctim uti? disquiſitio oratioe enucleata von 1781. S. 335—350. Der Verf. wägt e Vortheile und Nachtheile von dem Gebrauch mehrerer erzte zugleich nach den Umſtänden gegen einander ab. XX. e vermibus in lepra obviis iuncta leproſi hiſtoria von 1762. 353—400. Auch hier ſind mehrere ſpätere Bemerkunn ſorgfältig eingerückt. XXI. Obſervationes de lumbricorum ſetis von 1768. S. 403—412. haben ſehr viele Zuße erhalten. Die Reihen von Borſten, welche der Regenm über ſeinen ganzen Leib der Länge nach hat, ſind alle pelt. Daß Willis dieſes ſchon bemerkt habe, hat der rf. in ſeinen Schriften nicht finden können; keine Spur von findet man bey den Spulwürmern. XXII. De materia arthritica ad verenda aberrante Diſquiſitio, von 1785,

und mit einem neuen Abſchnitte vermehrt, S. 415—470. Der Verf. nimmt Rheumatismus und Gicht als eine Krankheit an, und zeigt dieſes aus der Aehnlichkeit ihrer Zufälle und ihrer Heilart, ihre Verſetzung auf die Zeugungstheile bringe eben ſo mannichfaltige Zufälle hervor, als die Luſtſeuche, wenn ſie ſich in dieſen Theilen äußert; was die innere Haut der Harnröhre reizen und entzünden könne, könne auch einen anſcheinenden Saamenfluß erregen, wenn er von einer Verſetzung des Gichtſtoffs komme, könne er freylich auch mit dem veneriſchen oder hämorrhoidaliſchen verwickelt ſeyn. Ueberhaupt finde man bey Leuten, welche an der Gicht leiden, öfters Fehler in dieſen Theilen: die ausführliche Geſchichte eines ſolchen Kranken, und ſeine Heilung; einige ähnliche von Theden dem Verf. berichtete Fälle, einige von dem Bruder des Verf. oder vielmehr von Herrenſchwand, ferner von Aevel, Wichmann, Lentin und dem ſeel. Brückmann. XXII. Succi aloes amari initia von 1785. S. 471—500. Wie wenig Munting zur Kenntniß der Arten, von welchen die Aloe kömmt, gethan habe; Linné ſey doch zuweilen zu ſtreng geweſen, und habe, wie z. B. in der Aloegattung, wahre Arten zu bloßen Spielarten gemacht, auch Thunberg habe nicht deutlich genug gezeigt, von welcher Art die in Apotheken gebräuchliche Aloe komme. Der V. beſchreibt denn eine Art Aloe, die er elongata nennt, und im Frühling 1784 in der Blüthe vor ſich gehabt hat, von dieſer, glaubt er, komme der Aloeſaft, und hält ſie mit Blackwell Aloe vulgaris, und Regnault Aloe commune für die gleiche. Einige Arten Aloe haben einen geſchmackloſen oder nur wenig geſalzenen, die klebrichte einen ſüßen, die bunte einen ſüßlichten, die niedrige einen anfangs bitterlichen; hintennach aber ſüßen, die meiſte Abarten der Durchſtochenen einen bittern Saft. Die Bitterkeit iſt nur in der Schaale der Blätter, die Art, wie der Saft geſammlet wird, nach Thunberg und Sparrmann, einige eigene Verſuche des Verf., ihn aus den Pflanzen im Göttingiſchen Garten zu erhalten.

Er.

Die Feldmäuſe und ihre Verwüſtung im Jahre 1773. Ein Wort zu ſeiner Zeit, an die Ortsobrigkeiten und den Landmann in Franken, von ihrem fränkiſchen

kiſchen Landsmanne. Gedruckt im Jahr 1786. 1½ Bogen.

Schlimm genug, wenn Ortsobrigkeiten nicht ſelbſt patriotiſch genug ſind, dem armen Landmanne bey Landplagen zu Hülfe zu kommen, ſondern dazu erſt durch einen Patrioten erweckt werden müſſen. Gewiß ein Wort zu ſeiner Zeit, auch für die Obrigkeiten der Gegenden in Deutſchland, wo ſich jetzt durch Vernachläſſigung die Hamſterbrut bis zur Landplage und zum jährlichen Schaden von 17 bis 24000 Rthlr. an manchem Orte vermehrt hat.

Der Patriot denkt nach ſehr vernünftigen Grundſätzen. — Es giebt Hinderniſſe im Feldbau, die ſelten, oder in Zeit eines Mannsalters, nur einmal vorkommen. Der Landmann kann ſich ſelten dabey ſelbſt Rath ſchaffen, wählt unrechte Mittel, oder braucht die rechten zur Unzeit. Dieß iſt vorzüglich ein Gegenſtand obrigkeitlicher Fürſorge, bey Zeiten die beſten Mittel bekannt zu machen — und die Saumſeligen bey Strafe anzuhalten, ſolche zu gebrauchen. Wir ſind hierinnen vollkommen der Meynung des Verf. Mancher iſt ſo eigenſinnig, daß er bloß aus Eigenſinn, weil das Mittel neu iſt, ſolches nicht gebrauchen will. Sollen andere darunter leiden? Er muß bey Strafe angehalten werden, und das iſt Pflicht gegen andere Mitglieder der Geſellſchaft, ſie ſchadlos zu halten. Wie iſt es mit den Blitzableitern ergangen?

Unter die ſeltner vorfallende Landplagen gehören Heuſchrecken-, Schnecken- und Mäuſefraß. Der Landmann iſt ſelten mit den rechten Gegenmitteln bekannt. Der V. klagt bey der Fruchtbarkeit der fränkiſchen Fluren über den Mangel des Leinſaamens, Rübſens, Mohns und der Oehlmühlen.

Im Herbſte 1786 eine große Menge Feldmäuſe. Geſchichte des Mäuſefraßes 1773 in den ſchweinfurtiſchen Fluren — zur Warnung, um auf Gegenmittel gegen die drohende Gefahr für die Aernte 1787 zu denken. Ein einziger Iltis, der ſich in einen Kornacker in ein altes Hamſterloch einquartirt hatte, rettete dieſen Acker vom Mäuſefraß. Ein kleines Thier konnte das, ſollte Menſchenfleiß nicht mehr können? Principiis obſta —

In der Feldmark Schweinfurth und des Wirzburgiſchen Dorfes Geldersheim wurde alle Winterfrucht zu Grunde gerichtet. Es war die ordentliche kurzgeſchwänzte Feldmaus, Büffons Campagnol*) — Sie machen Gänge unter der Erde, und ſammeln, wie die Hamſter, in Kammern Wintervorrath ein — auf Wieſen Wurzelknoten, auf Aeckern Aehren — Von 20 bis 30 Morgen kaum drey Garben, von manchen nicht eine Aehre. Auch kein Stroh übrig, alles zernagt. Die armen Leute gruben die Aehren aus; dieſe waren aber größtentheils ausgewachſen oder verſchimmelt. Nach der Aernte fielen ſie auf Rüben, Kohlrüben und Kartoffeln. — Sie halten ſich im Winter in der Erde, und durch das Wetter allein werden ſie ſchwerlich ausgerottet. (Rec. weiß aus Erfahrung, daß ihnen im Frühjahr nichts mehr ſchadet, wenn ſie aus den Löchern kommen, als Glateis. Darauf können ſie nicht fortkommen, und zappeln ſich zu Tode.) — Der Boden Mergelerde, und ſie gehen tiefer, als der Pflug. — Bey dem gelinden Winter 1772 vor der Herbſtſaat wurde der Acker mit neuem groben Miſt bedünget. Dieß iſt für die Mäuſe die rechte Niſtung. Alles zog ſich in die Aecker, den Jungen wurde durch den Miſt auf die Beine geholfen, die ſonſt bey naſſer Witterung umkommen. Im Herbſte 1772 eine Generation mehr, als in andern Jahren — Große Unachtſamkeit, weil man ſie vor den Blättern nicht ſahe.

Am Ende des Septembers 1772 waren auf jedem gedüngten und ungedüngten Acker 3 Paar, auf 1000 Aeckern 3000 Paar. Dieſe zeugten bis Anfang des Novembers, auf jede Brut nur 4 Junge — öfters 8 bis 9 in einem Neſte — alſo ſchon 6000 Paar, oder 12000 einzelne, mithin damals Alte und Junge 180000 zu ernähren. — Der Zeugungstrieb war ſchon im 2ten und dritten Monat des Lebens da, nur 4 Wochen trächtig; ſonſt ihre Vermehrung unerklärbar. Die Naturforſcher wiſſen davon nichts Gewiſſes. Die ganze Zeit ihrer Vermehrung beträgt etwa 6 oder 7 Monat; wie viele kommen nicht um; wie viele werden von den Raubthieren, Wieſeln, Iltiſſen, Mardern, Füchſen, Eulen, Raben, Falken u. a. verzehrt, und doch ihrer eine ſolche Menge! Allein wir

*) Nicht Mus terreſtris Linn., ſondern gregarius, no. 16, wegen des kurzen Schwanzes.

wir geben jedem Acker vor Winters nur 4 Paar Mäuſe, 2 Paar ſollen zu Grunde gehen, und 2 Paar bleiben. Fangen dieſe ihre Vermehrung im März an, ſo muß man über die Menge erſtaunen. —

Im September 1772 ſollen nur 6000 einzelne Mäuſe da geweſen ſeyn. Dieſe zeugten bis Anfang des Novembers
12000. Dieſe ſollen den Winter überbleiben, und die 6000 geſtorben ſeyn. Vom Anfange des Märzes bis April zeugten dieſe
24000. Vom April bis May
24000. Vom May bis Junius
24000.

Hier fangen die im Anfange des Märzes gezeugten an, ſich ebenfalls mit 4 auf jede Brut zu vermehren, und liefern
48000 junge Mäuſe.

Vom Junius und Julius fallen
24000 von dem alten den Winter übriggebliebenen Stamm.
48000 von den Anfangs März und April dageweſenen, und
48000 von den vom April bis May gezeugten Mäuſen.

252000 zu Anfang des Julius auf den tauſend Acker Feldes. Wir geben jedem einzelnen Acker 252 Stück.

Vom Julius bis Auguſtus wieder erzeugt
24000 von dem erſt dageweſenen Stamm,
48000 von den vom März bis April erzeugten, als der dießjährigen erſten Brut,
48000 von der im April bis May dageweſenen zweyten Brut,
48000 von der vom May bis Junius geſetzten dritten Brut.

Hier fangen die vom März bis April erzeugten 48000 wieder an, ſich mit
96000 zu vermehren.

516000 in Summe, auf jedem einzelnen Acker 516.

Der Abgang von 34000 gelieferten, und jedes Hundert mit 15 Kr. bezahlten Mäuſen, war nicht zu merken; doch wurde deſſen der Bauer bald müde, daher nur 7½ Kr. fürs Hundert. Weder Strafen, noch Belohnungen, reizen ihn, ſo lange ers für eine Strafe Gottes hält, und er hält es ſo lange dafür, als er kein gewiſſes Mittel gegen dergleichen Uebel, als z. E. die Zerſtörung der Raupenneſter, weiß.

Die

Die Obrigkeit wandte folgende Mittel an. Sämmtliche Stoppelfelder wurden Distriktweise gestörzt. Der ganze Winterbau in 7 Distrikte getheilt, zu jedem 2 Tage Zeit. Hinter dem Pfluge Jemand mit einem Besen, die ausstreingenden M. zu tödten. Die Saumseligen für jeden Acker mit 14 Schilling bestraft. An den Wegen die Löcher verrammelt. Alles vergeblich.

In den grünen Saamen Weizenmehl mit ungelöschtem Kalk in Ziegeln, die mit andern bedeckt wurden. Es blieb stehen, weil sie noch nichts grünes frassen. Andere unwirksame Mittel: vergiftetes Speck und Fett; das Zustampfen der Löcher; das Einblasen des Schwefelrauchs. Kugeln von zerstossenen Hanfkörnern, Weizenmehl, Honig und Kräheaugen, die im Wasser abgekocht waren, weil sie schwer zu pulverisiren, in die Löcher gelegt, wie auch Nußkerne mit Schirling im Wasser abgekocht.

Arsenik mit Mehl vermischt auf bedeckten Ziegeln, tödtete einige; aber der Ziegeln waren zu wenig. Besser wirkten Kugeln von Arsenik, Weizenmehl und Honig in den Löchern. Aus Furcht mußten die Schweine von den Stoppeln bleiben, die doch viele getödtet hätten. Zuletzt bloßes Arsenik, 1 bis 2 Loth unter ein Pfund Sauerteig, aber nicht mit den Händen geknetet; davon Kugeln einer Erbse groß, vor die Löcher und in die Gänge gelegt. Diese frassen sie nach der Aernte häufig. Viele starben davon in und außer den Löchern. Die letztern von Raben und Dolen, aber ohne Schaden, verzehrt, weil sie den Magen nicht mitfrassen.

Das Eingraben irdener glasurter Töpfe von 3 bis 4 Maaß, zum Drittel mit Wasser gefüllt, that die besten Dienste; sie müssen so eingegraben werden, daß die Erde einen Querfinger über den Rand gehen muß. In jedem in einer Nacht 4 bis 6 Mäuse gefangen. Dies eins der sichersten Mittel, in allen Aeckern zu gebrauchen. Durch diese beyden Mittel unzählliche getödtet, und dennoch die Mäuse in Menge da. Der Verf. glaubt: es gebe nach der 3ten Brut im Frühjahr kein wirksames Mittel mehr, ihrer Vermehrung Einhalt zu thun, ohne die Früchte mit zu verderben. — Die Mittel rekapitulirt. —

1) Nichts den Mäusen beförderlicher, als der grobe Mist vor der Herbstsaat. 2) Die in der Brach liegende Kleeäcker müssen Bartholomäi herumgerissen seyn. Zwey Jahr zum Abgrasen stehen gebliebene Kleeäcker dienen den Mäu-

Mäuselöcher zum Aufenthalt. Jeder Besitzer, wenn er auch einzelne Mäuselöcher in seinen Aeckern verspürt, muß bey diesen Haselstauden, Weiden ꝛc. mit beyden Enden, als einen Bogen, in die Erde stecken. Darauf setzen sich die Raubvögel bey Tag und Nacht, lauern auf die Mäuse, und fangen ihrer viele weg, welches nicht geschiehet, wenn sie im Fluge darauf Achtung geben sollen. Ein wichtiger Umstand! 4) In die zugestoßnen und wieder aufgestoßnen Mäuselöcher Giftkugeln von Arsenik und Sauerteig zu legen. 5) Zugleich mit irdenen Töpfen zu besetzen. 6) Oefterer Bericht an die Obrigkeit abzustatten.

Wenige Blätter; aber darin so viel gutes, wahres und richtiges gesagt, daß sie verdienen, von jeder Obrigkeit — von jedem Oekonom — angeschafft und benutzt zu werden, zumal da jetzt in einigen Provinzen Deutschlands, als im Halberstädtischen, die Hamster anfangen, sich so zu vermehren, daß, wie Rezensent aus sichern Nachrichten weiß, bey Quedlinburg vom 1sten May bis zum 10ten Junius d. J. 32214 Stück gefangen sind.

Wu.

Anfangsgründe der Naturgeschichte, welche zugleich zur Uebung in der lateinischen Sprache dienen können, zusammengetragen von Heinrich Peter Christian Esmarch, Rector der königlichen Domschule zu Schleswig. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung, 8. 1787. 751 Seiten.

Eine mühsame Arbeit, die Anfangsgründe der Naturgeschichte aller drey Reiche auszuschreiben, zusammenzutragen — und alsdann mit lateinischen Wortern und Floskeln zu versehen! Wir müssen dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er von allen Gegenständen der drey Naturreiche nicht nur die Charaktere und Namen richtig angegeben; sondern auch, besonders im Thierreich, die eigentliche Naturgeschichte von der Natur, Lebensart, Vaterlande und Eigenschaften des Thiers, mit einer angenehmen Kürze und Präcision vorgetragen hat, wobey wir uns S. 488 auf die

Arti-

Artikel: Hyäne, Löwe, S. 497. Dachs, und andere berufen wollen. Jungen Leuten wird dadurch die Naturgeschichte immer nützlicher und angenehmer gemacht; insonderheit das Trockene des Systems ungemein erleichtert. Ein solches Kompendium der Naturgeschichte über alle drey Reiche der Natur ziehen wir einem Cramerschen mit den prächtigen Farben illuminirten Werke von Papillons exotiques, das beynahe 200 Rthlr. kostet, und im Grunde, da es gar keine Naturgeschichte dieser Insekten enthält, als ein pures kostbares Mahlbuch anzusehen ist, weit vor. Wir wüsten, wenn wir auch die sonderbare Idee, die Lehrlinge dadurch zugleich im Latein zu üben, ausnehmen, außer Leskens, Blumenbachs und Baumanns Kompendien, für Schulen, wegen seiner vielfassenden Kürze, fast kein brauchbareres, als dieses zu empfehlen. Zwar wollen wir diese Art von Uebung im Latein bey der Naturgeschichte nicht ganz verwerfen. Wir sehen die Absicht des Verf. recht wohl: eines soll das andere heben und befördern. Die jungen Leute sollen durch die angenehme Wissenschaft desto stärker gereizt werden, sich im Latein zu üben; ob aber das naturhistorische Latein für sie das beste und brauchbarste Latein sey, ist eine andere Frage. Und um des Himmels willen, wie viel Zeit wird dazu erfordert, ein solches Buch, wie dieses, durchzugehen, zugleich aber die Uebung im Latein damit zu verbinden. Hat ein junger Mensch auf Schulen sonst nichts zu lernen? Wir werden diesen Punkt unten noch einmal berühren.

Gesetzt aber auch: die Sache ließe sich vertheidigen; so weiß ich nicht, ob nicht Jünglinge, welchen es Ernst ist, Naturgeschichte, auch mit Sprache zu studieren, solche besser aus der Quelle, aus dem meisterhaften Original des unsterblichen Linné, als aus dem zierlichen Rectorlatein — — man verzeihe diesen Ausdruck, und deute ihn nicht ironisch — lernen möchten. Schwerlich möchte der geschickteste Rector einen Linné in seinem präcisen und körnichten Ausdruck übertreffen. Und aus Cicero kann man kein naturhistorisches Latein lernen. Das Rectorlatein ist in diesem Punkt viel zu gekünstelt, zu weitschweifig, wovon wir mehr, als eine Probe anführen könnten, und nur gar zu oft verliert sich der wahre naturhistorische Begriff der Sache, unter dem Mantel des gekünstelten Lateins. Nur ein Beyspiel. S. 529.

Fluß-

Flußpferd. Dieſes ungeheure, aber nicht grimmige Thier. Vaſta, ſed minime ſaeva bellua. Warum nicht immanis? Minime ſaeva iſt offenbar falſch. Ein Thier, das mit einem Biß, wenn es aufgebracht iſt, einen Menſchen mitten durchbeißen kann, muß doch wohl zuweilen grimmig werden. Erxleben ſagt: Mitis, niſi laceſſitus. Sparrmann fürchtete ſich ſehr vor dieſem Thier.

S. 624. Schwimmende Amphibien ſind den Fiſchen ſehr ähnlich. Referunt piſces. Ich tadle das Latein nicht. Sollte ſich aber nicht mancher Schüler hierbey irren?

S. 455. bringen ihre Jungen lebendig zur Welt. Animalia parere. Eigentlicher Foetus. Und dergleichen mehr.

Schwerlich möchte der V. durch ſein zierliches Latein, z. B. die Naturgeſchichte des Hundes und der Spinnen, ſo kurz, richtig und emphatiſch faſſen, als es Linne' gethan hat.

Nur über einige Punkte müſſen wir uns noch erklären, weil ſie uns beſonders aufgefallen ſind. In der Zueignung an den Propſt Lüders ſagt der V.: „Wenig neues werden ſie finden; aber, wie ich hoffe, auch wenig unwahres. Denn ich habe bey dem Mangel an Büchern, da ich nicht für Geld diene, das meiſte ſelbſt ſorgfältig unterſucht, und daher nur die Arten derjenigen Pflanzen und Thiere beſchrieben, welche ich in dieſer Gegend gefunden habe.“

Das meiſte — aus allen drey Naturreichen unterſucht — ſorgfältig unterſucht. Das will viel ſagen. Sollte das eines Menſchen Sache — ſollte dazu ein Menſchenleben hinreichend ſeyn? — Und gleichwohl hat der Verf. nur die Arten Pflanzen und Thiere ſeiner Gegend beſchrieben. Dieſen Widerſpruch können wir nicht löſen, da doch alles aus Linne', Müller, Blumenbach, Leske u. ſ. w. zuſammengetragen iſt. Vielleicht wäre eine gute ſchleswigiſche Flora oder Fauna ſeinen Schülern brauchbarer geweſen, als eine ſo weitläuftige, aus allen bekannten Büchern zuſammengetragene Naturgeſchichte.

Auf der erſten Seite in der Einleitung §. 1. ſteht wieder eine kleine Unwahrheit. Nach dem V. iſt die Naturgeſchichte eine Beſchreibung der natürlichen Körper, welche auf der Oberfläche der Erde gefunden werden. Gleichwohl ſagt

er mit der Mineralogie an. Wie reimt ſich dieſes mit der Oberfläche der Erde?

In der Naturgeſchichte der Würmer ſcheint der V. die neueſten Schriften und Entdeckungen wenig gekannt zu haben. Denn er ſetzt Aſkariden, Bandwürmer u. ſ. w. noch blos in die Därme der Menſchen.

Da es die Hauptabſicht des V. war, ſeine Schüler bey der Naturgeſchichte, zugleich im Latein zu üben; ſo hätte er, unſers Erachtens, beſſer gethan, wenn er aus jedem Naturreiche einige der vornehmſten Produkte ausgehoben, mit Latein verſehen, und daraus ein kleines Compendium für ſeine Schule gemacht hätte: ſo hätten die Lehrlinge einen Fingerzeig, wornach ſie, wenn ſie hierdurch geübt waren, im übrigen leichter fortkommen konnten. Denn, wie wir ſchon oben erinnert haben, wie lange will der Hr. R. hierauf dociren, wenn 1) die Naturgeſchichte erläutert, 2) alles in Latein überſetzt, und 3) die Fehler verbeſſert werden ſollen?

Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo können und müſſen wir doch, aus Ueberzeugung, dieſes mühſam bearbeitete Buch, als ein nicht ganz unbrauchbares Buch, allen Schulen empfehlen.

St.

Unterricht vom Polieren des Eiſens und Stahls, für Stahlarbeiter. Aus dem Schwediſchen überſetzt von D. C. Grüning. Flensburg und Leipzig, 1787. bey Korte, 8. 6 Bogen.

Dieſer Unterricht iſt die erſte Abtheilung der Rinmannſchen Geſchichte des Eiſens (Försök till jarnets Historia met till ämping för slögder och handwerk), deſſen Ueberſetzung durch Hrn. Georgi, im 67. Bande dieſer A. D. B. bereits angezeiget worden, wohin wir den Leſer verweiſen. Was den Herausgeber bewogen hat, 1787 dem Publico dieſes Stücklein vorzulegen, da ſchon 1785 das Ganze deutſch erſchienen iſt, läßt ſich nicht errathen. Die Vorrede, ſo den 7. März 1784 unterſchrieben iſt, kann nichts entſchuldigen.

Rg.

Pharma-

Pharmaceutiſchchemiſche Erfahrungen über die neueſten in der praktiſchen Pharmazie gemachten Entdeckungen und Verbeſſerungen, von Joh. Caſpar Dollfuß. Leipzig, 1787. bey Haugs Wittwe. 136 S. in 8.

Das deutſche leſende pharmaceutiſche Publikum würde eben nicht viel eingebüßet haben, wenn dieſe Schrift nicht erſchienen wäre. Ob auch gleich eine und die andere Beobachtung nützlich iſt, ſo wird man doch zweifelhaft, weil der Verf. in andern Fällen ſeiner Kunſt noch nicht gewachſen zu ſeyn ſcheint. Wir wollen ſeine Beſchreibungen nach der Reihe anführen, und bey jeder unſere Gedanken herſetzen. Die Bereitung des rohen **Queckſilberkalks** iſt gut, enthält aber nichts Unbekanntes. **Verſüßtes Queckſilber** ohne korroſiviſchen Sublimat zu bereiten, aus Queckſilbervitriol lebendiges Queck- und Kochſalz, iſt auch ſchon von Bonz beſchrieben worden, und mit eignen Schwierigkeiten verbunden, deswegen ſeine Art nicht allgemein angenommen werden wird. Was der Verf. vom **Spießglanzglas** anführt, und daß der Spießglanz während der Kalcination die Schmelzung nicht nöthig habe, iſt längſt bekannt. **Vom Spießglanzkönige** iſt es auch längſt bekannt, daß man mit Eiſen mehr; aber mit Eiſen vermiſchten König bekommt, der ſo leicht nicht davon zu reinigen iſt, als es der Verf. vorgiebt. Ein von ihm vorgeſchlagener gegoſſener eiſerner Tiegel würde vielleicht nicht die reine Schmelzung aushalten. Bey Beſchreibung der **Spießglanzbutter** aus Kochſalz, Vitriolöl und Spießglanz will er deutlich geſehen haben, daß die Salzſäure auf den rohen Spießglanz nicht wirken könne. Rec. aber ſahe aus ſeiner Vorſchreibung, daß ſeine Arbeit nicht gehörig von ſtatten gegangen war. Die Detonirung des **ſchweißtreibenden Spießglanzes** in einem eiſernen Mörſel iſt nicht rathſam. Von der Bereitung des **Spießglanzweinſteins** nichts als bekannte Dinge. Die Bereitung des **mineraliſchen Kermes**, wovon 3½ Pfund von 18 Pfund Spießglanz und 24 Pfund Pottaſche erhalten worden, finden wir eben nicht ſonderlich vortheilhaft; beſonders da von der Benutzung der überliebenen Lauge nichts erwähnt worden iſt. Beym **goldfarbenen Spießglanzſchwefel** eine gute Beobachtung, die Beziehung auf die ſchöne Farbe deſſelben hat. Bey Jakobi

flüssiger Spießglanzseife ist mit Recht erinnert, daß ein wäßrigter Weingeist darzu gebraucht werden müsse, sonst enthalte die Tinktur keine antimonialische Theile. Von der Bestuschefischen Nerventinktur nichts anders, als was schon darüber von Hrn. Klaproth bekannt gemacht worden. Die sämmtlichen 10 Versuche, Silberkrystallen und Höllenstein betreffend, verrathen noch manche Unwissenheit des V. Hätte er zur Schmelzung des Silbers, anstatt des rohen Borares, gebrannten genommen, so würde ihm kein Silber im Tiegel zerstreuet worden seyn. Auch das Verfahren im dritten Versuche ist ganz schülermäßig. — Hätte der Verf. nicht voraussehen können, daß eine Silberauflösung, worzu ausgebrannte Borten verbraucht worden, die sammt dem kohligen Pulver zur Trockne abgeraucht und geschmolzen wird, ganz zersetzt werden muß? Im 9ten und 10ten Versuche ist die Reduktion eines gewissen Hornsilbers beschrieben, ohne daß zuvor dieses Hornsilber angeführt worden; und dabey war es doch ein Glück für Marggraf, daß der Verf. dessen Reduktion des Hornsilbers noch richtig, und mit seinen eigenen Versuchen übereinstimmend gefunden hat. In der Beschreibung der Kupferkrystallen (krystallisirtes Spangrün) nach Wenzels Vorschrift kommt nichts besonders vor. Aus den Versuchen über die Verfertigung des Phosphors erkennet man wieder, daß der Verf. bey seinen Arbeiten nicht die möglichste Genauigkeit beobachtet hat, auch überhaupt noch nicht Kenntniß genug von den zu bearbeitenden Gegenständen besitzt. Wir führen folgende Stelle zum Beweise an, wie geschwind der Verf. die Knochensäure ausgeschieden zu haben glaubt: — „In 24 Pfund Wasser, die ich in einem zinnernen Kessel auf dem Feuer warm hielt, goß ich behutsam 22 Unzen englisches Vitriolöl, und in diese Mischung streuete ich nach und nach 3 Pfund gepülverte, weißgebrannte Knochen, nachdem diese 3 Pf. Knochen eingetragen und vollkommen damit gemischt war, untersuchte ich etwas von der hellen Flüssigkeit, so einen bitterlichen sauren Geschmack hatte, und fand, daß sie nicht den geringsten Antheil Vitriolsäure enthielt“ So geschwind stehenden Fußes haben wir diese Säure noch nicht aus den Knochen scheiden können. Falsch ist es auch, daß der Präzipitat, welcher aus der Phosphorsäure durch Alkali gefället wird, aus Selenit bestehe, da es vielmehr ganz Knochenerde ist, davon die Phosphorsäure einen Theil aufgelöst erhält. Die ausgedünsteten Schwefeldämpfe S. 65. bewe-

sen

ſen doch wohl, daß ſeine Knochenſäure noch viel Vitriolſäure (wegen der flüchtigen Scheidung,) beſeſſen haben müſſe. Wenn man den 7. 8. und 9ten Verſuch mit einander vergleicht, ſo findet man lauter Verwirrung. Nach dem 7. Verſ. erhielt der Verf. aus 3 Pf. weißgebrannten Knochen und 22 Unzen Vitriolöl, von der dadurch erhaltenen Knochenſäure 3 Loth, 40 Gran Phoſphor. Im 8. Verſuche ſagt er gegen das Ende, daß de Morveau weniger erhalten habe; wenn dagegen Nikola aus 6 Pfund weißgebrannten Knochen und 4 Pfund Vitriolöl 10 Loth Phoſphor erhalten zu haben angiebt, ſo ſcheint ihm dieß eine ungewöhnliche Menge zu ſeyn. Nun erzählt er im 9. Verſuche, daß er zu zweymalen von 1½ Pf. Knochen und 1 Pf. Vitriolöl die Säure ausgeſchieden, und daraus zum erſtenmal 1 Loth 10 Gran, und das anderemal nur 1 Loth Phoſphor erhalten habe. Es wäre auch dieſer Verſuch zu oft wiederholten Malen angeſtellt; aber nie mehr Phoſphor erhalten worden, und doch hat er vorher nach dem 7. Verſ. aus der doppelten Portion 3 Loth, 40 Grane bekommen. Wo aber der Verf. bey der folgenden Stelle S. 70 ſeine Gedanken gehabt, iſt wohl ſchwerlich zu errathen. Sie heißt: „Ich möchte beynahe glauben, daß Herr Nikola die Knochenſäure nur von 6 Loth, und nicht von 6 Pfunden abgeſchieden, wobey er vielleicht überdieß die Säure nicht ſorgfältig geſammlet, und daß er bey dieſer erhaltenen Menge Phoſphorſäure den daraus zu erhaltenden Phoſphor nicht deſtillirt, ſondern nur geſchätzt habe.“ — Worne iſt ihm Nikolas angegebene Menge Phoſphor ungewöhnlich groß, und nach dieſer Stelle dünkt ſie ihm ungewöhnlich klein! Elender Galizianthias! Bey der weißen Magneſia iſt bloß Klügers und Scheelens Angabe abgeſchrieben. Von der gebrannten Bittерſalzerde glaubt er, daß ſie kein gutes Abſorbirmittel ſey, und daß es beſſer wäre, ſtatt der Magneſia andere ſäuretilgende Mittel zu wählen. Nun höre man den weiſen Ausſpruch: „Weniger würde man den Zweck verfehlen, wenn man in dieſer Abſicht in den Apotheken bloß reine Kalcherde, z. B. Auſterſchalen oder auch ganz reinen Marmor in Salpeter- oder Salzſäure aufgelöſt, und mit reinem Laugenſalz niedergeſchlagen, aufbewahrte. Manche Vortheile würden hieraus erwachſen: Der Apotheker würde z. E. von der Mühe des langen Reibens befreyt, und könnte ſich von der Aechtheit ſeines Arzneymittels verſichern“ — O über die pharmaceutiſche Kannengießerey! Die Beſchrei-

bungen von Vitriolæther, Salpeteræther, Salzæther, konzentrirten Eſſig und Eſſigæther, Minderers Geiſt, Weinſteinſäure, und geblätterter Weinſteinerde ſind entlehnt, und ohnedies bekannt genug. Aus des Verfaſſers Bereitungsart der Benzoeblumen und dem angegebenen Erfolge, ſieht man wieder, wie weit deſſen Genauigkeit reicht. Von einem Pfunde guter Benzoe hat er nicht mehr, als 9 Quentchen, ein andermal von vier Unzen nur zwey Quentchen und 5 Grane, und durch den Sublimationsweg vom Pfunde 7 Quentchen 50 Grane erhalten; da es doch mehr als zu gewiß iſt, daß ein Pfund gute Benzoe 14 bis 16 Quentchen dieſer Blumen liefere. Sonderbar genug empfiehlt er auch noch den alten Weg der Sublimation vor der weit beſſern Scheeliſchen Methode. Zur Erlangung des flüchtigen Laugenſalzes aus dem Salmiak zieht er den Zuſatz der trocknen Pottaſche der Kreide vor, worin ihm Rec. nach eigner Beobachtung beypflichtet. Seignettesalz iſt nach Scheelens und Göttlings Methode verſucht worden. Die letztere Art hat ihm nicht recht gelingen wollen; er glaubt, daß es beſſer ſey, den tartariſirten Weinſtein mit mineraliſchem Alkali, aus Kochſalz durch Pottaſche gezogen, zuſammenzuſetzen. Endlich iſt noch die Deſtillation des Nelken- und Bernſteinöls beſchrieben.

Zk.

9. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Afrika, ein geographiſch hiſtoriſches Leſebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher, von K. Hammerdörfer und C. T. Koſche, A. M. Vierter Band, als eine Fortſetzung von Europa. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1787. groß 8. 944 Seiten und 22 S. Vorrede.

Bey einem ſo wenig bekannten Welttheile erwartete Rec. daß die beiden Hrn. Verf. nicht ſo raſch ſeyn, und ſich doch wenig-

wenigstens etwas besinnen würden, ehe sie es wagten, dem Publikum das öffentlich vorzulegen, was sie selbst erst aus den vorhandenen Schriften haben sammlen müssen. Unter diesen Schriften, die sie in der Vorrede genannt, fehlen sogar viele wichtige zum Theil neuere, die sie nicht wohl entbehren konnten, und leicht zu erhalten sind. Aber es scheint, daß sie glauben, es sey für ihr lesendes Publikum das alles gut genug, was sie für dasselbe zusammenschreiben, so deutlich man ihnen auch bereits bey den vorigen Theilen es gesagt hat, daß ihre gelieferten Produkte noch unreif sind. Nicht einmal ganz bekannte Handbücher, z. B. Schlötzers Nord Afrika, Mentzels Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, das beste Buch, was wir noch zur Zeit darüber haben, sind dabey gebraucht, und das ist um so viel verdrüßlicher, weil dieses Buch, wenn die gehörige Zeit wäre darauf verwandt worden, seiner Anlage nach unser Verlangen hätte befriedigen können. Beide befleißigen sich einer guten Einkleidung des Vorgetragenen, und wissen ihre Leser wohl zu unterhalten. Vorzüglich besitzt Hr. Hammerdörfer die Gabe eines angenehmen und leichten Vortrages, so daß man seine Arbeiten sogleich von dem andern unterscheiden kann. Beide haben aus den gebrauchten Büchern viel gutes, das man in den bis jetzt vorhandenen Handbüchern nicht findet, gesammlet. Besonders behauptet Hr. M. K. noch immer das Verdienst eines sorgfältigen Sammlers.

Beide befleißigen sich, auch von der Naturgeschichte des Landes uns was zu sagen — nur Schade, daß sie beide nichts davon verstehen. Sie hätten sonst, bey einer nur mäßigen Bekanntschaft mit dieser Materie, sehr leicht aus den neuern guten Schriften ihren Vortrag viel richtiger und interessanter machen können; indem gerade dies das beste und wahreste ist, was wir von Afrika wissen. Aber freylich mußte dies aus mehrern zusammen gesucht werden, und das ist ihre Sache nicht. Besonders trifft dieser Vorwurf Hrn. H. Er versichert uns z. E. daß in Aegypten große Heerden von Hornvieh, Büffeln, Schaafen, Ziegen, Pferden, Eseln und Kameelen auf den herrlichen Viehweiden der vom Nil bewässerten Gegenden, wilde Thiere aber schon seltener wären, weil sie im Lande keinen sichern Zufluchtsort fänden; doch aber solle es in den noch wenig besuchten Wüsten Oberägyptens Tyger, Löwen, Leoparden und Affen geben.

Weder Norden, deſſen Beſchreibung er doch unter die hier gebrauchten Hauptbücher rechnet, noch Granger haben in dem ganzen Nilthale bis an die Waſſerfälle hinauf, und noch weiter in Nubien bis Derri dergleichen zahlreiche Heerden und fette Triften angetroffen, ſo ſorgfältig auch Norden alles bis auf den Vogel, den er geſchoſſen, in ſeinem Tagebuche anmerkt. Nichts war ihm oft ſchwerer, als Lebensmittel aufzutreiben, und eine erhandelte junge Kuh, die, nachdem ſie geſchlachtet war, beynahe nur aus Haut und Knochen beſtand, ein höchſt magerer Bock, ein Büffelskalb, einige Schaafe, ſind nebſt den geſchoſſenen Vögeln die Artikel für die Küche, die Norden wichtig genug findet, zu nennen. Granger, dem es nicht beſſer erging, nennt indeß in ſeinem Thiervorzeichniſſe Strauße, Gemſen, wilde Ochſen, Steinböcke, Tyger, Wölfe, Füchſe, wilde Schweine, Haſen, Chamäleons, Ichneumons, einige Waſſerpferde, und eine unendliche Menge Krokodille, verſetzt aber die wilden Thiere nicht bloß nach Oberägypten. Der Ibis (der Brachvogel mit ſeinem langen Schnabel) ſoll eine Art großen Habichts ſeyn, der aber kein Raubvogel iſt, ſondern das Land vielmehr von Schlangen reiniget. — Das Flußpferd ſoll dem Kopfe und der Stimme nach dem Pferde gleichen, und wenn es Menſchen anfällt, ſoll das Thier (das bekanntlich von Vegetabilien lebt) ihm das Blut ausſaugen. Der Ichneumon ſoll der gemeinen Erzählung nach, dem ſchlafenden Krokodill durch den offenen Rachen in den Bauch kriechen, und durch den Bauch ſich wieder herausfreſſen! Wahrſcheinlich iſt es aber, ſetzt der Hr. Verfaſſer hinzu, daß der Ichneumon blos den Eyern des Krokodils nachſpürt. Das heißt doch aufrichtig bekennen, daß man von der Natur der Landthiere nicht einmal ſo viel wiſſe, um entſcheiden zu können, ob ſie die Natur der Amphibien, oder richtiger der Eingeweidewürmer annehmen, und im Bauche des Krokodills leben, freſſen und verdauen können.

Ihm kömmt es auch wahrſcheinlich vor, daß ganz Aegypten in der grauen Vorzeit See geweſen, und nur durch Aufeinanderhäufung des äthiopiſchen Schlammes in Land verwandelt ſey. (Allerhöchſtens konnte das vom Delta und Mittelthale, die doch lange noch nicht Aegypten ausmachen, gelten.) Der Nil floß ſonſt (nach S. 98) gegen Mittag von Memphis ſeitwärts, und verbreitete ſich in den Libyſchen

Sand-

Sandwüſten. (Wo mag doch da der Aethiopiſche Schlamm geblieben ſeyn?) Einer der alten ägyptiſchen Könige unternahm es, ihm einen andern Lauf anzuweiſen: er ließ ihm in Oſten von Memphis ein neues Bette graben, hemmte ſeinen auf durch einen ſtarken Damm, und zwang ihn, ſich in den Meerbuſen zu ergießen, der jetzt die Inſel Delta iſt. Das alte Flußbette iſt noch gegenwartig nicht unbekannt, indem eine Spur durch meiſt verſteinerte Trümmer von Fahrzeugen bezeichnet iſt. Durch dieſes Unternehmen entſtand nach und nach das Delta, das ſich durch den Sand und Schlamm erzeugte, welchen der Nil bey ſeiner Mündung anhäufte, und der endlich durch Anlegung von Dämmen und Canälen zum feſten urbaren Lande ward. Ohne gegen dieſe alte Meynung, die ſchon Herodot und Diodor von Sicilien geäußert, ſo viel erhebliches ſich auch dagegen einwenden läßt, etwas zu erinnern, fragt Recenſent; woher der Hr. Verfaſſer es wiſſe, daß ein gewiſſer König (wer denn?) ſeinen Lauf geändert habe? Und geſetzt, daß dies ſey, wie iſt es möglich, in dem alten Strombette verſteinerte Schiffstrümmern als Beweiſe davon zu finden? Rec. erinnert ſich freylich wohl in den Göttingiſchen Sammlungen von Reiſen davon etwas geleſen zu haben. Auch Pater Sicard hat auf einer Karte, die ein Beyſtück auf Lotter's neuer Karte von Aegypten iſt, verſteinerte Schiffe gezeichnet. Da aber Granger ſchon in den angeführten Sammlungen von R. dieſe abgeſchmackte Fabel widerlegt, ſo ſollte man doch von einem Manne, der ſich zu den neuen Aufklärern und Aufgeklärten in der Philoſophie und Religion zu rechnen ſcheint, wohl nicht erwarten, daß er dem Pater Sicard ſo was nachſchreiben würde. War ihm denn ſchon dies nicht auffallend genug, daß man in einer anſehnlichen Strecke nach dem Vorgeben der dortigen Mönche und anderer unwiſſenden Menſchen, verſteinerte Schiffsmaſſen u. ſ. w. in Menge finde? So viele Schiffe, deren verſteinerte Trümmer eine ganze Gegend bedecken, und davon jeder Reiſender noch Vorrath genug nach vielen Jahrhunderten findet? Wie ſind dieſe dahin gekommen? Auf dem trockenen Strombette ſind ſie ſitzen geblieben, als der König den Fluß abdämmete; wie könnten ſie erſt beweiſen, was ſie beweiſen ſollen? Wenn der Hr. Verfaſſer das glauben kann; ſo muß er noch nie haben Waſſer in ſolchen ebenen Gegenden ablaufen ſehen, auch nicht wiſſen, wie viel Zeit zur Abdämmung eines ſolchen Fluſſes erfordert

wird, geſetzt auch, der König hätte, ohne was vorher bekannt zu machen, durch ganze Schaaren von Menſchen den Damm machen laſſen wollen. Felſen ſind es, deren Spitzen unter dem Sande hervorragen, und davon man walzenförmige Stücke zerſtreuet findet, die das Anſehen von verſteinertem Holze haben.

Wo der Nil ſeinen Urſprung nimmt, hält er noch für unentſchieden, weil man ſich hier blos auf Erzählung unwiſſender Barbarer verlaſſen müßte. Dazu gehört doch wohl Lobo nicht? den er unter den gebrauchten Quellen in der Vorrede wenigſtens anführt. Dieſer ganz kluge Jeſuit hielt ſich einige Zeit an den Quellen des Nils auf, die er (nach S. 105 der franzöſiſchen Ueberſetzung in Quart, Paris und Haag 1728) in dem Abyſſiniſchen Königreiche Goiama fand. Es ſind 2 Quellen an dem Fuße eines ſich ſanft erhebenden Berges, deren Größe und Tiefe er ſogar angiebt. Hätte der Hr. Verfaſſer dieſe Stelle, und überhaupt Lobos ganze Beſchreibung des Nils wirklich geleſen; ſo würde er noch manches daraus haben gebrauchen können. Die Größe Aegyptens giebt er höchſtens auf 2000 Quadratmeilen an. Das iſt zu viel, wenn er blos, wie es ſcheint, das Nilthal und Delta meynt. Denn jenes iſt, nach ſeiner Angabe, nicht über 4 deutſche Meilen (nach dem Raynal 9 franzöſiſche oder 3⅔ deutſche Meilen) breit. Aber wer hat je die Gränzen Aegyptens blos darauf eingeſchränkt? Es ſelbſt ſetzt ja gegen O das rothe Meer zur Gränze, und alsdenn ſchon beträgt ſeine Größe weit mehr. Freylich aber kann man alsdenn nicht ſagen, daß Aegypten durch Aufeinanderhäufung des äthiopiſchen Schlamms in Land verwandelt worden ſey.

Der Hr. V. hat auch die wichtigſten Alterthümer des Landes berührt, doch aber auch mit ſeiner gewöhnlichen Flüchtigkeit, und daher nicht ohne Fehler. So ſetzt er den Tempel, in welchem der heilige Ochſe Apis verehrt wurde, nach Heliopolis, da es doch bekannt iſt, daß er zu Memphis ſeinen Stand hatte. In Heliopolis wurde die Sonne und Mnevis verehrt. Bey der jetzigen Regierungsform Aegyptens wird der Hauptumſtand nicht erwähnt, daß jetzt noch im Grunde die Mamelucken daſelbſt herrſchen. Die meiſten Bays und Großen des Landes ſind Cirkaſſiſche und Mingreliſche Chriſtenſklaven geweſen, die die Mahometaniſche Religion angenommen, und von ihren reichen Herren der dortigen

Gewohnheit nach, nicht nur in Freyheit gesetzt, sondern
h zu höhern Bedienungen befördert sind, um durch sie ge-
übt zu werden. Diese sind die wahren Regenten des Lan-
, die dem Großsultan nur gerade so viel gehorchen, als
Umstände es wollen. Die Juden (lieber alle nicht reiche
mächtige Einwohner) leben hier unter dem stärksten Dru-
Daß übrigens die reichen Juden hier nicht bey ihrem
ndel die Härte des Gesetzes erfahren, zeigt Norden.

In der Geschichte hat der Hr. Verf. seiner Gewohnheit
h, keine Jahrzahlen, etwa 3 oder 4 ausgenommen, und
e wenige sind alle falsch, bis auf die einzige Zahl 1517, wo
türkische Sultan Selim sich Aegypten unterwarf, und
letzten Mamelucken Tuman Bai des Throns und Lebens
ubte. Die Fatimitischen Kalifen setzt er ins 9te bis 11te
rhundert; also ein ganzes Jahrhundert zu früh. Die
rste Geschichte geht nur bis auf Ali Bey.

Marokko und Fetz hat sicher Hr. M. K. beschrieben. Das
et man sogleich an der gezirkelten weitschweifigen Zusam-
reihung der Sachen, und an den häufig mit unterlaufen-
Superlativen in Stellen, wo kaum der erste Grad der
gleichung stehen kann. Nach ihm behauptet Marokko
er allen Afrikanischen Ländern den Vorzug, theils
en der reinen gesunden Luft, die durch die nördlich kal-
Gegenden (welche?) gesünder, obgleich desto empfind-
er ist, theils wegen seiner seltnen Fruchtbarkeit. Ihre
der und Wiesen würden einen übergrossen Vortheil ge-
, wenn sie bearbeitet würden, und in ihren Bergen wür-
unerschöpfliche Quellen eröffnet werden, wenn es die
ierung nicht für heilsamer hielte, lieber nichts davon zu
en, als in Furcht zu schweben, ob fremde Nationen nach
n Schätzen greifen, und seine Ruhe stören möchten. (Dar-
wohl eben nicht.) Von dem Atlas (der doch nicht im
eben von Marokko liegt, sondern mitten durch das Land
, also von Norden aus das Land nicht kalt machen kann)
t es, daß zwar auf einigen Gipfeln desselben, den größten
il des Jahrs Schnee anzutreffen sey, daß aber dieses kei-
weges grossen Einfluß auf die Strenge der Kälte
e, so daß der Winter in den Thälern sehr kurz und gelin-
und ein früh empfundener Frost durch die Mittagswärme
schnell verdrängt werde. Wie mag doch das sich mit der
mpfindlichen kalten Luft reimen lassen? Doch das viel-

leicht

leicht noch eher, als das folgende, wo vom Kaiser gesagt wird, daß er aus den eben so reichhaltigen als unaufgesuchten Produkten des Steinreichs allein große Schätze sammle. Man findet Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley und Eisen — (Also werden diese Schätze doch aufgesucht. Da es aber bloß nur (hauptsächlich) die Barbarn thun, die eigentlich doch nur Kupfer gewinnen; so können die Schätze des Kaisers dadurch wohl so groß nicht werden.)

Das Schicksal der Sklaven, von dem er erst sagt, daß es einige übertrieben arg vorstellen, ist nach ihm hier unglaublich elend. Um diesen Widerspruch zu heben, wollen wir zugeben, daß dies wohl bey einigen der Fall seyn mag; aber gewiß nicht bey dem größten Theile. Indeß ist doch im Ganzen genommen hier von den Seeräuber Staaten viel brauchbares auch aus dem Raynal gesammlet, nur Schade, daß sein Vortrag besonders in der Geschichte, wo er Schlözers Handbuch hätte haben müssen, etwas ermüdend und zuweilen unrichtig ist. Die kaiserliche Residenz ist nicht, wie hier steht, Marokko, sondern Mequinetz.

Bey der Wüste Sarah gedenkt er auch der Karavanen, die aus der Barbarey (und Aegypten) hierher durch nach Guinea (und Nigritien) gehen. Aber die Erzählung, daß die Reisenden in dieser Wüste aus Wassermangel die Kameele tödteten, um das in ihrem Bauche befindliche Wasser, davon sie einen großen Vorrath einsaugen, zur Löschung ihres Durstes zu bekommen, ist eben so unwahrscheinlich, als daß auf solchen Wegen Pferde aus der Barbarey nach Guinea kommen sollten. Die Straßen, auf welchen diese dahin gebracht werden, sind gewiß nicht so leer an Wasser. Noch weniger bringen sie Erz und Silber aus der Barbarey dahin, wie S. 122 steht, sondern Salz, das sie in der Wüste finden, ferner Zeuge, Nürnberger Waaren u. s. w., und nehmen Gold, Sklaven und andre Waaren dagegen zurück. Die ganze Wüste Sahara ist nach ihm in viele kleine Provinzen und Königreiche eingetheilt, (besser in einige Distrikte nach den verschiedenen Völkerstämmen,) davon er 10 nennt. 1) Zanhaga, worin sich Gualata findet, das Land heißt Zanhaga, und der Ort Gnaden. 2) Tengaza (soll heißen Tegaza,) und gehört zu 1. 3) Zuenziga, dessen Ort gleiches Namens der Sammelplatz einer großen Völkerschaft seyn soll. (der Ort heißt Tesset.) 4) Azoat, eine Wüste. (vielleicht Azarod.

wo man Waſſerbrunnen findet.) 5) Gogden, eine Wüſte. 6) Targa, (Terga,) wo man etwas Manna findet, und wo die meiſten ſchwarzen Sklaven gefangen und gegen Pferde vertauſcht werden. Offenbar falſch: Terga und Hair ſind ohne Wohnplätze, obgleich letztes, das gar nicht genannt iſt, nicht ſo wüſte iſt, als das erſte. 7) Lempta, hier hätte Togherli und beſonders Tibedon bemerkt werden müſſen, wo die Tripolitaniſche Karavane herdurchkömmt. Bey dem letztern Orte kommt ſie in ein Flußbette, in welchem ſie einen Weg von 7 Tagereiſen macht. 8) Berdoa. 9) Gaoga. (Keugha.) 10) Berno. (Bournou, darin Karne die Hauptſtadt iſt. 9 und 10 gehören zu Nigritien, ſtatt derſelben mußte Leuata an der Grenze von Aegypten genannt werden. Berdoa, (das ehemalige Reich der Garamanten,) begreift mehrere, wenigſtens in den alten Zeiten merkwürdige Oerter. 1. 3. 6 und 7. führen den Namen von den Mauriſchen Stämmen, die ſie bewohnen.

Habeſch und Nubien iſt wieder kurz, und ziemlich flüchtig bearbeitet. Nicht einmal um die Eintheilung des Landes hat ſich Hr. H. bekummert. Habeſch, ſagt er, beſteht wohl aus 30 verſchiedenen Königreichen; deren Beherrſcher aber alle Vaſallen des Negus ſind. Wo mögen doch dieſe wohl liegen? Lobo, der in der Vorrede als Quelle genannt wird, ſagt zwar, daß es ehemals, da es ſich noch vom rothen Meere bis Congo, und von Aegypten bis an das Indiſche Meer erſtreckte, 34 Königreiche und 18 Provinzen in ſich begriffen habe. Zu ſeiner Zeit aber, das iſt, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, begriff es nur 5 Königreiche und 6 Provinzen, davon ein Theil ganz von Negus abhängig; ein anderer Theil aber bloß tributair war. Nach der Zeit iſt das Land durch die Galla's immer mehr geſchwächt, ſo daß über $\frac{2}{3}$ deſſelben durch ſie allein zu Grunde gerichtet ſeyn ſollen. Bekanntlich theilt man Abyſſinien in das eigentliche Habeſch, in die Republik Tigre, das Königreich Tankali und in das unabhängige Gebiet dieſer Galla's im ſüdlichen Theile ein. Im eigentlichen Habeſch iſt das Königreich Anchora das civiliſirteſte. Hier und in der Provinz Demdra hält auch der Negus gewöhnlich ſein Hoflager. Die Größe deſſelben vergleicht Lobo mit Portugall. Nach den Einwohnern von Anchora ſetzt er in Anſehung der Kultur die von Tiare, welche er eigentliche Abyſſinier nennt, auf dieſe läßt er die von Damote, Gafat und Agaro folgen, die andern Nationen rechnet

er

er völlig zu den Barbaren. Die mächtigsten und furchtbarsten sind die vorhin gedachten Galla's, welche sich mit keinem Landbau beschäfftigen, keine stete Wohnungen haben, sondern Krieg und Beutemachen zu ihrem beständigen Geschäfte machen, und einen König haben, den sie alle 8 Jahre wechseln. Man findet ihre Beschreibung hier bey Nigritien, wo sie auch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts sich zuerst bekannt gemacht haben.

In Abyssinien, sagt Lobo, ist ein beständiger Frühling viel schöner und angenehmer, als in Portugall. Das Erdreich wird hier nicht so von der Sonne verbrennt, als man glauben sollte. Von einem so hohen gebirgigten Lande glaubt man das gern, und viel eher dieses, als was unser Hr. Verf. uns davon erzählt. Dieser macht uns S. 231 folgende Beschreibung: „Habesch, sagt er, liegt unter einem brennendheißen Himmelsstriche, und hie und da soll die Hitze so unerträglich seyn, daß sie die Haut ablöset, das Siegellack zum Fluß bringt, und den Sand so heiß, als glühende Asche, macht.“ Zwischen den Gebirgen in manchen Thälern mag freylich die Hitze zuweilen unerträglich genug seyn; aber da wohnet man auch nicht. Die meisten Dörfer und bewohnten Gegenden liegen auf den mittlern Theilen der Gebirge, und es ist sogar bey den Abyssiniern ein Gegenstand des Ehrgeizes, hoch zu wohnen, so daß die Vornehmsten auch die höchsten Gegenden des Landes inne haben. Aus dieser Anmerkung des Lobo wird man das leicht widerlegen, was unser Hr. Verf. S. 232 von den Ueberschwemmungen sagt. Diese sollen Felsen hinwegreißen, und die erschrockenen Einwohner nöthigen, sich auf die Höhen zu flüchten, bis ihnen das Fallen des Wassers in ihre zerstörten Wohnungen zurückzukehren erlaubt. Sie haben übrigens allerdings auf ihren Anhöhen zuweilen Wassersnoth bey Orkanen, die ihnen ihre Hütten wegreißen. Ein heftiger Orkan, den man die Schlange nennt, ist hier; vielleicht aber auch zu übertrieben, beschrieben.

Bey dem Durchblättern des Lobo fiel Rec. doch auch etwas für die Naturgeschichte auf, das eine Anzeige verdient. Man weiß, Sparrmann fand in einer großen Entfernung vom Vorgebirge eine Art Kukuk, der den Einwohnern der dortigen Kolonie völlig unbekannt war. Er nennt ihn Honigweiser, Cuculus indicator, und man findet seine Beschreibung

[illegible] ſeinem Handbuche S. 350. Lobo gedenket eben [illegible] in Abyſſinien, wo er Morok heißt. Daß [illegible] die Portugieſen für Feinde der Jungfer Ma[illegible]ey[illegible], wie S. 240 ſteht, ſagt Lobo nicht, ſondern ß ſie geglaubt hätten, ihnen ein großes Lob zu ertheilen, nn ſie ſagten, ſie müßten wohl keine Barbaren ſeyn, weil Kenntniß von der Mutter Gottes hätten. In der Beſchrei- ng Nubiens fehlt auch die Anzeige der einzelnen Provinzen d ihrer Hauptſtädte. Dagegen iſt Maſſura und Beylur nannt, welche Ree. nicht kennet, es müßte denn Mazua d Bailul gemeynt ſeyn. Vom Königreiche Dungela, das n Fungi abhängig iſt, findet man hier bloß die Stadt gl. genannt, mit dem Beyſatze, daß ſie die Hauptſtadt der publik ſey. Anfänger werden fragen: welcher Republik?

Das türkiſche Nubien, und die ihnen gehörige Küſte von er, darin Suakem die Reſidenz des Begierbegs iſt, feh- ganz.

Zu Nigritien, deſſen Beſchreibung ſich eben ſo gut leſen ßt, als die vorigen Stücke von eben dieſem Hrn. Verf., wird s ganze innere Afrika bis an die Kaffernküſte gerechnet. Das doch wider den Gebrauch. Aethiopien heißt dieſes Land, igritien ſelbſt iſt ein Theil von Nieder- oder Vorderäthio- n, wenn man es von Senegambien, wie hier geſchieht, terſcheidet; zwiſchen den Mondesgebirgen und der Wüſte ahara, alſo noch dießſeits der Linie. Alſo gehören die An- os, Jaggas, Monomotapa, Monormugi, hier nicht her. le Reiche der Jaggas ſollen ſeyn Bokka, Mela, Matam- und Kaſſaugi. Die beyden erſten Reiche machen eine Stadt s, welche Bockameala heißt.

[illegible]negambien iſt ſchön beſchrieben. Auch die Naturge- [illegible] iſt beſſer, als in irgend einem andern Theile dieſes [illegible]s. Der Hr. Verf. hatte aber dabey die ſchöne Ueberſe- des Adanſons durch Hrn. Schreber, und wenn man e bey ſich liegen hat, ſo wundert man ſich, warum nicht ch mehr aus dieſem Buche auszugsweiſe mitgetheilt iſt. ch hätte ſtatt der Ausdrücke: einige Reiſende glauben, ein müßiſcher Reiſender ſahe einmal u. ſ. w. ſchicklicher der Name ſon genannt werden können, dem man mehr, als allen na- loſen Reiſenden trauet. Eben das wäre bey der Beſchreibung Affenbrodtbaums (der von ihm Adanſonia heißt,) und Benton (bombax pentandrum,) nöthig geweſen, um

die

die hier mitgetheilte gute Beschreibung nicht für übertrieben zu halten. Uebrigens stimmt das Lob, das er den Seräern giebt, welche ehrlich, gastfrey, höflich und freygebig seyn sollen, nicht mit dem überein, was Adanson von ihnen meldet. Nach dem, was ihm selbst begegnete, zu urtheilen, sind es herumstreifende Räuber, und in dem Falle kann man wohl nicht glauben, daß sie, wie hier steht, das Land mit mehr größerem Fleiße bauen, und überhaupt tugendhafter seyn sollen, als die übrigen Neger. Wie könnten sie auch bey den übrigen Negern in solcher Verachtung stehen, so daß der Name Seräer ein Schimpfwort bey ihnen ist, wenn die hier von ihnen gerühmten guten Eigenschaften wahr wären.

Das Kafferland nebst der Küste Zanguebar und Ajan ist sicher wieder von Hrn. M. K. beschrieben; dießmal aber ist er doch kein fleißiger und getreuer Sammler gewesen. Wir wissen von keiner europäischen Besitzung in diesem Welttheile so viel, als von dieser Südspitze, die alle Seefahrer besuchen, und die schon so mancher kluge und gelehrte Beobachter Jahre lang durchreiset, und genauer, wenigstens als hier geschehen, beschrieben hat. Rec. meynt gerade nicht Hrn. Sparrmann, der sich hauptsächlich nur um die Naturgeschichte bekümmert, und dessen Werk in dieser Rücksicht sicher schätzbar ist. Er weiß es von sicherer Hand, daß weder seine Charte, noch sonst übrigen allgemeinen Nachrichten vom Lande quellenmäßig sind, und man findet dieses auch wohl, wenn man andere gute und sichere Nachrichten damit vergleicht. Indeß ist selbst dieses Buch nicht einmal hinlänglich benutzt.

Er versteht unter Kaffernland alles von Zanguebar, Aethiopien und dem Meere begränzete Land, dessen Länge 800, und dessen Breite 80 Meilen betragen soll. Beydes ist selbst nach der Sparrmannschen Charte falsch. Die Breite von Süden nach Norden beträgt 120 geographische Meilen; die Länge von Osten nach Westen läßt sich nicht so leicht bestimmen. Kaffernland ist auch eine unschickliche Benennung, wie schon Menzel erinnert hat. Bloß das Land auf der Ostseite des großen Fischflusses oder die Ostküste von Südafrika führt diesen Namen. Das Uebrige, was hier eigentlich nur beschrieben ist, heißt entweder das Land der Hottentotten, die von den Kaffern merklich verschieden sind, oder das Vorgebirge der guten Hoffnung im weitläuftigsten Verstande. Daß hier niemals Schnee fallen sollte, ist unrichtig.

Dachte

Dachte denn der Hr. Verf. nicht an die Schneeberge, die er selbst nachher anführt? Dergleichen mit Schnee bedeckte Berge findet man auch in den südlichern Theilen. Daß im Winter dort das Land fast immer in Nebel gehüllt sey, ist nicht ganz richtig; es ist alsdann die Regenzeit, wo es freylich sehr häufig nebelicht ist. Aber la Caille nennt gleichwohl den Winter die schönste Jahrszeit auf dem Kap. Donner und Blitz sind sehr selten, nämlich im Kapdistrikte. Tiefer im Lande sind starke Gewitter keine Seltenheit; in jenem Distrikte äußert dagegen der Südostwind alle heilsame Wirkungen des Gewitters. An dem Fuße des Tafelberges soll man die Wolke (welche den stürmenden Südostwind verkündigt,) gewahr werden, die, wenn sie sich endlich zertheilt, längst dem Berge gerade herunterfällt. Also müßte sie ja am Gipfel des Berges gesehen werden, welches auch richtig ist.

Von dem Löwenberge und der darauf (nicht im Thal,) stehenden Wache, welche die Ankunft der Schiffe anzeigt, hat man aus bekannten Büchern auch schon richtigere Vorstellungen. Eben so bekannt ist es aus la Caille, daß die Tygerberge (nicht der Tygerberg,) bey weitem nicht die allerfruchtbarste Gegend in diesem Bezirke ausmachen. Ganz gewiß, sagt er, ist das Land überall bewässert; das ist es aber ganz gewiß nicht. Auch sind das nicht durchgehends die größten Flüsse, die er hier nennt, z. B. der Salzfluß, der nur zu den kleinern gehört. Weit beträchtlicher sind der Bergfluß, der Elephantenfluß, der große Kambowsfluß, welche hier nicht genennt sind.

Die Naturgeschichte hätte aus dem Sparrmann doch wohl besser beschrieben werden können. Das, was er hier vom Elephanten erzählt, daß er mit seinen langen Zähnen Bäume aus der Wurzel heben, Zweige herabbrechen, ja sogar auf eine geschickte Weise Knoten auflösen, Schlösser aufschließen und das kleinste Stück Geld vom Boden aufheben könne, steht doch im Sparrmann nicht. Daß er mit seinem Rüssel solche Künste kann, (außer das Ausheben der Bäume mit der Wurzel, wenn sie groß sind,) ist bekannt. Ehedem, setzt er weiter hinzu, hat man Heerden von hunderten, ja von tausenden beysammen gesehen; wo sollten die doch wohl Futter genug gefunden haben? Vom Kapelend erzählt er, daß er gegen 400 Pfund wiege, und größtentheils in Schlingen gefangen werde. Wie kann man doch so etwas bey einiger

Ueberlegung schreiben? Kolbe malt freyli[ch]
an einer Schlinge hangend ab; das ist a[n]
nannter Steinbock, der 10 bis 12 Pfund [wie]
zu ließe sich allenfalls noch eine biegsa[me]
Schlinge, wie sie Kolbe angiebt, finden. Aber 400 [Pf.]
oder wie la Caille versichert, 800 Pf. schwere E[rd]
wie kann man sich so was Monströses gedenken?
Erdschweinen auf dem Kap (Aardvarkens,) hat er a[uch]
ne unrichtige Vorstellung, und verwechselt sie mit d[en]
sen äthiopischen Schweine. Vor den Erdschwe
gentlichen Ameisenfressern, die wie Füchse sich [in]
Erde machen wird sich kein Jäger fürchten; wohl a[ber]
den letzten, auch sind die Ameisenfresser ihnen sehr
Ueberhaupt hätte Kolbe nie ohne Vergleichung mit
glaubwürdigen Reisenden gebraucht werden sollen,
besonders auch bey Beschreibung der Hottentotten zu e[r]
ist. Um nicht zu weitläuftig zu seyn, will Rec. nur
was von der Beschreibung der hier sogenannten
Provinzen ausheben: sie sind 1) das Kap (
der Kapstadt. Die Stadt (die einzige in dieser
lonie) ist nicht klein, wie hier steht, b
ze neue Straßen dazugekommen sind.
bloß eine Kirche, sondern bekanntlich haben die
nun auch eine, und einen besondern Kirchhof.
bosch, wobey nach den kurrenten Büchern des M
als eines besondern Quartiers gedacht wird. M
wie Rec. aus einem Briefe daher weiß, ist nur ein
Bauernplatz, der von andern herumliegend
Bauernplätzen; die aber andere Namen
sen ist. Was er von den am Seekuhflusse
nen erzählt, ist vollends lächerlich. Der
hier gar nicht her; das Seekuhthal aber,
Distrikte liegt, und ohngefähr eine halbe
hat, ist weder Fluß, noch See, sondern
sich zur Regenzeit Wasser sammlet. An
de Nationen ist gar nicht zu gedenken.
theilt er noch ein in den Theil zwischen d
der Kirche und den zwischen der Kirche
Thal, und schreibt Kolben getrost nach, da
so groß sey, als die gesammten Niederlande.
nebst den dabeyliegenden 9 oder 10 Häusern
nicht bemerkt. Eben so wenig gedenkt er

obgleich die hier wohnenden französischen Kolonisten genannt erden,) der 24. Flüsse, welches vielleicht die fruchtbarste egend in der ganzen Kolonie ist, des Simons und anderer erge, u. s. w. 4) Wavern, davon noch weniger gesagt ist, n dem Schwarteland und Schwellendamdistrikte, der doch n von andern beschrieben ist, wird nichts erwähnt. Künf- 3 wird man nach den von dem jetzigen Gouverneur van de raaf errichteten, und nach ihm und seiner Gemahlin ge- nnten Distrikt Graaf Renette dazu nehmen müssen. Die irenzscheidung dieser neuen Kolonie, die auch ein Landdrost, ekretair u. s. w. hat, geht zwischen dem Stellenbosch und chwellendamschen Distrikt in Westen, und in Osten bis an Kafferland; gegen Norden aber bis an den großen Fluß.

Von Tierra de Natal aber, das die ostindische Kompagnie ch immer für einen ansehnlichen Werth gekauft haben soll, t man auf dem Kap noch nie etwas gewußt, so wenig, als an die Cohaguas Sassaguos u. a. von Kolben genannte Na- nen der Hottentotten dort kennet, die also gar füglich hät- n wegbleiben können, weil sie wirklich nicht vorhanden sind. en meisten Raum in diesem Bande nimmt Guinea ein. er Hr. Verf. hat die ganze Beschreibung aus der allgem. istorie der Reisen zu Wasser und Lande gezogen, auch hier, ie bey den Staaten der Barbarey, den Raynal gebraucht, elches man gewiß loben wird. Auch ist Oldendorps Mis- nsgeschichte und Proyarts Geschichte von Loango in der orrede genannt, davon Rec. doch eben keine Spur gefun- n hat. Es wird hier vieles von dem Charakter des Volks, ssen Beschäfftigungen und Verfassung gesagt, welches die issionairs bey dem Abt Proyart ganz anders erzählen. Ih- Geilheit und übrigen Laster, die man freylich an der Küste f den Sklavenmärkten bemerkt, kann nicht der ganzen Nation chuld gegeben werden; denn die Sklaven und ihre Verkäufer d mehrentheils der Auswurf der Nation, und nicht von einer, ndern mehrern, oft sehr entlegenen Völkerschaften. Im Gan- n genommen, sind sie allerdings auf einer sehr niedrigen Stufe r Kultur, dabey unthätig und den Lastern ergeben, die der ßiggang hervorbringt. Die Weiber werden von Kindheit zu den beschwerlichsten Arbeiten des Feldbaues angehalten, d die Männer verbringen ihre Zeit in entkräftender Un- ätigkeit, und oft mit den nichtswürdigsten Dingen. In- ß ist doch ein merklicher Unterschied zwischen denen an der

Provinzen ausheben: ſie ſind 1) das Kap (Kapdiſtr
der Kapſtadt. Die Stadt (die einzige in dieſer ga
lonie) iſt nicht klein, wie hier ſteht, beſonders jetzt,
ze neue Straßen dazugekommen ſind. Sie hat a
bloß eine Kirche, ſondern bekanntlich haben die L
unn auch eine, und einen beſondern Kirchhof. 2)
boſch, wobey nach den kurrenten Büchern des M
als eines beſondern Quartiers gedacht wird. Mod
wie Rec. aus einem Briefe daher weiß, iſt nur ein
Bauernplatz, der von andern herumliegenden we
Bauernplätzen; die aber andere Namen führen, ei
ſen iſt. Was er von den am Seekuhfluſſe wohnende
nen erzählt, iſt vollends lächerlich. Der Seekuhfl
hier gar nicht her; das Seekuhthal aber, welches
Diſtrikte liegt, und ohngefähr eine halbe Meile im
hat, iſt weder Fluß, noch See, ſondern ein Thal
ſich zur Regenzeit Waſſer ſammlet. An hier herum

(obgleich die hier wohnenden französischen Kolonisten genannt werden,) der 24 Flüsse, welches vielleicht die fruchtbarste Gegend in der ganzen Kolonie ist, des Simons und anderer Berge, u. s. w. 4) Wavern, davon noch weniger gesagt ist, von dem Schwarteland und Schwellendamdistrikte, der doch schon von andern beschrieben ist, wird nichts erwähnt. Künftig wird man noch den von dem jetzigen Gouverneur van de Graaf errichteten, und nach ihm und seiner Gemahlin genannten Distrikt Graaf Renette dazu nehmen müssen. Die Grenzscheidung dieser neuen Kolonie, die auch ein Landdrost, Sekretair u. s. w. hat, geht zwischen dem Stellenbosch und Schwellendamschen Distrikt in Westen, und in Osten bis an das Kafferland; gegen Norden aber bis an den großen Fluß.

Von Terra de Natal aber, das die ostindische Kompagnie noch immer für einen ansehnlichen Werth gekauft haben soll, hat man auf dem Kap noch nie etwas gewußt, so wenig, als man die Cohaguas Sassaguas u. a. von Kolben genannte Nationen der Hottentotten dort kennet, die also gar füglich hätten wegbleiben können, weil sie wirklich nicht vorhanden sind. Den meisten Raum in diesem Bande nimmt Guinea ein. Der Hr. Verf. hat die ganze Beschreibung aus der allgem. Historie der Reisen zu Wasser und Lande gezogen, auch hier, wie bey den Staaten der Barbarey, den Raynal gebraucht, welches man gewiß loben wird. Auch ist Oldendorps Missionsgeschichte und Proyarts Geschichte von Loango in der Vorrede genannt, davon Rec. doch eben keine Spur gefunden hat. Es wird hier vieles von dem Charakter des Volks, dessen Beschäfftigungen und Verfassung gesagt, welches die Missionairs bey dem Abt Proyart ganz anders erzählen. Ihre Geilheit und übrigen Laster, die man freylich an der Küste auf den Sklavenmärkten bemerkt, kann nicht der ganzen Nation Schuld gegeben werden; denn die Sklaven und ihre Verkäufer sind mehrentheils der Auswurf der Nation, und nicht von einer, sondern mehrern, oft sehr entlegenen Völkerschaften. Im Ganzen genommen, sind sie allerdings auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur, dabey unthätig und den Lastern ergeben, die der Müßiggang hervorbringt. Die Weiber werden von Kindheit an zu den beschwerlichsten Arbeiten des Feldbaues angehalten, und die Männer verbringen ihre Zeit in entkräftender Unthätigkeit, und oft mit den nichtswürdigsten Dingen. Indeß ist doch ein merklicher Unterschied zwischen denen an der

Küſte, und denen, ſo tiefer im Lande wohnen; beſonders reden die Miſſionairs von einer großen Anzahl Chriſten in dieſen Ländern, denen ſie eine ganz andere Denkungsart zuſchreiben. Die Häupter der Familien ſind überall die erſten Richter oder die erſte Inſtanz, von deren Ausſpruch die Frau oder der Sohn nicht weiter appellirt; doch kann man von dem Haupte der Familie an den Vorſteher der Provinz, und von dieſem an den König ſich wenden. Die Städte ſind eigentlich nur große Dörfer. Sie unterſcheiden ſich von den letzten bloß dadurch, daß ſie eine größere Anzahl von Einwohnern in ſich faſſen, das Gras wächſt darin, wie in den Dörfern, und die Straßen ſind weiter nichts, als enge Fußſteige; die Häuſer ſelbſt aber Hütten, die der Hausvater mit Hülfe ſeines Weibes und ſeiner Kinder in einem Tage aufrichten, und mit allen Meubeln auch wieder weiter fortbringen kann. Alſo kann das wohl nicht richtig ſeyn, was S. 602 ſteht, daß ihre Häuſer länglich, und mit Giebeln und einem ordentlichen Dache verſehen; die Wände aber von Thon gemacht wären, oder daß die Hauptſtadt, die unſere Miſſionairs, nicht, wie hier, Loango, ſondern Buali nennen, aus langen, weiten und beſtändig reinlichen Straßen beſtände. Sie iſt gerade ſo, wie vorher die Städte beſchrieben ſind, beſchaffen, und was hier königlicher Pallaſt heißt, iſt ein Inbegriff von 5 oder 6 etwas größern Hütten. Unſere Miſſionairs behaupten, daß die, welche ſagen, daß ſie in ihren Häuſern Balken von Palmenholz machen, nicht einmal bedenken, daß ſie weit beſſeres Zimmerholz, als dieſes, in den Wäldern haben. Nach ihrer Beſchreibung ſind ihre Wohnungen kleine Hütten aus Binſen oder künſtlich durcheinandergeflochtenen Reiſern gemacht, das Dach beſteht aus Baumblättern; beſonders von Palmen. Man kennt gar keine Fenſter; indeß hat der Ma-Kaja von Lakongo, einer der mächtigſten Prinzen des Königreichs, ein Zimmer, welches nach europäiſcher Art meublirt iſt, mit Betten, Kommoden und Schränken voll Silbergeſchirr. Er bietet den Europäern, die ihn beſuchen, Stühle an; er ſelbſt aber findet es bequemer, nach der Landesgewohnheit auf der Erde zu ſitzen. Wenn man in eine Hütte kömmt, ſo ſieht man eine Matte, die zugleich das Bette, der Tiſch und Stuhl des Hausherrn iſt, einige irdene Gefäße, die ſein ganzes Küchengeräthe ausmachen, endlich einige Wurzeln und Früchte, worin ſein ganzer Mundvorrath beſteht. Bey dieſer Rauhigkeit und dem Mangel an den erſten

ſten Bequemlichkeiten, darf man auch wohl keine große Fortſchritte in irgend einer Manufaktur erwarten. Sie ſind geſchickt in mancher Handarbeit, z. B. ſie weben ihr Zeug ſelbſt, und zwar aus einem Kraute, welches auf dem Felde ohne alle Kultur wächſt, und gar nicht zubereitet werden darf, um verarbeitet zu werden, (welches die Miſſionairs doch wohl nicht recht mögen geſehen haben.) Die Länge des Krauts, die ohngefähr 2 Fuß beträgt, iſt auch die Länge des Zeuges; man macht es aber etwas weniger breit, als lang. Dieſes Leinwand iſt gewebt, wie das unſrige, ſie machen es auf dem Knien, ohne Weberſtuhl und Weberſchiff, wie unſere Korbmacher ihre Körben; daher kömmt es, daß der beſte Arbeiter bey aller Geſchwindigkeit ihrer Finger, der man kaum mit den Augen folgen kann, in 8 Tagen nicht mehr, als eine Elle macht. Unſer Hr. Verf. will S. 601 daraus, daß der fleißigſte Weber ein feines Stück Leinwand von 2 und einer halben Spanne ins Gevierte nicht unter 16 Tagen verfertigen könne, einen Schluß auf die außerordentliche Feinheit eines ſolchen Zeuges machen: Hätte er den Proyart geleſen, ſo wäre ihm das nicht eingefallen. Auch daß die Schmiede mit ihrem elenden Werkzeuge ſo viel ausrichten können, daß ihre Arbeit von der europäiſchen nicht unterſchieden werden könne, ſagt Proyart nicht; wohl aber, daß die Meiſter ſehr langſam und ungeſchickt ſind. Die Töpfer aber machen ihre Arbeit faſt ſo gut, wie in Europa; ohngeachtet ihnen unſere Werkzeuge fehlen, unter andern Tobackspfeifen, deren Abſatz den wichtigſten Zweig ihres kleinen Gewerbes ausmacht.

Unter den Produkten, welche die Europäer aus Loango haben, iſt auch Eiſen und Bley genannt. Wie, auch Eiſen und Bley aus Loango? Proyart ſagt, die Schmiede erhalten ihr Eiſen aus Europa, und das hat Rec. noch immer auch bey andern gefunden.

Daß die Vielweiberey unter dieſen Völkern erlaubt ſey, iſt bekannt; da aber nicht mehr Mädchen, als Knaben, und vielleicht nicht einmal ſo viel, wie die Miſſionairs, muthmaßen, gebohren werden, ſo kann ſie nur bey Reichen ſtatt finden; der Reichen aber ſind nur ſehr wenige.

Man ſieht ſchon daraus, daß die gewöhnliche Zahl nicht 2 oder 3, oder bey Vielen gar 10 bis 12 ſeyn kann, und wenn unſer Hr. Verf. es andern nachſchreibt, daß der König von Loango 7000 Weiber habe, ſo fragen wir mit den Miſſionairs, ob die ganze Hauptſtadt auch ſo viel enthalte? Die

eheliche Treue, sagen diese Väter, ist unter den Völkern vorzüglich heilig, und Ehebruch wird daher unter die größten Verbrechen gerechnet. (Das sagen andere Reisebeschreiber nicht.) Auch Ehescheidungen sind, wenn die Ehe ordentlich geschlossen ist, nicht gebräuchlich; es sey denn, daß eine Prinzessin jemanden zu ihrem Gemahl wählt, denn von dieser allein kommen die Prinzen und Thronfolger. Sie haben auch die Freyheit, sich von einem Manne, der ihnen nicht gefällt, zu scheiden, und einen andern zu wählen. Ein solcher Gemahl ist der ärgste Sklave, er darf nicht einmal eine andere Frauensperson ansehen. Er darf nie ohne starke Begleitung ausgehen, wovon ein Theil vorauseilt, um alle Weiber, die ihm aufstoßen könnten, zu entfernen; begegnete ihm doch eine, die ihn ansähe, so kann die Prinzessin ihr den Kopf abschlagen lassen, welches sie oft thun. Sie allein scheinen die Sklaverey rächen zu wollen, worin das übrige weibliche Geschlecht in diesen Gegenden lebt.

Die Krone ist unter diesen Völkern nicht erblich. In jedem Königreiche finden sich Prinzen, die, wenn sie gleich nicht ihre Abstammung und Verwandtschaft mit den vorigen Königen wissen, dennoch gleiches Recht zur Krone haben; es ist genug, wenn sie von einer Prinzessin gebohren sind, denn sonst sind sie unadelich, wäre auch ihr Vater der König selbst. Nach des Königs Tode ist ein Interregnum gewöhnlich, während welchem man das Leichenbegängniß des Erblaßten feyert, der gewöhnlich erst nach einigen Jahren begraben wird. Unterdeß wird das Reich von einem Regenten regiert, der den Titel Ma Bom an, oder Herr des Schreckens, führt, und den der König noch bey seinen Lebzeiten wählet. Während des Interregnums machen die Kronkandidaten ihre Partey unter den Wählenden, welches die Prinzen, Minister und der Regent ist. Der letzte König von Loango ist erst nach einem Interregnum von 7 Jahren gewählt worden, und sein Vorgänger, der 1766 gestorben, war 1777 noch nicht begraben. In gewissen Reichen ernennt der König selbst seinen Nachfolger; allein nicht alle Beherrscher haben dieß Recht, wenigstens wird es den Königen von Loango und M'Goio streitig gemacht. Wo der König das Recht hat, und solches ausüben will, da sind Lehen, die nur der Thronerbe allein besitzen kann, sie heißen Caja, und der damit Belehnte Ma-Caja. Also der König von Lakongo hat dieß Recht, da vorhin

hin eines Ma-Caſa gedacht iſt. Der König darf nicht Europäiſche Zeuge tragen. Wenn der König Recht ſpricht: ſo muß er erſt einmal Palmwein trinken, wenn es gültig ſeyn ſoll, dabey wird geklingelt, und jeder wirft ſich auf die Erde; denn das darf bey Lebensſtrafe keiner ſehen. Der Platz, wo der König Recht ſpricht und Audienz giebt, iſt kein Thron, ſondern eine Art von Halle, worin er auf einem ausgebreiteten Teppich ſitzt, und mehrere Beyſitzer um ſich hat, die er in ſchweren Fällen zu Rathe zieht.

Die vorhin angeführte Benennung Ma iſt eigentlich der Königl. Titel. Ma Loango heißt der König von Loango. Ma Yombo der König von Yombo. Alſo iſt der S. 60 gebrauchte Name der Provinz des Hafens und der Stadt Mayombo falſch. Es muß heißen Yombo. Eben ſo ſchreiben die Miſſionairs ſtatt Angoy, N'Gojo.

Vom Zaire der Lakongo und N'Gojo begränzt, ſagt ſchon Merolla, daß er nur 10 Legagnes bey ſeinem Ausfluſſe breit ſey, und daß man ſein gelbes Waſſer 30 ſolcher Meilen weit in der See ſehen könne. Das wäre über 7 Meilen breit an der Mündung, und 22½ in der See; eine beynahe unglaubliche Weite, wenn anders keine engliſche darunter zu verſtehen ſind, die nur ⅓ ſo viel betragen. Unſer Herr Verf. aber geht doch noch ein wenig weiter. Bey dem Eingange, ſagt er S. 618 iſt dieſer Fluß 28 Meilen weit. Sein Strom bringt mit ſolcher Gewalt in die See, daß wenn er ſtark angelaufen iſt, 40 oder 50 bis 80 Meilen weit ſo friſch gefunden wird, daß es die Reiſenden trinken!

Die Hitze, ſagt er S. 632 würde in Kongo und den benachbarten Gegenden unerträglich ſeyn, wenn die Winde die Luft nicht abkühlen. Des Nachts ſogar müſſen ſie doppelte Bedeckungen zur Abwehrung der Hitze über ſich hangen. Es iſt ſeltſam (ſagt er gleich darauf) daß hier gar kein Schnee fällt. Das ſeltſam! Doch bey einem ſo ſtarken Auszuge aus Quartanten, den man ſo hurtig hinter einander weg macht, wer kann da alle Worte überlegen!

In Kongo findet er auch den Ouran Outang. Vermuthlich iſt das ein Schreibfehler. Es ſoll Chimpanzee (Simia Traglodytes macrocephala) heißen. Dieſer Traglodyt wohnt im heißen Afrika. Der Ourang Outang aber in Oſtindien. Doch nichts weiter von dieſem Auszuge. Das hier angeführte beweiſet genug, daß er noch weit mehr Zeit und Ueberlegung bedurft hätte, um gut zu werden.

Zuletzt wird von den Afrikaniſchen Inſeln, und zwar 1) von den Oſtafrikaniſchen Madagaſcar, Bourbon, Frankreich, den Komorriſchen Inſeln, Sokotra, Zangibar u. ſ. w. und von den weſtlichen St. Helena, Aſcenſion (gehört zu Amerika) S. Thomä, Anabon und Ferdinand del Po, den Inſeln des grünen Vorgebirges, del Fuego und Madera, den Kanariſchen und Azoriſchen Inſeln gehandelt, und im Anhange zur alten Welt iſt eine Ueberſicht von Europa, Aſien und Afrika, welche die Gränzen, Größe, Gebirge und Gewäſſer, Produkte, Einwohner, Sprachen, Religion, auch die alte und neue Eintheilung ganz kurz angiebt, welches nebſt dem alphabetiſchen Verzeichniß der vornehmſten geographiſchen Meilen Maaſſe 2½ Bogen beträgt. Bey den Gebirgen iſt Gattereys Hülfsmittel des Gedächtniſſes, ſie in Bergmeridiane und Bergparallele zu theilen angebracht, welches indeß wohl nicht bey Allen Beyfall finden möchte. Denn ſtellt ſich unſre Einbildungskraft den Lauf der Gebirge wirklich als Meridiane und Parallele vor, ſo haben wir in den allermeiſten Fällen eine ſehr unrichtige Vorſtellung davon. In der Vorrede ſind die Hauptveränderungen nachgeholt, die ſeit der Herausgabe der vorigen Bände in den darin beſchriebenen Ländern vorgegangen ſind.

P.

Leonhard Meiſters Geſchichte von Zürich von ihrem Urſprung bis zum Ende des ſechzehnten Jahrhunderts. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Kompagnie, 1786. 8. 256 Seiten.

Geſammelte Nachrichten von dem politiſchen, kirchlichen, wirthſchaftlichen und ſittlichen Zuſtand dieſer Stadt, die jeder mit Intereſſe leſen wird. Einige heben wir nur als Proben der übrigen heraus, dem Leſer Luſt zu machen, dieſe nützliche Schrift ſelbſt zu leſen. Im 9ten Jahrhundert noch hatten die Chorherren zu Zürich ihre Leibeignen, die ihnen ihre Güter bauen mußten. Dieſe wurden wie das Vieh gehalten, und vermiſchten ſich ohne prieſterliche Einſegnung S. 21. In den Jahren 929 ff. ſcheint Zürich eine Stadt geworden zu ſeyn. S. 36. bis gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts hieng alle Gewalt in der Stadt faſt allein von den Klö-

ſtern,

, besonders der Abtey ab. Reichsangelegenheiten aber, , die Einziehung der Reichssteuer, das Blutgericht wurn vom Reichsvogt besorgt. Der Rath gelangte durch ist der Kaiser, besonders Friedrich des II. nach und nach rer Gewalt. S. 49. Die Geistlichkeit war wegen r besondern Gewalt ein Staat im Staat. Ihr Wandel e sie jedoch beym Volk so verhaßt, daß die Obrigkeit Jahr 1341 befehlen mußte, „daß jedermann den ffzeit Zucht und Ehr erbieten soll," bey Straf 2 Schillingen, in welche der verfallen seyn sollte, der elb einen schiltet, oder ihm übel zuredet mit Worten, oder rken. S. 50. Noch im 13ten Jahrhundert war der Geldgel so groß, daß der Mütt *) Getraids 8 Schilling galt. Edelmann, der der Stadt 10 Pfund (fünf sächsische von) schuldig war, wovon der Freyherr von Wart schon y auf Abschlag bezahlt hatte, mußte sechs edle Herren zu gen stellen. S. 56. Ein an einem Fremden verübter ag wurde nach dem Richtbrief vom Jahr 1304 blos e Geldbusse bestraft. S. 62. Im Jahr 1336 legte d un der Bürgerschaft den geschwornen Brief vor, die Eintheilung der Bürgerschaft in 13 Zünfte festge- r, und die halbjährige Wahl des halben Raths angeordnet h. S. 75. Im 14ten Jahrhundert entstand ein Staat Zürich, die Fuchsgesellschaft genannt. So unruhig und h gieng es damals her. S. 95. Im Jahr 1400 yier Wenzel den Zürichern die Reichsvogtey ab. S. 15. Nach der Glaubensverbesserung ward so streng über öffentlichen Gottesdienst gehalten, daß die wöchentliche achung der Predigtstunden im Jahr 1533 oberkeitlich n wurde. S. 175. Doch es ist wohl nicht nöthig mehr zeichnen.

Briefe eines Sachsen (Herrn Küttners) aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig. Dritter Theil. Leipzig, 1786.

An Interesse und Reichhaltigkeit übertrift dieser Theil die eyden ersten weit. Auch an Reflexionen fehlt es nicht dar- in,

Kk 5

*) Ein Maaß, woraus etwa 80 Pfund Brod gebacken werden können.

in, die von Urtheilskraft und Beobachtungsgeist zeugen.

Gjf.

Joh. Christ. Fabricius, Lehrers der Naturhistorie, Oekonomie und Kameralwissenschaft, Briefe aus London vermischten Inhalts. Dessau und Leipzig, 1784. 348 S. 8.

Auch diese Reise beschäftigt sich hauptsächlich mit Gegenständen aus der Naturgeschichte, und verweilt daher am längsten bey Naturalienssammlungen, Kabinetten und botanischen Gärten. Freunde jener Wissenschaft lesen hier interessante Nachrichten von der Einrichtung und den Merkwürdigkeiten des brittischen Museums, reichhaltige Bemerkungen über die Kabinette der Herren Banks und Hunter, Betrachtungen über die Fortschritte des Naturhistorischen Studiums in Engelland, und einzelne Beobachtungen über Insektologie und Botanik, die um so viel schätzbarer sind, da sie bekanntlich von einem der Sache kundigen Manne herrühren. Man würde sich indeß irren, wenn man glaubte, der Verf. habe sich blos auf eine Klasse von Lesern eingeschränkt. Da er sich gerade im Jahre 1782 zu London aufhält, so findet man hier manche lesenswerthe Anekdote von North, Fox, Shelbourne, de Grasse und andern, die den trocknen Vortrag mannichfaltiger und unterhaltender machen. Am weitläuftigsten hat er sich über die Lebensumstände und den Charakter des berühmten Solanders verbreitet, und ihm ein würdiges Denkmal der Hochachtung und Freundschaft errichtet. Auch stößt man auf manches scharfsinnige Raisonnement, über Londons Vergnügungen, Sitten und Einwohner.

Zh.

John Gillies's Geschichte von Altgriechenland und von dessen Pflanzstädten und Eroberungen, von den frühesten Nachrichten an, bis zu der Theilung des Macedon. Reichs in Asien. Mit Inbegriff der Geschichte der griechischen Litteratur, Philoso-

phie

phie und schönen Künste. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1787. 1 Alphabet 1 Bogen, gr. 8.

Diese Geschichte von Griechenland hat das Eigenthümliche, daß die Einrichtungen, Begebenheiten und Schicksale der verschiedenen griechischen Staaten in Ein durchaus verbundenes Ganzes, und unter Einen Gesichtspunkt gebracht, und dadurch dem Leser eine zusammenhangende Uebersicht dieses ganzen so merkwürdigen Volkes, und ein vollständiger Anblick des gesammten alten griech. Namens verschafft worden ist. Nicht weniger groß ist das Verdienst des Verfassers die Denkart, Sitten, Gebräuche, Kenntnisse und Künste dieses Volks so dargestellt zu haben, daß jedem Leser leicht begreiflich wird, wie dieses Volk eine so große Rolle in der alten Welt spielen, sich durch so große und erhabene Thaten und so herrliche Geistesprodukte auszeichnen konnte, daß es stets die Bewunderung jeder aufgeklärten Nation bleiben wird. So giebt der Uebersetzer den Gesichtspunkt an, aus welchem diese Geschichte angesehen werden muß, und er hat Recht. Ob der Verf. ein so schweres Unternehmen glücklich ausgeführt habe, wird man am richtigsten nach Endigung des Werks beurtheilen können. Zwar hat sich der Verf. durch die Uebersetzung der Reden des Lysias und Isokrates als einen Kenner der griechischen Litteratur, rühmlichst bekannt gemacht, und es fehlt ihm auch nicht an philosophischem Scharfblick; aber öfters stößt man doch auf zu viele Allgemeinsätze, statt Begebenheiten zu lesen, auf unrichtige Folgerungen aus den citirten Schriftstellern, und auf Sitten und Gebräuche, die zu allgemein allen griechischen Völkerschaften beygelegt werden. Auch wünscht man öfters statt der vielen Allgemeinsätze ein ausführlicheres Gemälde von den Sitten und Gebräuchen, dem häuslichen Leben und der Denkart der Griechen, wozu Homers Werke in den ältern Zeiten zu sehr vielen interessanten Anmerkungen reichen Stoff darbieten. Oft vermißt man auch eine genaue Proportion der einzelnen Theile gegen einander. Der Verf. sieht sich freylich öfters durch den Mangel an Nachrichten so eingeschränkt, daß diese Proportion der Theile nicht immer genau beobachtet werden kann; aber mir deucht doch, daß der Verf. dem

Hange,

Hange, eine Begebenheit redneriſch zu beſchreiben, und alſo mit einem gröſſern Aufwande von Worten darzuſtellen, nicht gut hat widerſtehen können. So ſcheint mir die Geſchichte des Meſſeniſchen Krieges, ob er gleich in der ältern Lacedämoniſchen Geſchichte immer merkwürdig genug iſt, weil die Lacedämonier nach Endigung deſſelben in dem Peloponnes die Uebermacht erhielten, dennoch theils als Partikulargeſchichte betrachtet, da doch des Verf. Hauptabſicht iſt, die griech. Völkerſchaften in Verbindung darzuſtellen, und was ſie ſo gemeinſchaftlich gewirkt haben, theils auch in Rückſicht auf andere Theile der Geſchichte zu weitläuftig gerathen zu ſeyn. Eben ſo erzählt der Verf. das Leben des Dichters Archilochus ſehr umſtändlich, und fügt mancherley unerwieſene Umſtände, wo er ſich zu ſehr auf die Abhandlungen der franzöſiſchen Akademiſten zu verlaſſen ſcheint, hinzu; und vom Anakreon zeigt er nicht einmal den Ort ſeiner Geburt, und die Zeit ſeines Lebens, geſchweige andere Lebensumſtände an. Dieſe Disproportion der Theile findet ſich noch an mehrern Orten. Doch benehmen dieſe Flecken dem Werke nichts von ſeiner Schönheit und Vortreflichkeit; wir haben noch keine griech. Geſchichte, welche nach einem ſolchen Plan und ſo gut bearbeitet wäre. Der Ueberſetzer hat auch das Verdienſt, ſehr viele Fehler, irrige Vorſtellungen und falſche Citaten berichtigt zu haben, und ſeine Ueberſetzung iſt gut gerathen, und läßt ſich mit Vergnügen leſen. Dieſer erſte Theil enthält 9 Kapitel, deren Inhalt ich kurz anzeigen will. Das erſte Kap. enthält einen Abriß der Cultur und Macht Griechenlands vor dem Trojaniſchen Kriege, die Geſchichte und Folgen dieſes Krieges. Hier iſt in der Kürze viel merkwürdiges zuſammengedrängt worden; aber ſowohl der Einfluß der Völker auf einander, und was die alten Bewohner durch die Ankunft der Stifter neuer Staaten in der Cultur gewonnen haben, als auch die wichtigen Folgen des Trojaniſchen Krieges ſind nicht der Wichtigkeit nach weitläuftig genug auseinandergeſetzt worden. Auch das zweyte Kapitel, Religion, Regierungsform, Künſte, Sitten und Charakter der Griechen hätte ein intereſſanteres Gemälde werden können, wenn die zerſtreuten Nachrichten von dieſen Zeiten beſſer genutzt worden wären. Das dritte Kapitel erzählt die Geſchichte der Herakliden, und die Folgen ihrer Einwanderungen in den Peloponnes, die veranlaßten Auswanderungen der Aeolier, Dorier und Jonier, die Niederlaſſungen von Coloniem

nien in Thrazien, Macedonien, Afrika und Großgriechenland. — Einfluß der joniſchen Pflanzſtädte in Aſien auf ihr Vaterland — Abſchaffung der Monarchie in Griechenland und die Folgen. — In dieſem Kap. hätten verſchiedene vortreffliche akademiſche Abhandlungen des Herrn Hofraths Heyne mit großem Nutzen gebraucht werden können. Das 4te Kap. ſtellt den Zuſtand von Griechenland nach Abſchaffung der königlichen Würde dar, beſchreibt den Meſſeniſchen Krieg und die Schickſale der Meſſenier. Das 5te Kap. ſchildert den Zuſtand des Peloponnes nach der Eroberung von Meſſene und den erſten heiligen Krieg, handelt von der Wiederherſtellung der Pythiſchen Spiele, beſchreibt die verſchiedenen körperlichen Uebungen, und beſchließt mit einer Geſchichte der griechiſchen Muſik. Das 6te Kap. iſt der griechiſchen Dichtkunſt dieſes Zeitalters gewidmet. Das 7te Kap. beſchreibt den Zuſtand der griech. Pflanzſtädte, beſonders wird die Geſchichte der Aſiatiſchen Griechen, ihre Unterjochung vom Krösus und deſſen Krieg mit dem Cyrus erzählt. Das 8te Kap. ſetzt die Geſchichte der aſiatiſchen Griechen fort — ihre Bezwingung vom Cyrus, Empörung gegen Darius Hyſtaspes, und ihre Unterjochung. Das 9te Kap. beſchließt mit dem Kriege des Darius und des Xerxes gegen die Europäiſchen Griechen bis zur Schlacht bey Thermopylä.

Dm.

Tabellariſches Lehrbuch der neueſten Geographie und Statiſtik, ausgearbeitet von Fr. Leopold Brunn. Baſel, bey Thurneyſen 1786., 50 S. Einleitung und 41 Tab. kl. Fol.

Die Herren Hofräthe Pfeffel und Lerſe in Kolmar trugen dem Verf., welcher damals Mitarbeiter an ihrem Inſtitute war, (jetzt Prof. am Joachimsthalſchen Gymnaſium in Berlin,) auf, dieſe Tabellen, um dem Auge und Gedächtniß der Jugend bey dem Vortrage hiſtoriſcher Wahrheiten zu Hülfe zu kommen, zu verfertigen. Der Verf. hat auch, ungeachtet ſeiner Lage, die ihm nie erlaubte, auch nur zween Tage hintereinander ununterbrochen daran zu arbeiten, und des Mangels an manchen Hülfsmitteln, (denn nach der Anzeige

der benutzten Bücher zu urtheilen, sind nicht sowohl die eigentlichen Quellen, als vielmehr meistens neuere geographische, historische und statistische Werke, und nicht einmal immer die besten gebraucht worden,) dieß Werk zu seiner Ehre ausgeführt. Zunächst sind die Tabellen für die Eleven des Pfeffelschen Erziehungsinstituts und vornehmlich als ein für den Verf. selbst bestimmter Leitfaden bey seinem Unterricht verfertigt worden; daher manches nach den Bedürfnissen seiner Zuhörer hineingebracht, manches herausgelassen worden ist, das dem mündlichen Vortrage vorbehalten wurde. Dieß Geständniß des Verf. schränkt den Rec. in seinem Urtheil sehr ein, indem er nicht wissen kann, was die Bedürfnisse seiner Eleven erforderten, und was er dem mündlichen Vortrage vorzubehalten für gut fand. Da aber der Verf. jetzt nicht mehr mit dem Pfeffelschen Institute in Verbindung steht, und dieses Lehrbuch wegen seiner guten Einrichtung in den obern Klassen einer Schule oder im Gymnasium bey dem Unterricht in diesen Wissenschaften mit großem Nutzen zum Grunde gelegt werden könnte, so will Rec. seine Wünsche und Bemerkungen zur größern Vollkommenheit desselben auch nur in dieser Rücksicht dem Verf. zur Beurtheilung vorlegen. Zuvor führe ich noch an, daß die Einleitung Vorkenntnisse der Geographie und Statistik enthalte, und größtentheils ein Auszug oder Zusammenzug aus Pfennigs Erdbeschreibung, Normanns Handbuch der Länder-, Völker- und Staatskunde; vornehmlich aber aus le Bret Vorlesungen über die Statistik sey. Doch ist sie nicht ohne alles Nachdenken und Aenderung bloß abgeschrieben worden. Bey der Ebbe und Fluth hätte der Verf. bestimmter anzeigen sollen, daß sie innerhalb 24 Stunden und 50 Minuten zweymal geschehe. Die Tabellen über die europäischen Staaten erschöpfen in der Kürze alles, was von Geographie und Statistik den Eleven zu wissen nöthig ist. Nur die Ordnung, in welcher sowohl die Reiche, als auch die verschiedenen Rubriken in den Tabellen auf einander folgen, ist nicht natürlich genug. Wenn der Verf. von Deutschland ausgienge, und dann soviel, als möglich, zu den angrenzenden Staaten fortschritte, so würde sein Eleve zu gleicher Zeit auch von dem Zusammenhang der Länder ein richtiges Bild sich unterwerfen können. In Ansehung der einzelnen Rubriken folgen auf den Namen, Lage und Grenzen eines Reichs sogleich die Staatsveränderungen desselben. Mir deucht, natürlicher ists, zuvor das Land zu kennen, in

welchem

welchem der Schauplatz der Begebenheiten war, und eben deswegen muß die Schilderung des Charakters der Bewohner auch erſt nach der geographiſchen Beſchreibung des Landes, und am beſten ſogleich auf die Geſchichte deſſelben folgen, weil darin die erſten Bewohner ſowohl, als auch, welche Völker nach und nach das Land erobert und ſich mit den älteſten Einwohnern vermiſcht, und alſo auf die Umſtimmung des Charakters derſelben einen Einfluß gehabt haben, kenntlich gemacht worden ſind. Bey dem Namen eines Landes hat der Verf. die verſchiedenen Ableitungen deſſelben angeführt; aber theils hätten öfters die ganz unrichtigen Ableitungen, z. B. „die Türken ſollen ihrem Vorgeben nach von Türk, dem „älteſten Sohn Japhets abſtammen," weggelaſſen, theils wahrſcheinlichere angeführt werden können. Zum Beyſpiel „Britanien d. i. Zinninſel;" wie das? — wahrſcheinlich kömmt das Wort von Brith, eine blaue Farbe, von der alten Britten Gewohnheit, ihre nackte Leiber und kleine Schilde mit einer blauen Farbe zu bemalen. Ferner: „*Albion* wegen „der weißen Farbe ihrer Felſen, die man vom feſten Lande aus „erblickt;" — vielleicht richtiger von dem ſchottiſchen oder galiſchen Worte Alba, wovon noch ein Theil von Schottland Allibaun, das hohe gebirgichte Land genannt wird. Ferner: „Preußen wegen ihrer Nachbarſchaft mit den Ruſſen, Po„ruſſos d. i. an Reußen gränzende;" — Im 10ten Jahrh. die Ruſſen Grenznachbarn von den Preußen! — wahrſcheinlicher von Po und Ruſſe, ein Arm des Memelfluſſes: die an die Ruſſe grenzende. In der Tabelle von Europa kommt unter den Staatsveränderungen dieſe Stelle vor: „Bald darauf (nachdem Roms freye Regierungsform mit „Auguſtus in Despotismus verwandelt worden,) hebt ein „unglücklicher Zeitpunkt an, wo Wiſſenſchaften und Künſte „ſinken, und Sitten durch orientaliſchen Luxus verdorben „werden." — Alſo nach Auguſts Zeiten wurden erſt Roms Sitten durch orientaliſchen Luxus verdorben! — Schwerlich möchte Auguſt Alleinherr geworden ſeyn, wenn die Römer ſo lange bey ihrer frugalen Lebensart geblieben wären. Aber ſchon lange vorher wurden unermeßliche Reichthümer aus Aſien nach Rom gebracht, und mit ihnen ein ganzes Heer von Laſtern und verderbten Sitten. — Unter den Grenzen Europa gegen Oſten iſt nach dem Helleſpont das Meer von Marmora, ſ. die Straße von Kaffa und das Aſſowſche Meer übergangen worden.

In

terien müſſen wir uns kurz faſſen. Die Abhandlungen betreffen noch alle die Regierungsgeſchichte des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm.

Erſter Theil.

1. **Von den reformirten Gemeinen und Predigerſtellen, welche zur Zeit des Kurfürſten Friedrich Wilhelms in der Neumark und dem Herzogthume Croſſen entſtanden ſind, nebſt einem Anhange von der Altmark**, S. 1—69. Der Verf. handelt, in Rückſicht auf ſeine Materie, 1) von Küſtrin, wo unter andern bemerkt wird, daß die dortigen Reformirten den Lutheranern ihre im Jahre 1770 von Kollektengeldern erbaute Kirche zum einſtweiligen Gebrauch erlaubten, als die erſt nach dem ruſſiſchen Bombardement neuerbauete lutheriſche Stadtkirche ſchon 1780 ſo ſchadhaft wurde, daß ſie den Einſturz drohte. Freylich hatten dieß die vor hundert Jahren dort gelebten Lutheraner nicht eben ſo in Anſehung ihrer reformirten Glaubensbrüder gemacht, als dieſe noch gar keine Kirche beſaßen; heut zu Tag aber würden ſie ſich wahrſcheinlich anders betragen. Bey dieſer und bey den folgenden Gemeinen führt Hr. H. die Prediger nach chronologiſcher Ordnung auf, die ihnen vorgeſtanden, wie auch die Schullehrer, und erzählt ihre vornehmſten Lebensumſtände; dabey erhält die gelehrte Geſchichte manche Erläuterung. 2) Von den fünf Landgemeinen in der Neumark, welche reformirte Prediger hatten. 3) Croſſen. 4) Probſtey auf dem Berge vor Croſſen. Die S. 50 ff. von dem Prediger Kolckwitz ertheilte Notiz iſt für Kirchengeſchichte und Litteratur nicht unintereſſant. Man vergleiche dabey Th. II, S. 384 ff. 5) Züllichau. 6) Treppeln im Crüſtniſchen.

2. **Von den reformirten Gemeinen in Pommern** ꝛc. S. 69—132. Nämlich 1) zu Kollberg die älteſte reformirte Gemeine in ganz Pommern ſeit 1657. 2) Stargard, wo wieder ein häßliches Beyſpiel der Intoleranz, deſſen ſich die dortigen Lutheraner vor hundert Jahren ſchuldig gemacht haben, erzählt wird. Die damaligen Stargarder wollten den Reformirten den Gebrauch ihrer Kirche nicht geſtatten, welche die heutigen Stargarder den Katholiken öffnet, und ihnen den Gebrauch des Altars und der Kanzel eingeräumt haben. 3) Draheim. 4) Stettin. 5) Stolpe. 6) Lauenburg und Schwartow. 7) Charberow.

3. Von

1. Von den evang. ref. Gemeinen, welche unter dem Churf. Friedrich Wilhelm, im Magdeburgischen und Halberstädtischen entstanden sind. S. 251 — 289. 1) Magdeburg. 2) Jerichau. 3) Halle. Die dortige ref. Gemeine ist die letzte unter allen, die unter dem großen Kurfürsten in den Brandenburgischen Ländern entstanden sind. Vorgestern*) wird sie ihr hundertjähriges Jubiläum gefeyert haben; denn ihr öffentlicher Gottesdienst fieng am 16ten Apr. 1788 an. (Der S. 183 angeführte Professor am ref. Gymnasium zu Halle hieß nicht Heyden, sondern Heyd. Denn so schreibt ihn Herzog in seiner auch von unserm Verf. angeführten Adumbratio Eruditorum Basil. und auch Adelung im 2ten B. seiner Suppl. zum Jöcher). S. 195 steht eine gute Notiz von dem bekannten Hofprediger Friedrich Sladov, woraus der ihn betreffende, sehr mangelhafte Artikel im Jöcher ergänzt werden kann. 4) Halberstadt.

4. Von den evangel. ref. Gemeinen, welche unter dem Churf. Friedr. Wilh. im Westphälischen entstanden sind. S. 221 — 240. Es gehören hieher 1) Petershagen und Minden. 2) Spaarenberg und Bielefeld. Merkwürdig sind die Lebensumstände des melancholischen Predigers Kleinschmidt, der zuletzt nach Danzig gekommen und dort gestorben ist.

5. Von dem Zustande der evangel. Reformirten in Preußen unter dem Kurf. Friedr. Wilh. S. 249 — 326. Hier wieder viel Betrübendes von den ehemaligen Bedrückungen der Reformirten durch die Lutheraner. Die reformirten Gemeinen, die sich demungeachtet in Preußen nach und nach gebildet haben, sind 1) zu Königsberg; 2) zu Memel; 3) zu Tilsit; 4) zu Pillau.

6. Von den beyden Universitäten Frankfurt und Duisburg. S. 327 — 368. Es wird genau erzählt, was der große Kurfürst auf beyde verwendet hat. Dabey Nachrichten von den damals dort gewesenen reformirten Professoren der Theologie. Die Duisburgischen Professoren Hund, Hugenpoth und Gantesweiler, die, wie Hr. H. S. 363 anmerkt, im Jöcher fehlen, hat Adelung im 2ten B. seiner Zusätze nachgeholt.

*) Diese Recension ist am 12ten April 1788 angefangen worden.

terien müſſen wir uns kurz faſſen. Die Abhandlungen betreffen noch alle die Regierungsgeſchichte des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm.

Erſter Theil.

1. **Von den reformirten Gemeinen und Predigerſtellen, welche zur Zeit des Kurfürſten Friedrich Wilhelms in der Neumark und dem Herzogthume Croſſen entſtanden ſind, nebſt einem Anhange von der Altmark, S. 1—69.** Der Verf. handelt, in Rückſicht auf ſeine Materie, 1) von Küſtrin, wo unter andern bemerkt wird, daß die dortigen Reformirten den Lutheranern ihre im Jahre 1770 von Kollektengeldern erbaute Kirche zum einſtweiligen Gebrauch erlaubten, als die erſt nach dem ruſſiſchen Bombardement neuerbauete lutheriſche Stadtkirche ſchon 1710 ſo ſchadhaft wurde, daß ſie den Einſturz drohte. Freylich hatten dieß die vor hundert Jahren dort gelebten Lutheraner nicht eben ſo in Anſehung ihrer reformirten Glaubensbrüder gemacht, als dieſe noch gar keine Kirche beſaßen; heut zu Tag aber würden ſie ſich wahrſcheinlich anders betragen. Bey dieſer und bey den folgenden Gemeinen führt Hr. H. die Prediger nach chronologiſcher Ordnung auf, die ihnen vorgeſtanden, wie auch die Schullehrer, und erzählt ihre vornehmſten Lebensumſtände; dabey erhält die gelehrte Geſchichte manche Erläuterung. 2) Von den fünf Landgemeinen in der Neumark, welche reformirte Prediger hatten. 3) Croſſen. 4) Probſtey auf dem Berge vor Kepſſin. Die S. 50 ff. von dem Prediger Kolckwitz ertheilte Notiz iſt für Kirchengeſchichte und Litteratur nicht unintereſſant. Man vergleiche dabey Th. II, S. 384 ff. 5) Züllichau. 6) Treppeln im Krißniſchen.

2. **Von den reformirten Gemeinen in Pommern ꝛc. S. 69—132.** Nämlich 1) zu Kollberg die älteſte reformirte Gemeine in ganz Pommern ſeit 1657. 2) Stargard, wo wieder ein häßliches Beyſpiel der Intoleranz, deſſen ſich die dortigen Lutheraner vor hundert Jahren ſchuldig gemacht haben, erzählt wird. Die damaligen Stargarder wollten den Reformirten den Gebrauch ihrer Kirche nicht geſtatten, welche die heutigen Stargarder den Katholiken geöffnet, und ihnen den Gebrauch des Altars und der Kanzel eingeräumt haben. 3) Draheim. 4) Stettin. 5) Stolpe. 6) Lauenburg und Schwartow. 7) Charberow.

3. Von

3. Von den evang. ref. Gemeinen, welche unter dem Churf. Friedrich Wilhelm, im Magdeburgischen und Halberstädtischen entstanden sind. S. 132 — 229. 1) Magdeburg. 2) Jerichau. 3) Halle. Die dortige ref. Gemeine ist die letzte unter allen, die unter dem großen Kurfürsten in den Brandenburgischen Ländern entstanden sind, Vorgestern *) wird sie ihr hundertjähriges Jubiläum gefeyert haben; denn ihr öffentlicher Gottesdienst fieng am 16ten Apr. 1788 an. (Der S. 183 angeführte Professor am ref. Gymnasium zu Halle hieß nicht Heyden, sondern Heyd. Denn so schreibt ihn Herzog in seiner auch von unserm Verf. angeführten Adumbratio Eruditorum Basil. und auch Adelung im 2ten B. seiner Suppl. zum Jöcher). S. 195 steht eine gute Notiz von dem bekannten Historiker Friedrich Gladov, woraus der ihn betreffende, sehr mangelhafte Artikel im Jöcher ergänzt werden kann. 4) Halberstadt.

4. Von den evangel. ref. Gemeinen, welche unter dem Churf. Friedr. Wilh. im Westphälischen entstanden sind. S. 221 — 240. Es gehören hierher 1) Petershagen und Minden. 2) Sparenberg und Bielefeld. Merkwürdig sind die Lebensumstände des melancholischen Predigers Kleinschmidt, der zuletzt nach Danzig gekommen und dort gestorben ist.

5. Von dem Zustande der evangel. Reformirten in Preußen unter dem Kurf. Friedr. Wilh. S. 249 — 326. Hier wieder viel Betrübendes von den ehemaligen Bedrückungen der Reformirten durch die Lutheraner. Die reformirten Gemeinen, die sich demungeachtet in Preußen nach und nach gebildet haben, sind 1) zu Königsberg; 2) zu Memel; 3) zu Tilsit; 4) zu Pillau.

6. Von den beyden Universitäten Frankfurt und Duisburg. S. 327 — 368. Es wird genau erzählt, was der große Kurfürst auf beyde verwendet hat. Dabey Nachrichten von den damals dort gewesenen reformirten Professoren der Theologie. Die Duisburgischen Professoren Hund, Hugenpoth und Gantesweiler, die, wie Hr. H. S. 363. anmerkt, im Jöcher fehlen, hat Adelung im 4ten B. seiner Zusätze nachgeholt.

*) Diese Recension ist am 15ten April 1788 angefangen worden.

7. Vom Johann Duräus, und deſſen Friedenshandlung in Berlin. S. 369—393. Von dieſem bekannten, gut meynenden Friedensmittler zwiſchen Lutheranern und Reformirten hat man zwar mancherley Nachrichten, die auch unſer Verfaſſer kennt und anführt: aber von ſeinem Aufenthalte in Berlin, und von dem, was dort mit ihm vorgegangen iſt, wußte man bisher wenig oder nichts. Deſto dankenswerther iſt die Bemühung des Verfaſſers, wodurch er eine Lücke in dem Leben und den Bemühungen dieſes Mannes, folglich auch in der Kirchengeſchichte, ausfüllet. Herr H. weiß, ſo wie die meiſten Litteratoren, nicht genau, wann Duräus geſtorben ſey. Artenholz in den Merkwürd. der Königin Chriſtine (Th. 4. S. 309) ſagt, es ſey in Caſſel 1680 geſchehen, und Duräus nicht 90, wie die meiſten glauben, ſondern 85 Jahr alt geworden.

8. Zuſätze und Verbeſſerungen zum zweeten Theil der vorigen Beyträge. S. 393—407. Unter andern wird S. 397 ein Umſtand in Ludolph Küſters Leben berichtiget. Noch merkwürdiger iſt S. 400 die dem Verfaſſer vom Hrn. Prof. Marſinna in Halle mitgetheilte Nachricht von Bernhard von Wenko, einem heimlichen Jeſuiten, der verſtellter Weiſe eine Zeitlang in Berlin reformirt wurde, um gewiſſe Abſichten ſeiner Obern auszuführen.

Zweyter Theil.

1. Von dem zu Thorn in Preußen gehaltenen Religionsgeſpräche. S. 1—58. So wie der Verfaſſer in den vorigen Beyträgen deswegen von dem Leipziger Religionsgeſpräch gehandelt, weil der brandenburgiſch-reformirte Theolog, Bergius, eine Hauptperſon dabey war, ſo giebt er uns hier aus der nämlichen Urſache eine Geſchichte des Thorniſchen Religionsgeſpräches, von dem zwar viele Schriften vorhanden ſind: aber in keiner erinnern wir uns ſie ſo bündig, ordentlich und unpartheyiſch geleſen zu haben, als hier. Im Vorbeygehn bemerken wir, daß auch damals die Evangeliſchen Theologen die Katholiken Romano-Catholicos, nicht aber blos Catholicos nannten, weil ſie, ganz richtig behaupteten, ſie gehörten auch zu den Catholicis. Deswegen finden wir es allemal unrecht und beleidigend, wenn heut zu Tage ſo oft von Akatholiken oder Nichtkatholiken, beſonders in den öſterreichiſchen Ländern, geſprochen, und die

Evan-

Evangelischen oder Protestanten darunter verstanden werden. Noch ärger aber ist es, wenn selbst Protestanten sich Katholiken nennen. Hr. D. Büsching und andere haben dies längst und oft erinnert: aber entweder hat man es nicht gelesen, oder man bleibt aus Bequemlichkeit bey der von Ignoranz und Unbilligkeit zeugenden Benennung.

2. Von den Verdiensten Friedrich Wilhelms um die ganze reformirte Kirche im teutschen Reiche bey dem westphälischen Frieden. S. 58—89. Alles deutlich und ordentlich aus den bekannten Quellen vorgetragen. Ohne den großen Kurfürsten hätten wohl schwerlich die Reformirten in Teutschland gleiche Rechte mit den Lutheranern erlangt, zumal wenn es auf die intoleranten Querköpfe, Calov, Hülsemann und Vorsak angekommen wäre. Schreiber dieses ist der evangelisch-lutherischen Lehre zugethan; aber er kann sich doch nie des Unwillens enthalten, wenn er diese und einige andre Polemiker des vorigen Jahrhunderts nennen hört.

3. Von einigen merkwürdigen Begebenheiten bis zum Jahr 1662. S. 90—116. Zuerst von dem Jubelfest wegen des Religionsfriedens 1655, welches das Wittenbergische Konsistorium, dem Cöllnischen an der Spree, mit Uebergehung des Kurfürsten von Brandenburg, ankündigte, wodurch Saamen der Zwietracht ausstreuen wollte. — Hierauf von der Suspension und den intoleranten Handlungen Doktors Pomarius, als eines Friedensstörers, der Calov und Hülsemanns Geist im vollem Maaße besaß, deswegen ein gewisser von Melle in unsern Tagen so unparteyisch erneuert hat. Hr. H. sagt, daß dieser Mann (den er unrichtig Rektor zu Lübeck nennet; er war nur einer unter vielen Lehrern) über die cöllnisch-berlinischen Komödianten seines Helden sehr geschwind weggegangen sey; rede dann von einem Hasse und Verfolgungsgeiste gegen ihn. H. setzt hinzu: „Aus dem ganzen Hergange dieser wird man aber sehen können, ob ein Verfolgungsgeist, oder sein Eifer mit Unverstande ihm geschadet habe.“ Unser Vers. hat das Meiste, was er vom Pomarius erzählt, aus handschriftlichen Briefen und Aufsätzen dieses Mannes selbst, die ihm der Hr. geh. Legationsrath Oelrichs zu Berlin mitgetheilt hat. Richtig heißt es S. 103, daß Geschichte dieses Theologen noch nirgends nach ihren rechten

ten Umſtänden vorgetragen ſey. — Von einem ähnlichen heftigen Eiferer jener Zeit in Berlin, Joh. Heinzelmann, wird von S. 104 an gehandelt. — Von dem Zwiſte, der ſich bey der Berufung des Predigers, Chriſtian Nicolai, Pomarii Nachfolger, ereignete. — Von den mancherley Bemühungen des Kurfürſten und ſeiner Räthe, dem Schmähen und Verfolgen der beyden evangeliſchen Religionspartheyen vorzubeugen; beſonders von dem 1660 deshalb erlaſſenen Edikt oder Reſcript.

4. Von dem zu Berlin (1662 u. 63) gehaltenen Colloquium. (S. 116—160. Auch dieſes zielte auf Bewirkung der Ruhe und Einigkeit ab, war aber eben ſo fruchtlos, wie faſt alle dergleichen Verſuche. Der Verf. zeigt ſich auch hier als ein möglichſt unpartheyiſcher Theologe.

5. Von dem Verbote, die Univerſität zu Wittenberg zu beſuchen. S. 160 — 182. Dieſes im J. 1662 ergangene Verbot wird keinen befremden, welcher weiß, wie unſinnig die damaligen Wittenberger Theologen in ihrem Ketzereifer zu Werke gingen. In einer Note S. 180 u. f. ſteht eine brauchbare Notiz von einem famöſen Eiferer jener Zeit zu Danzig, Aegidius Strauch.

6. Von dem neuen churfürſtl. Edicte und den geforderten Reverſen. S. 182 — 274. Jenes neue geſchärfte Edikt, das der Kurfürſt im J. 1664 ergehen ließ, hatte eben jene heilſame Abſicht zum Grunde. Hr. H. erzählt umſtändlich, was für Bewegungen darüber entſtanden; wie die lutheriſchen Theologen im Brandenburgiſchen bey theol. Fakultäten und geiſtl. Miniſterien an mehrern Orten in Teutſchland deshalb angefragt haben, und was für Gutachten darüber eingelaufen ſind. Das Nürnbergiſche war das vernünftigſte. Sein Inhalt, ſagt Hr. Hering, beſtätigt Scaligers Urtheil: Noriberga — ibi Lutherani mitiores. Er beſchreibt weiter die mancherley Folgen, welche die von den lutheriſchen Geiſtlichen wegen Beobachtung jenes Edikts zu unterſchreibenden Reverſe hervorgebracht haben.

7. Von den Händeln mit dem Probſte Fromm und dem Inſpector Geſenius. S. 247 — 329. Im Ganzen genommen ſind zwar dieſe Händel, beſonders diejenigen, die den P. Fromm, der erſt lutheriſch, hernach gar katholiſch geworden, betreffen, bekannt; aber ſo ordentlich

und

ausführlich hat sie vor unserm Verf. niemand erzählt. Er
t auch aus handschriftlichen Hülfsmitteln manchen vorher
bekannten Umstand an.

8. Von einigen herausgekommenen merkwürdi-
Büchern. S. 329—352. 1) Von einer, nur einen
gen starken, aber merkwürdigen Schrift des Oberhofpre-
ers Barth. Stosch, und von einer dagegen gedruckten
hrift. 2) Von einer andern, unter dem Titel: Vox op-
ssorum in Marchia Brandenburgica supplex, d. i. an
. Churf. Durchl. ꝛc. Der Verf. ist nicht mit Gewißheit be-
nt: zwar sagt Küster, Adam Sellius, (Seller) wäre
Mart. Friedr. Seidel aber, der Frankfurtische In-
ktor Joh. Christian Ludecus. So gewiß Küster seiner
hauptung seyn will; so hält unser Verf. doch die letzte für
wahrscheinlichste. 3) Von dem Pendant zum vorigen:
ulum Marchicae Brand. evangelicum etc. Eine Samm-
von Schriften gegen die Reformirten. 4) Von Chri-
h Barthutts und seiner Familie Confession ꝛc.

9. Von des Bischofs Spinola Friedensunterhand-
in Berlin. S. 352—384. Was wir von Nr. 7
en, gilt auch von Nr. 9. Vorzüglich ist die Notiz,
Joh. Moritz von Hörnigks Buche: Concordia
ma etc. Viennae Austriae f. a. einer großen Seltenh
gegeben wird. Es sind darin die Gesinnungen des Bi-
schofs von Wienerisch-Neustadt vorgetragen. Wer
jener Hörnigk war, weiß unser Verf. nicht; auch
und Adelung haben nichts von ihm.

10. Verbesserungen und Zusätze zum vorigen er-
dieser Neuen Beyträge. S. 384—392. Das
ist den oben erwähnten Kolokwitz.

Register über beyde Theile macht den Beschluß.

unsrer Anzeige der ältern Beyträge (B. 66. S. 496
) bitten wir folgende Versehen und Druckfehler zu ver-
tir: S. 496. Z. 20 streiche man nach dem Worte Luthe-
: das Wörtchen oft aus. S. 501. Z. 5. l. berühm-
ster berühmte.

Rk.

Philosophische Gemählde aus dem sechszehnten Jahrhundert. Aus dem Französischen des Herrn von Mayer. Greifswald, bey Röse, 1787. in 8. 441 Seiten.

Von Philosophie mag der Verf. nun wohl eben nicht viel Antheil bekommen haben, man höre: das Lutherthum, diese schwache Geburt von Starrsinn eines Mönchs. So sollte doch ein sich nennender Philosoph nicht sprechen, der wissen muß, daß der Reformation fast alles zu danken ist, was wir jetzt an Aufklärung und Denkfreyheit haben. Ueberhaupt ist der Verf. zum historischen Mahler nicht gemacht, er geht über wichtige Begebenheiten zu schnell, weiß Ursachen und Wirkungen nicht zu übersehen, und raisonnirt oft unzusammenhangend zum Tage hinein. So heißts, Margarethe war zu aufgeklärt, um blindlings eine Parthey zu ergreifen, die noch kein zusammenhängendes Lehrgebäude und kein Oberhaupt hatte. Indem sie die Reformirten beschützte, und ihre Lehre insgeheim annahm, befriedigte sie blos einen persönlichen Groll gegen den Pabst. Gerade als wenn die Vernunftmäßigkeit einer Parthey von einem sichtbaren Oberhaupte abhienge; oder eine Parthey ohne zusammenhangendes System nicht könnte manche Irrthümer verwerfen, und manches, dem gesunden Verstande angemessenes lehren. Dadurch daß der Verf. Margarethen aus persönlichem Groll die reformirte Lehre annehmen läßt, macht er ihrer Aufklärung ein großes Compliment! Da wir das Original nicht zur Hand haben, setzen wir folgendes aus des Uebersetzers Vorrede her: ich habe in dieser Uebersetzung der galerie philosophiques vieles weggelassen, vieles abgekürzt; Wiederabdruck der Beweisurkunden hielt ich nicht für nöthig, das Buch ist doch mehr für den Dilettanten in der Geschichte, als für den Kenner. Wir fürchten am Ende es möge auch nicht für den seyn, weil er sehr vieles kurz angedeutet nicht verstehen wird. Die Uebersetzung ist, so viel sich ohne Gegenhaltung der Urschrift abnehmen läßt, gut, doch von Gallicismen nicht völlig frey. Z. B. S. 5. Bald vergossen sie als gedemüthigte zitternde Unterthanen ihr Blut auf den Schlachtfeldern, das Vergießen, welches Franz lieber auf dem Schaffot hätte fließen sehen! Also das Vergießen fließen sehen! Zudem ist die Stelle äußerst dunkel, man weiß nicht,

soll

soll welches aus Vergießen oder auf Blut gehen. Wozu ein so seichtes Buch übersetzt wird, wissen wir waßrlich nicht.

Dr.

Mathäus und Veit Conrad Schwarz nach ihren merkwürdigsten Lebensumständen und vielfältig abwechselnden Kleidertrachten, aus zwey im Herzoglich Braunschweigischen Kunst- und Naturalienencabinette befindlichen Originalien ausführlich beschrieben, und mit Anmerkungen erläutert von Elias Caspar Reichard, des Magdeburgischen Stadtgymnasiums Professor und Rector Emeritus. Ein Beytrag zur Geschichte der Kleidermoden, zur Beförderung der Menschenkunde und zur Kenntniß der deutschen Sprache des sechszehnten Jahrhunderts. Magdeburg, 1786. 8.

Schon im 15ten und 16ten Jahrhunderte gab es Annalen der Mode. Mathäus und Veit Conrad Schwarz, Vater und Sohn, beyde Buchhalter auf dem Fuggerschen Comtoir zu Augsburg, ließen sich in verschiedenen Epochen ihres Alters in der Kleidung mahlen, die sie damals getragen hatten, und da sie beyde, wie sich aus allem ergiebt, Leute vom bon ton waren, so enthält eine solche Kleidung immer den damaligen Augsburgischen Modengeschmack. Sie ließen diese Gemählde in zwey verschiedene Bücher eintragen, denen sie selbst Ueberschriften, Bemerkungen und Erläuterungen aus ihrer Lebensgeschichte beysetzten. Diese beiden Bücher befinden sich jetzt in dem Herzoglichen Kunstcabinette zu Braunschweig, und der Verfasser hat uns hier eine Beschreibung derselben, die Schwarzische Ueberschriften und Noten wörtlich, und zugleich einen Commentar geliefert, der Bemerkungen enthält, die für die deutsche Sprache und der Geschichte der Sitten und des bürgerlichen Lebens im 15ten Jahrhundert nicht unwichtig sind. Die Gemählde hat er theils der Kosten wegen, theils aus anderen Ursachen nicht in Kupferstichen beygefügt, macht aber Hoffnung, daß sie von den Herren Bertuch und Krauß zu Weimar in den Annalen des Luxus und der

Moden werden herausgegeben werden. Wir können uns hiebey des Wunsches nicht enthalten, den wir schon oft gehegt haben, daß unsere vielen Modenkalender, die allmählig anfangen, gar zu einförmig und langweilig zu werden, zu Zeiten eine Abbildung solcher Trachten aus vergangenen Jahrhunderten beyfügen möchten, welches in Ansehung des daraus erhellenden mehreren oder minderen Aufwands, des guten oder schlechten Geschmacks, der Ehrbarkeit oder Zügellosigkeit der Sitten manche angenehme Parallelen geben, oft auch durch eine sichtliche Annäherung und Uebereinstimmung anschaulich darstellen würde, wie das Rad der Mode sich um seine eigene Axe drehe: ein Anblick der die Göttin Mode ihrem Verehrer verächtlich zu machen pflegt, weil eben dadurch sie von ihrer wesentlichen Eigenschaft, der Neuheit entkleidet, und die Armseligkeit ihrer Erfindungskraft mit ihrer ganzen Fatuität aufgedeckt wird.

Aus den beiden Schwarzischen Büchern siehet man, daß ähnliche Schilderungen von Kleidertrachten in chronologischer Ordnung schon vorhin etwas Gewöhnliches zu Augsburg gewesen seyn. Die Trachten des Mathäus Schwarz fangen sich mit dem Jahre 1497 an, da er seinen Vater und Mutter darstellt, und gehen bis in sein 64stes Jahr, nämlich bis zu 1560; die von Veit Conrad gehen von 1541 bis in sein 20stes Jahr, nämlich 1561. Matthäus beyleicht sich oft auf zwey Bücher, die er geschrieben hat, unter dem Titel: der Weltlauf und das Kinderbüchlein, desgleichen auf einen Calender, welche sämmtlich verloren gegangen; wobey der Herausgeber, Hr. Reichard die etwanigen Besitzer derselben auffordert, ihm eine Anzeige davon zu geben. Nur einige historische Merkwürdigkeiten! Veit Conrad Schwarz macht schon die Bemerkung, „daß wir Teutschen je je und allwe„gen nie anderst gewesen seyn, als wie die Affen. Was wir gesehn, haben wir müssen nachahmen auf vielerley Nationen Art, zu Zeiten auch dieselben verpastartirt.“

Recensent führt dies an, um eine Behauptung zu widerlegen, die ein Geschichtschreiber dem andern so gerne nachschreibt, daß nämlich der Deutsche erst zu Carls V Zeiten die Originalität seiner Sitten verloren, und sich an ausländische Moden, insonderheit an Spanische, gehangen habe. Zugleich aber ergiebt sich aus anderen Stellen des Buches, daß die Nation damals doch noch nicht so dependent in den Mo-

den

den von andern Nationen gewesen sey, wie jetzt, weil Schwarz sich selbst rühmt, allerley Moden und Schnitte der Kleider erfunden zu haben. Die deutsche Nation hielt damals mit den übrigen Nationen im Reichthum und Luxus gleichen Schritt, und war ihnen (die Italiener etwa ausgenommen) noch zuvor. Das elegante Augsburg maaßte sich also eben so gut das Recht an, Moden auszuprägen, als Venedig oder Florenz. —

S. 19 findet sich ein Beyspiel, wie schnell man im Mittelalter mit den Beerdigungen verfahren, und wie viel Unheil damit mag vorgefallen seyn. Mathäus Schwarz ist dargestellet als ein Kind von 2 Jahren und 9 Monaten, im Begriff begraben zu werden, wovon er sich durch Bewegung eines Fußes noch rettet. — Ao. 1500 hatte er die bösen Kinderblattern — 1504 war er Bub bey Conz von der Rosen, Kayſers Maximilians Freudenmacher (Hofnarr), der aber nichts Gutes aus ihm zog — Einen Theil der Trachten hat er zu Meiland und Venedig getragen: diese sind sehr zusammengesetzt, als: Spanische Kappen, Jenueſer Biret, Lombardisch Sapon. In Venedig kleidete er sich, wie er schreibt: a la Zentilhomo. — Handelsplätze, worauf das Fuggersche Comtoir vorzüglich Handlung trieb, finden sich an den Fächern eines abgemalten Briefschranks, als: Rom, Venedig, Ofen, Crakau, Mailand, Inſpruck, Nürnberg, Antwerpen, Liſſabon. —

Es war ein eigenes Tanzhaus, worauf Kaiſer Maximilian 1518 einen Ball gab. — S. 42. Im Jahr 1519 ward er auf einen Ritt gen Frankfurt von 7 Schnaphonen gefangen. — S. 52. In einem Jahre änderte er 6mal seine Kleidung. — S. 54. Man trug damals nach Italiäniſcher Sitte außer dem Degen auch einen Dolch. — S. 55. Im März 1523 trug er ein Kleid, welches 4800 Schnitte hatte, mit ſamatin Wilſchen, alles weiß. — 1524 trug er eine Schlaw mit goldenem Stoff, die vorhin dem Herzog von Mayland zugehört hatte. — Er lernte auf der Laute ſpielen. — S. 60. Man trug an den Waden Dolche, und an den Knieen Sanduhren, die 8 Minuten giengen. S. 62. Um während des Baurenkriegs auf seinen Handelsreisen durchzukommen, hatte er ein Kleid, das an beyden Seiten getragen werden konnte. — S. 70. Galanterien. Ein Frauenzimmer ſteht aus dem Fenſter; gegenüber ſteht Schwarz.

Unter

Unter dem Fenster die Worte: ist niks mehr! Ueber der Hausthüre ein goldener Hirsch mit Gewehr. S. 84 1545 zeigt er sich in Rüstung nebst seinem Waffenträger. Es wurden damals gemustert 4300 Mann zu Fuß, und 500 zu Pferde ohne die Zunft der Weber. 71 Personen alle in einerley Samt gekleidet standen in einem Gliede. — S. 96. Ein Wagen, worin der erst kürzlich genesene Schwarz ins Comtoir fährt. Er hat die Gestalt unserer niedersächsischen Leichenwagen, und Schwarz sitzt seitwärts in demselben, so daß die Füße zur Seite heraushängen. Nur ein Pferd ist davor, auf welchem der Fuhrmann sitzt. — S. 105—108 damalige Kinderspiele. — S. 112. Veit Conrad Schwarz. Er ward nach Verona geschickt, und besuchte 1555 die Schule di Marchantoni. Also schon damals eine Handelsacademie. (Beyläufig gesagt; viele unserer neuern Handelsinstitute in großen Handelsstädten findet man schon im funfzehnten Jahrhunderte in italiänischen Städten, z. B. Ausstattungskassen für Töchter ꝛc.) S. 115. Seine Galanterien in Verona, wobey auch italiänische Verse. — S. 121. Man trug 1557. zu Venedig einen goldenen Zahnstocher an einem Bändchen vor der Brust. — S. 125. Im Jahr 1558 hatte er eine kleine schlagende Uhr am Halse hängen. —

Nicht ohne Erstaunen sieht man den damaligen Augsburgischen Reichthum in den Kleidungen eines bloßen Buchhalters. Ein Rubin kostete ihm 60 Rthlr. und ein Diamant 50. Der Degen von Stahl 10 Rthlr. Die ganze Kleidung mit Ring und Degen kostet 290 Rthlr. S. 144. Ein Maskaraden-Aufzug. 5—6 Manns- und Frauenspersonen in einem offenen mit einem Himmel bedeckten Wagen; nebenher zwey Stadtpfeifer und 4 Bediente mit Fackeln. Zur Geschichte des damaligen Zustandes der Sitten möchte folgende Stelle ein Beytrag seyn: „Wir kamen zu „zu etlichen Junckfrauhöfen; da hatt man uns nicht wegen: „wir tanzten und sprangen wie die Kälber; denn es waren „halte feglig da, die uns nit übel gefielen ꝛc.“ Doch scheint es dem Recensenten nicht ausgemacht zu seyn, ob das, wie Hr. N. meint, eben Nonnenklöster und nicht vielmehr sogenannte Frauenhäuser oder Bordelle gewesen seyn. S. 148 kommen ein Paar Hosen vor, die 30 Pfund sollen gewogen haben. S. 149. Scenen, wo Schwarz Unterricht im Fechten bekommt. Man sieht aus allem, wie vielmehr

damals

als diese Kunst auch von Personen bürgerlichen Standes
nstmäßig erlernet worden, als in unseren Zeiten.

Nachdem der Verfasser alle diese Gemählde beschrieben
t, fügt er noch vermischte Bemerkungen über den Luxus
hl in Kleidern als in Mahlzeiten hinzu, die aus der
eschichte mehrerer Völker und Zeiten compilirt sind, und
it dem Buche eigentlich in keiner Verbindung stehen. Für
n Geschichtforscher und Philosophen ist dies Werk in man-
rley Rücksichten interessant. Der Reichthum der Augs-
rger und der hohe Grad der Politur (nicht eben der Cul-
r) für eine Zeit, worin ganz Deutschland noch so wenig
olitur hatte, überzeugen uns, wie tief die deutschen Städte
chmals im 17ten Jahrhunderte gefallen sind; die Eleganz
s südlichen Augsburgs giebt einen merkwürdigen Contrast
t der kriegerischen Stärke und dem kühnen Unternehmungs-
ist der nordischen Handelsstädte (z. B. Lübecks) und die
älsche Verfeinerung und Ueppigkeit in der goldenen Epoche
liens vereinigt mit der altdeutschen schwäbischen Einfalt
d[illegible]kät der Sitten, giebt ein gar seltsames Farben-
ye. Dem Commentator muß der Leser die Geschwätzig-
pes Alters und den zu großen Aufwand von Gelehrsam-
n Gute halten. Die treuherzige Sprache des alten bra-
Schulmannes sympathisirt oft auf gewisse Weise mit sei-
Altschwäbischen Autor. Nur eine kleine Probe! S.
„Die Art der Kleidung und Gestalt unseres Schwarz
der 79ten und 80sten Blattseite wird sich ohne Mühe
üben lassen; denn es ist die einfachste und allernatür-
die sich denken läßt. Es ist nemlich um obenerwehnte
diesem reichen und seltsamen Kauz unter vielen andern
die thörichte Grille durchs Gehirn gefahren, oder um
gelinder auszudrücken, es hat ihm in einer jovialis-
Stunde die Lust angewandelt, sich so wie Adam im
e der Unschuld gegangen ist, das heißt: mutterna-
und gänzlich unbekleidet abmahlen zu lassen, und zwar
wol von hinten als von vorne zu. Was ihn auf dergle-
en ungewöhnlichen Einfall und Entschluß gebracht habe,
eldet er uns in der Ueberschrift der ersten Positur, wo er
h rückwärts zeiget:
„„Primo Julius was das mein rechte Gestalt hinter-
erttingen; denn ich war faist und dick worden.““

„War

einmal aus Kiew vertrieb, zu thun. Dem Großfürsten Isiaslaw aber stand vornehmlich der König von Ungarn bey, und setzte ihn immer wieder in Kiew ein; doch gelangte Jurii I. zum Besitz von Kiew, und erhielt sich, obgleich unter vielen Unruhen darin bis an seinen Tod 1157. Zur Probe der Erzählung will ich seinen Charakter (B. 5. S. 232 u. f.) hersetzen: „Die Geschichtschreiber erzählen," (der V. führt jedesmal, ohne selbst zu loben oder zu tadeln, das Urtheil der Geschichtschreiber an) „daß Fürst Jurii von Rostow vorher „und mitten unter seinen verschiedenen unglücklichen Unternehmungen in seinem rostowschen und susdalschen Gebiet viele Städte angelegt, und durch Leute, die er aus verschiedenen Gegenden zusammenberief, und durch Anleihen und „milde Gaben zum Bau unterstützte, bevölkert habe, wo„selbst sich sodann sowohl Russen als Bojaren, Mordwinen „und Ungarn eingefunden und angebauet haben, und sein „Gebiet mit vielen tausend neuen Einwohnern besetzt worden „sey. Uebrigens beschäftigte sich Fürst Jurii von Rostow „mehr mit seinem Vergnügen, als mit der Rechtspflege und „guten Verfassung des Kriegsheers, welches alles er der „Anordnung und Aufsicht seiner Großen und Lieblinge über„ließ, die manche Kriege, ohne auf Verträge oder Billigkeit „zu sehen, anfiengen. Fürst Jurii nahm sich selbst der Sachen „wenig an; sondern folgte dem Rath der Fürsten, Bojaren „und Bundesgenossen, welche ihn oft zu Unternehmungen „verleiteten, die durch seine Fahrläßigkeit ein unglückliches „Ende nahmen, wovon seine dreimalige Vertreibung aus „Kiew ein Beyspiel giebt. Dieser Fürst war ziemlich groß „von Wuchs und Dicke, weiß von Gesicht, hatte kleine Au„gen, eine große lange Habichtsnase, und einen kleinen Bart, „er liebte das Frauenzimmer, und hielt viel auf gut Essen „und Trinken." — Noch ein Paar Proben von des V. Anmerkungen. S. 63. B. 5. „Die Geschichtschreiber merken „an, es sey bey den Slaven von Alters her Sitte gewesen, „daß der Bräutigam sich nicht zur Braut begeben, sondern „daß man die Braut zum Bräutigam gebracht habe. — Bey „Belagerung der Stadt Nowgorodack wurde ein Damm" (Worock, d. i. ein Erdhaufen oder eine von Holz verfertigte Erhöhung) „gebauet, von welchem sie Steine und Pfeile in „die Stadt werfen ließen; auch stellten sie Mauerbrecher auf. „(Paroki, sie waren große mit Eisen beschlagene hängende

„Bal-

„Balken, mit welchen man ſowohl hölzerne als ſteinerne „Wände einſtürzte).“

Dm.

J. Wilhelm Coxe's Reiſen durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark. Aus dem Engliſchen von J. Pezzl. 4. Zwey Bände. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßlin und Kompagnie. 1785 — 1786.

i vortrefliche Werk, das ſich durch ſeinen innern Werth o ſehr empfiehlt, daß es jede anderweitige Empfehlung rflüßig macht, enthält außer vielen ſehr intereſſanten und ografältigen Darſtellungen der Regierungsform, des Zuſtands hrſamkeit, Kriegsmacht, Juſtizverfaſſung ꝛc. dieſer ar r, auch viele merkwürdige Beyträge zu ihrer Geſchichte, ie e. theils aus Nachrichten gelehrter Männer, erhaltenen Originalbriefen u. ſ. w. geſchöpft, theils aus verſchiedenen ern, doch noch nicht genug bekannten Werken gezogen hat. ſon rs erhielt C. ſeine Nachrichten über einige verwickelnkte der Ruſſiſchen Geſchichte von dem kürzlich verſtorenen Geſchichtſchreiber Herr Müller. Man wird auch die Nachrichten von dem Zuſtand der Ruſſiſchen Litteratur ganz beſonders ausführlich und unterhaltend finden, da man ſonſt Litteratur ſo gar wenig kennt.

r geben aus dem erſten Band von der Reiſe durch Polen einige Anzeigen deſſen, was darin am merkwürdigſten t. Der Meynung des Verf. zufolge, iſt das geſchwächen des Königs Schuld an dem elenden Zuſtand dieſes Reu . ſucht dies aus der Geſchichte des Urſprungs und ri ngs der polniſchen Regierungsform wahrſcheinlich zu

Die Gewalt der Edelleute, ſagt er, führt eine Art von Anarchie ein, welche die Edelleute thörichter Weiſe für e Stütze ihrer Landesverfaſſung halten, ſo daß es zum Sprüchwort geworden iſt: „daß Polen durch ſeine Anarchie beſtehe. — Der Verf. giebt ausführliche Nachrichten von der letzten Revolution in Polen, und ſchildert die chsverfaſſung. Wir können nichts abſchreiben. — Die tzverwaltung in Polen hat ungeheure Mängel. Die Leute dürfen (einige Kapitalverbrechen ausgenommen)

einmal aus Kiew vertrieb, zu thun. Dem Großfürsten Isaslaw aber ſtand vornehmlich der König von Ungarn bey, und ſetzte ihn immer wieder in Kiew ein; doch gelangte Jurii I. zum Beſitz von Kiew, und erhielt ſich, obgleich unter vielen Unruhen darin bis an ſeinen Tod 1157. Zur Probe der Erzählung will ich ſeinen Charakter (B. 5. S. 234 u. f.) herſetzen: „Die Geſchichtſchreiber erzählen," (der B. führt jedesmal, ohne ſelbſt zu loben oder zu tadeln, das Urtheil der Geſchichtſchreiber an) „daß Fürſt Jurii von Roſtow vorher „und mitten unter ſeinen verſchiedenen unglücklichen Unternehmungen in ſeinem roſtowſchen und ſusdalſchen Gebiet viele Städte angelegt, und durch Leute, die er aus verſchiedenen Gegenden zuſammenberief, und durch Anleihen und „milde Gaben zum Bau unterſtützte, bevölkert habe, wo„ſelbſt ſich ſodann ſowohl Ruſſen als Bojaren, Mordwinen „und Ungarn eingefunden und angebauet haben, und ſein „Gebiet mit vielen tauſend neuen Einwohnern beſetzt worden „ſey. Uebrigens beſchäftigte ſich Fürſt Jurii von Roſtow „mehr mit ſeinem Vergnügen, als mit der Rechtspflege und „guten Verfaſſung des Kriegsheers, welches alles er der „Anordnung und Aufſicht ſeiner Großen und Lieblinge überließ, die manche Kriege, ohne auf Verträge oder Billigkeit „zu ſehen, anfiengen. Fürſt Jurii nahm ſich ſelbſt der Sachen „wenig an; ſondern folgte dem Rath der Fürſten, Bojaren „und Bundesgenoſſen, welche ihn oft zu Unternehmungen „verleiteten, die durch ſeine Fahrläßigkeit ein unglückliches „Ende nahmen, wovon ſeine dreimalige Vertreibung aus „Kiew ein Beyſpiel giebt. Dieſer Fürſt war ziemlich groß „von Wuchs und Dicke, weiß von Geſicht, hatte kleine Augen, eine große lange Habichtsnaſe, und einen kleinen Bart, „er liebte das Frauenzimmer, und hielt viel auf gut Eſſen „und Trinken." — Noch ein Paar Proben von des B. Anmerkungen. S. 63. B. 5. „Die Geſchichtſchreiber merken „an, es ſey bey den Slaven von Alters her Sitte geweſen, „daß der Bräutigam ſich nicht zur Braut begeben, ſondern „daß man die Braut zum Bräutigam gebracht habe. — Bey „Belagerung der Stadt Nowgorodack wurde ein Damm" (Worock, d. i. ein Erdhaufen oder eine von Holz verfertigte Erhöhung) „gebauet, von welchem ſie Steine und Pfeile in „die Stadt werfen ließen; auch ſtellten ſie Mauerbrecher auf. „(Paroki, ſie waren große mit Eiſen beſchlagene hängende

„Bal-

„Balken, mit welchen man ſowohl hölzerne als ſteinerne „Wände einſtürzte).“

Dm.

J. Wilhelm Coxe's Reiſen durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark. Aus dem Engliſchen von J. Pezzl. 4. Zwey Bände. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßlin und Kompagnie. 1785 — 1786.

Dieſes vortrefliche Werk, das ſich durch ſeinen innern Werth ſelbſt ſo ſehr empfiehlt, daß es jede anderweitige Empfehlung überflüßig macht, enthält außer vielen ſehr intereſſanten und ſorgfältigen Darſtellungen der Regierungsform, des Zuſtands der Gelehrſamkeit, Kriegsmacht, Juſtizverfaſſung ꝛc. dieſer Länder, auch viele merkwürdige Beyträge zu ihrer Geſchichte, die C. theils aus Nachrichten gelehrter Männer, erhaltenen Originalbriefen u. ſ. w. geſchöpft, theils aus verſchiedenen neuern, doch noch nicht genug bekannten Werken gezogen hat. Beſonders erhielt C. ſeine Nachrichten über einige verwickelten Punkte der Ruſſiſchen Geſchichte von dem kürzlich verſtorbenen Geſchichtſchreiber Herr Müller. Man wird auch die Nachrichten von dem Zuſtand der Ruſſiſchen Litteratur ganz beſonders ausführlich und unterhaltend finden, da man ſonſt dieſe Litteratur ſo gar wenig kennt.

Wir geben aus dem erſten Band von der Reiſe durch Polen einige Anzeigen deſſen, was darin am merkwürdigſten ſcheint. Der Meynung des Verf. zufolge, iſt das geſchwächte Anſehen des Königs Schuld an dem elenden Zuſtand dieſes Reichs. Er ſucht dies aus der Geſchichte des Urſprungs und Fortgangs der polniſchen Regierungsform wahrſcheinlich zu machen. Die Gewalt der Edelleute, ſagt er, führt eine Art von Anarchie ein, welche die Edelleute thörichter Weiſe für die Stütze ihrer Landesverfaſſung halten, ſo daß es zum Sprüchwort geworden iſt: „daß Polen durch ſeine Anar„chie beſtehe. — Der Verf. giebt ausführliche Nachrichten von der letzten Revolution in Polen, und ſchildert die Reichsverfaſſung. Wir können nichts abſchreiben. — Die Juſtizverwaltung in Polen hat ungeheure Mängel. Die Edelleute dürfen (einige Kapitalverbrechen ausgenommen)

nicht eher in Verhaft genommen werden, bis ihr Ve
vollkommen erwiesen worden. Man hält keinen für
wiesen, den man nicht über der That betroffen hat.
Edelmann kann nur vom Reichstag verurtheilt werden.
meine Verbrecher, die sich in den Schutz der Edelleute b
ben, werden von ihnen mit gewaffneter Hand gegen
stizbeamten vertheidiget. Alle Städte haben die h
richtsbarkeit, wenn sie auch zu elenden Dörfern heran
ken sind. Diese ist also oft in den Händen roher, gemei
Handwerker. Es sind keine Justizbeamten zur Verfol
der Verbrecher bestellt. Daher kann jeder Verbre
durch los kommen, daß er seinen Kläger (der nur ein P
vatmann ist) mit Geld besticht, daß er die Anklage aufg
Der Verf. sah in den Gefängnissen selbst zwey Männer,
einen Juden ermordet hatten, und eben loskommen sollt
weil sie die Wittwe des Ermordeten mit einer Summe
(die sie allmählich aufbrachten) zur Aufhebung der An
bewogen hatten. — Die polnischen Bauern sind Leibe
Doch ist ihre Leibeigenschaft jetzt weniger streng. Bis
die Zeiten Kasimir des Großen konnte der Herr
Bauern ungestraft todschlagen, und wenn der Bauer k
Kinder hatte, bemächtigte er sich der Güter desselben.
Jahr 1347 setzte Kasimir auf den Mord eines Bauern
Geldbusse, und verordnete, daß ihn seine nächsten A
wandten erben sollten, wenn er keine Kinder hätte.
dieses Gesetz war von geringer Wirkung, weil ihm lei
gewichen werden konnte. Erst A. 1768 ward eine Vers
nung gemacht, daß der Mord eines Bauern ein Halsve
chen sey. Der erste Edelmann, welcher seinen Bauern
Freyheit schenkte, war Zamoisky, ehmaliger Großk
der im Jahr 1760 sechs Dörfer in der Woywodschaft A
frey gab. Seit dieser Zeit hat die Bevölkerung daselbst
nahe um die Hälfte zugenommen. Der Verf. macht an
de dieser Nachrichten von der Sclaverey der Bauern die an
merkung, daß die Aufhebung der Gesetze des Lehnsystems,
welche in den meisten Ländern allmählich abgeschafft worden,
allein in Polen durch einen besondern Zusammenfluß von Um
ständen verhindert worden. Er findet noch in der Polnischen
Landesverfassung die auffallendesten Züge dieses Systems. —
In einer Unterredung mit dem König erfuhr der Verf. ver
schiedenes von der Beschaffenheit der Litteratur in Polen,
als, daß an einer Geschichte von Polen in der Landessprache

gear-

:et werde, daß das Beste, was Polen in der Dicht- ſt bis jetzt aufzuweiſen hat, eine Ueberſetzung von Taſſos freytem Jeruſalem ſey, u. ſ. w.

ſ : Ueberſetzung iſt fließend, und läßt ſich gut leſen. l rſetzer entſchuldiget ſich in ſeinem Vorbericht, daß n freyen Anmerkungen, die C. bey Gelegenheit ſeiner richten von Polens Theilung über einige Mächte in Eu- wa l , nicht weggelaſſen habe, und führt an, daß u b) zu ſehr von der gerechten Sache der bey ei Revolution intereſſirten Mächte überzeugt ſey, s daß die Stellen des Engländers einigen Eindruck en könnten.

Gſf.

) Geſchichte der vereinigten Niederlande von Entſtehung der Republik bis auf die gegenwärtige Zeiten, nebſt der Biographie merkwürdiger Männer, die ſich als Helden und Gelehrte um ihr Vaterland verdient gemacht haben, von O. E. F. Freiherr von E. (Eberſtein, Marggr. Br. Anſp. Bayr. Kammerherrn). Erſter Theil. Dinkelsbühl, 1787. 8. 13 Bogen.

) Holländiſche Denkwürdigkeiten, oder ausführliche Geſchichte der gegenwärtigen Unruhen in den vereinigten Niederlanden, von Karl Hammerdörfer, Prof. in Jena. Leipzig, bey Beer, 1788. kl. 8. 94 Seiten.

Die gewöhnlich bey einer merkwürdigen Begebenheit, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums rege gemacht hat, eine auch von Schriften zu entſtehen pflegt; ſo haben auch die Begebenheiten, welche ſich ſeit der Erſcheinung einer r. armee in den vereinigten Niederlanden zugetragen haben, rere Schriften erzeugt. So unbillig das verdammende rth , das man oft ſo allgemein über die Zeitſchriften , ſo abſchreckend daſſelbe für manchen vortreflichen ler iſt, ſich eine ſolche intereſſante Materie zum

Gegenstand seiner Schriftstellerey zu erwählen, aus Furcht unter die Zahl der sich hinzudrängenden Scribler gerechnet zu werden, ob er gleich vor allen andern fähig gewesen wäre, sie aufzuklären: so unläugbar groß ist doch in so vielfältiger Rücksicht der Nutzen solcher Zeitschriften. Wie manche dunkle und verwickelte Materie wird nicht bey einer solchen Gelegenheit ins hellere Licht gesetzt! Wie viele Kenntnisse aus der Geschichte, Naturgeschichte, Physik u. s. w. werden nicht durch sie unters Publikum, dessen Aufmerksamkeit nun einmal erregt worden ist, gebracht! Wie mancher wird jetzt gezwungen, auch einmal eine ernsthafte Schrift zu lesen, um in den Gesellschaften, wo von dieser Begebenheit gesprochen wird, nicht den Unwissenden zu spielen! Aber wehe dem eilfertigen Scribler, der seine Arbeit als blosse Meßwaare ansieht, und weder den Nutzen des Publikums noch seine eigene Ehre in Erwägung zieht! — sein Name wird, mag er auch noch so glänzend hervorgestralt haben, eben so schnell erlöschen, wie ein helleuchtendes Meteor! — Beide vorliegende Werke gehören zu der Klasse dieser Zeitschriften; unterscheiden sich aber merklich im Plan und Vortrag.

Der Verf. Nr. 1. bemüht sich die Geschichte der V. Niederl. für das Publikum in ein helleres Licht zu setzen, und zwar vorzüglich in den neuern Zeiten, und erlaubt sich, um seine Erzählung durch etwas Eigenthümliches zu charakterisiren, zuweilen Reflexionen und Räsonnements. Auch schaltet er zur Erläuterung der Geschichte und zur Unterhaltung der Leser eine kurzgefaßte Beschreibung derjenigen Münzen, die zum Andenken merkwürdiger Vorfälle geschlagen worden sind, an den gehörigen Orten mit ein. Das ganze Werk wird in 3 Theilen geliefert, und jedem derselben die Biographie merkwürdiger Personen, die sich entweder durch Heldenmuth oder durch Gelehrsamkeit um ihr Vaterland verdient gemacht haben, beygefügt werden. Dieser erste Theil enthält die Geschichte der Republik von ihrer Entstehung an, bis auf das Jahr 1642. Der V. hat in seiner Erzählung sowohl, als auch in den Anmerkungen häufig auf die neuern Begebenheiten Rücksicht genommen, und manches z. B. die Hauptartikel der Utrechter Union im J. 1579 und den Waffenstillstandsvertrag zu Antwerpen 1609 ausführlicher vorgetragen.

Die Sprache ist oft sehr witzelnd, und bey dem steten Haschen nach Vergleichungen kommen mehrere Vergleichungen

s, die Aehnlichkeit eben nicht sehr sichtbar und her-
he t. Sonst ist die Geschichte treu und wahr er-
y sogleich im Anfange ist ein Druckfehler, vielleicht
nn Uebereilungsfehler, wenigstens ists nicht genau
t, wenn der Verf. sagt: „Nachdem 1561 Karl V.
und die Niederlande an Philipp II. abgetreten hat-
| ' Ei l ist das Jahr falsch, und dann geschah
vorher u l einem Jahre. Die Abtretung der Nie-
at im J. 1555, nachdem Carl seinem Sohn
1549 als Erbherrn der Niederlande hatte hul-
ber trat er ihm 1556 ab. Auch be-
y ment , daß der Verfasser sagt: „Der Kö-
n parre demjenigen, der den Prinzen von Ora-
jen l e, 25,000 Reichsthaler zu geben ver-
rnehtiger hätte der V. gesagt 25,000 Kronen, und
Anmerkung oder Parenthese diese Summe auf Reichs-
r ren können. Mag man dies auch gleich für Klei-
ten halten; ein Geschichtschreiber muß überall das Lob
ügkeit sich erwerben.

Verf. Nr. 2. will den Wunsch, welchen einige
n geäußert haben, eine nähere Kenntniß von der Ent-
s und der eigentlichen Veranlassung der holländischen
so wie überhaupt von der ganzen Landesverfassung
n, durch diese periodische Schrift befriedigen, und ge-
e vollständige an einander hängende Geschichte der
l ischen Unruhen zu liefern. Er schreibt hier blos für
u elehrten Theil des Publikums, für die Liebhaber,
für den Forscher der Geschichte. Dieses erste Stück
st die Erdbeschreibung, Gewerbe, Manufaktur-
handlung, Religionszustand, allgemeine Regierungs-
ung in den V. N. und Staatsverfassung in den Pro-
einzeln betrachtet; dann erzählt er in 2 Abschnitten
re Geschichte bis zur Union, und 2) bis zum weste-
n Frieden. Alles dies trägt der Verf. sehr kurz, rich-
tig und faßlich vor, und läßt sich selten in Nebenbe-
trachtungen ein. Nur ein Räsonnement sey mir erlaubt anzu-
ren, durch welches er den Prinzen Moritz gegen die Be-
schuldigungen, daß er sich eine unumschränkte Macht über
Provinzen habe erwerben wollen, rechtfertigt. „Wäre
er auch diese Beschuldigung völlig gegründet, so würde
doch dem Prinzen sein Unternehmen nicht als ein Ver-

„brechen anrechnen, da die Lage, in welcher er ſich befand, „ihn vollkommen rechtfertigt. Er hatte ſchon den ganzen „Krieg über erfahren, welch ein ſonderbarer Geiſt die holl. „Nation beſeele; man hatte ihm ſeine Verdienſte um die Re„publik mit Undank belohnt, ſeinen beſten Entwürfen die gröſ„ſten Hinderniſſe in den Weg gelegt, und alle ſeine Schritte „mit der eiferſüchtigſten Sorgfalt bewacht. Nach Schlieſ„ſung des Waffenſtillſtandes ſuchte man ſeine Vorrechte im„mer mehr zu ſchmälern und herabzuſetzen, man ſtrich ſeinen „Namen aus den Eidesformeln, und es lief ſogar das Ge„rücht, als ob die Barneveldſche Parthey, um den Prinzen „recht empfindlich zu kränken, mit den Spaniern in Unter„handlungen habe treten wollen. So war es denn gewiſſer„maaßen das Recht der Nothwehr, wenn der Prinz ſeine „Feinde zu ſtürzen ſuchte, ehe er von ihnen geſtürzt ward, „und er fehlte nur in der Art, wie er einiges that, und daß „er den Greis Oldenbarneveld, einen Mann von 71 Jah„ren, von welchem ihn ein natürlicher Tod bald befreit ha„ben würde, 1619 mit dem Schwerdte hinrichten ließ.“ Ganz anders urtheilt in dieſer Sache der Verfaſſer N. 1. Er glaubt, daß der Streit der Gomariſten und Arminianer dem Prinzen der bequemſte Zeitpunkt zu ſeyn geſchienen habe, ſich hinter die Maske eines andächtigen und eifrigen Gomariſten die Erreichung ſeiner politiſchen Abſichten zu verſichern, und ſetzt, nachdem er die Hinrichtung des Barneveld erzählt hat, hinzu: „Dieſer Hauptgegner war nun alſo „freylich nach dem großen Freyſtaat Gottes verwieſen, und „in ſoferne hatte Moriz ſeine Abſicht erreicht; allein ſeine eigentliche Machinazion wurde nicht mit demjenigen Erfolg „gekrönt, den ihm ſein Ehrgeiz in der Ferne gezeigt hatte. „Daher erkaltete ſeine Andacht, obgleich ſeine Herrſchſucht „noch immer fortglühete, und da dieſe eben itzt die Dunkel„heit durchbrechen wollte, in welche ſie ſich eine Zeitlang „gehüllt hatte; ſo ſah die Nazion, was er wünſchte, daß „ſie nie ſehen möchte, und weiſe Maasregeln erhielten die „Republik bey ihrer Freyheit und Unabhängigkeit.“ Beide Stellen können zugleich als ein Beleg meines Urtheils von der Schreibart beider Verfaſſer dienen.

Den.

Neue

kte Reisebemerkungen in und über Deutschland, von verschiedenen Verfassern. Dritter Band. Halle, bey Hendel. 1787. 22½ Bogen 8. Vierter Band. 1787. beynahe ein Alphabet.

lation von 17 aus andern Schriften zusammen-
n Aufsätzen verschiedener Art und verschiedenen Ge-
, ne Reisenachrichten, andere historische, geographi-
e. Bemerkungen, Beschreibungen von Oertern oder merk-
i Instituten, u. dgl. m. Manchen Lesern, zumal
i n es nicht so sehr um eine ganz genaue und gründli-
ng, als vielmehr um eine leichte und doch nützliche Un-
in zu thun ist, wird hiemit gedient seyn. Der Arti-
l i Handel ist vermuthlich aus Versehen hier mit
rü vorden, da Danzig in keinem Betracht zu Deutsch-
gey

Der vierte Band enthält folgende Aufsätze: 1) Ueber
nd des Fabrik- und Handlungswesens in der
dt Hamburg im Jahre 1783. Die daselbst vor-
Manufakturen, Fabriken und Handlungszweige
en Bestimmung der Länder, wo sie den meisten Ab-
n, im Allgemeinen angegeben, ohne nähern Detail;
rkt, daß die zehn in Hamburg blühenden Kat-
reyen an 3000 Menschen beschäftigen, daß die
der jährlich ein- und auslaufenden Schiffe im Durch-
1000 ausmacht, daß statt 60 bis 70 große Schiffe,
vem jährlich zum Wallfisch- und Robbenfange er-
i wurden, deren im Jahr 1783 nur 24 auf diesen Fang
ngen. und daß von den in Hamburg befindlichen sechs
2 kuranzgesellschaften eine jede jährlich für 10 bis
nen Rthlr. zeichnet. 2) Auszug eines Briefes
in. Liefert einige nicht unmerkwürdige Beyträge
n Geschichte der Aufklärung und Toleranz. In
ns alles Lob verdienenden großen Lesegesellschaft zu
, die vielleicht in Deutschland ihres gleichen nicht hat,
e Berlinische Monatsschrift — wo nicht das er-
unter der fast zahllosen Menge unserer Journale, doch ge-
ß eins der vortrefflichsten — durch die Mehrheit der Stim-
men verworfen. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß es
Mainz geschahe, und daß 193 Personen, die wahrschein-
in Ansehung des Standes, der gehabten Erziehung, und

folglich auch der Begriffe und Kenntniſſe ſehr von einander verſchieden ſind, ihre Stimme zu geben hatten. Die hier erzählte zu **Frankfurt am Mayn** noch herrſchende Unduldſamkeit gegen die Reformirten, und die daſige äuſſerſt unwürdige Behandlungsart der Juden, ſo, wie der groſſe Beyfall, den eine höchſtelende Schauſpielergeſellſchaft dort ärntete, erwecken von den Fortſchritten der Kultur in dieſer Reichsſtadt ſchlechte Begriffe. Die Sage, daß die zweyte Gemahlin des Kaiſers noch lebe, iſt im nördlichen Deutſchlande nicht ſo unbekannt geblieben, als der Briefſchreiber meynt. Man hat ſie längſt gewußt; aber auch längſt als ein Mährchen verlacht. 3) **Schreiben vom Niederrhein 1784.** Ertheilt ganz artige Nachrichten von **Neuwied, Koblenz**, der **Stromberger Eiſenhütte** und den benachbarten Gegenden. 4) **Ueber Kaſſel und Marburg 1786.** Einige wenige Merkwürdigkeiten von beyden Städten, Lob der Gegend um Marburg und einiger Lehrer auf der daſigen Univerſität, bey welcher Gelegenheit auch ein Paar Profeſſoren zu Rinteln mit Ruhm erwähnt werden. 5) **Ueber die Karlsaue bey Kaſſel 1786.** Eine gut abgefaßte Beſchreibung derſelben. 6) **Etwas zur Charakteriſtik von Hannover 1786.** Der Ort iſt ſeit 20 Jahren merklich verſchönert und vergröſſert, die Einwohner ſind gefälliger geworden, und der Luxus iſt beträchtlich geſtiegen. 7) **Monument in dem herrſchaftlichen Garten vor Zelle, dem Andenken der Königin Karoline Mathilde von Dänemark gewidmet.** Es wurde im J. 1784 aufgeſtellet, und iſt hier hinlänglich beſchrieben. 8) **Briefe aus dem Felde.** Von einem Feldprediger, wie es ſcheint. Sie handeln von unterſchiedlichen Oertern, Gegenden und denkwürdigen Leuten, die der Verf. bey Gelegenheit des über die bayerſche Erbfolge entſtandenen Krieges kennen lernte, und enthalten zugleich leſenswerthe Anekdoten und Lehren. 9) **Brief über die ſeit dem ſiebenjährigen Kriege zur Verſtärkung der Veſtung Hameln aufgeführten neuen Werke.** Freymüthige Urtheile eines ſachkundigen Mannes. Er iſt der Meynung, daß die neuen Werke dem Lande nie das lohnen werden, was ſie ihm koſten, und ſeine beygebrachten Gründe ſcheinen allerdings wahr zu ſeyn. 10) **Krankenwärterinneninſtitut zu Manheim.** Eine lobenswürdige Anſtalt, die ihrem Urheber, dem Hofrath **May**, Ehre macht. 11) **Vom Herzogthum Braunſchweig 1781.** Ob dieſe kurzen Nachrichten, die wir ſchon anderswo meynen gele-

gelesen zu haben, durchgehends wahr sind, steht dahin; manche aber sind gegründet. Das Kopfgeld, dessen hier erwähnt wird, hat schon seit mehrern Jahren aufgehört. 12) Ueber den vermeyntlichen Volksmangel in Holstein, und dessen angegebene Ursachen 1781. Wider Fabricius wird behauptet, daß Holstein nicht so schlecht bevölkert sey, als er vorgegeben hat, und daß die Leibeigenschaft so eingerichtet, wie sie dort ist, und die Größe der Bauergüter nicht wirkliche, am wenigsten die eigentlichen und vornehmsten Hinderniße der Volksvermehrung sind. Die angeführten Gründe lassen sich hören, verdienen wenigstens eine nähere Prüfung. 13) Authentische Nachricht vom Aktivhandel in Schlesien, königlichpreußischen Antheils, im Jahr 1782. Eine trockene; aber nützliche Specifikation aller diesen Handel ausmachenden Artikel. 14) Ueber den schlesischen Leinwandhandel und Manufakturen 1783. In diesem, den Kenner verrathenden Aufsatze, werden einige bey dem so wichtigen schlesischen Leinwandshandel eingeschlichene Gebrechen angezeigt, und Vorschläge zur Heilung derselben mitgetheilt. 15) Authentischer Bericht von dem neuesten Zustande der Manufakturen in der Provinz Neumark. Diese Landschaft ist, so viel sie auch im siebenjährigen Kriege gelitten harte, seit dem Hubertsburger Frieden wiederum in einen sehr blühenden Zustand gesetzt worden. Schon im Jahr 1781 enthielt sie 39 Städte, 32 Kämmereyen, 19 königliche Aemter, 864 Dörfer und Kolonien, 359 Wasser-, 284 Wind-, 99 Schneidemühlen, 20 Oel-, 23 Loh-, 35 Walk-, 11 Papiermühlen, 87 Ziegeleyen, 4 Eisenwerke, 2 Kupferhammer, 7 Glashütten, 1 Alaunwerk, 38883 Häuser und 245787 Seelen, die wirklich Dienste leistende Soldaten ungerechnet. In ihr sind 1847 Wollweberstühle im Gange, auf welchen im Jahr 1780 durch 6067 Arbeiter (die Spinner mit eingeschlossen) für 672270 Rthlr. Waaren fabriciret wurden, wovon für 399410 Rthlr. im Lande; für 272860 Rthlr. aber außerhalb der königl. preußischen Staaten abgesetzt wurde. Auf den neun in Baumwolle gangbaren Stühlen waren im gedachten Jahre für 1193 Rthlr. Waaren verarbeitet, und hievon für 296 Rthlr. auswärts verkauft. Die Anzahl der gangbaren Leinweberstühle belief sich im Jahre 1780 auf 975, wovon 6 Linnendamast verfertigten. Alle zusammen lieferten für 32899 Rthlr. Waare, und hievon wurde für 2186 außer Landes debitiret. Die in

dieſer Provinz befindlichen 126 Lederbereiter haben in gemeldetem Jahre für 40390 Rthlr. im Lande, und für 11189 Rthlr. außer Landes von ihrer Waare verkauft. 16) Trieſter Handel, Schifffahrt und Waarenzug. Man lernt aus dieſer Nachricht, daß der Trieſter Handel im Jahr 1780 beträchtlich zugenommen hat. 17) Etwas über den Handel in den öſtreichiſchen deutſchen Provinzen und in Ungarn, von einem öſtreichiſchen Patrioten. Dieſe kleine Abhandlung ſcheint ſchon vor einigen Jahren aufgeſetzt zu ſeyn, iſt gut geſchrieben, und zeugt von einem einſichtsvollen Verfaſſer, der ſich jedoch vielleicht in Anſehung einiger Punkte von ſeinem Patriotismus zu weit führen läßt. Daß er aber im Ganzen Recht habe, iſt wegen der von ihm angeführten Thatſachen unſers Bedünkens unleugbar. Er zeigt, daß die öſtreichiſchen Provinzen noch immer einen Paſſivhandel haben, in der Bilanz ſchrecklich verlieren, und iſt mit manchen daſigen Kommercialeinrichtungen aus Gründen, die größtentheils von jedem Unpartheyiſchen gebilliget werden müſſen, ſehr unzufrieden. 18) Zittau in der Oberlauſitz, und Herrnhuth. Zuerſt gute ſtatiſtiſche Nachrichten von Böhmen, das hier, ſo viel ſeine herrlichen Naturprodukte betrifft, in einem ſehr günſtigen; in Hinſicht auf die Kultur ſeiner Bewohner aber, wenige Ausnahmen abgerechnet, in deſto unvortheilhafterem Lichte erſcheinet. Der den Kayſerſtraßen in allen kayſerlichen Erblanden ertheilte Ruhm ſteht mit demjenigen, was in dem unmittelbar vorhergehenden Aufſatze S. 235 von der elenden Beſchaffenheit der meiſten öſtreichiſchen Landſtraßen geſagt wird, im Widerſpruche: doch ſcheinen da hauptſächlich die Landſtraßen in Ungarn gemeynt zu ſeyn. Wenn es hier S. 270 heißt, daß die Landſtraßen nirgends in Deutſchland ſchlechter ſeyn könnten, als in den kurſächſiſchen Ländern, ſo iſt das doch wohl ein bischen übertrieben. — Die Abhandlung über Zittau ſelbſt iſt in dieſem Bande abgebrochen, und ſoll im nächſtkünftigen fortgeſetzt werden. Hier ſind indeß folgende Materien erörtert: Lage und Größe von Zittau, Zahl der Einwohner, Aufklärung, Prediger, Schulen und andere öffentliche Anſtalten, Moden, Luxus und Hochzeitgebräuche. Zittau enthält ungefähr 1200 größtentheils gut gebauete und in gerade und gutgepflaſterte Straßen vertheilte Häuſer, und etwa 8000 Einwohner, die eingepfarrten Dörfer mitgerechnet. Die Aufklärung hat ſich hier noch wenig verbreitet. Viele

mehr ist der menschliche Verstand hier noch in dem Alter, „wo er mit Spielwerken und Sinnlichkeiten ganz beschäfftiget wird, und Trug von Wahrheit nicht unterscheiden kann.“ Der Grund hievon liegt in der aristokratischen Verfassung des Landes und aller Sechsstädte, in der Erziehung, die den zukünftigen weisen Vätern der Stadt gegeben wird, und in der Bequemlichkeitsliebe, es beym Alten zu lassen, die allen Aristokraten eigen ist. Die Schulanstalten sind sehr schlecht; nur Sprachkenntnisse werden getrieben, um Sachkenntnisse bekümmert man sich nicht. Die Geistlichkeit — ist noch gewaltig zurück; und das ist eben kein Wunder, denn „hier kommt es nicht auf Geschicklichkeit des Geistes, hervorstechende Predigertalente, Kenntnisse und dergleichen Eigenschaften an, ein robuster, dauerhafter, gesunder Körper wiegt diese alle auf, und garantirt seinem Besitzer, die erste Person des geistlichen Standes zu werden.“ Rosenkreuzer, Schwenkfelder und dergleichen Sekten trifft man hier überall an. Die Herrnhuther sind bekanntlich hier entstanden; der Graf Zinzendorf hätte auch zum Gedeyen seiner Lehre keinen schicklichern Boden, als den hiesigen, wählen können. 19) Von der Münsterschen Garde. Eine Beschreibung dieses wohleingerichteten Korps, das als eine Pflanzschule zur Bildung junger, meistens zum Kriegsstande bestimmter Leute anzusehen ist. 20) Nachrichten von der Frankfurtischen Garnisonschule, nebst Vorschlägen über die Soldatenehen. Es wäre zu wünschen, daß alle Garnisonschulen so zweckmäßig, wie diese, eingerichtet, und daß die hier zur Beförderung der Soldatenehen gemachten Vorschläge ausführbar seyn möchten. 21) Etwas von den Mennonistischen Gemeinen in Preußen. Ist eine kurze Nachricht von dem Unterschiede zwischen den sogenannten groben und feinen Mennonisten, und einigen ihrer Gebräuche. Aus dieser Inhaltsanzeige erhellet, daß es diesem Bande, der übrigens, gleich dem vorhergehenden, seinem Titel nicht ganz vollkommen treu bleibt, nicht an Mannichfaltigkeit und zuweilen auch nicht an Interesse fehle.

Tw.

Geschichte des Grafen Wilhelm von Holland, römischen Königs, von Johann Meermann, Freyherrn von Dalem. Erster Theil, aus dem Holländi-

ländischen. Leipzig, bey Hilscher, 1787. 24 B. in 8.

Eine Geschichte eines römischen Königs, von einem holländischen Gelehrten mit so vieler Sachkunde und Genauigkeit und mit so vielem Geschmacke geschrieben, ist in der That eine höchst seltene Erscheinung in unsern Zeiten; aber eben darum desto schätzbarer. Weder deutsche, noch niederländische Schriftsteller, hatten bisher die Geschichte Wilhelms von Holland besonders bearbeitet, so wichtig und denkwürdig auch seine Regierung für Holland und Deutschland in vielfacher Hinsicht seyn mochte. Der mühsame Gebrauch der Quellen und andere Schwierigkeiten, vielleicht auch das Vorurtheil, als ob es der Mühe nicht werth seyn würde, scheinen sie abgehalten zu haben. Hr. von Meermann, des verstorbenen berühmten Rechtsgelehrten würdiger Sohn, der sich auf deutschen Universitäten gebildet, und Geschichte zu seinem Hauptstudium gemacht hat, entschloß sich mit rühmlichem Eifer, der Geschichtschreiber Wilhelms von Holland zu werden: und gewiß wird es ihm jeder Geschichtkenner danken, daß er eine Arbeit übernahm, der nicht leicht ein anderer holländischer Gelehrter gewachsen seyn möchte. Außer der sehr reichen väterlichen Bibliothek stand ihm die Sammlung des Erbstatthalters und verschiedene andere offen; eine Menge ungedruckter Urkunden wurde ihm von dem berühmten Diplomatiker, Herrn Kluit zu Leiden, mitgetheilt; auch deutsche Gelehrte zu Aachen und Göttingen unterstützten ihn: und dennoch findet man, daß er die neuern und allgemeinern Werke von Wagenaar und Häberlin nicht unbenutzt lassen konnte. Das Original dieses Werks erschien im Haag 1783, und es war ein rühmliches Unternehmen, ein Werk, das außerhalb Holland nur von den wenigsten Gelehrten gelesen werden konnte, dem deutschen Publikum bekannter und brauchbarer zu machen. Der gegenwärtige erste Band enthält in drey Büchern Wilhelms Geschichte bis zum Jahr 1250. Das erste Buch fängt sich mit einer sehr lesenswürdigen statistischen Beschreibung des innern und äußern Zustandes der Grafschaft Holland an, zu der Zeit, da Wilhelm seinem Vater Floris IV. in der Regierung folgte. Darauf wird die Geschichte des Grafen selbst von 1235 an, bis 1247, da er zum deutschen König gewählt wurde, vorgetragen. Das zweyte Buch geht fort bis zu Wilhelms Krönung zu Aachen im Nov. 1248. Von S. 171 bis

bis 219 ist ein statistischer Abriß vom Zustande des deutschen Reichs in diesen Zeiten eingeschaltet. Das meiste ist aus Häberlin und Schmidt entlehnt; wobey sich aber der Verf. vorbehält, alles, was er selbst über den Zustand des deutschen Reichs unter Wilhelm von Holland gesammelt hat, im dritten Theil des Werks mitzutheilen. Das dritte Buch begreift Wilhelms Geschichte von seiner Krönung an, bis zu Kayser Friedrichs II. Tode. Vielleicht hätten beyde Bücher schicklicher in Eins zusammengezogen werden können. Hr. von M. wollte alles zusammenfassen, was sich von Wilhelm auffinden ließ, aber manches, in der That Unerhebliche, hätte doch wohl wegbleiben oder kürzer berührt werden sollen. Die Uebersetzung scheint größtentheils getreu zu seyn; obschon die angenommene neumodische, durchaus fehlerhafte Orthographie sehr anstößig ist. Diese Verunstaltungen wollen wir dem Uebersetzer gern vergeben, wenn er sich nur nicht auf ähnliche Art an dem im zweyten Theil befindlichen Urkundenbuch versündigt.

M.

10. Gelehrtengeschichte.

Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands, nach alphabetischer Ordnung der Oerter. Herausgegeben von Fr. Carl Gottl. Hirsching. Zweeten Bandes zwote Abtheilung. Erlangen, bey Palm, 1787. von 193 bis 532 Seite. in 8.

Auch diese Abtheilung enthält theils ganz neue, theils berichtigte und erweiterte Nachrichten von den Bibliotheken Deutschlands. Diese Nachrichten sind zum Theil so fleißig abgefaßt, gehen so in das Detail, daß Herr Hirsching der Willfährigkeit der Bibliothekare eben so öffentlich Dank sagen sollte, als er derselben bisher Hohn gesprochen hat. Vielleicht fühlt es aber der junge, unerfahrne Schriftsteller nach gerade selbst, daß der glückliche Erfolg seines ganzen Unternehmens nur von fremden Dienstleistungen abhängt, und daß

diese

dieſe Dienſtleiſtungen nicht auf den erſtern Wink, ſondern erſt nach vielen in der mühſamſten Arbeit durchlebten Tagen gewährt werden können, und daß das Verdienſt dieſer mit eignen Kräften unternommenen Arbeit weit größer, als das Verdienſt ihrer Bekanntmachung iſt. Zuerſt kommen berichtigte Nachrichten von Bamberg. Nach dem Berichte eines Reiſenden in der Berliner Monatsſchrift enthält die Univerſitätsbibliothek viele Handſchriften. Die Bibliothek der Karmeliter iſt reich an ſeltnen Druckerdenkmalen, ſo wie auch die Bibliothek der Franziſcaner. Von den alten Druckern der erſtern hat der jetzige Bibliothekar derſelben, der Hr. Pat. Bonifacius, ein Verzeichniß ausgearbeitet, deſſen genauere Bekanntmachung nach der Probe, die hier geliefert wird, alle Litteratoren wünſchen werden. In Bamberg ſind zwey Archive, das Archiv des Hochſtifts und das Archiv des Ritterkantons, welches letztere von dem Hrn. Archivar Schindler ſehr gut eingerichtet iſt. Die unbeträchtliche Bibliothek bey S. Wenzel zu Altburglau hat doch eine Venetianiſche Bibel von 1506. Die andern Artikel betreffen Kaſſel, Danzig, Eiſenach, Erlangen, Gaybach in Franken, Graudenz, Schwäbiſchhall, Hanau, Hof, Langheim, Lüneburg, Marburg, Neuſtadt an der Aiſch und Nikolsburg in Mähren. Die Nachrichten von der fürſtl. Bibliothek zu Kaſſel, von der ehemaligen franzöſiſchen und jetzigen deutſchen Aufſicht über dieſelbe, ſind ſehr befriedigend; aber durch den wiederholten Abdruck der Weplerſchen Abhandlung von den dortigen morgenländiſchen Handſchriften ohne Noth weitläuftig geworden. Unter den Privatbibliotheken in Kaſſel ſind die Bibliotheken des Herrn Staatsminiſters von Schliefen und des Herrn Regierungsrath Schminke die vorzüglichſten. Von Danzig iſt die Privatbibliothek des Hrn. Lengnichs, welche gute und numismatiſche Werke in ſich faßt, und von Eiſenach die Bibliothek des Herrn Schneider und Heuſinger angezeigt. Auſſer der Univerſitätsbibliothek beſitzt Erlangen die Bibliotheken der Herren Delius, Geiger, Glück, Harles, Kraft, Meuſel, Schreber. Die vorzüglichſte Merkwürdigkeit der Univerſitätsbibliothek iſt die Sammlung der Handſchriften, die ſich bis auf 420 auf Pergament, und auf 150 auf Papier geſchrieben, beläuft; aber doch nur zwo unbedeutende griechiſche in ſich faßt. Jetzt werden jährlich bey 600 Fl. auf die Unterhaltung der Bibliothek verwandt. Ein beſonderes Verdienſt um die Bücherkunde hat der Antiquar und Disputations-

nghändler Val. Cammerer in Erlangen, der nun wirk
einen Büchervorrath von 18 bis 20000 Bänden, und
dieſen viele alte Drucke, ſeltne und koſtbare Werke,
gute Diſputationen zuſammengebracht hat. Ein gleich
würdiger Litterator in ſeiner Art iſt der Hofſchneider
nemann in Hanau, von deſſen Leben und Bibliothek
Hirſching eine umſtändliche Nachricht mittheilt, und ſich
n Enthuſiasmus für dieſen gelehrten Profeſſioniſten
lehrt, daß er am Ende Nonſenſe ſchreibt. Wenn
ſenſe iſt es doch nicht, wenn er ſagt: und was
zwar? eine alte Univerſitätsmatrikul mit ei
eber, oder eine ämſige Nehnadel verklauſulirt
thätigen Geiſte? Die Gymnaſiumsbibliothek
die der verdienſtvolle Longolius größtentheils ge
hat, hat eine kärgliche Unterhaltungsquelle von 24
no in einem dumpfigen Gewölbe ihren Platz. Lange
1. Dieſe Ciſtercienſerabtey hat eine Bibliothek von
05 en, deren ganze vortrefliche Einrichtung das Lob
, mit welchem ſie der Verfaſſer erwähnt. Indeſſen
ie ihre Stärke nicht ſowohl in der Litteratur, wie der
von Murr berichtet hat, als in der Geſchichte, der Di
tik, dem Staatsrechte (für die itzige Lage der Klöſter
eilſamſten Fächer). Die Bibliothek iſt reich an alten
kerdenkmalen, aber das ſchöne Exemplar der erſten la
ſchen Ausgabe der Ars moriendi iſt nicht in derſelben
anden, wie man bisher geglaubt hat. Von Lüneburg,
der Rathsbibliothek, der Bibliothek der Ritterakademie
der ſeit vielen Jahren verborgen gehaltenen Daſſelliſchen
ythek gedacht. In der erſtern befinden ſich ein Codex
ibranc. des Sachſenſpiegels mit zierlichen Gemälden
dem 14ten Jahrhundert und 15 Bände pfälziſcher, pom
ſcher, ſchwediſcher, und andrer von Chemnitz geſammle
kten. Unter den Privatbibliotheken ſind die Bibliothe
des Hrn. Prof. Gebhardi, des Hrn. Rektor Niclas und
Hrn. Syndicus Raſcher die wichtigſten. Von der Uni
tätsbibliothek zu Marburg, von den Bibliotheken des
Geheimenraths und Canzlers von Selchow, und des
Hofr. Baldingers theilt Hr. Hirſching ſchätzbare Nach
en mit. Es wäre Schade, wenn die letztre das Schick
ſ manchen andern mit ſo vielem Fleiße und Aufwande ge
nleter Bibliothek nach dem Tode des Beſitzers haben
! . Ganz genau macht Hr. Hirſching ſeine Leſer mit der

Geſchich-

Geſchichte und dem ſitzigen Zuſtande der
Kirchenbibliothek zu Neuſtadt an der Aiſ
ſitzige Aufſeher, der Hr. Superintendent
hat groſſe Verdienſte ſowohl um die Beſa
nützliche Einrichtung und Vermehrung derſelben.
hält wahre Schätze ſowohl von Handſchriften
denkmalen, und unter der erſtern des Simonis
vita Chriſtiana L. VI. aus dem 15ten Ja
penpapier, deſſen Zeichen hier in Abdruck n
Zu Nikolsburg in Mähren ſoll ſich auf dem
trichſteiniſchen Schloſſe eine ſchöne Bibliothek
ken befinden, die noch gar nicht beſchrieben
muß den Litteratoren angenehm ſeyn, daß
mit den verborgenen Schätzen der Biblio
Handſchriften und alten Drucken derſelben, ver
er würde ihnen aber doch auch einen
er ſeine Beſchreibung nicht unnöthiger we
zeichniſſe aller und jeder in öffentlichen
ken befindlichen nur irgend beträchtlichen
machen wollte. Daß er mit gewiſſen eignen
ſparſamer ſeyn möge, haben wir ihm
ſagt.

Pe.

Lebensbeſchreibungen der drey auszeichneſten (
gleichneteſten) Vorläufer des berümten M.
hannes Hus von Hußinez, bekanntlich: des
rad Rieſna, Johannes Milicz, und Math
von Janocez nebſt einer kurzen Uebe
miſchen Religionsgeſchichte bis auf
Von Auguſtin Zitte, Weltprieſter.
Gerle, 1786. 12 Bogen in 8.

Dieſe wenige Bogen verdienen geleſen und beherziget zu wer-
den. Der Verfaſſer zeigt mit Freymüthigkeit und Wahr-
heitsliebe, daß lange vor Huſſens Zeiten, viele redliche Ka-
tholiken in Böhmen der Hierarchie des Klerus und den ab-
ſcheulichen Ausartungen der Chriſtenlehre mit Ernſt und Wür-
de widerſprechen. Er widerlegt die hirnloſe Behauptung

daß

Balbin, der eine unveränderliche Anhäng-
t D nens an dem römiſchen Stuhl behaupten
Wer der böhmiſchen Geſchichte wirklich kundig iſt,
mit dem Verf. gern eingeſtehn, daß der Saamen einer
Lehre von den erſten chriſtlichen Lehrern Böhmens
ausgeſtrömt werden, und ſchon 50 Jahre vor Huſſen
reſten Früchte getragen. Bekanntlich wurde Böh-
urch zwey Griechen, Methud und Cyrill, bekehrt, die
r Weiſe Böhmen mit der Konſtantinopolitaniſchen
vereinigen ſuchten, woraus auch politiſche Verbin-
ueſer Völker erwuchſen. Sie ſuchten die Bulgarn
nigen einzunehmen, zu denen ſie ſelbſt, ihrer Geburt
gehörten. Zu dieſer Zeit ſaß Nikolaus I. zu Rom auf
päbſtlichen Stuhl. Der Mann, dem der Kaiſer Lud-
en Steigbiegel halten mußte. Was konnte ihm mehr
herzen ſeyn, als Böhmen und Mähren mit Rom zu
? Der griechiſche Patriarch Photius that ihm
n Widerſtand. Zwar ſuchten die beyden folgenden
adrian II. und Johann VIII. jeden Kunſtgriff zu
n, allein Böhmen blieb bey 25 auf einander folgenden
en Päbſten ungeſtört bey ſeinem Gottesdienſt, bis end-
06 die böhmiſche Prinzeſſin Mlada, auf Zureden rö-
geſinnter Mönche, nach Rom reiſete, daſelbſt mit Höf-
t überhäuft wurde, und nun die ſlaviſche Sprache ſo-
vom Gottesdienſt entfernte, als den ganzen römiſchen
in Böhmen einführte. So wurde unter Johann XIII
rſtliches Nonnenkloſter in Prag angelegt, und Herzog
av durch ſeine Schweſter vermogt, Böhmen dem rö-
n Stuhl aufzuopfern. Nun entſtunden drey verſchie-
Religionspartheyen. Die heidniſche war die geringſte,
m täglich ab. Die römiſchgeſinnte Hofpartey nahm
ruch überhand, und nur wenige behielten ihren griechi-
Gottesdienſt. Hierauf trägt nun der Verf. die Ge-
e der Waldenſer, und beſonders die heilſamen Reforma-
eſchäfte des Miekna, Milicz and Jonov ausführlich
Jedes Forſchen in der Kirchengeſchichte zeigt die An-
mgen und die Liſt der hierarchiſchen Macht. Durch die-
ntſtanden dogmatiſche Geſetze, welche den menſchlichen
und und die ächte chriſtliche Religion gleich ſtark verfin-
In dem Streben vernünftiger und rechtſchaffner Leu-
allen Jahrhunderten wider dieſen Unſinn, ſieht man
mer fortdauernde Kraft vernünftiger Religion, die ge-

drückt, aber nie ganz unterdrückt werden kann, und den Finger der Vorsehung, welcher die zum Besten des menschlichen Geschlechts abzweckende wohlthätige Reformation Luthers, schon Jahrhunderte vorher vorbereitete.

Hr.

Ueber die Schicksale der Literatur; aus dem Italiänischen des Herrn Abts Denina; mit dessen Verbesserungen und Zusätzen, durch Fried. Gotth. Serben. Zweyter Theil. Berlin und Leipzig, Beygang, 1787. 21 Bog. in gr. 8.

Bey der Anzeige des ersten Theils dieser Uebersetzung ist schon über ihren Werth, sowohl, als über das Gehalt des Originals, das Nöthige erinnert worden. Dieser zweyte Theil würde dem Uebersetzer noch häufigere Gelegenheiten zu Verbesserungen und Zusätzen haben geben können, da er die neuere, und besonders auch die, sehr mangelhaft abgehandelte, deutsche Literatur betrifft; es scheint aber gar nicht sein Bestreben gewesen zu seyn, sich ein Verdienst dieser Art um seinen Autor zu erwerben. Was man aber in jedem Falle doch von ihm zu fodern berechtigt wäre, ist eigne Bekanntschaft mit den hier vorkommenden literarischen Gegenständen; und an dieser scheint es ihm nicht selten zu fehlen, wovon unter andern die oft verfehlte Uebersetzung der vom Herrn D. im Kontext angeführten Büchertitel ein Beweis ist.

Gr.

Historisch-litterarisches Magazin. In Gesellschaft mehrerer Gelehrten angelegt von Johann Georg Meusel. Vierter Theil. Bayreuth und Leipzig, bey Lübecks Erben. 1786. 11 Bogen 8.

Außer dem Beschluß oder der Fortsetzung unterschiedlicher in den vorigen Theilen angefangener Abhandlungen werden hier folgende vier Artikel geliefert: 1) Noch Etwas über Schöpflin; vom Hrn. Ring in Carlsruhe. Angenehm, mit unparthepischer Freymüthigkeit geschriebene Beyträge zur

Biogra-

Biographie des großen Mannes, die um ſo zuverläßiger ſind, da Hr. R. ihn genau gekannt hat. 2. Ueber den lateiniſchen Letterndruck deutſcher Schriften. Es wird, gegen einen im deutſchen Muſeum befindlichen Aufſatz, dargethan, daß man nicht, wie da angegeben iſt, erſt zwiſchen den Jahren 1740 und 1750, ſondern ſchon 40 Jahre früher angefangen habe, bisweilen deutſche Schriften mit lateiniſchen Lettern zu drucken. 3) Ueber eine Inſchrift. Auf die Feuerpumpe der Herren Perrier zu Paris hatte der Abt Boſcowich ein lateiniſches Diſtichon verfertiget, welches nicht durchgehends gefiel. Einige verſuchten es, etwas beſſeres zu liefern, und machten ihre Produkte im Journal de Paris bekannt. Hier werden nun noch andere Verſuche von der Art mitgetheilet. Es iſt gut, daß dieſer Aufſatz nur ein paar Seiten wegnimmt. 4) Nachtrag zur Geſchichte der Nachtigall, von B. G. Walch. Hr. W. liefert aus einer in der Herzogl. Bibliothek zu Meinigen aufbewahrten Handſchrift das vom Kaiſer Maximilian II. unterm 10ten April 1567 wegen dieſes, vom ſel. Leſſing im erſten Theile ſeiner Beyträge zur Geſchichte und Literatur von neuem bekannt gemachten, Gedichts erlaſſene ſehr ſcharfe Mandat. Daſſelbe beweiſet, daß die Nachtigall zu Frankfurt am Mayn gedruckt iſt, und macht zugleich das gänzliche Verſchwinden aller gedruckten Exemplarien begreiflich. Wir bemerken hiebey, daß Leſſing nicht gar lange nach der Herausgabe der Nachtigall von der Exiſtenz dieſes kaiſerlichen Mandats Nachricht erhielt, und daß er, wie es ſcheint, Willens war, es gelegentlich bekannt zu machen. Die aus einem ſchwäbiſchen Archive ihm mitgetheilte Abſchrift deſſelben, welche wir vor uns haben, weicht hin und wieder von der meiningiſchen ab. Wenn es zum B. in dieſer letztern (hier S. 167) heißt: „ahn vnſern Keyſerlichen ehren zum höchſten ſcherpfiſten mit einflickung alles auff vnns boslich erdichten vngegrundes angetaſt, invicire,“ ſo ſteht dafür in jener, richtiger: „an vnſern Kayſerlichenn ehren zum höchſten ſchumpfirt, ſchändtlicher, vnerhörter weiß, zum aller giftigſten, mit einflickung aller vff Vnns böſslich erdichtenn vngrundts angetaſt, Iniuriert.“ In der meiningiſchen Abſchrift ſteht ganz ſinnlos (S. 168. Z. 5. von unten): „werde auch ſein,“ und am Ende (S. 170): „ſonderlich guntliche Verlierung,“ wofür es in unſrer Abſchrift beſſer heißt: „wer daß auch ſein“ (mag), und: „ſonderlich die ganze verlierung.“

Dagegen verdient in einigen andern Stellen die meiningiſche Abſchrift den Vorzug. Ueberhaupt ſind beyde Abſchriften augenſcheinlich von einem unverſtändigen oder gar zu eilfertigen Kopiſten gemacht. Zu verwundern iſt es übrigens, daß die Nachtigall noch in der Oſtermeſſe 1567 zu Frankfurt öffentlich verkauft wurde, da ſie bereits am 13. Jan. deſſelben Jahrs zu Leipzig durch den Scharfrichter verbrannt war, welcher letztere Umſtand es zweifelhaft macht, ob ſie nicht vielleicht ſchon gegen das Ende des Jahrs 1566 gedruckt iſt. Mit einem Regiſter über alle vier bisher erſchienenen Theile dieſes Magazins iſt der gegenwärtige beſchloſſen.

R.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Αμμωνιου περι ομοιων και διαφορων λεξεων — Ammonius de adfinium vocabulorum differentia — cum ſelectis L. C. Valckenarii notis atque animadverſionibus edidit ſuasque animadverſiones adiecit *Chriſtophor. Frid. Ammon*, Baruthinus. Erlangae, ſumtibus Palmii, 1787.

Herr Ammon ſchrieb vor einiger Zeit eine kleine Schrift, unter dem Titel: Animaduerſionum in quaedam Ammonii Grammatici loca ſpicilegium; praemiſſa breui de vita eius diſquiſitione, Erlangen 1786, worin er gegen Valkenaer in Beſtimmung, wer dieſer Grammatiker ſey, und bey des Grammatikers Behauptungen Gegenerinnerungen machte. Hier liefert er nun eine neue Ausgabe dieſes alexandriniſchen Grammatikers. Nachdem er in der Vorrede die Bemühungen des Ammonius und anderer Alexandriniſchen Grammatiker um die Beſtimmung und Unterſcheidung der Begriffe gleichlautender oder gleichbedeutendſcheinender Worte gegen die Bezweifler oder Verminderer dieſes Verdienſtes jener Männer gerechtfertigt, giebt er von ſeinen eigenen Bemühungen um die Berichtigung und Erläuterung dieſes Grammatikers Nachricht. Dann widerlegt er ganz kurz die Meynung, daß Philoponus oder Herennius Philo der Verf. dieſes

s sey, welche Valkenaer schon weitläuftiger bestritten
endlich giebt er eine kurze litterarische Erörterung
verschiedenen Ammonii, deren Resultat ist, daß we-
Valkenaer zu glauben geneigt ist,) Ammonius der
und Nachfolger Aristarchs in der Alexandrinischen
her an 100 Jahre vor August lebte, noch irgend
dieses Namens in den ersten 3 Jahrhunderten
., sondern Ammonius von Alexandrien, den die Al-
nglich den Grammatiker nannten, und der unge-
Jahr 389 lebte, Verfasser dieses Werks sey, wie
Lrizius in der Bibl. erwiesen hatte. — Nach der
epé ist Valkenaers Vorrede aus dessen Ausgabe, (Leyden
39. 4.) mit Weglassung einiger nicht ganz zum Zweck ge-
Stellen, abgedruckt. — Darauf folgt der conspe-
ctanum rariorum a *Car. Segaar* e codice Traiecti-
m stola critica ad Valckenarium complectente colla-
Etymologici cum Ammonio etc. depromtarum.
Ammon erhielt nämlich Sega'rs epist. Crit. ad Val-
früh genug, um die Varianten in den Noten ge-
einschalten, oder die guten in den Text selbst auf-
nehmen können. — Endlich ist noch ein Verzeichniß der
ften, deren 5, und der Ausgaben des Ammonius,
9 sind, vorgesetzt. Dieß alles befassen LXXII S.
Noten und die Register stehen auf 107 S. —
der Handschriften behielt der Herausgeber
den Text im Ganzen bey, jedoch mit der Ein-
, daß er in einigen Stellen die Verbesserungen ä-
neuerer Sprachgelehrten in den Text aufnahm,
Stellen er insaesammt in der Vorrede zusammenge-
hat, und daß er in andern Stellen die ächtere Lesart aus
ius und andern Grammatikern in den Anmerkungen
e. Die kritischen Anmerkungen sind, wie es sich ge-
, von den erläuternden abgesondert. Größtentheils sind
ley Anmerkungen, wie schon der Titel des Buchs be-
den Valkenarischen ausgewählt, mit Hinweglassung
der Bemerkungen und Erläuterungen Valkenars, wel-
unmittelbaren Bezug auf die Erklärung des Ammonius
Diesen hat der Herausgeber hin und wieder seine ei-
kungen eingestreut, worin er hauptsächlich die
des Eustathius und anderer Grammatiker aus-
g und mit denen des Ammonius verglichen hat. An-
doppeltes kleines Verzeichniß der griechischen

Worte, welche die verſchiedenen Stimmen der Thiere ausdrücken, welches dem Zenodotus zugeſchrieben wird, dann folgen die 4 Indices, von welchen der erſte die Schriftſteller und ihre Schriften, welche Ammonius anführt, der zweyte die vom Ammonius nach ihren Unterſchieden beſtimmten Worte, der dritte einige wenige in den Noten erklärte Stellen aus andern Autoren, und der vierte die in den Noten erklärten Worte enthält.

Dieß wäre alſo die äußere und innere Geſtalt dieſer Ausgabe des Heren Ammons von dem Buche ſeines Namensbruders. Wir wollen nun in einigen Anmerkungen theils das befaſſen, was wir an dieſer Ausgabe vermiſſen, und billig noch fordern konnten, theils einiges über Ammonius ſelbſt, und über die Behandlung dieſes Theiles der griechiſchen Sprachkunde, der die Wortunterſcheidung betrifft, beybringen.

Daß der lateiniſche Styl des Herausgebers nicht immer rein und ächtrömiſch ſey, daß z. B. *interim* für ſed, tamen oder caeterum, *adhuc* für praeterea, etiam, ulterius, *citari* für laudari, afferri, *loca ſequentia* für loca haec, *potius* einmal für magis, *ſcriptoris finis* für conſilium, *rationalis mens* für das bloße mens, (denn giebt es denn auch eine irrationalis mens? uns dünkt nicht; aber wohl eine amentia,) u. ſ. w. ſtehe, wollen wir ihm nicht ſehr hoch anrechnen, da unſer Ohr in unſerm Zeitalter einmal ſchon einen callus gegen dergleichen Mißklang annehmen muß; — aber genaue Beſtimmung des Zwecks ſeiner Arbeit können wir ihm nicht nachlaſſen. Ob dieſer nun bloß auf Gelehrte oder auch auf Jünglinge gerichtet iſt, ſagt Herr Ammon nicht ausdrücklich, auch läßt es ſich aus der Behandlung des Buchs nicht ſo recht abnehmen; jedoch ſchließen wir aus der Abbreviation der Valken. Anmerk., daß es beſonders für Jünglinge, die ſchon einige Fortſchritte im Griechiſchen gemacht haben, zugerichtet ſeyn ſoll. Iſt dieß, und es muß wohl ſo ſeyn, denn Männer vom Metier müſſen ſich doch den Valkenäriſchen Ammonius anſchaffen, ſo bemerken wir 1) daß die Auswahl und Abkürzung der Valkenaer. Anmerkung nicht mit gehörig abwägender Urtheilskraft geſchehen iſt; z. B. die Noten unter κυφος und κωφος u. m. a. konnten weit kürzer gefaßt werden. 2) die Unterſchiede der Worte, welche gleiche Begriffe zu bezeichnen ſcheinen, hätten öfters ſollen mit auffallend beweiſenden Stellen aus den Autoren belegt, auch

jungen in manchen Schriftſtellern von dieſen feſt-
unterſchieden des Grammatikers angegeben werden.
s, was Ammonius zu unbeſtimmt geſagt hat, hätte
auch genauer beſtimmen ſollen. Z. B. Am-
: Ὀρεων ſage man von unbelebten, ὀρων von be-
Allein man kann die belebten Dinge auch
n, nn man ſie im Arme hat. Der Unterſchied
ver gen und führen. 3) Es hätte noch ein In-
on müſſen, wo die Wortunterſchiede unter ge-
, ſo, wie wir ſie unten angeben werden, geord-
Nähmen wir mit Valkenaer an, daß Ammo-
ſein Buch mit ſolch einer Anordnung geſchrieben,
r dem Herausgeber rathen, uns den Text ſelbſt
ach geordnet zu geben. Aber ſolch eine philoſophi-
ung könnten wir kaum von einem Grammatiker
zeit vermuthen. 4) Die griechiſche Terminologie
matik und der Grammatiker müßte auch wohl hin
erläutert ſeyn, über welche wir freylich noch mehr
nes Verzeichniß aus den ältern griechiſchen Gram-
unter Zuziehung des Laskaris, Gaſſt u. a. zuſam-
, wünſchten. 5) Daß die lateiniſche Ueberſe-
ge ſen iſt, billigen wir im Ganzen; wünſchten
daß dem jüngern Leſer durch öftere Beyfügung des
auch wohl des deutſchen Ausdrucks in den An-
ausgeholfen worden wäre, beſonders dann, wenn
im oder eine neuere Sprache etwa einen ähnlichen
r d darbietet. 6) Bisweilen ſind die kritiſchen
ch nicht mit kritiſchem Scharfſinn abgefaßt. Z. B.
xxi. litt. y iſt ἀτραγον für ἀυτους unnöthig, letzteres giebt
n Sinn; aber für αὐ ἀυτους muß es offenbar heißen:
e) ἀυτους, und Dukers Muthmaßung ἱτιους für ἱτι-
nbar richtig, daß ſie gleich mußte in den Text auf-
r werden. — Uebrigens iſt die Bemerkung des
an n (in der Vorrede) ſehr gut, daß die große
eit der Lesart in den vom Ammonius angeführ-
aus andern Schriftſtellern nicht bloß daher kom-
neſer Grammatiker jene Stellen aus dem Gedächt-
te, ſondern daß ſie auch aus der mit Vorrath und
lt verbundenen Unwiſſenheit der Librarien herzu-
: ſche in ſolche angeführte Stellen, deren Sinn
r Am nius unvollendet gelaſſen war, weil die
gleich waren, durch Ergänzung und Ver-

besserung einen vollen Sinn zu bringen suchten. — Einige allgemeine Bemerkungen müssen wir noch hinzufügen, welche für manchen unserer Leser Winke auf den Lorbeer abgeben können, der in diesem Theile der griechischen Sprachkunde noch zu brechen wäre. Ammonius hat eine dreyfache Art von Wortunterschieden untereinandergemischt. 1) Unterschiede der Bedeutungen fast gleichlautender Worte, z. B. κοτεω und κοτεομαι, κεκτησθαι und σκεπτεσθαι, ψαμαθος und ἀμμος. 2) ganz gleichlautender, oder doch nur durch Accent, Spiritus oder Genus unterschiedener Worte, z. B. ἀεὶ und αἰεί, ὑψιπέτης und ὑψιπετὴς, τὸ ὕδωρ und ὁ ὑδρος. 3) ganz verschiedenlautender Worte, die einerley Begriff zu bezeichnen scheinen: z. B. πυκτης und σκυτη, ὑμεις und ὑμμες, ὑμας und ὑμιας. Die erste und zwote Gattung sind für die meisten Jünglinge ziemlich überflüssig, da ihnen das Wörterbuch dieß alles angiebt; sie haben sogar für den Sprachkenner etwas Abgeschmacktes, was z. B. ein deutsches Wörterbuch haben würde, welches die Wörter haken und paken, aber und Haber, Eier und heuer, lernen und lärmen, reden und rötben, freien und freuen, sagen und sägen u. s. w. zur Unterscheidung zusammenstellte; indeß bescheiden wir uns gern, daß das dem Sprachkenner Lächerlich- und Geschmacklosscheinende hier nicht gerade der Maaßstab der Unnützlichkeit für den Ausländer ist. Aber das erhellet doch, daß die ersten beyden Gattungen griechischer Wortunterschiede um so weniger Werth mehr für uns haben, als sie zu der Zeit haben mochten, da sie Ammonius aufsetzte. Hingegen wichtig — sehr wichtig ist die dritte Klasse der philosophischen Wortunterschiede, weil hier die Unterscheidung oft sehr schwierig ist, und große Belesenheit, Zusammenhalten aller Stellen und Fälle, in denen die beyden zu unterscheidenden Worte gebraucht werden, und seinen philosophischen Scharfsinn erfordert. Eine solche Befestigung der Bedeutung der Wörter, eine solche Bestimmung des Umfangs dieser Bedeutung nach allen ihren Seiten und Theilen ist schon in den lebenden Sprachen, ja selbst in der Muttersprache, zur Verdeutlichung der Begriffe nöthig; wie viel mehr im alten Sprachstudium! So hat Cic. Tusc. 4. 7 ff. die anscheinend gleichbedeutenden Worte der Affekten und Leidenschaften im Geiste der stoischen Schule sehr scharfsinnig unterschieden. Und wir würden das Andenken des Ammonius seegnen, wenn er hierin noch mehr geleistet hätte. Wir wünschten daher eine Ausgabe des Ammo-

nius,

, oder noch beſſer ein Buch nach Anleitung des Ammo-
, wo 1) alles übrige, was die διαφορας λεξεως betrifft,
:n griechiſchen Grammatikern, Scholiaſten und Gloſ-
en alphabetiſch verzeichnet wäre, damit man alles
en h inne Geleiſtete mit einem Blicke überſchauen
Ein rtheilender und (nach Maaßgabe angezoge-
:n aus Autoren) die Begriffe beſtatigender oder
ger K ntar müßte das Werk krönen. Peucer
nem ao en griechiſch-lateiniſchen Wör-
nig m :, aus Ammonius, und hat auch über-
3 oe (ttungen von Wortunterſchieden unterein-
die erſten heben aus einem Buche de
terentus verborum nach unſerer Idee entfernt, und auf
allgemeine Wörterbuch zurückgewieſen werden müßten;
aber auch bereits längſt ſtehen. Popma hat für die
prache etwas weit Beſſeres und Brauchbareres;
ch nichts ganz Vollkommenes, geleiſtet. Aber 2)
auch alle philoſophiſche Wortunterſchiede, die
einem der alten Grammatiker, Scholiaſten oder
raphen angegeben; aber doch aus Vergleichung mehre-
der Autoren beſtimmbar ſind, zuſammengeſtellt
. Hier wäre denn eins der ſchwerſten Stücke im Stu-
er alten Sprachen ein Haupterforderniß, nämlich die
einzig ſo viele Wörter unterſchieden
rein, u die vielen Nüancen und Abſtufun-
ern oder ſtern, des Energiſchern oder Mat-
ves lichern oder Rauhern, des Komiſchen und
ädlen und Gemeinen, des Erhabnen und des
ter; als das Schöne im Ausdruck in einzelnen
n zu beſtimmenden) Platten u. ſ. w. zu verfolgen und
) Periphraſirung der Begriffe möglichſt darzulegen. —
müßten ferner z. B. 3) die Stellen, wo die Worte vor-
n, welche die verſchiedenen Gradazionen, Modifikatio-
und Arten der Töne des Geräuſches oder Geſchreyes
ücken, ſorgfältig verglichen und daraus feſtgeſtellt wer-
, welchen Dingen, Thierarten u. ſ. w. jedes dieſer Worte
uptſächlich zukomme, denn öfters geben dieſes die neuern
ik aphen gar nicht, öfters nur nach einer oder ein Paar
tel an, welches unſicher iſt, und gleichwohl iſt die Zahl
orte in der ſo reichen griechiſchen Sprache ſo unbe-
ch groß. Um hierauf aufmerkſam zu machen, wollen
nur einige, ſo, wie ſie uns aufgeſtoßen ſind, ohne

Anordnung aufſtellen, welche es aber bey weitem nicht alle ſind; ἐλαθητε, ἄυτη, ἀραυτω, βεμβω, βρεχω, βρεμω, ἐιμι, καναχη, κυδιμος, δεκτος, ἰαχη, κελευστης, κτυπη, ἐμαδος, ψιθυρισμα, πρατος, ἐρδω, καναζω, λακτω, κρεζω, χρεζω, κακτω, κλειτος, φλεγβω, παυομαι, ἐρεβω, ἐμεζω, κικκυζω, ἐκτυφω, καταρρεπαλιζω, σμαραγω, χριμπτζω, βαζω, σφικω, μαρμαρω, θρυαγμα, ἀραγμα, κορκυγη, μακαρδω, πικζω, χνη, κλαγγη, καμπτ, καμπτω, συρζω, καγχαζω, καγχαλαω, κακκαβαζω, κλαζω, τρζω, καλπαγγη, ἰαχζω, κιρτιζω, συρττω, κρζω, συμπλακαγμα, κνζω, ἰυζω, ἐμζω, βαζ, βρυχαδω, ἀμυδω, βλαχαδω, μυκδω, βαζω, χρεμαθε, τυδζω, ἰθμος, βρομαδω, ἀγκαδω, λαζομ.

Hh.

Joel, metriſch überſetzt mit einer neuen Erklärung von D. Jakob Chriſtoph Rudolph Eckermann, ordentlichem Profeſſor der Theologie zu Kiel. Lübeck und Leipzig, bey Iverſen und Comp. 1786. 122 Seiten, 8.

Verſchiedene der neuern Ueberſetzer poetiſcher und prophetiſcher Bücher des A. T. haben bey ihren Arbeiten ein freies Metrum beobachtet. Außer Moldenhauer und Cube, die von dem Verf. angeführt werden, hätte auch Knapp, und vorzüglich Moſes Mendelsſohn genannt werden ſollen, deſſen Metrum unſtreitig weit harmoniſcher iſt, als irgend eins der übrigen. Der V. wählte für den Joel den Hexameter, der ihm für dieſen Propheten am ſchicklichſten zu ſeyn ſchien. Er hat nun zwar in den meiſten Stellen die Schönheiten des Originals richtig und fließend ausgedrückt. Z. E. II. 23 ff.

Zioniten, jauchzet, frohlocket und freut euch Jehovens,
Eures Gottes! Er giebt wohlthätig ſtrömenden Regen,
Träufelt Segen dem Frühjahr herab, läßt wieder dem Herbſte
Seine Schauer trieſen. Getreide füllet die Tennen,
Siehe da ſtrömen von Moſt und Oel die ſchäumenden Keltern!

Dieſe

Dieſer Jahre Verluſt, der Raupen, Enger und Grillen,
Und der Heuſchrecken Strafen erſetzt auch reichlicher Segen,
Brod die Fülle! Da ſingt ihr eurem Gotte Jehova,
Eurem erhabnen Erretter! Auf immer endet die Trübſal
Meines Volkes! Ihr ſollt es erkennen, daß Iſrael mein iſt;
Ich bin Jehova, bin euer Gott, kein Anderer iſt es;
Dann, dann wend ich auf immer von meinem Volke die Trübſal!

Es ſind es auch nicht an Hexametern, worin der die Quantität der Sylben hinten geſetzt ſind. ren Sylbe het gar zu oft ein Spondäus, da war as, ſo im Lateiniſchen und Griechiſchen, den ſou Viele Spondäi hintereinander

6 | 10.

— — — — — — — —
Dunkler Wetter Tag und Blitze

meiſten Sylben ſcheinen dem V. ſowohl kurz als u ſeyn; ein Vorurtheil, das man doch endlich einmal laſſen ſollte. Z. E.

— — — — — — — —
3. Sagt traf euch traf eure Väter das je was euch nun trift.

6 erſtemal lang, das andremal kurz.

— — — — — — — —
V. 12. Ich ſehe den Weinſtock zerſtöre

an muß gar keine Proſodie im Deutſchen gelten laſſen, n man die letzte Sylbe in ſehe lang macht. Eben dieſes t auch von V. 60. Verennen die Stadt und ſchwingen

Die kurzen Worte des Originals II. 13. ſind durch Flick- e verunſtaltet und dunkel gemacht:

Zerreißet
Eure Herzen; ſonſt auch das Gewand nicht.

Ueberdem iſt ſonſt nicht kurz.

Der Verf. sucht auch durch veraltete und seltene Worte seiner Uebersetzung ein poetisches Gewand zu geben.

V. 11. Leuenzähne fletscht, wie der Löwinn Gebiß zerreißt sie!

Der Vers ist dunkel, und will so viel sagen:

Sie (die Schaar) zeigt Zähne die so scharf sind: als Löwenzähne, und so zerreißend, als das Gebiß einer Löwinn.

V. 42. Drommetet auf Zion. V. 49. züngelnde Lohe. V. 88. Fürder geb ich euch nicht ꝛc. V. 116. Groß und hehr ist Jehovenstag.

Wir würden diese Exempel nicht anführen, wenn wir nicht wünschten, daß der Verf., der Sprachkenntnisse mit Geschmack verbindet, diese Uebersetzung noch mehr feilen, und andere nach strengeren Regeln ausarbeiten möchte. Auf die Uebersetzung folgen 5 Abhandlungen. I. Inhalt und Entwurf der Weissagung Joels. Der Prophet beschreibt gegenwärtiges Elend C. I. 1—12. Das aber in seiner Seele die Ahndung erwecke, es möchten auch die älteren Drohungen Jehovens wider Juda und Jerusalem bald in Erfüllung gehen, V. 13—20. Diese seine Ahndung soll öffentlich bekannt gemacht werden; und er siehet das feindliche Heer schon heranziehen C. II. 1—11. doch wird die drohende Gefahr vorübergehen, wenn man sich aufrichtig zu Gott bekehret, V. 12—17 worauf sich auch Gott der Völker wieder erbarmen wird, V. 18—Ende. Nach den frohen Tagen der nähern Zukunft kommen die goldenen Zeiten in fernen Jahrhunderten, da Glückseligkeit und Religiösität allgemein seyn wird, III. 1—2. Vorher aber steht noch ein furchtbar Gerichte über die Heiden bevor, V. 3—5. Im vierten Kapitel wird die im dritten entworfene Schilderung der fernen Zukunft noch weiter ausgemahlt. Gott wird sich als Richter der Heiden zeigen, und die glücklichsten Zeiten werden dem Volke Gottes zu Theil. II. Vergleichung der besten gewöhnlichen Erklärungen Joels mit der im vorstehenden Entwurf gegebenen und deren Gründe. Die im ersten Kapitel beschriebene Heuschreckenplage soll nur ein Vorbothe eines noch weit größeren Elendes seyn, das als Tag des Herrn angedrohet wird, II. 1. dieses Elend soll durch ein feindliches Kriegesheer, wenn keine

Besse-

Besserung erfolgt, bewirkt werden. Allein zu geschweigen daß dieser Tag als schon angekommen V. 1. beschrieben wird, so scheint das die ausdrückliche Vergleichung mit einer Cavallerie V. 4, mit einem Volke V. 5, mit Helden, mit Soldaten V. 6 zu erkennen zu geben, daß die, welche verglichen werden, nicht wirkliche Cavallerie, kein wahres Volk, keine Helden noch Soldaten sind. Wir glauben also noch immer, daß II. 3 — 10 von eigentlichen Heuschrecken die Rede ist. III. Ueber das Zeitalter des Propheten Joel, nach dem Untergange der zehn Stämme während der Regierung Josiä. IV. Ueber den poetischen und religiösen Charakter und Werth der Weissagung Joels V. Philologische, kritische und exegetische Anmerkungen, worin die alten Uebersetzer fleißig zu Rathe gezogen sind. I. 10. אֻבַּל von אבל, im Arabischen sole aduri, und soll die Form des Passivum der vierten Conjugation der Araber seyn. Da aber das Activum dieser Conjugation bey den Hebräern nicht vorkommt: so können wir auch nicht wohl das Passivum davon gelten lassen. Vers 17. פרוח das bey Seite gelegte, das ersparte ישע verringert sich, verschwindet, חתה שברורים der Schaufeln halber, weil so oft davon abgeschaufelt, abgemessen ward. Man kann aber die gewöhnliche Bedeutung von חתה unter beybehalten. Das Korn verringert sich unter dem Schaufeln, weil man mit den Schaufeln das öberste wegzunehmen pflegt. IV. 2. Das Thal Josaphat heißt Vers 14 Dreschthal. Beides gehört zur Fiction des Dichters. Vers 10 אתּ möchte der Verfasser von אתה stumpf seyn herleiten, und durch Pflugmesser, nicht Pflugschaar, übersetzen חלש erklärt er uns chalasa, im Golius S. 742 ein Greis. Vers 21 versteht er fragweise:

Wähnt ihr, keine Strafe verhängt ich Israels Mörderin?
Nein, sie treffe die Strafe. ?

Chw.

Katulls epischer Gesang von der Vermählung des Peleus und der Thetis, metrisch übersetzt und mit einigen Anhängen begleitet von J. Gurlit, Ober-

Oberlehrer der alten Litteratur und Philoſophie am Pädagogium zu Kloſter Berge. Leipzig, 1787. 132 Seiten 8.

Auf den allgemeinen Inhalt und einige Vorerl über des Gedichtes Werth, Aufſchrift, Ausgaben u ſetzungen folgt des Verf. eigne hexametriſche Verdeutſc und darüber verſchiedene, gröſtentheils äſthetiſche und hiſtoriſche Anmerkungen, ſodann ein dreyfacher Anhang. Der ſte enthält Ueberſetzungen einiger kleinern Gedichte K theils vom Hrn. G. ſelbſt, theils von andern; der zweyte Ovids zehnte Heroide, am Ende eine Zergliederung und Vergleichung derſelben mit dem Katulliſchen Monologe der Ariadne, und beide Stücke mit Hrn. Brandes bekannt D drama, der dritte Anmerkungen über einige Stellen a tull, ein Beytrag für den künftigen Herausgeber des ters. Die überaus große Beſcheidenheit des rf. faſt hindern, daß man ihn ſtreng beurtheilte; aber ihm zu, daß er gern ein freymüthig Urtheil höre, und len alſo frey bekennen, daß wir die meiſten kleinern Ged zumal die im elegiſchen Sylbenmaaße nicht geſchmeidig vollendet genug gefunden haben. Aus vielen eins. Es das 72ſte in der Zweybrücker Ausgabe.

An die Lesbia. (warum nicht lieber: An Lesbia?)

Einſt ſchwurſt, Lesbia, du, du kennteſt nur Katullen.
Selbſt die Umarmung des Zevs wollteſt du für mich verſchmähn.
Damals liebte ich dich, wohl blos, wie der Pöbel die Mädchen.
Nein, wie der Vater den Sohn und ſeinen (Eidam) liebt.
Nun, nun kenne ich dich! — Drum brennt gleich heißer mein Buſen,
Dennoch liebt' ich dich nicht, dennoch verachtet' ich dein Herz.
Wie? iſts möglich? ſprichſt du. — In ſolche Untreu entflammet
Zwar noch heißer die Luſt, aber erkaltet das Herz.

Unge-

daß der ſechſte Vers nicht richtig, und
des Ganzen zuwider, und der letzte, das
zu ſagen, zweydeutig ausgedrückt iſt — ſo ſollte
ue wohl hier nicht ſeyn. Hier ſind

Höre nun auf durch Wohlthun die Menſchen verbinden zu wollen,
Gieb die Hofnung auf Dank, Hofnung auf Treue nur auf.

Aber nun iſt meine Seele durch deinen Leichtſinn gekränket,
Und die heilige Pflicht ſo verſchwendet an dir,
Daß ich dich fürder nicht ſchätze, und würdeſt du Muſter der Tugend,
Aber doch lieben dich muß, wenn du gleich alles verbrächſt.

mit den Anmerkungen zufrieden, doch
r, wenn er Dichterſchönheiten erläutert,
den kritiſchen oder grammatiſchen Interpreten
H. 2, 5. deſiderium nitens kann wohl nicht
, ſ ch Spiel und Scherz verlangt, heiſ-
und die Verwandlung des credo in certo wohl
, oa die ganze Stelle, ſobald ſie richtig inter-
, keine Schwierigkeit übrig läßt. Die letzte
be des 51ſten Gedichtes ſcheint uns weder aus einem
und angeflickt, noch ein beſondres, für ſich
Impromtü zu ſeyn. Katull, im verliebten Wahn-
en, erwacht plötzlich wieder, beſinnt ſich, daß der
ihn zu dieſer Raſerey verleite, und hält ſich
Thorheit vor. Durch dieſe Wendung macht er
ſo zu ſagen, den Gedanken der Sappho eigen, und
ein neues Stück. Die Ausleger verführte nichts,
der mangel an grammatiſcher Verbindung. Doch dieſe
liche Einfälle bleiben billig dem künftigen gelehrten
zu näherer Prüfung überlaſſen.

Zb.

Virgils

Virgils Georgikon in deutsche Hexameter übersetzt von Johann Heinrich Jung, der Weltweisheit und Arzneykunde Doktor, Hofrath ꝛc. ꝛc. ꝛc. Mannheim, in der neuen Hof- und Akad. Buchhandlung, 1787. 11 Bogen gr. 8.

Hr. J. vermuthet selbst, daß man bey der Menge der seit kurzem erschienenen Uebersetzungen dieses Gedichts die seinige vielleicht überflüßig finden möchte. Indeß glaubte er doch entdeckt zu haben, daß auch die besten Uebersetzungen nicht ganz fehlerfrey wären, weil die Uebersetzer nicht genugsame Kenntniß der Landwirthschaft gehabt hätten. Er entschloß sich also, eine solche fehlerfreye Uebersetzung zu liefern. Begeistert von der Wonne (wir brauchen seine eignen Ausdrücke) die er bey der Lectüre von Garves vortrefflichem Werk über Ciceros Pflichten empfunden hatte, nahm er sich vor, Virgils Georgikon auf dieselbe Art zu behandeln. Und wie gedacht, so geschehen. Anfangs zwar war er zu schüchtern, seine Arbeit ans Licht zu stellen; als er sie aber berühmten Dichtern zeigte, und diese durchgehends damit zufrieden waren, als sie endlich gar vor dem Richterstuhl der Mannheimer deutschen Gesellschaft (wohl zu merken, deren ordentliches Mitglied Hr. J. ist) mit Ehren bestand, so fand er weiter kein Bedenken, sie bekannt zu machen. Doch liefert er vor der Hand nur die Uebersetzung, welcher die ökonomisch-philosophischen Abhandlungen mit der Zeit folgen sollen. Die Gründe, warum er hier und da von der gewöhnlichen Erklärung abgewichen ist, will er in den Abhandlungen angeben, und bittet die Recensenten, bis dahin ihr Urtheil darüber zurückzuhalten. Zu einer Probe der Uebersetzung mag gleich der Anfang des ersten Buchs dienen.

Lieblicher Saaten Erzielung, und unter welchem Gestirne
Aecker zu pflügen, Reben mit Ulmen zu paaren gedeie,
Welche Sorgfalt das Rindvieh, welche Wirthschaft die Heerden,
Welche große Erfahrung die sparsamen Bienen erheischen,

Diet,

Dies, Maezen, besing ich. Ihr des Weltkraises hellste
Lichter, die ihr das schwindende Jahr am Himmel einherführt,
Bacchus, allgnugsame Ceres, wenn durch eure Walten die Erde
Jene chaonische Eicheln mit mastigen Aehren vertauschte,
Auch acheloischen Trank mit erfundenem Traubensaft mischte:
Dann auch ihr den Landleuten nahe Gottheiten, Faune,
Kommt mir zugleich zu Hülfe, Faune, Mädchen, Dryaden:
Eure Geschenke besing ich. Und du dem die Urwelt ein wildes
Roß empor stieß, als du sie mit mächtigem Dreyzack durchbohrtest,
Neptun: — Pfleger der Haine, dem das fette Gesträuche
Ceres dreimal hundert schneeweise Farren beweiden:
Laß auch du die Haine der Väter, die Forsten Lycäens,
Pan, du Wächter der Schaafe, wenn du deine Mänalen schäzest,
O Tegäer so sey mir günstig. Minerva des Oelbaums
Stifterinn, Jüngling auch du des krummen Pflugs Unterrichter,
Du Silvan, der du trägst die entwurzelte schlanke Cipresse:
Götter und Göttinnen alle, geschäftig die Fluren zu schützen,
Die ihr neue Früchte ganz ohne Saamen erzeuget
u. s. w.

Diese Stelle ist mehr als hinlänglich, sich deutliche Idee der ganzen Uebersetzung zu machen. Es thut uns leid, [illegible] berühmten Dichtern, und einer ganzen deutschen [illegible] st widersprechen müssen, aber es ist uns unmöglich, Beyfall einzustimmen, und eine solche Uebersetzung, [illegible] wollen nicht sagen, gut, sondern nur erträglich zu fin-

den. Sie ist der unwidersprechlichste Beweis, daß es dem Vers. an den ersten Begriffen von Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks, von Wohlklang und Versifikation fehlen muß. Die groben Vergehungen gegen diese Erfordernisse einer guten poetischen Uebersetzung in der angeführten Stelle, der alles übrige vollkommen gleicht, sind so offenbar und in die Augen fallend, daß es wahre Beleidigung für den Geschmack und die Einsicht unsrer Leser seyn würde, wenn wir sie noch weitläuftig zergliedern wollten. Boves Rindvieh — cultus Wirthschaft — clarissima lumina die hellsten Lichter — alma Ceres allgenugsame Ceres — pingues aristæ die massige Aehre — Dryadesque puellæ, Mädchen Dryaden — fudit emporstieß — cultos arvum Wächter der Schaafe — arcui monstrator aratri, des krummen Pflugs Unterrichter — Mit Einem Worte. Es ist uns in langer Zeit keine plattere, schülerhaftere und rauhere Uebersetzung irgend eines alten Dichters vorgekommen. Die Verse haben nicht den geringsten Wohlklang, und sind voll unausstehlicher Härten. Daß Hexameter Abschnitte nöthig haben, scheint Hrn. J. gar nicht eingefallen zu seyn, unter dreyßig Versen hat ihn oft kaum Einer. Hr. J. scheint ihn mehr vermieden als gesucht zu haben. Und die Scansion! Weltkreises, durch euer, Landleuten, Gottheiten, Drehad durch, Neptun, schneeweiße, Pflugs Unterrichter — Vergebens wird man Hrn. J. sagen, daß solcher Sylbenzwang allen Wohllaut vernichte, daß Verse, in denen es von solchen Härten wimmelt, eine wahre Marter für das Ohr sind — er hat eine Antwort in Bereitschaft, die auch dem unerschrockendsten Tadler den Mund stopfen muß. „Freund, (sagt er ihm, Vorbericht S. 7.) „das weiß ich selbst; aber Dichter, die Stimme im Publikum haben, sagten mir, meine Versification sey gut.“ ἀπὸ κοινοῦ! Wenn Hr. J. beweisen wird, daß diese Dichter in ihren eigenen Werken sich solche Freyheiten erlaubt, und dennoch wirklich Stimme im Publikum haben, (es versteht sich, in dem Publikum, das selbst eine Stimme hat,) oder, daß sie seine Uebersetzung mit wahrer Ueberzeugung, und nicht, wie es wohl bisweilen zu geschehen pflegt, deshalb mit allgemeinem Lobe zurückgegeben haben, weil es bequemer ist, schlechte Verse zu loben, als — zu lesen; so — will Recens. freywillig auf immer sich aller Urtheile über ähnliche Gegenstände enthalten,

und

und das, über diese Uebersetzung gefällte, Urtheil feyerlich und demüthig zurücknehmen.

Nr.

Griechisches Lesebuch für die untern Klassen. Herausgegeben von Joh. Christ. Fried. Heinzelmann, Lehrer am königl. Pädagogium zu Halle. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1786. —

Ungeachtet wir schon an dem griechischen Lesebuch des Herrn Oberconsist. Rath Gedicke ein treffliches Lehrbuch für den ersten Sprachunterricht im Griechischen haben; so ist deswegen dieses Lesebuch des Hrn. H. keineswegs eine unnütze oder entbehrliche Arbeit, weil sich noch nach jenem aus den vielen und mannichfaltigen griechischen Schriftstellern eine gute Nachlese nützlicher und für die Jugend unterhaltender Stellen halten ließ. Da Hrn. Gedike's Lehrbuch außerdem vom Lehrer bald geendigt werden kann, so kann er füglich das vor uns liegende an dasselbe im Unterricht anschließen, besonders da Hr. Heinzelmann im Plan und Einrichtung mehrentheils in Hrn. Gedike's Fußtapfen, und zwar mit Recht, eingegangen ist, ohne jedoch eine in dem Lehrbuche dieses befindliche Schriftstelle einzurücken. — Die Stellen sind aus dem Diogenes Laerz, aus Athenäus, Plutarch, Aelian, Strabo, Luzian, zweie aus Pausanias, zweie aus Dio Cassius, und eine aus Galenus, genommen. Sie sind alle unterhaltend und interessant, und geben dem Lehrer Gelegenheit zur Beförderung mannichfaltiger nützlicher historischer und geographischer Kenntnisse. Woher Nr. 187 entlehnt sey, findet wir im vorgesetzten Verzeichniß nicht angegeben. Ihre Stellung ist nicht nach den Schriftstellern gemacht (um desto mehr wünschten wir, daß zu mehrerer Bequemlichkeit der Name der Schriftsteller nicht blos in dem allgemeinen vorstehenden Verzeichniß angegeben, sondern auch jedem Stücke vorgesetzt wäre), sondern nach dem zweckmäßigern Gange vom Leichtern zum Schwerern. Und sollte auch ein und das andere Mal für manche Subjekte hierwider verstoßen seyn, so können wir diesen Fehler einem Chrestomathiensammler nicht so hoch anrechnen, da der Begriff leicht und schwer immer sehr relativ bleibt, und nach der mannichfaltigen Beschaffenheit

tem Texte ohne alle Noten in die Hände gegeben werden müssen, wenn sie wahren und ausgebreiteten Nutzen von der Erklärung derselben haben soll. Sollen ja Anmerkungen dabey seyn, so wünschten wir schon lange eine Ausgabe, welche unter dem berichtigten Texte die kleinen Scholien des sogenannten Pseudodidymus enthielte, auf welche sich der Lehrer ohnehin bisweilen beziehen muß: hierbey würde der Lehrer auch Gelegenheit haben, den Jüngling zur Lesung der griechischen Scholien anzuführen, und mit der grammatischen Terminologie der griechischen Grammatiker und Scholiasten bekannt zu machen. — Aber wozu die Anmerkungen gerade bey einigen Gesängen Homers, welche der Lehrer ganz vorzuerklären gesonnen ist? — Und noch dazu solche, wie die vor uns liegenden sind! Herr Br. sagt: er habe Clarke's, Ernesti's und Nieneier's Anmerkungen zweckmäßig ausgezogen (aber wie wenig haben diese in der Aufklärung Homers für den Jüngling gethan!); er habe auch die Bemerkungen anderer zur möglichsten Aufklärung des Textes durch Geschichte, Erdkunde und Alterthümer, zur Hinweisung auf Schönheiten des Ausdrucks und der Gedanken, zur Verdeutlichung schwererer Wörter und Redeverbindungen, zur Vergleichung mit ähnlichen Stellen Virgils u. s. w. benutzt. Aber wie sparsam, seicht, oberflächlich und ohne allen Plan sind diese Anmerkungen gesäet! Und die Anmerkungen dieser andern, als der genannten drey, können wir auch nicht herausfinden, wenn es nicht etwa eine zuweilen beygeschriebene, noch dazu wohl gar unstatthafte, Ellipse auf des Lambert Bos wenigstens zur Hälfte überflüßigen und abgeschmackten Ellipsenbuche ist. Rez. hat seinem Exemplare des Homer die einzelnen zerstreuten ästhetischen, historischen, geographischen und philologischen Bemerkungen mehrerer Gelehrten, z. B. Küsters, Woods, Blakwells, Herders, Winkelmanns, Heynes, Lessings, Klop's, Schotts u. a. beygeschrieben, aber er fand bey der Vergleichung keine einzige derselben benutzt. — Bey Auflösung der mannichfaltigen Formen der Wörter, und bey Angabe der Präsentia der Zeitwörter und der Formen der Diakekte, wodurch Hr. Brohm dem Lehrling eine der größten Schwierigkeiten zu erleichtern geglaubt, fand Rezens. den analytischen Theil des Heberichischen Wörterbuchs und andre elende Hülfsbücher ausgeschrieben, und vermißte folglich die wahre Methode, auf die wahre Etymologie (die im Homer mehr, als irgendwo, anwendbar ist), und auf die ältesten

ſten mehrentheils einſylbigen Stammwörter im Homer zurückzugehen, daraus die Homeriſchen Formen am leichteſten und natürlichſten zu erklären, und die mannichfaltigen Abänderungen dieſer Stammwörter im Homer, bis zur Bildung der allen nachherigen proſaiſchen Schriftſtellern gewöhnlichen Formen zu verfolgen: wobey ſich zugleich ſo viele treffliche philoſophiſche Bemerkungen über die griechiſche Urſprache, und die allmählige Bildung derſelben, und über die Entwickelung der Grammatik anbringen laſſen. — In Abſicht auf die Beſtimmung der Formen nach den verſchiedenen Dialekten, hat der Verf. einen ganz unrichtigen Geſichtspunkt gewählt. Er weiß genau zu beſtimmen (was ſich Rez. wenigſtens im Homer nach mehrjähriger Uebung nicht getraut), was Aeoliſch, Böotiſch, Joniſch, Doriſch iſt. Heißt das den Jüngling gründlich anführen? der gleich in den Vorerinnerungen über Homer unterrichtet werden ſollte, daß im Homer noch keine Verſchiedenheit der Dialekte zu ſuchen ſey, ſondern, daß Homer und Heſiod im damals üblichen alten Joniſchen Dialekte ſchreiben, und daß nachher erſt dieſe oder jene griechiſche Völkerſchaft, dieſe oder jene Form vorzüglich beybehielt oder verließ. Sonſt würde ja des Homers Schreibart eben ſo abgeſchmackt ſeyn, als wenn ein Deutſcher in einem Gedichte alle Dialekte Deutſchlands miſchen wollte. (S. Gedike über Dialekte, beſonders der Griechen, im Berlin. Magazin für Wiſſ. und Künſte. St. 1. J. 1782.) — Wir heben zur Probe von dem Gehalte der Anmerkungen alle die aus, welche über das Verzeichniß der Schiffe, Helden und Völker, B. 2, 494 — 877 beygebracht ſind, woraus man erſehen wird, wie planlos ſie überhaupt abgefaßt ſind, da ſie gerade an einer ſo wichtigen Stelle am ſparſamſten und armſeligſten geſäet, den Jüngling hülflos ſtehen laſſen. V. 535. ϑοῳν für ϑοων. — V. 550. μιν nämlich Athene. — V. 568. ὑδρηνοντα für ὑδρηνοντα. — V. 586. ἀδιλφιος für ἀδελφιος (wenn dem Jüngling im Allgemeinen geſagt wird, daß die Jonier die Sylben gerne trennen, dähnen, und dadurch gleichſam flüßig und ſanft machen, ſo kann es zwar ſchändlich immer wieder auf einzelne Beyſpiele angewendet, aber es darf ihm nicht in hundert Beyſpielen ſchriftlich vorgedruckt werden. Wer z. B. nicht weiß, daß ἀδελφος die gewöhnliche Form iſt, muß den Homer nicht leſen.) — V. 592. Ἀξιος ein Fluß (da weiß man nun was rechts, wenn man weiß, daß es kein Berg iſt: wo iſt der Fluß denn?

Und warum nun endlich einmal eine einzige geographische Note, da der Verf. vorher und nachher im ganzen Verzeichniß alle Länder, Städte, Völker u. ſ. w. mit ſeinen geographiſchen Noten verſchont hat?) — V. 767. Gaßer Agnes &c. mit allen Schrecken des Kriegs gerüſtet, Bürger. — V. 772. ἀναμενοντας fortzürnend: ἀνα drückt bey manchen Verbis Fortdauer aus. (Gut! dergleichen Noten ſollten nur mehrere ſeyn!) — V. 778. οἱ δ. die Anführer. (Unmöglich! es muß ja offenbar auf alle Griechen gehen.) — V. 783. ἐν für ἐν ἐμοὶ könnte hier, wie Euſtathius meint, ἐμφατικῶς, d. h. mit einem gefälligern Ausdruck Typhöus Grad bedeuten (dies iſt die zweite und letzte gute Anmerkung in der ganzen Stelle). — V. 799. ἀνωγα von ἀνεγω. — V. 802. ἐξῆς. Man ergänze hier: Unordnung zu verhüten. (Nimmermehr! ἐξῆς, d. i. folgendermaaßen zu verfahren, wird beſtimmt durch V. 805: da die Troier ſo viele Hülfsvölker haben, ſo muß von dieſen jegliches einem Heerführer ſeiner Nazion untergeordnet werden; und dies freilich um Unordnung zu verhüten. Iſt nun dies Hrn. B. Sinn, ſo iſt er ſehr ſchief und unbeſtimmt ausgeſagt.) — V. 804. ἀλλη. Sie haben mancherley Sprachen (γλωσσα heißt hier nicht Sprache, ſondern Mundart, da es von den Trojaniſchen Hülfsvölkern, welche aus den kleinern Herrſchaften des ganzen Trojaniſchen Reichs waren, gebraucht wird; vergl. Il. 4, 437. 38; ſo wie es auch im Homer von den griechiſchen Dialekten gebraucht wird, welches wichtig iſt!) — V. 809. αἰγὶ für γεγωτε von ἐγειρω. — V. 814. Μυγδ. Königin der Amazonen, durch Heldenthaten berühmt. — V. 857. ἐθειρ, wo reiche Silberadern ſind. (Hier war es beſſer dem Jünglig zu ſagen, daß γιγνεται hier nicht origa, ſondern proventus heiße, als den Sinn aus Erneſtis Note ſo nude und crude hinzuwerfen.) — V. 860. Ἀκακιδ. Achill, Acakus Sohn. (So? Bisher glaubten wir alle, er ſey ein Sohn des Peleus und Enkel des Aeakus.) — V. 866. γιγαστας für γιγοντας (muß heißen; iſt vom alten Zeitwort γαω, deſſen neuere Form γαιω, davon es γιγοντας heißen müßte.) — Dies iſt alles, was er in dieſem Tenſum erinnert; und ſo ſind alle ſeine Anmerkungen geſtaltet! Lieber gar keine, als ſolche! — Wie wenig man anderer Anmerk. ſichten und zweckmäßig benutzen könne, wenn man nicht ſelbſt ſchon einen ziemlichen Grad vertrauter Bekanntſchaft mit ſeinem Autor erreicht hat,

woller

wollen wir nur noch an einem einzigen Beyspiele zeigen. Zu Il. 3, 180. ἐπεὶ ἦν γε setzt Hr. Pr. die Anmerkung: „Klarke erklärt dies so: wenn ich je werth war, ihn (den „Agamemnon) so (Schwoger) zu nennen. Herr Pr. „Niemeyer aber meiner Meynung nach richtiger: wenns „nicht ein Traum war.“ Wir entsinnen uns, dies schon von einem Rezensenten bitter getadelt gelesen zu haben; aber statt ein Gleiches zu thun, wollen wir die Erklärung dieses Satzes angeben, welcher von Klarke und Niemeier so ganz falsch gefaßt ist. Er kömmt im Homer nur 4mal vor: Il. 1. c. Od. 15, 268. 19, 315. 24, 288. ἐπεὶ ἦν heißt nämlich in dieser Formel quando, da ers noch war. Dafür sagen wir blos: einst, ehemals war ers. Oder man kann die Formel auch optativisch nehmen, daß ἐπεὶ ἦν *utinam tandem* heißt: wenn ers doch nur noch wäre! Dies paßt besonders hier und Od. 19, 315 gut. In beiden Fällen liegt ein gewisses Pathos der Wehmuth und des Schmerzes in dieser Formel. — Der Druck des Griechischen ist nett und richtig. Die Accente, welche der Herausgeber dem Jüngling bey der Angewöhnung zum Lesen nach Rythmus und Sylbenmaaß mit Recht für sehr hinderlich hält, und die er deshalb nur in Prosaikern beyzubehalten, aus allen Dichtern aber zu verweisen räth, hat er ganz weggelassen. Nur wünscht Rez., daß man jetzt die Hinweglassung der Accente nicht bis zum Eigensinn triebe, und nicht auch auf diejenigen Worte ausdehnte, wo blos der Accent bey den in der Form völlig gleichen Worten, dem jungen Leuten den Unterschied beider Worte und ihrer Bedeutungen bestimmt. Heißt das nicht dem Jüngling eine Schwierigkeit mehr zu bekämpfen geben, statt ihm Erleichterung verschaffen?

Und nun nur noch ein Paar Worte über das angehängte griechisch-deutsche Wörterbuch zu diesen 6 Büchern der Ilias. Des Dillenius Wörterbuch ist dabey zum Grunde gelegt. Herr Brohm sagt, er habe mit Auslassung alles dessen, was in diesem hinlänglich erläutert ist, nur die Wörter gesammelt, deren Bedeutungen dort gar nicht, oder doch nicht in dem erforderlichen Sinne angegeben wären. Die deutschen Worte und Ausdrücke sind häufig aus Stollbergs und Bürgers Uebersetzungen entlehnt. Dieses haben wir des feinen deutschen Ausdrucks wegen, so wie auch daß das Wörterbuch überhaupt griechisch-deutsch abgefaßt ist, für löb-

lich. Uebrigens aber iſt dies Wörterbuch auch nicht fehlerfrey. Denn 1) wäre es beſſer geweſen, die eigentlichen etymologiſchen Bedeutungen der Wörter jedesmal anzugeben, und dann die Bedeutung in jeglicher Stelle zuzuſetzen, oder die Anwendung dem Verſtande des Jünglings und dem mündlichen Vortrage zu überlaſſen. So — ſtehet oft der Sinn da; aber innwohnende Bedeutung eines Worts und Sinn deſſelben in dieſer und jener Stelle ſind zwey ſehr verſchiedene Dinge, welche ſchon die griechiſchen Grammatiker und Lexikographen z. B. Heſychius in Homeriſchen und andern Worten oft vermengten. Der auf Grund gehende Jüngling iſt alſo bey der Vorbereitung immer noch genöthigt, ein anderes Lexikon nachzuſchlagen. 2) Sind die Bedeutungen oft ſehr unbeſtimmt und unrichtig angegeben: z. B. ἀγορεύω τινι heißt nicht blos: ich rede mit jemanden, ſondern flüſtern, heimlich vertraut ſprechen, wiſpern, das bisbigliare, cicisbeare der Italiener, von Liebenden. ἀγορη ι, 425 heißt weder da, noch irgendwo die Nadel. εἶον Il. 6, 66 heißt weder da, noch irgendwo ſo bald als. σιγαλοεις heißt nicht ſchön gearbeitet, künſtlich, ſondern wird nur von künſtlichen Arbeiten gebraucht, in ſo fern ſie durch ihre Schönheit ein ſtilles Staunen (σιγη) hervorbringen. Und welch eine unrichtige, unzulängliche Idee bekömmt der Jüngling, wenn er im Index lernt σηματα Il. 6, 68 heiße der Brief, da durch die σηματα ſymboliſche, hieroglyphiſche oder Gemäldeſchrift gemeint iſt? Heißt das im Geiſte des Zeitalters erklären? S. Wood über das Originalgenie Homers S. 273 f. Euſtathius über dieſe Stelle und über 7, 175. Mehrere Beyſpiele dieſer Art übergehen wir, um nicht zu weitläuftig zu ſeyn. Nur äußern wir noch einen doppelten Wunſch, 1) daß Hr. Br. ſich erſtlich aus Heyne's conſilia de nova Homeri editione, welche vor Tychſens commentatio de Qu. Smyrnaei paralipomenis ſtehen, von den Erforderniſſen einer Handausgabe Homeriſcher Geſänge, ehe er uns vom Homer noch weiter etwas gebe, unterrichte, und ſich dann frage: quid valeant humeri, quid ferre recuſent? 2) Daß, da er aus oben genannten Urſachen nur einige Homeriſche Geſänge in ſeiner Schule zu erklären pflegt, es ihm lieber möchte beliebt haben, die Odyſſee daſelbſt einzuführen, und caeteris paribus einige Geſänge derſelben herauszuwerfen. Denn die Odyſſee iſt für Jünglinge weit unterhaltender und anziehender, weit mannichfaltiger und ſachenreicher; ſie giebt dem Lehrer weit mehrere Gele-

genheit

genheit die mannichfaltigsten Sachkenntnisse bey ihrer Erklärung beyzubringen, und verstattet auch mehrere und bequemere Abschnitte als Ruhepunkte für diejenigen zu machen, mit denen man die Erklärung des ganzen vortrefflichen Gedichtes nicht vollenden kann.

Oh.

12. Erziehungsschriften.

Was muß ein Kreisschulenvisitator wissen und thun, um der Kirche sowohl, als dem Staate, wahren Nutzen zu schaffen? ꝛc. von Ignaz Richard Wilking, ordentlichen Lehrer an der K. K. Prager deutschen Musterschule. Prag und Leipzig, bey Wiedmann. 1787.

Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie sich die Grundsätze der wahren Pädagogie immer mehr verbreiten, und auch selbst in solchen Gegenden anerkannt und laut gelehrt werden, wo ihrer Befolgung noch mehr Hindernisse, als bey uns Protestanten, im Wege zu stehn scheinen. Die gegenwärtige Schrift gewähret dieses Vergnügen in einem vorzüglichen Grad. Ihr Verfasser ist mit den Schriften unserer guten Pädagogen bekannt, hat ihre Lehren und Vorschläge in Saft und Blut bey sich verwandelt, und ist der bessern Erziehungsweise mit so vieler Wärme zugethan, daß man ihn schätzen und lieben muß.

In der Einleitung erzählt er, wie die Visitatoren der Kreisschulen entstanden. Ich will es mit seinen eigenen Worten hier nacherzählen. „Josephs forschendem Geiste konnte das Mangelhafte des jetzigen deutschen Schulinstituts nicht entgehen. Er und sein vortrefflicher Studienpräsident, der Freyherr von Swieten, der würdige Sohn des berühmten Leibarztes Eberhelens, entdeckten die vielen Lücken, die bey der gegenwärtigen Schulverfassung an mehrern Orten, besonders auf dem Lande, noch zu finden sind. Als großer Verbesserer sann der Monarch auf Mittel, wie dieselben zum Besten seiner Unterthanen ausgefüllt werden könnten.

Er

Er fand, daß ein einziger Mann, der selbst der Geschicktesten einer ist, doch unmöglich alle Schulen einer weit ausgebreiteten Provinz mit einem Blick übersehen, ihre Räder untersuchen, und die ganze Maschine in vollkommene Thätigkeit setzen könnte. Hiezu fand der Monarch mehrere nöthig. Er beschloß daher, in jedem Kreise Böhmens (wie es in Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain schon wirklich geschah,) taugliche Subjekte anzustellen, die mit dem Range königlicher Kreiskommissäre begabt, und für ihnen jährlichen Gehalt von 600 Fl., wie auch 150 Fl. Reisegelder, sämmtliche Schulen ihres Distriktes dirigiren ten. In dieser Absicht ließ der Landesfürst im Sept 1786 den allerhöchsten Befehl ergehen, daß (nach Art vorgenannten Provinzen,) auch für Böhmen ein Kon in Prag ausgeschrieben werde. Dazu sollten alle [illegible] Männer, welche sich zu diesem sehr wichtigen und [illegible] ren Amte fähig fühlten, vorgeladen werden. E Hofdekret sprach die schon wirklichen Haupt[illegible] anderen Direktoren vom Konkurse frey. Aber [illegible] ne kon nur dem Direktor der Krümmauer. [illegible] ich [illegible] P kop Schenba, zu Theil werden, ind [illegible] [illegible] 15 H und 24 Stadtschulen, die sich im Königr [illegible] liche Direktoren, die nach einer andern Observanz diesesmal zu Kreisschulkommissärstellen nicht vo [illegible] den durften, angestellt sind. Der Konkurs [illegible] den 15ten des Novembermonats 1786 ausge [illegible] jene weltlichen Subjekte, welche sich zur Erfüll Pflichten eines Lehrers, Direktors, ja eines Pfarrers selbst, geschickt fänden, durch Zeitungen und öff Anzeigen an das Publikum vorgeladen, und zu unpa schen Examinatoren ihrer Fähigkeiten der Herr Pro Oberaufseher des gesammten deutschen Schu [illegible] esens im [illegible] nigreiche Böhmen, Ferdinand Ritter von S [illegible] alisse Herr Kanonikus und Musterschuldirektor N [illegible] n bestimmt. Der 15te November kam; 36 [illegible] n [illegible] unter zählte man 11 vom deutschen Schulinstitute; die [illegible] gen waren Lehrer an Gymnasien, Hauserzieher u [illegible] te bey verschiedenen Stellen,) erschienen im Prü der K. Musterschule, und der Konkurs begann dann: Herr Normalschuldirektor Lenhard 10 Fragen über P gogik (nicht Pocdagogik, wie Hr. W. immer schreibt,) endiktirte, die die Herren Konkurrenten schriftlich beant worten

n. Am folgenden Tage wurden wieder eben so
ode von ebendemselben zur schriftlichen Be-
ortung ausgegeben. Dieß geschah auch am 17ten No-
e 10 Fragen über Direktion der Schulen und
ulation (was heißt das?) beym K. Kreisamte
toff zur schriftlichen Ausarbeitung, welche so-
, als die vorhergegangenen, an die höchste Hofstudien-
n eingesendet worden ist. An den darauffolgen-
bis zum 22sten genannten Monats, wurden die
Auftritte der Herren Kandidaten vorgenommen.
Styl ist, wie man aus dieser und vielen andern
seines Buchs sieht, nicht der beste.) In den schrift-
n konnte man nur ihr Räsonnement über die
er n; durch diese veranstalteten Uebungen aber
notwendiger Weise auch die Stärke ihrer Lehr-
ihres Vortrags ausforschen. In diesem Ende so
warum nicht alle?) Konkurrenten aus ei-
e dazu bestimmten Loostopfe eine Aufgabe über
s oder jenes Lehrgegenstandes heraus, worüber
einigen gegenwärtigen Schülern Unterricht geben
Und damit man sich beyläufig (dieß mußte eben
sache seyn, als das übrige,) von der Art, mit
die Herren Konkurrenten als Kreisschulkommis-
iche oder nachlässige Lehrer benehmen würden,
ung machen konnte, so wurden denselben von
n Oberaufseher und Musterschuldirektor verschiedene
n treut, die sie mündlich abthun mußten. Auch
aufgefodert, anwesende Schullehrer über ein oder
M hafte in ihrem Unterrichte, den diese auch
n vornehmen mußten, auf eine schickliche und
e zu verbessern. Mit einem Worte, jeder
mußte sich schriftlich und mündlich, lehrend
und auszuweisen, was er sich für Kenntnisse zum
irektion und Oberaufsicht über oft mehr, als
n, gesammelt habe."

r werden gern wissen wollen, was das für
en, die die Konkurrenten beantworten mußten.
en will ich mich die Mühe nicht verdrießen
agen hier abzuschreiben. 1) Was ist
und worin besteht 2) die natürliche Lehrart?
der Geist der verbesserten österreichischen Schul-
metho-

methode, und was ist in derselben bloß Aussenseite? c) welche wahre Vortheile hat also diese Methode vor der ehemaligen Lehrart? d) welche ist die beste Lehrart für die rohe Jugend und für die Land- und Volksschulen? e) welche sind die Eigenschaften eines rechtschaffenen Lehrers? 2) welche sind die Hauptzüge der sokratischen Lehrart, und wie ist sie a) auch beym Unterricht der kleinsten Kinder anwendbar? b) was heißt eigentlich sich zu Kindern herablassen, und sich zum Lehrlinge machen? c) was schader der Ton und die Miene eines steifen Pädotriben beym Unterrichte? 3) Wie soll sich ein Lehrer a) zum Unterrichte vorbereiten? b) welche sind die Zeichen eines vernachlässigten oder schlechten Vorbereitung von Seiten des Lehrers? c) muß jeder Lehrer, auch der, welcher z. B. nur den Anfang des Lesens lehrt, psychologische Kenntnisse besitzen? d) wie kann derjenige, dem es daran etwa mangelt, sich selbige verschaffen oder nachholen? 4) a) welche sind die wahren Vortheile des Zusammenunterrichtes und die wirksamsten Mittel, selben mit Nutzen zu betreiben? b) welche sind die Ursachen, daß selber ofe von den Kindern und Lehrern gestört und fruchtlos gemacht wird? 5) a) wo, wann und wie sind Tabellen abzuhandeln? b) wie soll man sie während des Unterrichts nutzen, und c) wie bey öffentlichen Prüfungen gebrauchen? 6) Welche sind die bewährtesten Mittel in böhmischen Ortschaften a) die deutsche Sprache in die Schulen zu bringen? b) wie sind Kinder auch ausser der Schule zum Deutschreden aufzumuntern? c) die mathematischen Wissenschaften den Schülern der vierten Klasse; besonders aber das Zeichnen zur Ausbildung der Handwerke und Künste beyzubringen? 7) Durch welche Mittel kann man a) den moralischen Unterricht am wirksamsten machen und b) die Kräfte der Seele ausbilden? 8) 1. wie ist der sonn- und feyertägige Gottesdienst a) einzurichten, daß er der Schuljugend zum größern Seelennutzen, als ehedem, und b) zugleich auch den Erwachsenen zu mehrerer Erbauung diene? 2. Wie sind die Wiederholungsstunden an Sonn- und Feyertagen einzurichten? a) wer hat dabey zu erscheinen? b) was und von wem soll darin gelehrt werden? 9) a) welchen Nutzen haben die monatlichen und öffentlichen Prüfungen, und wie sind b) beyde zweckmäßig zu ordnen und vorzunehmen? 10) Kann man durch die Schulen auch die Ausbildung des weiblichen Geschlechts erzielen, und wie ist der Unterricht für dieses Geschlecht einzurichten, daß er dem Naturell und der

künftig

künftigen Bildung desselben entspreche? 11) a) welche sind die vornehmsten Mittel die Schulzucht einzuführen, und die eingeführte aufrecht zu erhalten? b) wie sind Belohnungen zweckmäßig zu ertheilen? 12) Wie sind die Schulen überhaupt, und wie besonders die Volksschulen einzurichten, daß sie den Mangel der häuslichen Erziehung so viel möglich ersetzen? 13) Ist der Lektionskatalog überall gleich, und ohne Rücksicht auf Lokalumstände in Gemeinschulen zu verfassen? 14) a) welche Zweige der Industrie können und sollen in den Volksschulen betrieben werden? b) ists vortheilhaft, in jedem Kreise einerley, z. B. Flachs- oder Baumwollespinnen durch die Schulen einzuführen? c) wie sind die Arbeitsklassen mit den Lehrstunden zu verbinden, daß daraus dem wissenschaftlichen Theile des Unterrichts nichts Nachtheiliges entstehe? d) welchen Antheil sollen die Mädchen an dem wissenschaftlichen Unterrichte, und welchen sollen wieder die Knaben an den Handarbeiten nehmen? 15) a) wie kann der Direktor einer Hauptschule unter den Lehrern gutes Einverständniß und Aemulation veranlassen? b) mit welchen Belohnungen kann er die geistlichen und weltlichen Lehrer und sich selbst trösten und aneifern? 16) Welche Kenntnisse soll man bey einem Lehrer der Dorf-, Stadt-, Haupt- und Musterschulen fodern? 17) a) worauf hat der Visitator bey der Untersuchung vorzüglich zu sehen? b) an wen hat er das, was er im Orte selbst nicht abstellen oder vermitteln kann, zu berichten? 18) a) wer soll das Schulhaus erbauen und unterhalten? b) wie muß ein gutes Schulhaus beschaffen seyn? und c) was gehört zu der innern Einrichtung der Schule? 19) a) wie können die Aeltern am füglichsten zum Schulschicken ihrer Kinder verhalten werden? b) welche Ursachen können sie davon hie und da entschuldigen? c) welche Mittel hat man, die Waisen und andere arme Kinder in die Schule zu bringen? 20) Auf welche Art können und sollen arme Kinder in den Schulen mit Büchern versehen werden, und wie kann man ihren anderweitigen Schulbedürfnissen abhelfen? 21) a) aus welchen Quellen ist der Gehalt der neuen Lehrer herzunehmen, und aus welchen jener der schon bestehenden zu ergänzen? b) durch welche Mittel kann sich der Schullehrer erlaubterweise sein Auskommen vermehren? 22) a) wann kann man den Akatholiken die Einrichtung einer neuen Schule einräumen? b) wohin haben sie ihre Kinder in die Schule zu schicken, wenn sie keine eigene haben? c) wer hat ihre

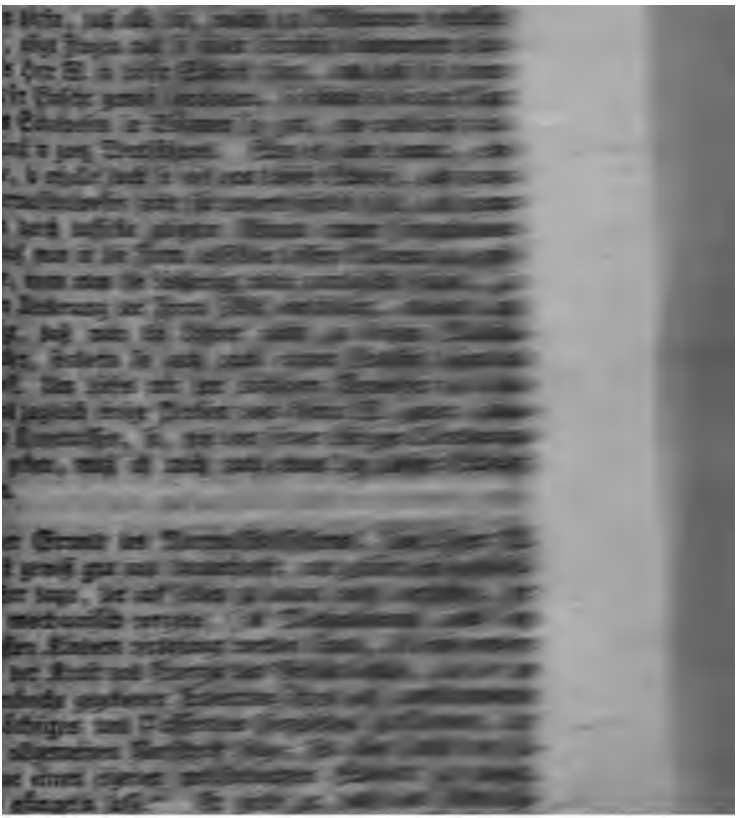
Schu-

methode, und was ist in derselben bloß Äußerliche? c) welche wahre Vortheile hat also diese Methode vor der ehemaligen Lehrart? d) welche ist die beste Lehrart für die rohe Jugend und für die Land- und Volksschulen? e) welche sind die Eigenschaften eines rechtschaffenen Lehrers? a) welche sind die Hauptzüge der sokratischen Lehrart, und wie ist sie a) auch beym Unterricht der kleinsten Kinder anwendbar? b) was heißt eigentlich sich zu Kindern herablassen, und sich zum Lehrlinge machen? c) was schadet der Ton und die Miene eines steifen Pädotriben beym Unterrichte? 2) Wie soll sich ein Lehrer a) zum Unterrichte vorbereiten? b) welche sind die Zeichen einer vernachlässigten oder schlechten Vorbereitung von Seiten des Lehrers? c) muß jeder Lehrer, auch der, welcher z. B. nur den Anfang des Lesens lehrt, psychologische Kenntnisse besitzen? d) wie kann derjenige, dem es daran etwa mangelt, sich selbige verschaffen oder nachholen? 3) a) welche sind die wahren Vortheile des Zusammenunterrichts und die wirksamsten Mittel, selben mit Nutzen zu betreiben? b) welche sind die Ursachen, daß selber oft von den Kindern und Lehrern gestört und fruchtlos gemacht wird? 5) a) wo, wann und wie sind Tabellen abzuhandeln? b) wie soll man sie während des Unterrichts benutzen, und c) wie bey öffentlichen Prüfungen gebrauchen? 6) Welche sind die bewährtesten Mittel in böhmischen Ortschaften a) die deutsche Sprache in die Schulen zu bringen? b) wie sind Kinder auch außer der Schule zum Deutschreden aufzumuntern? c) die mathematischen Wissenschaften den Schülern der vierten Klasse, besonders aber das Zeichnen zur Ausbildung der Handwerke und Künste beyzubringen? 7) Durch welche Mittel kann man a) den moralischen Unterricht am wirksamsten machen und b) die Kräfte der Seele ausbilden? 8) 1. wie ist der sonn- und feyertägige Gottesdienst a) einzurichten, daß er der Schuljugend zum größern Seelennutzen, als ehedem, und b) zugleich auch den Erwachsenen zu mehrerer Erbauung diene? 2. Wie sind die Wiederholungsstunden an Sonn- und Feyertagen einzurichten? a) wer hat dabey zu erscheinen? b) was und von wem soll darin gelehrt werden? 9) a) welchen Nutzen haben die monatlichen und öffentlichen Prüfungen, und wie sind b) beyde zweckmäßig zu ordnen und vorzunehmen? 10) Kann man durch die Schulen auch die Ausbildung des weiblichen Geschlechts erzielen, und wie ist der Unterricht für dieses Geschlecht einzurichten, daß er dem Mannsvolk und der häus-

künftigen Bildung desselben entspreche? 11) a) welche sind die vornehmsten Mittel die Schulzucht einzuführen, und die eingeführte aufrecht zu erhalten? b) wie sind Belohnungen zweckmäßig zu ertheilen? 12) Wie sind die Schulen überhaupt, und wie besonders die Volksschulen einzurichten, daß sie den Mangel der häuslichen Erziehung so viel möglich ersetzen? 13) Ist der Lektionskatalog überall gleich, und ohne Rücksicht auf Lokalumstände in Gemeinschulen zu verfassen? 14) a) welche Zweige der Industrie können und sollen in den Volksschulen betrieben werden? b) ists vortheilhaft, in jedem Kreise einerley, z. B. Flachs- oder Baumwollespinnen durch die Schulen einzuführen? c) wie sind die Arbeitsklassen mit den Lehrstunden zu verbinden, daß daraus dem wissenschaftlichen Theile des Unterrichts nichts Nachtheiliges entstehe? d) welchen Antheil sollen die Mädchen an dem wissenschaftlichen Unterrichte, und welchen sollen wieder die Knaben an den Handarbeiten nehmen? 15) a) wie kann der Direktor einer Hauptschule unter den Lehrern gutes Einverständniß und Aemulation veranlassen? b) mit welchen Belohnungen kann er die geistlichen und weltlichen Lehrer und sich selbst trösten und aneifern? 16) Welche Kenntnisse soll man bey einem Lehrer der Dorf-, Stadt-, Haupt- und Musterschulen fodern? 17) a) worauf hat der Visitator bey der Untersuchung vorzüglich zu sehen? b) an wen hat er das, was er im Orte selbst nicht abstellen oder vermitteln kann, zu berichten? 18) a) wer soll das Schulhaus erbauen und unterhalten? b) wie muß ein gutes Schulhaus beschaffen seyn? und c) was gehört zu der innern Einrichtung der Schule? 19) a) wie können die Aeltern am füglichsten zum Schulschicken ihrer Kinder verhalten werden? b) welche Ursachen können sie davon hie und da entschuldigen? c) welche Mittel hat man, die Waisen und andere arme Kinder in die Schule zu bringen? 20) Auf welche Art können und sollen arme Kinder in den Schulen mit Büchern versehen werden, und wie kann man ihren anderweitigen Schulbedürfnissen abhelfen? 21) a) aus welchen Quellen ist der Gehalt der neuen Lehrer herzunehmen, und aus welchen jener der schon bestehenden zu ergänzen? b) durch welche Mittel kann sich der Schullehrer erlaubterweise sein Auskommen vermehren? 22) a) wann kann man den Akatholiken die Einrichtung einer neuen Schule einräumen? b) wohin haben sie ihre Kinder in die Schule zu schicken, wenn sie keine eigene haben? c) wer hat ihre

Schu-

für Requiſiten hat der Schulmann bey der U
zulegen? b) wie kann der Viſitator das wah
Lehrers gegen Aeltern, Vorgeſetzte und Kin
den wahren Stand der Schüler überhaupt an
ren? 27) Wie kann der Viſitator am beſte
und die Verwendung dieſes oder jenes Schü
und wiſſen, wer der beſte Schüler ſey, und
pendium oder eine Fundation vor andern ve
wie iſt bey Unterſuchungen das Protokoll a
abzuſchließen? b) wie hat der Viſitator das
leiten, daß er ſich wahrſcheinlicherweiſe verſi
dasjenige, was er darin aufzeichnet, auch zu
werde? c) wo hat der Viſitator bey Anſtänd
erholen, und durch welche Mittel kann e



Schulen zu untersuchen, und davon an die Behörde Bericht zu erstatten? 25) a) was hat der Kreisschulenvisitator zu thun, daß die jüdischen Aeltern ihre Kinder in die deutschen Schulen schicken? b) wie sind die Judenkinder in Christenschulen zu behandeln, und wie sind ihre Prüfungen vorzunehmen? 24) a) mit welchen Requisiten muß der Lehrer versehen seyn, der bey der Landesstelle um ein Bestätigungsdekret einkömmt, und selbiges erhalten will? b) in welchen Fällen verdient der Lehrer seines Dienstes entsetzt zu werden? c) welches ist das beste Mittel die Schullehrer zu prüfen, und die Fehlenden zurechte zu weisen? d) was hat der Visitator in dem Falle zu thun, wenn der Lehrer sich beschwert, daß er von seinem Patron unbillig abgesetzt worden sey? 25) a) wie hat man im Fall einer gelegten Hinderniß oder einer entstandenen Abneigung, sich und der Schule Ansehn zu verschaffen? b) was sind die Seelsorger verpflichtet für die Schule und in derselben zu thun? c) wie ist der Geistliche, welcher aus Vorurtheil dem jetzigen Schulwesen gram wäre, oder es wohl gar zu hintertreiben suchte, zu behandeln? d) in wie weit steht der Schulmann unter dem Pfarrer? 26) a) was für Requisiten hat der Schulmann bey der Untersuchung vorzulegen? b) wie kann der Visitator das wahre Betragen des Lehrers gegen Aeltern, Vorgesetzte und Kinder, wie kann er den wahren Stand der Schüler überhaupt am sichersten erfahren? 27) Wie kann der Visitator am besten die Fähigkeiten und die Verwendung dieses oder jenes Schülers ausforschen, und wissen, wer der beste Schüler sey, und folglich ein Stipendium oder eine Fundation vor andern verdiene? 28) a) wie ist bey Untersuchungen das Protokoll aufzunehmen und abzuschließen? b) wie hat der Visitator das Protokoll einzuleiten, daß er sich wahrscheinlicherweise versichern könne, daß dasjenige, was er darin aufzeichnet, auch zuverlässig geschehen werde? c) wo hat der Visitator bey Anständen sich Rathe zu erholen, und durch welche Mittel kann er widerstrebenden Aeltern, Gemeinden, Magistrate und Obrigkeiten ohne weiters zur Schulverbesserung verhalten? 29) Welche sind die Haupteigenschaften eines Kreisschulenvisitators? 30) Das königliche Kreisamt oder die hohe Landesstelle fordert einen gutachtlichen Bericht, wie das Schulgebäude in Lenzendorf zu Stande zu bringen wäre, nachdem die Gemeinde ihre Armuth vorschützt, und die Obrigkeit sich weigert?

Man

Man sieht aus der Anstellung der Kreisschulenvisitatoren wohl, als aus den ihnen vorgelegten Fragen, daß man es it der Schulverbesserung in Böhmen ernstlich meynt, und ß man auch weiß, was dazu gehört. Wenn man nun vorssetzen dürfte, daß alle die, welche zu Visitatoren bestellet orden, obige Fragen mit so vieler Einsicht beantwortet hätn, als Herr W. in dieser Schrift thut, und daß sie denn ch dieser Einsicht gemäß handelten, so stünde es in der That it dem Schulwesen in Böhmen so gut, wie vielleicht nirnds sonst in ganz Deutschland. Sey es aber damit, wie wolle, so erhellet doch so viel aus dieser Schrift, daß man s Normalschulwesen nicht für unverbesserlich hält, daß man f den durch dasselbe gelegten Grund immer fortzubauen cht, daß man in die Form desselben bessere Materie zu giesn sucht, wenn man die bisherige nicht zuträglich findet, ja ß man Aenderung der Form selbst vorschlägt, erlaubt und günstigt, daß man die Lehrer nicht zu bloßen Maschien machen, sondern sie auch nach eigner Einsicht handeln ssen will. Um dieses mit den nöthigen Beweisen zu beln, und zugleich einige Proben von Herrn W. guten pädaogischen Kenntnissen, so, wie von seiner übrigen Denkungsrt, zu geben, muß ich mich noch etwas bey dieser Schrift erweilen.

„Der Grund des Normalschulsystems, sagt Herr W. . 18. ist gewiß gut und dauerhaft; nur gehört ein geschickr Meister dazu, der auf selben zu bauen wohl verstehe, der cht zu mechanisch vorgehe, (ob Mechanismus auch bey en kleinsten Kindern verdrängt werden könne, ist eine andere rage,) der Kraft und Energie des Geistes besitze, zu der im Methodenbuche gegebenen Anleitung öfters auf vorkommende älle Nöthiges und Passendes hinzusetzen zu können, der war der allgemeinen Vorschrift folge; sich aber nicht von seer, ohne einen eigenen wohlbedachten Schritt zu wagen, indisch gängeln lasse.“ Er giebt zu, daß das österreichihe Schulsystem noch Verbesserungen bedürfe; will aber, daß iese nach und nach vorgenommen werden, weil dieß der naürliche Gang aller menschlichen Dinge sey, und weil eine Nation, die erst seit einigen Jahren von Vorurtheilen und berglauben aufwache, das volle Sonnenlicht nicht gleich ertragen könne. Da hat nun Herr W. völlig Recht; wenn r aber den Werth der Normallehrart daraus beweisen will,

daß Fürsten und Fürstinnen sie in ihren Ländern eingeführt haben, so werden Manche vor diesem Beweise verstummen müssen, ohne dadurch überzeugt zu seyn. Den Werth von Schuleinrichtungen und Methoden zu beurtheilen, das liegt gewöhnlich ganz außerhalb dem Gesichtskreise der Regenten und ihrer Minister. Sie lassen sich hier, wie in so vielen andern Dingen, von dem Urtheile derer leiten, die sie für Sachverständige halten. Wie oft gerathen sie aber nicht an die unrechten Leute; besonders in Erziehungs- und Schulangelegenheiten, über welchen, bis gahe an unsere Zeiten, sri überall die finstere Nacht ruhte, und in Ansehung deren es selbst jetzt erst eben zu tagen anfängt.

S. 34. Um natürlich zu lehren, um den Anlagen und Fähigkeiten des Kindes zu Hülfe zu kommen, ist kein besseres, kein bewährteres Mittel, als die Sokratik. Diese ist der Geist der neuern Schulmethode, die Seele der verbesserten Lehrart. Durch kurze, bestimmte und vollständige Fragen forscht sie aus den Kindern ihre bisher gesammelten Begriffe, weiß daraus neue zu ziehen, oder vielmehr zu ihren schon gesammelten Begriffen andere und vollständigere hinzuzusetzen. Jemehr also ein Lehrer Katechetik (nicht grammatikalische Ausfragerey, setzt Herr W. in einer Note hinzu,) besitzt, je mehr er Geschicklichkeit hat, gut zu fragen, und aus den Antworten der Kinder neuerdings gute Fragen zu ziehen, desto mehr Geist hat seine Lehre, desto natürlicher ist sie. Man glaube daher nur nicht, daß Zusammenlesen, Buchstabirmethode, Tabellen und die Zergliederung der Buchstaben in Grund-, Schatten-, Haar-, Schlangen- und Schlangenstriche ꝛc. das Vorzüglichste, das Wesentliche dieser Lehrart wären; das ist bloß Außenseite in derselben. Freylich hat das Methodenbuch, die allgemeine Vorschrift aller Lehrer (von der aber doch manche sich fühlende Schulmänner in etwas abweichen, und welcherwegen also nicht so viel das Methodenbuch da ist, als sie vielmehr, diese rechtschaffenen, brauchbaren Pädagogen, da sind, durch schicklichen Gebrauch desselben, vollkommenen Werth zu verschaffen,) freylich, sage ich, hat dieß Methodenbuch fünf Hauptstücke, die katechisiren, zusammenunterrichten, zusammenlesen, Buchstabenmethode und tabellisiren lehren. Es scheint als beym ersten Anblick desselben, als wenn eines so wesentlich, so vorzüglich, so nothwendig wäre, als das andere; aber man denke nur dieses nicht! Es ist, Gott Lob! schon seit einigen

Jahren

Jahren an der Prager Musterschule ein schicklicherer Gebrauch mit den Tabellen, als der im Methodenbüche vorgeschrieben ist, der jetzigen Lehrart zum Besten, gemacht worden, und bald wird man auch überall das Zusammenlesen nicht mehr als etwas Essentielles betrachten. Auf die Art fallen freylich viele Vorwürfe weg, die man der österreichischen Schuleinrichtung und der Normalmethode gemacht hat. Aber gegründet waren diese Vorwürfe doch, so lange man nicht wußte, was man hier erfährt, daß es geschickten Lehrern erlaubt sey, von der vorgeschriebenen Weise abzugehn, und daß, wie Hr. W. sehr gut sagt, das Methodenbuch sie nicht einschränken, sondern sie das Methodenbuch verbessern helfen sollten. Aber das Buch müßte denn auch wirklich darnach verbessert, die unzweckmäßig befundenen Methoden müßten allgemein abgestellt werden, so wie sie allgemein eingeführt worden sind. Dazu wäre eine öffentliche Revision nöthig, die etwa alle fünf Jahre geschehen könnte. Um diese gehörig vorzubereiten, könnte man den sämmtlichen Lehrern aufgeben, jährlich ihre Bemerkungen über das, was sie geändert wünschten, einzuschicken.

S. 50. In Ansehung des Sprachunterrichts scheint Hr. W. mit Basedow einstimmig zu denken. Wenigstens wünscht er mit ihm, daß man die Grammatik nicht vor dem vierzehnten Jahr mit der Jugend treiben möge. Ueberhaupt urtheilt er von den Pädagogen des nördlichen Deutschlandes sehr günstig, empfiehlt ihre Schriften, die er selbst, wie schon zu Anfang bemerkt worden, fleißig gelesen hat, zum emsigen Studiren, besonders die allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens.

S. 70 erklärt sich Herr W. bey Gelegenheit der fünften Frage über die Tabellen. „Tabellen, sagt er, können in allen Lehrgegenständen angewendet werden. Da sie aber ein kurzer Auszug eines ganzen Lehrfaches oder eines Theils desselben sind, so wäre es sehr unklug, sehr unpädagogisch gehandelt, wenn man den Unterricht mit Tabellen anfienge, und nicht vielmehr den Lehrgegenstand oder ein Stück desselben damit beendigte.“ Hierinn sowohl, als in dem, was er noch ferner über den Gebrauch der Tabellen sagt, wird er gewiß alle sachverständigen Pädagogen auf seiner Seite haben. Aber freylich ist dieß nicht der Gebrauch, der nach der Normalmethode davon gewöhnlich gemacht wird.

S. 140. Von der Schulzucht. Erfordert es manchmal die Nothwendigkeit, so sey man auch scharf; aber niemals,

niemals hart. Schärfe und Härte sind Wörter von gar verschiedener Bedeutung. Scharf ist der Lehrer, der alle Umstände der Vergehungen seiner Schüler genau untersucht, die Strafe darnach bestimmt, ohne etwas (bey erfoderlicher Nothwendigkeit) zu übersehen oder nachzulassen; hart ist der unempfindliche Vorgesetzte, der kein Gefühl für seine Untergebenen hat, jeden kleinen Fehler als ein großes Versehen ausspürt, und als ein solches bestraft oder bestrafen läßt. „Militärische Ordnung (den Stock ausgenommen,) ist die beste Schulzucht," sagt der edle Greis Basedow; und ich setze hinzu: nur freundlicher, herablassender, müssen die Schuloffiziers seyn. — Die Strafbillets, die den Aeltern nach S. 144 f. zugeschickt werden, um sie von der übeln Aufführung ihrer Kinder zu benachrichtigen, halte ich für eine sehr nöthige und zweckmäßige Einrichtung.

S. 152. Von der zwölften Frage sagt Herr W. „Diese Frage gehört unter jene Preisfragen, die noch sehr unvollkommen aufgelöst worden sind. Schulen so einzurichten, daß sie den Mangel häuslicher Erziehung ersetzen, ist ein sehr schweres Stück Arbeit, nach meinem Erachten das schwerste in der ganzen Pädagogik, in der ganzen Schulverfassung." Und S. 156 sagt er: „Um, so viel möglich, den Mangel der häuslichen Erziehung zu ersetzen, wird wohl schwerlich jemand etwas Besseres wissen, als das nachmachen und ausführen, was Hr. v. Rochow in seiner vortrefflich eingerichteten Schule zu Rekahn vorgemacht und in seinen vortrefflichen Schriften vorgeschlagen hat." S. 161 empfiehlt Hr. W. des sel. Sturms Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur auf alle Tage des Jahrs, und nennt sie ein vortreffliches Buch, das gleich nach der Bibel den ersten Platz verdiene. S. 162. „für das Land müßte eine ganze ökonomische Naturgeschichte gelehrt, und in selbiger Mittel an die Hand gegeben werden, wie dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Industrieli überhaupt aufgeholfen, wie alles verbessert und vervollkommnet werden könnte. Was nützt es dem Landjungen, wenn er von Tigern in Afrika, von Elephanten auf Ceylon, von Krabben in der Nordsee hört? er scheint wohl ganz Ohr zu seyn, wenn ihm davon erzählt und ihre Abbildung gezeigt wird; aber wenn der Junge als Bauer weiß, wie er aus seinen Gründen größern Nutzen ziehen, wie ihm die Viehzucht vortheilhafter seyn kann, so wird er seinem Lehrer gewiß immer mehr Dank wissen, als für alle die wunderbaren Erzählungen von Thieren, die tausend und mehr Meilen von ihm ihre Heimath haben, und deren Geschichten er über seinem Pflüge schon lange vergessen hat.

Im

hen oder vielmehr dann, wann man mit wichtl
gen räuden, wann man mit dem, was mehr Bezug
unsere Ausbildung hat, fertig ist, kann und soll man
er auch mit den Thieren und Gewächsen entfernter
helle bekannt machen u. s. w." — Von Hrn. W. aus
n nsbegriffen, von seinem wahren Eifer für
s ruch Religion ist, so wie auf der andern Sei
abneigung von allem Aberglauben und Tand,
o oft für Religion verkauft, findet man nicht minn
n seinen pädagogischen Einsichten viele Beweise
s Buch. Aber mir fehlt es an Raum hier
davon zu geben. Ich glaube auch genug gesagt und
n zu haben, um auf den Werth dieser Schrift und
sers aufmerksam zu machen.

lingslectüre zum Unterricht und Vergnügen
f nder. Mit Kupfern, in alphabetischer
Ordnung. Leipzig, bey Büschels Witwe. 1787.

r Verfasser ist M. C. T. Kosche. Die Wahl der Kupfer
laut der Vorrede nicht seine Erfindung, sondern nur die
arbeitung derselben. „Dieses Buch soll, so sagt die Ein
. Eltern und Erziehern nützlich seyn, nützlich bey sol
| ndern, die erst anfangen ihre Sinne zu üben, und
b:y solchen, die schon einige Fortschritte gethan ha
en." Es kann unter den mittelmäßigen Büchern dieser Art
mitlaufen, aber es hat nichts vorzügliches, wodurch
r als andere empfohlen zu werden verdiente. Wel
hat es die Fehler der gewöhnlichen Kinderschriften mit
u gemein; es ist unbestimmt und fehlerhaft im Ausdruck,
schweifig in den Erzählungen, fade in den moralischen
anwendungen. Man bekömmt lauter Alltägliches hier
hundertsten Male aufgetischt, und so schlecht gewürzt,
s diejenigen Kinder und Lehrer, die mit besserer Speise
at sind, hieran nicht sonderlich Geschmack finden wer

den Geist des Zeitalters in pädagogischer Rück-
ht. Erstes Stück. Nebst fortgesetzter Nach-

richt von den bisherigen Ereigniſſen und Veränderungen im königl. Pädagogium, von A. H. Niemeyer. Halle, Waiſenhaus. 1787. 2 Bogen.

Hr. N. ſtimmt in die itzt ſo gewöhnliche Klage ein, daß Anſtrengung der Kräfte und Gründlichkeit des Wiſſens täglich ſeltener werde, ſo ſehr auf der andern Seite Aufklärung unter allen Ständen zuzunehmen ſcheine, und daß man insonderheit auf Schulen und Akademien den regen Eifer und das Intereſſe für eigentliches Studiren vermiſſe. Doch will er nicht, wie Manche, dies der neuern Pädagogik überhaupt, ſondern nur einer gewiſſen neuern Pädagogik, nicht den neuen Pädagogen allein, ſondern mehrern Urſachen, die er unter der allgemeinen Benennung des Geiſtes des Zeitalters vereinigt, zuſchreiben. Ob jene Klage gegründet ſey, läßt ſich hier nicht unterſuchen. Mir ſcheint ſie es nicht. Ich ſehe nicht, daß es bis itzt in irgend einer Wiſſenſchaft an fleißigen Männern und gründlichen Schriften fehlt. Daß der größere Theil der ſtudirenden Jugend nicht viel lernt, iſt keine neue Erſcheinung unſerer Tage, ſondern iſt von jeher ſo geweſen; dies läßt ſich leicht beweiſen. Auch zweifle ich, ob der Geiſt unſers Zeitalters ſchlimmer ſey, als der Geiſt der vorigen Zeiten. Man nenne den Zeitpunkt, wo man glaubt, daß ein beſſerer Geiſt als itzt geherrſcht habe, und ich getraue mir aus den Klagen der Zeitgenoſſen das Gegentheil darzuthun. Auch über neuere Pädagogik und ihre der Gründlichkeit und Gelehrſamkeit angeblich ſo nachtheiligen Wirkungen iſt in vorigen Zeiten geklagt worden. Kurz, es geſchieht nichts neues unter der Sonne. Wir ſind, ſo viel ich finden kann, nicht ſchlimmer, als unſere Vorfahren, wenn gleich auch noch nicht beſſer. Daß ächte Aufklärung itzt ſchon in allen Ständen allgemeiner werde, ſcheint mir nicht ſo. Aber eben ſo wenig kann ich finden, daß gründliche Gelehrſamkeit abnimmt. Sie füllt noch immer die für ſie geſchaffenen Köpfe, und dieſer Köpfe ſind nicht weniger als ehmals. Auch wird nicht weniger Fleiß auf ſie verwandt, als ſonſt. Wo wären denn die Schulen, die von dem vermeinten Gifte der neuern Pädagogik angeſteckt, die alte zur Gelehrſamkeit führende Bahn verlaſſen hätten, und nach den neuern Grundſätzen, die in den meiſten Schulen mehr die allgemeine Aufklärung als die Gelehrſamkeit begünſtigt wiſſen wollen, umge-

formt

n? Ich kenne deren keine. Und giebt
.ere, nur ächte Aufklärung zum Ziel setzen (und
e will doch sicher die wohlverstandene neuere Päda-
) so thut dies der Gelehrsamkeit so wenig Abbruch,
r Erwerbung für den dazu gebohrnen Kopf viel-
unnöthig. — Doch genug von einer Sache, von der
nur im Allgemeinen reden kann, und die sich es in
rze nicht ausmachen läßt. Auch Hr. N. hat sie nichts
als erschöpft, welches freylich in zwey Bogen auch
, wenn diese auch sonst von nichts handel-
o auch ganz frey vom deklamatorischen Ueberfluß wä-
diese nicht sind. Man sehe z. B. S. 7. wo das
e wahr, traurig wahr, zwar die Ohren einiger
wer i indessen die meinigen nicht gehören, ange-
l i i q, aber zum Beweise dessen, was bewiesen
s beyträgt. Eine Schrift, wie diese, müßte
ens ganz simpel seyn, und sich aller rhetori-
enthalten. Doch jeder hat seine eigne Weise.
— ian die fortgesetzte Nachricht von den bisherigen
und Veränderungen im königl. Pädagogium an.
ıere, daß ein Vorsteher einer solchen Anstalt, wenn
Publikum überall von der darin gegebenen wissen-
und sittlichen Erziehung etwas sagen will, nicht
allgemeines sagte, als hier geschieht: „wir hielten
ahsamer nur das Vorhandene vollkommener zu ma-
„und dem Ganzen eine immer mehrere Consistenz zu ge-
orin besteht denn nun diese größere Vollkommen-
ın. hrere Consistenz? Alles Gute, besonders das
, sollte man mittheilen, damit es nachgeahmt
ounte; und nur aus einer Darstellung des Besondern
s lernen.

Meine Fibel mit neuen Figuren. Mit königl. Preuß. Privilegium. Berlin, 1787. bey Unger. 2 Bogen und 4 Seiten.

Es ist das Jahrzehend der Fibeln. Dabit deus his quoque finem. Der Verfasser der gegenwärtigen weiß es laut des sehr gut geschriebenen Vorberichts, daß an Büchern dieser Art kein Mangel ist. „Allein, sagt er, die zweckmäßigen „Lesebücher kosten so viel, daß der gemeine Mann sie nicht be-

zahlen kann; und die gewöhnlichen Nürnberger, die alten Leipziger, Wernigeröder und Berliner Fibeln, wonach er greift, ſind ſo elend, daß ſie gar keine Aufmerkſamkeit verdienen. — Die vielen Leſebücher hätten dieſe gewöhnlichen Fibeln verdrängen können, wenn man nur dieſen zweckmäßigern Büchern das Gewand der alten Fibeln gelaſſen, und ſie ſo dem großen Haufen unvermerkt in die Hände gegeben hätte. Da aber das Aeußere derſelben von dem Aeußern der Fibeln ſo ganz verſchieden war, ſo wurden ſie verdächtig. Der gemeine Mann klagte, daß man das Alte, womit er ſo ſehr zufrieden war, und wozu er natürlich ſeine rothen Buchſtaben rechnete, ſo ganz verdrängen wollte; er vermißte das Vaterunſer, die Gebote und die Tiſchgebete, und da nun noch der hohe Preis mit ins Spiel kam, ſo blieb man der alten Fibel, die nur zwey Groſchen koſtete, am gewogenſten, und ließ die neuen liegen. Dieſer neuen Fibel hat man zu dem Ende das beygefügt, was man in neuern Leſebüchern und Fibeln vermißt, und ſo hat man dem großen Haufen eine Fibel geben wollen, die doch wenigſtens beſſer iſt, als die oben angeführten. Man iſt in derſelben genau vom Leichten zum Schweren gegangen, ſo daß unter den vielen Wörtern, welche bey jeder Lection vorkommen, kein einziges iſt, welches auch nur einen Buchſtab enthielte, der dem Schüler nicht ſchon aus den vorhergehenden Stunden bekannt ſeyn ſollte. Man hat alſo alle Wörter, die vielleicht 5 Buchſtaben aus 3 vorhergegangenen Lectionen enthielten, des ſechſten Buchſtabs wegen, der erſt in der funfzehnten Lection vorkam, bis dahin weggelaſſen müſſen. Dieſe Regel hat man durchgängig beobachtet, und in den kleinen Uebungen, welche am Ende jeder Lection ſtehen, kommen die Zeitwörter in der vergangenen Zeit wegen der Silbe ge nicht eher, als nach der fünften Lection, in der zukünftigen Zeit aber des Buchſtabs w wegen nicht vor der vierzehnten Lection vor. Dieſe Schwierigkeit an ſich hat ſchon einige Mühe verurſacht, iſt aber dadurch noch ſehr vergrößert worden, daß die Holzſchnitte von dem Verleger nach Meiſſcher Zeichnung und Erfindung ſchon vorher geſchnitten waren, und ſich alſo die Fibel nach den Holzſchnitten richten mußte u. ſ. w.“ Man ſieht hieraus den Zweck und die Einrichtung dieſer Fibel. Um die letztere noch anſchaulicher zu machen, will ich eine Lection herſetzen. Es ſey die dritte. Die Figur zeigt einen Hahn und eine Henne. Ueber der Figur ſteht der Buchſtabe n roth gedruckt.

Zuſchß

Zunächst unter der Figur steht mit kleiner Schrift: Sey so wachsam wie der Hahn, und immer munter zum Lernen. Dann kömmt folgende Anweisung für den Lehrer: Heute lernt das Kind den Buchstab n kennen, und wendet a, e, i, o und n an in den beiden Wörtern ein Hahn, eine Henne. Diese beiden Wörter sind roth gedruckt, und stehen in einer besondern Zeile für sich. Nun kömmt wieder folgendes, was nicht für die Kinder zum Lesen ist: Wenn man das, was in den vorhergehenden Stunden gelehrt ist, gut wiederholt hat, so kann das Kind folgende Wörter lesen: (diese Wörter sind nun mit etwas gröberer Schrift und mit abgetheilten Silben so gedruckt) in an ein ihn nen nah nach noch hin nie nein nun neun hohn ein huhn ein hain ei·ne no·ah na·ne neu·e en·ne han·ne ei·ne ben·ne na·he ein na·chen ei·chen ich na·he ah·nen hau·en nennen ich nen·ne hau·chen ei·ne non ne hin·ein ihnen oh·ne je·ne jo·hann. Dann stehn wieder folgende anderthalb Zeilen für den Lehrer mit kleiner Schrift gedruckt: Etwas zum Lesen, worin nur die Buchstaben a e i o u h ch und n enthalten sind. Dieses Etwas ist nun folgendes mit der vorigen gröbern Schrift gedrucktes: ach jo·hann nun neu·e ben·nen auch noch ein hahn je·ne ho·he neu·e ei·che
oh·ne je·nen jo·hann hau·e ich nie ho·he
ei·chen noch ein hain ohne eichen
je·ne non·ne nen·ne ich en·ne

Zum Beschluß steht: Der Lehrer muß dem Kinde jedesmal die angeführten Dinge bekannt machen, und Unterricht und Erzählung in jeder Stunde abwechseln lassen.

Man wird sich hieraus so ziemlich einen Begriff von dieser Fibel, von ihren Vorzügen und Mängeln machen können; unter die letztern rechne ich, den zu feinen und engen Druck, und die Vermischung dessen, was für den Lehrer und was für die Kinder gehört. Jenes hätte abgesondert auf einem Blatte gedruckt werden müssen.

Hz.

Für Kinder auf dem Lande. Gesammlet und herausgegeben von Friedrich Kraft, Pfarrer — —

in der Grafſchaft Iſenburg-Büdingen. Frankfurt, 1787. 8. 14 Bogen.

Gute Lehren für Kinder; Frage und Antwort aus der Natur (ſollte heißen Naturgeſchichte), aus der Geſchichte und Erdkunde, über den Kalender; kleine Erzählungen, Briefe, Gebäte und Lieder ſind die Ingredienzien dieſes Büchleins; ſind, wie man leicht denken kann, hier und da geſammlet. Immer noch ſehr nützlich für Bauernkinder, wenn man gleich hin und wieder mehr Beurtheilungskraft und pſychologiſche Auswahl von dem Verf. verlangen könnte. Z. B. ſolche Dinge läßt ſich der Bauer und ſein Junge nicht gern vorbefiniren, die er aus ſinnlichem Anſchauen hinlänglich zu kennen glaubt, als: was iſt ein Berg? was iſt ein Thal? was iſt ein Moraſt? Ferner ob er weiß, daß wir Büdinger vom Japhet, die Mohren von Ham, und die Juden von Sem herſtammen, iſt ihm gewiß ſehr entbehrlich, in Fall man ihn auch mit den Beweiſen davon verſchonen wollte. Aber eine beſſere, faßlichere und praktiſchere Entwickelung des Begriffs vom **vernünftig Denken**, hätte er wohl verdient, als hier gegeben wird, wenn es heißt: „Man denkt „vernünftig, wenn man ſich das Vergangne, das Gegenwärtig- und das Zukünftige in Gedanken vorſtellt und erinnert.“ In der Vorrede ſagt der Verf, er habe die ſogenannte ſocratiſche **Methode** beybehalten. Dieſe Methode iſt folgende:

F. „Wer predigte zuerſt den Namen Gottes?
A. „Enos.
F. „Wer war der erſte Muſikus?
A. „Jubal.
F. „Wer war der erſte Eiſenſchmidt?
A. „Thubal Kain.“ — — —
F. Wie wird nun dieſe Methode genannt?
A. Die Socratiſche.

Dt.

Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde. Achtes und letztes Bändchen. Leipzig, 1787. bey Cruſius, 12 Bogen in 8. nebſt einem Kupferblatt.

Hr.

Hr. Salzmann schließt hiermit seine Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, die vom Anfang an eine unsrer vorzüglichsten Kinderschriften gewesen sind, und gewissermaassen den Grund zu dem Ruhm des Verf. im pädagogischen Fach gelegt haben: und es freut uns, daß wir die ersten mitgewesen sind, die in unsrer Bibliothek diese Unterhaltungen unter der Menge gleichzeitiger Erziehungsschriften hervorgesucht, und das Publicum darauf aufmerksam gemacht haben. Zur Ursache, warum er sie mit diesem achten Bande schließe, führt er an, daß seit der Zeit mehrere Bücher dieser Art geschrieben worden wären, die zum Theil vollkommner wären, als das seinige. Die Folge wird es wohl zeigen, ob diese Bescheidenheit ernstlich gemeynt sey, oder ob seine rastlose Feder dasjenige, womit er die Unterhaltungen fortsetzen könnte, unter einem andern Titel in die Welt schicken werde. Er bekennt zugleich, daß die beyden letzten Bändchen nicht ihm, sondern einigen seiner Mitarbeiter in Schnepfenthal zugehörten. Dieses Bekenntniß ist er seiner schriftstellerischen Ehre schuldig. Und wirklich sind einige Aufsätze in diesem achten Bändchen, z. E. gleich die zwey ersten, Bruno und Blondo, und wer stehet, sehe zu, daß er nicht falle, so trivial, und stechen gegen dem Geist, der sonst in den Salzmannischen Kindererzählungen herrschte, dergestalt ab, daß wir in Versuchung kommen zu glauben, Hr. S. könne sie vor dem Abdruck gar nicht gelesen haben. Die Erklärung der Taschenspielerey wird Kindern schwerlich durchgehends Genüge thun. Kinder mit sich an einen fremden brennenden Ort zu nehmen, halten wir für sehr unschicklich und gefährlich. Die Lehre, daß man mit Feuer behutsam umgehen müße, kann ihnen auch der Vater nach seiner Zurückkunft bey der mündlichen Erzählung geben. Der Lehrer, der bey einem ausbrechenden Gewitter vor einem Baum vorbeygienge, unter den sich zwey Weiber gerettet hatten, und seinen Kindern nicht erlaubte, da gleichfalls Schutz vor dem Regen zu suchen, handelte auch sehr Unrecht, daß er nicht auch die Weiber vor der Gefahr warnte, und sie ungewarnt gleich darauf von dem Gewitter erschlagen ließ. Unter den angegebenen Saamen und Früchten, woraus man Oel preßt, ist der Saame der Tabackspflanzen vergessen. Die Geschichte des Gukuks und der Nachtigall, ingleichen die Nachricht vom Oelschlagen

und der Verfertigung der buchenen Schwindelkohlen sind die besten Aufsätze dieses Bandes.

Jf.

Versuch über die sittlichen Eigenschaften und Pflichten des Soldatenstandes, für junge Leute von Stand und Erziehung, die sich den Waffen gewidmet haben, von Carl Gottfried Wolff. Leipzig, bey Hilscher, 1787. 1 Alphabet 8 Bogen in 8vo.

Es kann allerdings von Nutzen seyn, jedem besondern Stande des bürgerlichen Lebens seine Pflichten und Verbindlichkeiten besonders vorzuzeichnen. Wenn sich aber diese Pflichten bloß auf das sittliche Verhalten einschränken, so kann es nicht anders kommen, als daß eine Menge, oder vielmehr der größte Theil derselben mit den allgemeinen Verbindlichkeiten des Menschen und Bürgers die nämlichen sind, und folglich auch die Vorschriften derselben nichts anders seyn werden, als die bekannten, und so oft wiederholten Grundsätze der allgemeinen Sittenlehre. Wollte man auch von gegenwärtigem Buche alles das wegnehmen, was von der letztern Art ist, so würde gar wenig davon zurück bleiben. Denn damit ist es doch noch nicht gethan, daß der Sittenlehrer immer den Soldatenstand im Auge behält, daß er auf ihn das Allgemeine anwendet, daß er die Lagen und Verhältnisse vorzüglich wählt, in welche dieser Stand versetzt, daß er endlich seine Beispiele hauptsächlich aus demselben entlehnt. Dies alles thut unser Verfasser; und giebt dem ungeachtet eine Menge von Rathschlägen und Verhaltungsregeln, die mit leichter, oft auch mit gar keiner Abänderung, für jeden Stand passen würden. Dahin gehören z. B. die Hauptstücke: von den Pflichten gegen das Vaterland; von der Ehre und Ruhmbegierde; von der Klugheit, Großmuth, Uneigennützigkeit, Mäßigkeit, Verschwiegenheit, Bescheidenheit, u. a. m. Bey dem allen leugnen wir indeß die Brauchbarkeit dieses Buchs im Ganzen nicht; und es wird dazu dienen können, vornehmlich den minder aufgeklärten Theil des Soldatenstandes, zu dem wohl unstreitig nicht bloß die niedern Ordnungen desselben gehören, von seinen Pflichten besser und vollständiger

ger zu unterrichten, und zum Nachdenken darüber zu veranlassen. Der Verfasser sah sich, bey einer angebornen Neigung zu den Waffen, durch eine schwächliche Gesundheit, und den Mangel an Glücksgütern, genöthigt, den Civilstand zu wählen; und, da er sich weder mit der lehrenden, noch mit der ausübenden Kriegskunst beschäftigen konnte, so war es, wie er sagt, das größte Vergnügen seiner von Berufsgeschäften freyen Stunden, den Soldaten von der sittlichen Seite zu betrachten. Die Einkleidung des Buchs ist, im Ganzen betrachtet, seiner Absicht angemessen; und würde es noch mehr seyn, wenn die Furcht, allzu trocken und systematisch zu werden, den Verfasser weniger irre gemacht, und ihn weniger zu Aufstutzungen seiner Schreibart, besonders durch allzu häufig eingemischte poetische Stellen, verleitet hätte.

Gr.

13. Haushaltungswissenschaft.

Joseph Carl Schmids, K. K. Raths, jubilirten Kameraladministrators, und ehmaligen Mitgliedes des arbeitenden engern Ausschusses der ökonomischen Gesellschaft in Niederöstreich, praktischer Landwirth, in Beyspielen und Berechnungen. Prag und Wien, 1787. in der von Schönfeldschen Handlung. 8. 232 Seiten.

Von einem bereits jubilirten Wirthschafter eine solche praktische Anleitung zu erhalten, muß wirklich Bewunderung erwecken, und da sie sehr gute Lehren enthält, geschätzt werden. Wenn dann diese noch in einem guten Tone, und nicht, wie manche unsrer Neulinge es anfangen, aber auch viel dadurch verdorben haben, nicht sage ich, übertrieben vorgestellt, oder mit satyrischen Ausdrücken gegen die, welche nicht mit uns eines Sinnes sind, vermischet werden, so ist Hoffnung vorhanden, daß sie Nutzen stifte. Der Recensent hat zwar für sich nichts neues oder unbekanntes in dieser Schrift gefunden:

den: aber um ſo mehr ſie mit Vergnügen geleſen, als alles auf geprüfte Grundſätze gebauet iſt, die Recenſent eben ſo ausübet, und ausgeübt zu ſehen wünſchet; um ſo mehr hat Recenſent Grund zu verſichern, daß ſolche für den gelehrten und ungelehrten Wirth dienen kann: denn nur die manchmal undeutſchen Ausdrücke, z. B. emphyteutiſche Wirthſchaft, welche wir gleich am erſten Orte, als ein auf ewig überlaſſenes Guth erkläret haben würden; dies und die öſtreichiſche Schreibart abgerechnet, ſo wird man den Verfaſſer allgemein verſtehen.

Bey der Güte dieſes Buches will der Recenſent ſich nicht mit Auszügen aufhalten, denn er findet alles empfehlbar und leſenswerth, vorzüglich aber der Ausübung würdig. Demzufolge will er blos den Inhalt anzeigen, der Lehrbegierige wird dadurch gereizt werden, das Buch zu ſuchen.

Erſte Abtheilung. Verſchiedenheit der Landwirthſchaften im Königreiche Böhmen. **Erſter Abſchnitt:** Urſachen, wegen welchen man die emphiteutiſche zu der vorhabenden Bearbeitung gewählet habe, S. 1. **Zweyter Abſchnitt:** Vorſchriften, welche ein jeder, der eine Landwirthſchaft zu beſitzen wünſcht, gebrauchen ſoll, S. 6. **Dritter Abſchnitt:** Langhergebrachte Gewohnheiten, und alt eingewurzelte Vorurtheile, zween mächtige Feinde der Aufklärung, S. 13.

Zwote Aufklärung. Verhältniß zwiſchen Aker, Wieſen, dem Kunſtfutteranbau und dem Viehſtande, S. 15. **Erſter Abſchnitt:** Unverhältniß der Grundſtücke vermög der erſten Anſtiftung, S. 27. **Zweyter Abſchnitt:** Einſtellung der Brache und Beweiſe ihrer Schädlichkeit, S. 32. **Dritter Abſchnitt:** Abſchaffung der Hutweide, S. 35. **Vierter Abſchnitt:** Umwandlung der Grundſtücke, S. 42. **Fünfter Abſchnitt:** Eintheilung der Ackergründe in fünf gleiche Jahrslauffelder, S. 46. **Sechſter Abſchnitt:** Fünfjährige Bauabwechslung, S. 49.

Dritte Abtheilung. Verſchiedenheiten der Dungarten, und derſelben Erzeugung. **Erſter Abſchnitt:** Pflege des gewöhnlichen Stalldungs und Anlegung der Dunggrube, S. 55. **Zweyter Abſchnitt:** Mergelgattungen und deren Eigenſchaften, S. 60. **Dritter Abſchnitt:** Andere natürliche und künſtliche Dungsmittel, S. 70.

Vier-

Vierte Abtheilung. Bedungung der Sommerstatt der Winterfelder, Ackerpflege, Saamentüchtigkeit und Abwechslung, Aernte, Dreschen, Körner und Futtervorrath, S. 76. Erster Abschnitt: Wann, wie oft und wie gedunget und geeget wird, S. 77. Zweyter Abschnitt: Das Säen, die Erzeugung und Abwechslung des Saamens, S. 104. Dritter Abschnitt: Heumähe, der Schnitt, und die Grommetmähe, S. 108. Vierter Abschnitt: Körner-Stroh- und Futtervorrath, S. 112.

Fünfte Abtheilung. Stand, sowohl der natürlichen als künstlichen Wiesen, S. 113. Erster Abschnitt: Pflege und Verbesserung der Wiesen, S. 115. Zweyter Abschnitt: Die Bewässrung der Wiesen, S. 126. Dritter Abschnitt: Anlegung der lebendigen Zäune, und Pflegung der wälschen Pappeln, S. 129.

Sechste Abtheilung. Künstliche Wiesen und Kunstfutterbau, S. 133. Erster Abschnitt: der dreyblätterige Klee, S. 138. Zweyter Abschnitt: Der Luzern, S. 142. Dritter Abschnitt: Der Esparzet, S. 150. Vierter Abschnitt: Das Raigras, S. 155. Fünfter Abschnitt: Die Pimpinel, S. 158. Sechster Abschnitt: Die Burgunder oder Dickrübe, S. 159.

Siebente Abtheilung. Die Viehzucht, S. 161. Erster Abschnitt: Stand des Zug-, Rind-, Schwein- und Geflügelviehes, S. 162. Zweyter Abschnitt: Futterausmessung, S. 168. Dritter Abschnitt: Nachzucht, Pflege, Fütterung und Säuberungsordnung, S. 173. Vierter Abschnitt: Mästungsordnung, S. 201. Fünfter Abschnitt: Kühe, Schweine und Geflügelnutzungspachtung, S. 210.

Achte Abtheilung. Personaldienst, S. 212. Erster Abschnitt: Geld- und Naturalgehalt, S. 213. Zweyter Abschnitt: Vorzügliche Schuldigkeiten, S. 214.

Neunte Abtheilung. Erträgnis und Aufwand bey der gepflogenen Wirthschaft, S. 218.

So weit gehet der Inhalt dieses für Böhmen ungemein nützlichen Buches. Wenn nun wirklich hiebey eine oder mehrere solche Wirthschaften in Böhmen vorhanden sind, die der Verfasser — als Kameraladministrator — in der Art, wie

es

terricht sey, wie die drey vornehmsten Futterkräuter, der Spanische, und Luzernklee, nebst der Esparsette auf die vortheilhafteste Art anzubauen, im Sommer und Winter zu behandeln, und zum Flore der Landwirthschaft zu verwenden: alles dies bestätigen wir einiger Maaßen von Herzen gerne; ob sich gleich das gemeinverständliche und das gründliche vom Unterrichte nicht von andern, als vom Verf. selbst gesagt zu sehen, schicke: wir wollen auch gerne glauben, daß das Lob, was er S. 18 von Schubart — und S. 20 von Riem — anstelle, seine Herzensmeynung sey; auch wollen wir annehmen, wenn er S. 21 Schubarten den Luther, und Stumpfen den Melanchthon nennt, daß es bey ihm getrost können, muß auch geschehen, da andere schon Schneidern (in Merseburg Renntsekretär) für den Melanchthon erklärt, daß sich diese nun darüber streiten, wer der stärkste Melanchthon sey; so wird doch dieser Streit Gewinnst fürs Publikum seyn, weil sich auf diese Weise jeder befleißen muß, melanchthonischer, d. i. immer angenehmer und nicht donnernder zu schreiben.

Aber daß der Verf. wirklich und durchaus gemeinverständlich geschrieben habe, das gilt nur, wie wir oben sagten, einigermaaßen: denn in diesem Falle müssen alle Provinzialwörter verbannet, oder wenigstens erkläret werden. Das ist aber hier nicht geschehen: doch weiß Rec. selbst auch nicht, ob der Verf. vielleicht seinen Katechismus blos für die Eosurische Gegend, wo er auf einem Churfächsischen Dorfe Pfarrer ist, geschrieben hat; daher mag dies so hingehen, zumal wo ihn wohl jeder in dieser Gegend verstehen wird. Ausserdem hätte zunächst diesem auch das Ackermaaß, das Gewicht u. s. w. gegen andere verglichen und bestimmt werden sollen. Dies abgerechnet, kann sein Katechismus für jene Gegend von ungemeinem Nutzen werden: besonders wenn der Verf. mit der Zeit Gefallen tragen wird, noch manches erst von Irrthümern, die ihm aus Mangel genugsamer Erfahrung mit untergeflossen seyn dürften, oder wo er seine Autoren, die er nützte, nicht genug verstanden hatte, zu reinigen.

Von der Materie selbst zu reden, würde für unsre Leser zum Ekel seyn, da der Futterbau seit geraumer Zeit, und wie billig, zum Modegespräche und leider mehr als zu viel zur Modeschreiberey — daß man kaum mehr weiß —

was

was man kaufen und wem man folgen soll — gewon-

Nur ein einziges Sächchen wollen wir näher beleuchten: Auf der 123sten Seite sagt der Verf. vom Saamenziehen des Klees: daß er hierin ganz Schubartisch sey, sein Bedürfniß, und etwa Zweydrittel drüber, zu erbauen; weil er den Acker aussauge. Wenn dann nun die Zweydrittel zum Nachsäen oder aufs andre Jahr bey Mißrathung in einem oder dem andern Jahre vonnöthen seyn mögten: wer fordt denn nun zum Verkaufe etwas bauen? Also dürfte man auch von keinem Roggen, keinem Waizen mehr als das eigene Bedürfniß, erbauen, weil sie den Acker aussaugen? Nun gut, wenn ein Pfarrer dem andern beweise, daß das Aussaugen eben noch nicht so ausgemacht sey, wie es Schubart angegeben? Wie, wenn es ein intimer Freund des Schubart's sogar öffentlich gethan hat, und durch seine und seines Nachbars Versuche beweisen konnte, daß das Aussaugen selbst von 2 — 3 jährigem Klee, und sogar auf einem 2 Jahr hinterständigen zum Saamen gewidmeten Kleeacker nicht gehe. Hr. Pastor Scholze ists, der im neuesten Stück der Schlesischen Provinzialblätter, November, 1787. S. 400f. davon handelt, sagt: daß dieses doch in der That doppelt wider die Schubartische Warnung, die da heißt: „für Kleesäßige Kleesaamen Frucht warne ich wohlmeynend: so sehr der Klee, wenn er vor oder in der Blüthe abgemähet wird, die Felder düngt und bessert, so sehr saugt er aus, (beydes war andern nur nachgeschrieben,) wenn man den Saamen reif werden läßt;“ mit allem Bedacht gesündigt sey! Diesen Streit mag dann nun ein Pastor mit dem andern ausmachen: wir wollen uns nicht weiter drein mischen; zumal als wir wissen, daß sich nur im zweyjährigen Kleefelde ein Unterschied in Rücksicht des Aussaugens zwischen Saamenklee und Blüthenklee zeige; daß dieses auch nicht so gräßlich sey, als mans vorstellet, und daß Klee so viel Dung alles das Aussaugen gegen jedem andern Feuchtraussaugen gut mache; endlich, da ein ins 3te Jahr gestandener Klee gar nicht aussauget — weßfalls wir auch all unsern Saamenklee von 3jährigem Wuchse erziehen — weil die Ruhe des zweyten Jahres dem Acker schon wieder die Kräfte gegeben hat, welche vom Saamentragen im 3ten genommen werden. Diesfalls könnten wir einem jeden rathen, in dieser Masse getrost Saamen zu erziehen,

ſo viel er will, und er für ſich, als auch zum Verkaufe zu ſammeln für gut und rathſam findet. Und ſo geben wir dem Hrn. Werner Beyfall, wenn er S. 124 ſchreibt: „Mittelmäßiger Klee, ſagt Hr. Riem mit Recht, iſt zum Saamen am dienlichſten:“ denn, wir fügen hinzu, das iſt gewöhnlich der dreyjährige, ſelten der fette und dicht ſtehende zweyjährige; es wäre dann, daß er zufällig auch dünn oder mittelmäſſig ſtünde. Nun, um unſern Leſern nicht mißfällig zu werden, kein Wort weiter.

Mt.

Oekonomiſches Tagebuch für Hausväter und Hausmütter. Zweyter Band. Halle, bey Gebauer, 1787. 8. 380 Seiten.

Der zweyte Theil iſt wie der erſte, nichts als Compilation, wörtlicher Auszug, z. B. aus Mayer'n, dem Veterinarius, Gläſer'n, Riem u. a. m. Es bedarf alſo wohl keiner weitern Anzeige. Denn die ökonomiſchen Leſer, die dieſes Buch zu kaufen im Stande ſind, beſitzen ſchon alles wenigſtens zum größten Theil, was hierin aufs neue und compilirt verlauft wird; oder ſie haben noch mehr, weil dieſes Tagebuch die Kupfer der Originalien nicht enthält, worauf ſich der Hr. Compilator beziehet.

Qk.

14. Vermiſchte Nachrichten.

Die liefländiſche Iris. Von M. G. Arvelius. Erſter Theil. Reval, 1784. 12 Bogen, 8.

Dieſe neue Iris erreicht bey weitem ihre ältere Schweſter nicht, ſo wenig auch ſelbſt dieſe an Verſtand und Witz übrig hatte. „Das Buch,“ ſagt der Herausgeber in einer ſehr germwitzigen Zueignung an ſeine Landsmänninnen, „wovon „ich Ihnen hiemit den erſten Theil in die Hände gebe, ſoll „theils luſtigen und ſcherzhaften, theils traurigen und ernſ-

„haften

ſo viel er will, und er für ſich, als auch zum Verkaufe zu ſammeln für gut und rathſam findet. Und ſo geben wir dem Hrn. Werner Beyfall, wenn er S. 124 ſchreibt: „Mittelmäßiger Klee, ſagt Hr. Riem mit Recht, iſt zum Saamen am dienlichſten:“ denn, wir fügen hinzu, das iſt gewöhnlich der dreyjährige, ſelten der fette und dicht ſtehende zweyjährige; es wäre dann, daß er zufällig auch dünn oder mittelmäßig ſtünde. Nun, um unſern Leſern nicht mißfällig zu werden, kein Wort weiter.

Mt.

Oekonomiſches Tagebuch für Hausväter und Hausmütter. Zweyter Band. Halle, bey Gebauer. 1787. 8. 380 Seiten.

Der zweyte Theil iſt wie der erſte, nichts als Compilation, wörtlicher Auszug, z. B. aus Mayer'n, dem Veterinarius, Gläſer'n, Riem u. a. m. Es bedarf alſo wohl keiner weitern Anzeige. Denn die ökonomiſchen Leſer, die dieſes Buch zu kaufen im Stande ſind, beſitzen ſchon alles wenigſtens zum größten Theil, was hierin aufs neue und compilirt verkauft wird; oder ſie haben noch mehr, weil dieſes Tagebuch die Kupfer der Originalien nicht enthält, worauf ſich der Herr Compilator beziehet.

Qk.

14. Vermiſchte Nachrichten.

Die liefländiſche Iris. Von M. G. Arvelius. Erſter Theil. Reval, 1784. 12 Bogen, 8.

Dieſe neue Iris erreicht bey weitem ihre ältere Schweſter nicht, ſo wenig auch ſelbſt dieſe an Verſtand und Witz übrig hatte. „Das Buch,“ ſagt der Herausgeber in einer ſehr gemwitzigen Zueignung an ſeine Landsmänninnen, „wovon „ich Ihnen hiemit den erſten Theil in die Hände gebe, ſoll „theils luſtigen und ſcherzhaften, theils traurigen und ernſthaften

„haften Inhalts ſeyn.“ Recenſent hat weder etwas wirklich luſtiges, noch etwas wirklich trauriges finden können. Die proſaiſchen Aufſätze ſind ſchwülſtig, geſucht und doch leer, die poetiſchen matt, alltäglich und nachgeahmt. Bey den meiſten Stücken entdeckt man mit leichter Mühe das Gedicht, das der Nachahmer kopirte. Ein Schriftſteller, der für das Vergnügen und den Unterricht des ſchönen Geſchlechts ſchreibt, ſollte ſich vorzüglich einer reinen und natürlichen Sprache befleißigen, unſer Verf. hingegen treibt eine unverzeihliche Sprachmengerey. Es wimmelt auf allen Seiten von franzöſiſchen Wörtern, die mit lateiniſcher Schrift gedruckt ſind, und dem Buche ein buntes, barockes Anſehn geben. Auf jeder Seite ſtolpert man über ein erus, Dames, rendez-vous, tête-à-tête, exprès, entrevue, entrée, attitude und d. m. Nur ein paar kleine Proben von des Verf. Manier in gebundener und ungebundener Rede. Erſt eine proſaiſche Schilderung: „Ha! hier ſind wir an der Nordſeite (des „Kirchhofs)! Sehn Sie, hier werden die Böſewichter begraben, die ſich ſelbſt das Leben nahmen. Dies hier iſt das „Grab eines Sklaven, der ſeinen Herrn, einen Tyrannen „erſchlug. Das da ſchließt einen Dieb ein, der einen Reiſenden plünderte. Hier ſchläft ein Landmann, der ſich in „Brandtwein übernahm, und in der Trunkenheit den Geiſt „aufgab; ſein Weib hatte ihn zu Hauſe gequält, und er gieng „in die Schenke, und ward entſeelt zu ihr zurückgetragen. „Dort ſchläft ein Mädchen, das der Frucht ihres Leibes den „Tod gab — es iſt ſchauerlich hier, meine Theuerſten! — „ſchrecklich!“ — Folgende Reime ſollen Verſe ſeyn:

An das Schickſahl.

Geheimnißvolles, ewges Schickſahl, hebe
Nur einen Augenblick den dichten Vorhang auf,
Und zeig' nur einmal mir den künftgen Lebenslauf,
Damit ich nicht in ewgen Zweifeln ſchwebe!

Weit mehr, als den nach langen finſtern Zeiten
Des klugen Arztes Meiſterhand vom Staar befreyt,
Das maleriſche Bild der ſchönen Schöpfung freut —
Mehr Wonne würde mir der Blick bereiten.

Ich ſähe dann, in anmuthsvollen Gängen,
Bezeichnet jeden Punkt! — gemeſſen jeden Raum! —

„giftetem Waſſer. Der ſoll nicht leben, der uns das Leben „mißgönnt! und ſo, indem er ſeinen heftigen Zorn im Buſen „erſtickte, drehte er dreymal die ſcheelen Augen umher und „— ſchwieg!“

Ga.

Anleitung zur primitiven gabaliſtiſchen Wiſſenſchaft und zur ſymboliſchen Zahlenkenntniß für alle Sprachen anwendbar. Den Söhnen des Lichts gewidmet von J. J. J. W. G. Gedruckt zu Heliopolis in Egypten.

Wir geſtehen es, daß wir nicht zu den Söhnen des Lichts gehören, denen dieſe Schrift gewidmet iſt, und alſo auch das hohe Licht darin nicht finden können. Vielleicht geht es uns, wie einem, der auf einmal zu viel Licht kriegt, und geblendet wird. Allein wozu dieſe Dedikation an die Söhne des Lichts, wenn ſie das ſchon ſind? Doch iſt der V. vielleicht ein Vater des Lichts, der ſeinen Söhnen nicht alles Licht auf einmal giebt.

Im Ernſt! Wir würden dieſer unſinnigen Schrift nicht einmal Erwähnung gethan haben, wenn es nicht curioſitatis gratia geſchähe. Es iſt nichts neues. Denn Rez. könnte die Bücher nennen, aus denen alles dies tolle Zeug ausgeſchrieben, und wieder aufgeriſcht iſt.

Das Titelkupfer entſpricht dem Titel völlig, und das Motto unter demſelben die einzige Wahrheit in dieſer Schrift:

Le hazard quelque fois nous eleve en un rang
Où nous n'aurions oſé pretendre.

Das letzte wohl wahr, wenn man dieſe Söhne des Lichts mit denen, welche dem Licht der Natur und der Vernunft folgen, in Parallel ſetzt. Zur Ehre unſres Vaterlandes können wir verſichern, das es kein deutſches Produkt iſt.

St.

Der

Der deutſche Zuſchauer. Funfzehntes, ſechzehntes und ſiebenzehntes Heft. 1787.

Auch in dieſen drey Stücken haben die Herausgeber das Intereſſante mit dem Unterhaltenden ganz gut zu vereinigen gewußt. Die wichtigſten Aufſätze in denſelben ſind die Beyträge zur Geſchichte der deutſchen Nunciaturſache, die verſchiedenen Nachrichten von Schleſien, der Aufſatz von den Grundſätzen der wahren Roſenkreuzer. N. 44. im 15ten Hefte giebt gute Kenntniſſe von dem Schleſiſchen Bergbau. Um Sprattau und Bunzlau ſind einige Eiſenwerke, wo man gute Wieſenerze verſchmelzt, Gußwaaren macht und Stabeiſen ausfertigt; in Auerbach ein Blaufarbenwerk, in welchem jährlich über 1000 Centner ordinaire blaue Farbe verarbeitet werden; in Schreibershau im Fiſchbergiſchen ein Vitriolwerk, wo man Kupfer- und Eiſenvitriole fabricirt; zu Rudelſtadt bey Kupferberg ein beträchtliches Kupferbergwerk, wo jährlich 300 Centner Garkupfer gemacht werden können; hinter Schweidnitz um Waldenburg ſind 29, und in der Grafſchaft Glatz um Neurode 8 Steinkohlengruben; jene ſetzen jährlich über 400, und dieſe gegen 100 Scheffel Kohlen ab; bey Reichenſtein iſt ein Arſenikalbergwerk, wo man jährlich gegen 1500 Centner Arſenik fabricirt, und die in Sachſen geheim gehaltene Kunſt, röthen Arſenik zu verfertigen, erfunden hat. In der Standesherrſchaft Beuthen wird an mehreren Orten Galmey gefunden. Die alten Bergwerke von ſilberhaltigem Bley ſind ſo, wie das alte Zinnbergwerk, bey Giehren wieder aufgenommen worden. In dem ſechzehnten Hefte kommt eine Nachricht von dem Bergbau zu Tarnowitz aus den Schleſiſchen Provinzialblättern vor. Er wird ſo beträchtlich, daß man ſchon ſeit einiger Zeit im Durchſchnitt wöchentlich 300 Centner gewinnt, und ſich immer mehr Gewinn verſprechen kann, je mehr die Gruben bebauet werden. Gegenwärtig wird in 5 Schächten gearbeitet. Die kurze Erfahrung von 1½ Jahren hat die Erwartung der Einwohner vollkommen befriedigt, weil der Erzbeſtand innerhalb dieſer Zeit 4540 Centner ausmachte. Nach dem Verf. der Grundſätze der wahren Roſenkreuzer hat der zu Braunſchweig verſtorbene Baron von Pfeiff die Roſenkreuzeriſchen Handſchriften des bekannten le Brün für 800 Rthlr. an ſich gekauft. Die Nachricht, welche der Verf. von dieſen Handſchriften,

die er ſelbſt in Händen gehabt hat, mittheilt, iſt zwar nicht vollkommen befriedigend, aber doch unterrichtend. Ob aber le Brün, wie er behauptet, der letztre wahre Roſenkreuzer geweſen ſey? daran zweifeln wir noch ſehr. Ueber den Verf. der Schilderung Schleſiens, die in dieſen Heften fortgeſetzt wird, haben wir ſchon einmal unſre Meynung geſagt. Es blicke zu viel Unmuth, zu viel Nationalbitterkeit unter den Wahrheiten hervor.

Le.

Gebete der hochdeutſchen und polniſchen Juden, aus dem Hebräiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Iſaak Abraham Euchel. Königsberg, 1786. Ohne die Vorrede 478 Seiten, in 8vo.

Da die Gebete, Geſänge u. dergl. in den Synagogen immer in hebräiſcher Sprache verrichtet werden, ſelbige aber dem größten Theil des Volks unbekannt iſt, ſo liefert der Herausgeber ſeinen deutſchen Brüdern und Schweſtern hier eine ihnen verſtändliche Ueberſetzung zum häuslichen Gebrauch, damit ſie, ingleichen Chriſten, welche eine Synagoge beſuchen wollen, wiſſen mögen, was gebetet wird. Zu dem Ende meldet er nicht nur, an welchen Tagen und in welcher Ordnung die Gebete geſchehen, ſondern über jedem Stück findet man auch deſſelben Benennung mit hebräiſchen und lateiniſchen Buchſtaben.

Inzwiſchen iſt er nicht der erſte, welcher an eine ſolche Arbeit ſich machte; ſchon Mardachai Venture hat von den Gebeten der portugieſiſchen Juden eine ſpaniöliſche Ueberſetzung geliefert, und in Berlin iſt eine mit hebräiſchen Lettern gedruckte vor einiger Zeit an das Licht getreten. — Die im Anhang befindlichen Anmerkungen enthalten Nachrichten von den Verfaſſern, von manchen in der Synagoge gewöhnlichen Gebräuchen u. dergl.

Da des Sommers auch die Maſſechet Aboth (welche hier in der Ueberſetzung eine Sammlung von Grundſätzen heißt,) in der Synagoge geleſen wird, ſo liefert der Herausgeber im Anhang abwechſelnd davon eine Ueberſetzung, nebſt Erläuterungen. Selbige iſt ſchon vorher in mehrern Sy-

nä-

chen an das Licht getreten, und enthält bekanntermaſſen wenig Anziehendes

Die Ueberſetzung, in welcher blos die Pſalmen und Stellen aus den Büchern Moſes, von dem verſtorbenen Moſes Mendelsſohn entlehnt ſind, iſt gut gerathen, ob ſie gleich hin und wieder etwas deutlicher ſeyn könnte. Die Stelle S. 121, wo die Gemeine ſpricht: „Ein Lobgeſang für ſeine „Frommen: für Iſraelen ihm verwandtes Volk,“ ſcheint ein bloſſer, aber nicht bemerkter, Druckfehler zu ſeyn; vermuthlich ſoll es heiſſen: für Iſrael ein ihm verwandtes (oder noch beſſer: das ihm verwandte) Volk. Die Ausdrücke Reem und Gewild im 29ſten Pſalm V. 6 und 9 S. 13, hätten billig gegen beſſere ſollen vertauſcht werden. Auch kommen manche Sprachfehler vor, ſonderlich ſind die Imperative oft mißlungen, daher ſtößt man z. B. auf begnadige S. 80, gebe, vergebs S. 163, verwerfe S. 239, anſtatt begnadige, gieb, vergieb, verwirf; und in der Anzeige der Druckfehler ſteht durchgängig leſe anſtatt lies.

Uebrigens zeigt der Ueberſetzer nicht nur gute Einſicht, ſondern auch Geiſtesſtärke ſich über manche herrſchende Vorurtheile hinwegzuſetzen: daher erklärt er in der Vorrede S. XVIII, daß er zwar um Ungelehrten kein Aergerniß zu geben, anſtatt Jehova immer Gott den Ewigen nenne, aber überzeugt ſey, daß man auch jenen Namen ohne Verſündigung ausſprechen könne.

Jk.

Abhandlungen einer Privatgeſellſchaft in Böhmen zur Aufnahme der Mathematik, der vaterländiſchen Geſchichte und der Naturgeſchichte, zum Druck befördert von Ignaz Edlen von Born. Sechſter Band, mit 7 Kupfern. Prag, 1784. bey Gerl. 8. 406 Seiten.

Mit dieſem Bande wird die Ausgabe der Schriften, dieſer ſo thätigen Geſellſchaft, unter dieſem Titel beſchloſſen; die aber, wie bekannt, bereits die Fortſetzung unter dem Titel: Phyſikaliſche Arbeiten, bekannt gemacht hat. Die erſte Abhandlung iſt vom Pater Gelaſius Dobner, und betrift die Gränzen von alt Mähren, oder des großen Mähriſchen Reichs

im

die er selbst in Händen gehabt hat, mittheilt, ist zwar nicht vollkommen befriedigend, aber doch unterrichtend. Ob aber le Brün, wie er behauptet, der letztre wahre Rosenkreuzer gewesen sey? daran zweifeln wir noch sehr. Ueber den Verf. der Schilderung Schlesiens, die in diesen Heften fortgesetzt wird, haben wir schon einmal unsre Meynung gesagt. Es blickt zu viel Unmuth, zu viel Nationalbitterkeit unter den Wahrheiten hervor.

Fe.

Gebete der hochdeutschen und polnischen Juden, aus dem Hebräischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Isaak Abraham Euchel. Königsberg, 1786. Ohne die Vorrede 478 Seiten, in 8vo.

Da die Gebete, Gesänge u. dergl. in den Synagogen immer in hebräischer Sprache verrichtet werden, selbige aber dem größten Theil des Volks unbekannt ist, so liefert der Herausgeber seinen deutschen Brüdern und Schwestern hier eine ihnen verständliche Uebersetzung zum häuslichen Gebrauch, damit sie, ingleichen Christen, welche eine Synagoge besuchen wollen, wissen mögen, was gebetet wird. Zu dem Ende meldet er nicht nur, an welchen Tagen und in welcher Ordnung die Gebete geschehen, sondern über jedem Stück findet man auch desselben Benennung mit hebräischen und lateinischen Buchstaben.

Inzwischen ist er nicht der erste, welcher an eine solche Arbeit sich machte; schon Mardochai Venture hat von den Gebeten der portugiesischen Juden eine französische Uebersetzung geliefert, und in Berlin ist eine mit hebräischen Lettern gedruckte vor einiger Zeit an das Licht getreten. — Die im Anhang befindlichen Anmerkungen enthalten Nachrichten von den Verfassern, von manchen in der Synagoge gewöhnlichen Gebräuchen u. dergl.

Da des Sommers auch die Massechet Aboth (welche hier in der Uebersetzung eine Sammlung von Grundsätzen heißt,) in der Synagoge gelesen wird, so liefert der Herausgeber im Anhang abermals davon eine Uebersetzung, mit Erläuterungen. Selbige ist schon vorher in mehreren Sy-

chen

getreten, und erhält bekanntermaassen wen

[illegible]ependen

[illegible]ne Uebersetzung, in welcher blos die Psalmen und Stel[illegible] aus den Büchern Moses, von dem verstorbenen Moses [illegible]delssohn entlehnt sind, ist gut gerathen, ob sie gleich wieder etwas deutlicher seyn könnte. Die Stelle S. [illegible] die Gemeine spricht: „Ein Lobgesang für seine [illegible]nen für Israelen ihm verwandtes Volk," [illegible]bloster, aber nicht bemerkter, Druckfehler zu seyn; [illegible]thum soll es heißen: für Israel ein ihm verwandtes oder noch besser: das ihm verwandte) Volk. Die [illegible]icke Reem und Gewild im 29sten Psalm V. 6 und [illegible] hätten billig gegen bessere sollen vertauscht werden. [illegible]kommen manche Sprachfehler vor, sonderlich sind die [illegible]ose mißlungen, daher stößt man z. B. auf begnä[illegible] [illegible]gebe, vergebs S. 163, verwerfe S. 239, an[illegible] beg[illegible]dige, gieb, vergieb, verwirf; und in der Anzeige [illegible]Dr[illegible] steht durchgängig lese auftatt lies.

[illegible]s zeigt der Uebersetzer nicht nur gute Einsicht, [illegible]Geistesstärke sich über manche herrschende Vor[illegible]urtheile zu setzen; daher erklärt er in der Vorrede S. [illegible]vorzubeugen, die [illegible]lingeführten kein Aergerniß zu geben, [illegible]Jehova [illegible]den Ewigen nenne, aber überzeugt sey, daß [illegible]jenen Namen ohne Versündigung

Jk.

Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen zur Aufnahme der Mathematik, der vaterländischen Geschichte und der Naturgeschichte, zum Druck befördert von Ignaz Edlen von Born. Sechster Band, mit 7 Kupfern. Prag, 1784. bey Gerl. 8. 406 Seiten.

[illegible]m Bande wird die Ausgabe der Schriften, dieser [illegible]en Gesellschaft, unter diesem Titel beschlossen; die [illegible]bekannte, bereits die Fortsetzung unter dem Titel: [illegible]Arbeiten, bekannt gemacht hat. Die erste Ab[illegible] vom Pater Gelasius Dobner, und betrift die [illegible]alte Mähren, oder das grosse Mährische Reich im

im neunten Jahrhundert. In einer Schrift des Hrn. Stephan Salagius de ſtatu eccleſiae Pannonicae 1777 fand der Verf. einige dem Ruhm des heutigen Markgrafthum Mähren nachtheilige Sätze, welche dieſe Abhandlungen verurſachten. Johann Teſanaks geometriſche Betrachtungen. Sie betreffen folgende Aufgabe. Wenn alle auf den Umkreiſe einer Ellipſe ſenkrecht ſtehende gerade Linien, einer gegebenen, gleich gemacht werden, ſo, daß auf dieſe Art eine krumme Linie entſteht, ſo ſoll nicht allein die Länge dieſer Linie, ſondern auch die Quadratur, des zwiſchen jener Linie und der gegebenen Ellipſe enthaltenen Raums gefunden werden. Abhandlung über den Demant von J. E. Grafen von Beben, enthält Bemerkungen, die er auf ſeinen Reiſen durch Europa, über die Geſtalt der rohen Deamanten, gemacht hat, und folgert, daß die wahre natürliche Geſtalt nicht allgemein acht Seitig ſey, ſondern daß viele dieſer Steine, beſonders die Braſilliſchen ſechs Seitig gefunden würden. Raphael Ungers Gedanken von dem Zuſtande der Schulen und der lateiniſchen Litteratur in Böhmen vor Errichtung der hohen Schule in Prag. Joſephs Staplings Fragen über das Erdbeben. Er ſucht gegen Haller und Krüger zu beweiſen, daß das Erdbeben nicht von Elektricität herrühre, indem er ihre Beweiſe zu entkräften ſucht. Nimmt aber ein elaſtiſches Weſen (deſſen Namen er aber nicht angiebt) ſo an den Orten entſteht, wo viel Eiſen, Vitriolſäure, Schwefel und Kieſe vorhanden ſind, zur Urſache, an. Eben deſſelben Anmerkungen, ſo zur Erläuterung einiger Sätze dienen, ſo in den Anfangsgründen der höhern Mechanik des Herrn Käſtners vorkommen. Von Mittelpunktskräften. Der nicht freyen Bewegung. Krumme Linien. Pendul. Nachricht von verſchiedenen Knochen, nicht einheimiſcher Thiere, ſo in Böhmen gefunden werden, von J. Mayer, mit 2 Kupfer. Elephantenzähne, Zähne des Monnatus ſammt ſein Knochen. Hörner, die länglicht geſtreift, und zu einem unbekannten Büffelgeſchlechte gehören, ſind abgebildet. Krötenſteine.

Hiſtoriſche Unterſuchung, woher die Slaven ihren Namen erhalten haben. Von Joſeph Dobrowsky, wird abgebildet von Sluli, wovon Slawiti Slowiti abſtammet. Deshalben wären Slawen Leute, die in ihrer Sprache bedeutende Namen führen, Leute, die ihre Benennungen haben. F. M. Pelzel über das Vaterland des Jacobus de

Miſa

genannt Jacobellus. Er war zu Mieß in Böhmen, nicht zu Meißen gebohren. Beſchreibung des Mäuſeha-, ſo von den Böhmen Miſſylause genannt wird, von Mayer. Er wohnt in den gebürgigten Gegenden läßt ſich nur in der Dämmerung ſehen, frißt als Mäuſe, und gehört zu dem Geſchlechte Accipitrum gorum des Willoughbi. Naturgeſchichte der Schild- des Roſenſtrauchs, von Karl von Sandberg. Die n ſind orangegelb, durchſichtig, geflügelt, und die e des Körpers iſt ungleich. Das Männchen iſt klei- aeflügelt. Verſuch über die Torferde, von D. eine Menge Torf, goß Waſſer darauf, die ſtatt eines Breyes hatte. Dieſen reinigte ſt eines Drathſiebes, von denen Pflanzentheilen das übrige, trocknete es, und erhielt eine brauch- Erde. Nachricht von merkwürdigen Böhmi- canaten, und einigen ihnen ſowohl von einheimi- auswärtigen Schriftſtellern dedicirten Büchern, us Voigt. Johann Teſſaneck's Betrachtungen elle der allgemeinen Arithmetik J. Newtons, die 57ſte Aufgabe, und wird gezeigt, wie derſelbe auflöſung gekommen. Franz Steinsky über eine in efundene Münze, nebſt Abbildung. Der Stein war ſtein, und die Münze ein ſchleſiſches 6 Groſchen von Sigismund dem III. König in Pohlen. Ant. Meteorologiſche Beobachtung von 1782. Bey die- befinden ſich die Bildniſſe vom Hrn. F. M. Pe- rn. Raphael Ungar.

Rg.

Ueber Jeſuitismus, Lavaterianismus, Urlſpergerianismus und deren Urſachen, von Tſienkieng, einem chineſiſchen Mandarine. Krakau, 1787. 62 Seiten, 8.

Schade daß die wichtigen und treffenden Wahrheiten, die in dieſer Brochüre über die genannten Gegenſtände geſagt werden, durch die theils abgenutzte, theils ganz unpaſſende Einkleidung, die ihnen der ungenannte Verfaſſer zu geben beliebt hat, ſchlechterdings ihren Zweck verfehlen müſſen! Die

miß-

mißlungene Nachahmung des Tones in den Marokkanischen Briefen ist sehr auffallend — „Luther war ein rechter Kerl“ — „seine Nachfolger in der Lehre waren recht artliche Schöpse“ — u. dergl. kräftige Tiraden, können auch sogar im Munde eines chinesischen Mandarins ungezogen. Der Verf. glaubte sich das Ansehen eines unbefangenen Mannes zu geben, indem er sich in einen Chinesen travestierte. „Vielleicht, sagt er S. 4, daß die Worte eines unbefangenen Mannes — eines Chinesen, bey euch einen desto größern Nachdruck haben“ — Um dieses auszuführen, hätte er mit der Geschicklichkeit eines Montesquieu (in den lettres persanes) zu Werke gehen müssen. Aber so wie er sich dabey benommen hat, erscheint er eben darum weniger unbefangen, weil er als Chinese auftritt. Nur der Befangenheit die ihm in dieser Eigenschaft zukömmt, kann man es zuschreiben, wenn er den Teutschen den albernen Rath giebt S. 11. die Bibel außer Kurs zu setzen. — S. 15 die griechische und lateinische Sprache aufzugeben u. dergl. m. Hierdurch hat er nun das ganze Zutrauen auf seine Unbefangenheit verwirkt, und man ist bey allem übrigen, was er auch Wahres und Brauchbares über Jesuiten, Lavatern und die Gesellschaft der Reinen Lehre sagt, eben darum mißtrauischer, weil es dieser rauhe, einseitige, eingebildete Chinese sagt. Ein neuer Beleg, wird Lavater und Urlsperger, und Stark und Demarees, und das ganze Heer der geharnischten Verfechter der reinen Lehre ausrufen: — „Ein neuer Beleg, daß „unsre Gegner keine anderen sind, als die Gegner des „Christenthums selbst.“ Dies ist das Liedchen, was diese Herren so gerne anstimmen! — Wenn daher dem Verfasser das Interesse der wahren Aufklärung wirklich so sehr am Herzen liegt, so ersucht ihn Recensent, welcher wahre Aufklärung, nicht aber Mißbrauch liebt, nichts weiter in dieser Manier zu schreiben. Denn leider steht S. 5 folgende Drohung: „Voraus muß ich melden, daß ich gedenke euch mit der Zeit meine Betrachtungen über eure Religion, Staatsverfassung u. s. w. weitläuftig mitzutheilen; denn ich fühle mich, daß ich euch dabey große Wahrheiten sagen kann, die, wenn sie gut aufgenommen werden, gewiß recht viel Gutes stiften müssen. Eure Fürsten, Minister, Edelleute, Professoren, Priester und lateinische Schulmeister sollen zum Theil meine Mandarinen Geisel!! fühlen; wenn ich

sich unterdessen nicht zu andern vernünftigen Leuten gesellen wollen." Gott bewahre!

Kk.

Nachrichten.

Hr. von Archenholz in Hamburg kündigt auf Subscription ein Werk über die brittische Geschichte an. Sein Vorsatz ist, alle Jahr einen Band brittischer Annalen in deutscher Sprache nach folgendem Plane zu liefern: **Die neueste Geschichte des brittischen Reichs vom Anfange des Jahrs 1788 in allen ihren Theilen**, soll hier nicht Paragraphenweise, wie im Mercury, sondern ganz in historischer Form erscheinen. Man wird darin die Fort- oder Rückschritte der Britten in allen Zweigen ihrer Cultur durch Thatsachen bezeichnet finden; ferner die **Verhandlungen ihres Senats**, nicht Zeitungsmäßig erzählt, auch nicht in Bruchstücken, wie die politischen Zeitschriften, sondern in einem großen Gesichtspunkt dargestellt; die **Litteratur und Kunstgeschichte** im Zusammenhange; die **neueste Statistik des Reichs** in Bezug auf Staatseinkünfte und Staatsschulden, auf den Zustand der Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, auf Bevölkerung, Handel und Industrie, desgleichen den Geist neuer Gesetze, neue Erfindungen, wenig bekannte oder veränderte brittische Sitten und Gebräuche; Bizarrerien einzelner Menschen, um die Verirrungen des menschlichen Verstandes bey vernünftigen Personen zu bezeichnen; die merkwürdigsten Rechtshändel, Entwürfe und Kriminalitäten. Da man dabey die Würde der Geschichte nie aus den Augen verliehren wird; so werden viele Vorfälle, die als Neuigkeiten des Tages in einem Zeitungsblatt nothwendig figuriren müssen, hier weggelassen, andere zum Theil bekannte ergänzt, andere berichtigt, noch andere, die nie im Mercury standen, weil der Herausgeber sie nicht in den gewöhnlichen Quellen fand, und sie folglich als Neuigkeit zu spät erfuhr, hier erzählt, und überhaupt alle bewährte Thatsachen im Zusammenhang historisch und philosophisch dargestellt werden, so daß selbst die Leser des Mercury hier neue Gegenstände, und eine neue Lectüre finden sollen. Ein jeder

ſtens bekannt gemacht werden ſollen. Wenn
ge Anzahl zu illuminirten Exemplaren findet
blikum auch damit befriediget werden.

* * *

Ein ſehr wichtiges Werk haben wir ge
zu erwarten, nämlich: Virgils Landbau,
erklärt von J. H. Voß.

Hr. Voß hat deshalb eine beſondere A
gemacht. Wir ziehen daraus folgendes au
erhellet, welcher Gewinn für die deutſche
Werk ſeyn werde.

„Wenn dieſes lehrreiche und angenehme
„te Werk, das ſchon für den Römer eines

die Mühe des Auswählens gehabt habe. Mit dem
sse, nichts, so weit ich untersuchen könnte, als aus-
anzunehmen, ward ich oft nur überzeugt, wo ich
hn zu glauben verschmäht hatte, oft gelangte ich zu
dern Aufschlüssen; über manches hatten sich meine
ger durch gehäufte, zum Theil blinde oder schielen-
ıte, die selbst, wenn sie treffen, nur dem nachfor-
Gelehrten dienen, hinweggesetzt; und manches,
ch die ganze wichtige Materie der alten Weltkunde,
völlig im Chaos. Hiernächst schien mir Virgils
ollendete Darstellung durch Worte, Klang und Be-
, jene Lebendigkeit des Ausdrucks, wozu der sprö-
of unserer Sprache sich unter meinen Händen nicht
schmiegen wollte, einen verweilenden Blick zu erfo-
iewohl heutiges Tags einiger Muth dazu gehört,
rachtung solcher Kunstregeln, die jeder gute Dichter
dner des Alterthums ausübte, und jeder gute Ur-
Aristoteles, Cicero, Dionysius, Quintilian und
ernsthaft abhandelte, sich dem Vorwurf der Klein-
und Grillenfängerey auszusetzen. Schon dieses
mich, das lateinische Original der deutschen Nachbil-
icht sehr zu ihrem Vortheile, gegenüber zu stellen;
hr, weil ich den Kennern der lateinischen Sprache
nche beträchtliche Abweichungen von der Lesart be-
Ausgaben sowohl, als von der gewöhnlichen Aus-
Rechenschaft schuldig war. Ich habe mich hierbey,
meisten Lesern nicht anstößig zu werden, auf das
ndigste eingeschränkt, meine Gründe in wenige Zei-
ängt, niemals widerlegt, um nur zu beschämen,
ichs mußte, durch den Gedanken an die bessere Welt
chwelt mich über niedrigen Partheigeist erhoben.
upt habe ich den Schein der Gelehrsamkeit, so weit
ehen durfte, entfernt, und nur das reine Vergnü-
irgils Gedicht zu verstehn und zu empfinden, durch
rungen, denen es nicht an Unterhaltung fehlen kann,
dern getrachtet."

ganze Werk wird groß Octav, ungefähr Ein Al-
ısmachen. Es wird auf Pränumeration von 1 rthlr.
Louisdor à 5 rthlr. gedruckt, welche bis October
n ist. Wem es bequemer ist, addressirt seine Brie-
Bohnsche Buchhandlung in Hamburg, oder an die
he Buchhandlung in Berlin.

Hr. Bibliothekar G. L. Woltersdorf zu Berlin will seines seeligen Vaters Predigten aufs Neue auf Subscription auflegen lassen.

Beförderungen.

1788.

An die Stelle des im Aug. 1787. verstorbenen Hrn. Cons. Ass. M. Joh. Gottgetreu Müllers, ist von Churfürstl. Kirchenrath in Dresden ein bisheriger Landprediger, Hr. Pastor Löschigk zu Gbitz bey Neustadt an der Orla, als Cons. Ass. Superint. und Ephorus Gymnasii nach Schleusingen geschickt worden.

Hr. Professor Krause in Halle hat eine ordentliche Professur in der philosophischen Fakultät erhalten.

Der gewesene Prinzenhofmeister Hr. Pockels in Braschweig ist an des verstorbenen Professors Flögel Stelle in Liegnitz gekommen.

Hr. Professor Löfler in Frankfurt an der Oder ist Generalsuperintendent des Herzogthums Gotha geworden.

Hr. Hofrath und Professor Hezel in Giessen hat das Prädikat eines geheimen Regierungsraths, und Hr. Professor Crome den Titel als Regierungsrath erhalten.

Hr. Consistorialrath Hermes in Quedlinburg ist Gehülfen und künftigen Nachfolger des Hrn. D. und Consistorialraths Boysen in der Oberhofpredigerstelle und allen damit verknüpften Vorzügen ernannt worden, doch so, daß er vorjetzt und so lange Hr. Boysen nicht unvermögender wird, noch auf seinem jetzigen Posten beharre, und nur in Nothfällen assistire.

Hr. M. Engelschall in Marburg ist bey dortiger Universität als Professor der Philosophie, mit Gehalt angestellt worden.

Todes-

Todesfälle.

1788.

Im Anfang des März starb zu Liegnitz Hr. Karl Friedrich Flögel, Professor der Philosophie an der dortigen Ritterakademie, im 59sten Jahre seines Alters.

Am 23sten März starb in Rostock Hr. D. Christian Ehrenfried Eschenbach, Stadtphysikus und ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft daselbst, in einem Alter von 76 Jahren.

Am 4ten April starb in Heidelberg Hr. Joh. Baptist Kleber, D. und Professor der Theologie, alt 38 Jahre.

Ebendaselbst starb am 23sten April Hr. Johann Friedrich Mieg, Direktor des Ehegerichts, ein in der Pfälzischen Geschichte wohl erfahrner Gelehrter, in einem Alter von 88 Jahren.

Am 10ten April starb in Ulm Hr. Eusebius Beger, I. U. L. Rathskonsulent und Kreisdeputirter, alt 67 Jahre.

Druckfehler.

Im LXXVIII. Bande II. Stück.

Seite 554. Zeile 6. statt: sondern wegen lies sodann wegen Z. 7. statt: Vermögenstands, auch l. Vermögenstands. Auch Z. 30. ꝛc. soll heißen: vermischt J. das Hauptbuch mit dem Manual, darin (im Manual) auch nach dem alten Cammerstil Schuldigkeit und Berichtigung getrennt ist. S. 557. Z. 4. statt: wie Quittungen l. vier Quittungen.

Im LXXX. Bande II. Stück.

S. 407. Z. 15. Othem l. Athem.

Schaman, der sibirische, ein Lustspiel von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8. 8 Gr.

Schilderung offenherziger, der Müßiggänger und Taugenichts in London, zur Warnung für deutsche Müßiggänger und Taugenichts, zweyter Theil, 8. London, bey W. Adlard. 8 Gr.

Schink, Joh. Fr. vernünftig christliche Gedichte, 8. 9 Gr.

Treumann, Georg Friedrich, Katechisationen, dritter Theil, 8. 8 Gr.

Ueber Katholicismus, Vernunft-Religion und vernünftiges Christenthum, in einigen nützlichen und nöthigen Anmerkungen zu des Herrn S. de Marces Briefen über die neuen Wächter der protestantischen Kirche; aufgesetzt von einem Freunde der Wahrheit, 8. 12 Gr.

Ueber J. M. Sailers vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen, gr. 8. 4 Gr.

Versuch über Gott, die Welt, und die menschliche Seele, durch die gegenwärtigen philosophischen Streitigkeiten veranlaßt, 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Neue Kupferstiche.

Plan der Stadt Wien, und der sämmtlichen Vorstädte, nach den neuesten Verbesserungen, 1783. auf französisches Papier gedruckt. 8 Gr.

Bildniß Herrn Christian Gottlieb Gmelin, Herzogl. Würtenb. Rath und Professors der Rechte zu Tübingen, nach Oder von E. Henne in Berlin gestochen. 6 Gr.

— Herrn Consistorialrath Joh. August Hermes, zu Quedlinburg von D. Chodowiecki in Berlin gezeichnet und gestochen, gr. 8. 8 Gr.

— Herrn D. Wilhelm Herschel, (des berühmten Astronomen zu London) von Riepenhausen in Göttingen gezeichnet und gestochen, gr. 8. 6 Gr.

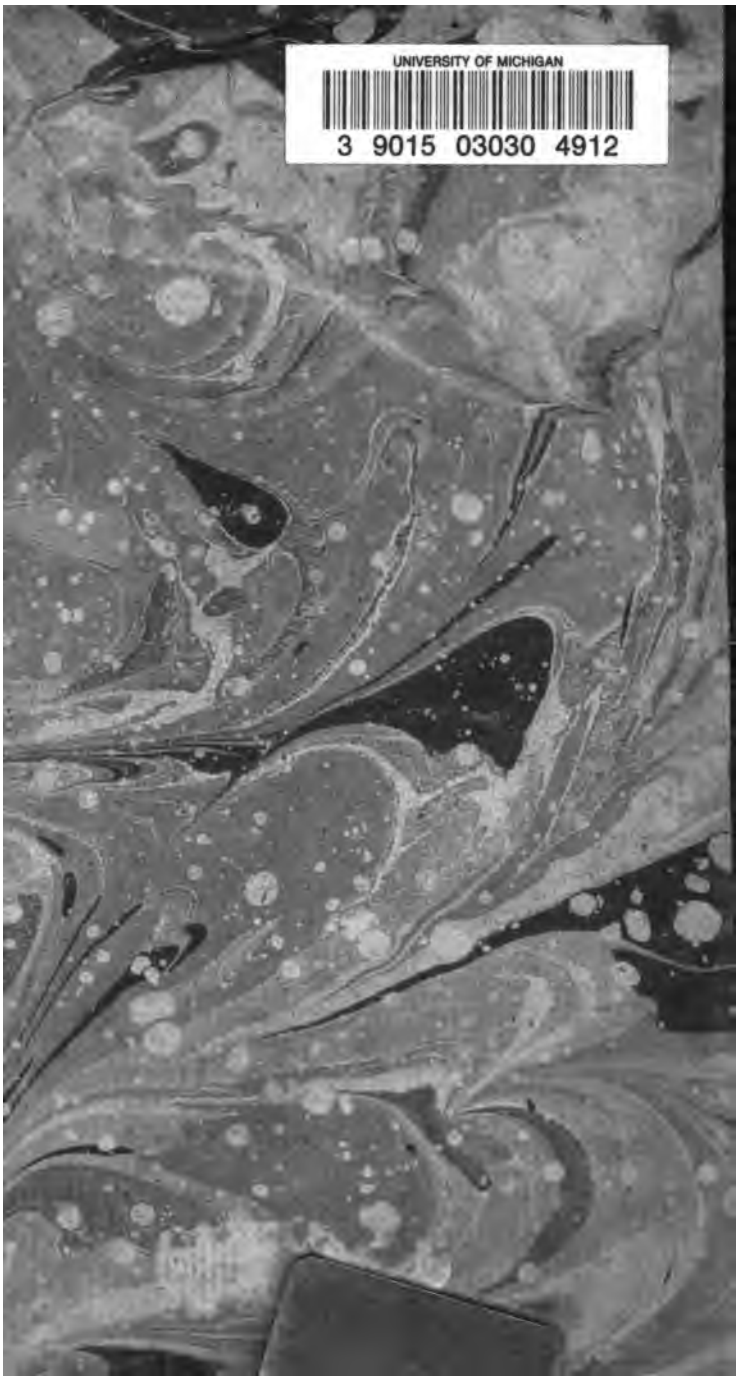
— des sel. Herrn Geheimenrath D. Joh. Kämpf, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— des sel. Herrn Hofrath W. J. G. Karsten zu Halle, von D. Beyel in Halle gezeichnet und gestochen, gr. 8. 4 Gr.

— Herrn Prof. Meiners zu Göttingen, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— Herrn Hofrath David Michaelis zu Göttingen, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— Herrn Hofrath K. G. Pfeffel zu Kolmar, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 4912